This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

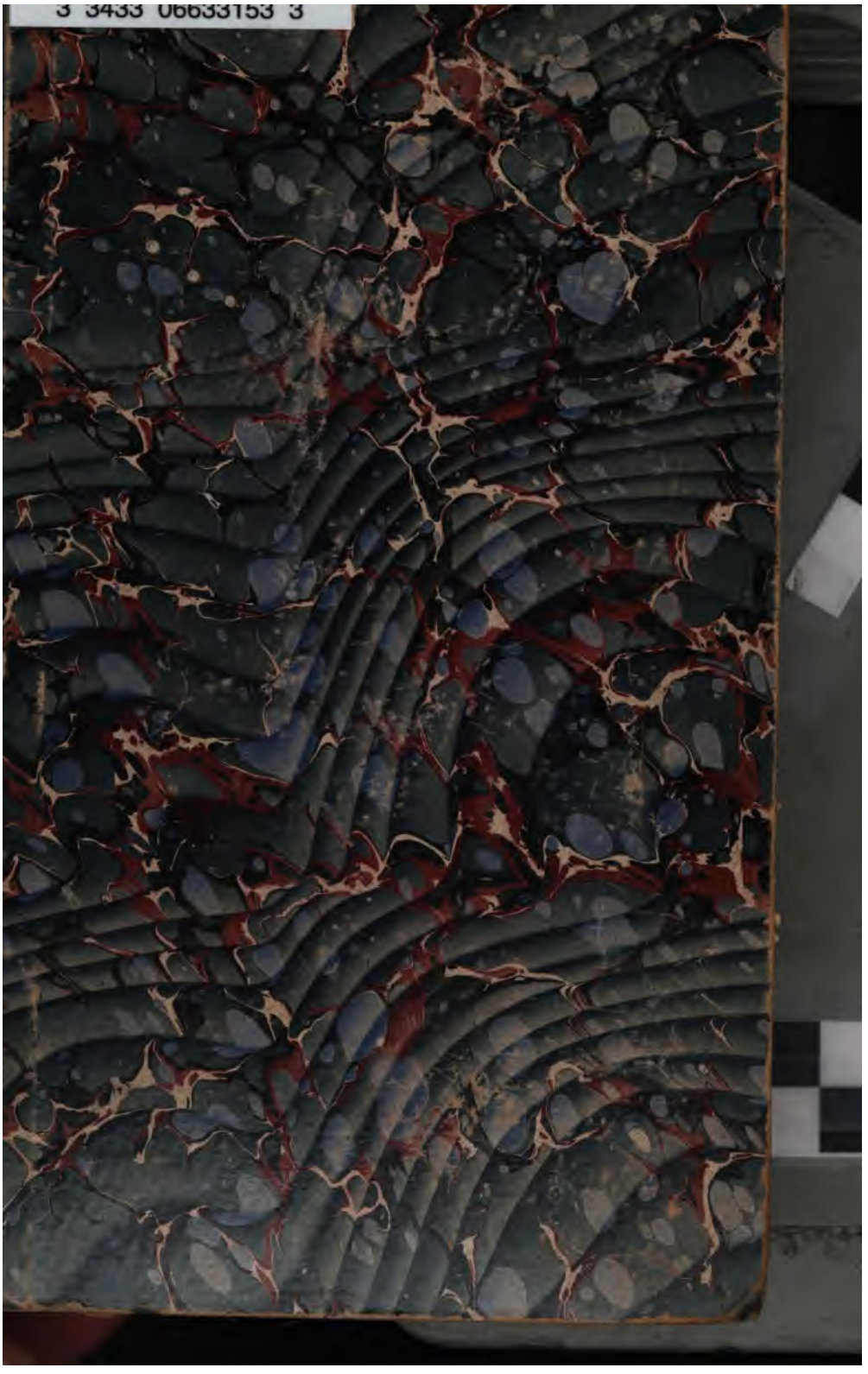
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 06633153 3



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX & TILDEN
FOUNDATIONS

PKD
Schmi

Geſchichte

der

Alchemie.

Von

Karl Chriſtoph Schmieder,

Doktor der Philoſophie und Profeſſor
zu Kaſſel.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes.

1832.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Vorwort.

Gerechter Mißbilligung würde verfallen seyn, wer eine ausgemachte, längst abgethane Sache noch in Frage stellen wollte und das dürfte Vielen hier der Fall zu seyn scheinen. Es ist wahr, die Alchemie hat ihren Proceß in erster Instanz verloren; wenn sie jedoch seitdem neue Rechtsgründe gefunden haben sollte, so wird ihr unbenommen seyn, auf Revision anzutragen. Möchten unterdessen Jahrhunderte verflossen seyn, ihr Recht kann nicht verjähren; denn die Wahrheit ist ewig und darf nicht verurtheilt werden.

In vielen Hörsälen gilt freilich die Sache für abgemacht, und was man gewöhnlich studiren nennt, läßt's gern dabei; allein Hören heißt Andere für sich denken lassen, und das Studiren muß dann erst folgen. Mein Hören fiel in die Zeit, da der besagte Proceß sein Ende erreicht zu haben schien. Als Zwanziger schwur ich demnach auf Meisters Wort, die Alchemie sey ein Mährchen, zum Betrug erdacht, und damals sah der junge Doktor wol fürnehm auf Andersmeinende herab. Der Dreißiger traf schon auf Dinge, die er nicht beachten mochte. Der Vierziger las mehr, und fand mehr, was ihn bedenklich machte. So war der Fünfziger dahin gekommen, daß er nicht wußte, was er glauben solle.

Ich ſchämte mich deſſen, und das erzeugte den Entſchluß, endlich einmal daran zu gehen, daß ich den eigentlichen Grund der Sache ſuche. Die Meiſter, die wir hörten, hatten das redlich auch gethan; daran zu zweifeln, war ich weit entfernt. Es waren aber ſeitdem theils neue Thatſachen hinzugekommen, theils ältere mehr bekannt geworden. Zudem haben ſich in dieſen dreißig Jahren meines Studirens Dinge zugetragen, welche zweifelhaft machen, ob das Geſetzbuch noch gelte, nach welchem der Proceß entſchieden ward.

Nicht Jeder findet Zeit und Gelegenheit, die Akten zuſammenzubringen, welche zur Ueberſicht der Sache nöthig ſind. Wem daran liegt, dem biete ich dar, was ich geſammelt und verglichen habe. Kann es ihm dienen, ſo wird es mich freuen, nicht mir allein gedient zu haben. Was ich erzähle, iſt nachgewieſen. Was ich meine, iſt deutlich unterſchieden, und will ich damit niemand vorgreifen.

In ſolchen Fällen muß man vermögen, ſich aus der liebgewordenen Anſicht zu verſetzen, um noch einmal zu prüfen, was erwieſen ſchien. Man muß es über ſich erhalten können, einer unwahrſcheinlichen Sache zum Verſuche das Unwahrſcheinliche zu benehmen. Dazu fordern uns große Denker auf. Seneca geſteht: Quod primum incredibile videtur, non continuo falsum est; crebro siquidem faciem mendacii veritas retinet. Beinahe gleichlautend ſagt Voltaire: Le vrai n'est pas toujours vraisemblable.

Kaſſel, den 1. December 1831.

Ueberſicht.

Einleitung. Name und Begriff der Alchemie. Vorſtellungen der Alten, der Arabiſten, Trimaterialiſten und Myſtiker. Anſichten der Chemiker und der Elektrochemiker. Urtheile von Ferber, Gmelin und Wurzer. Beurtheilung der Adeptengeſchichten und der alchemiſtiſchen Schriften.

Erſtes Kapitel. Alchemie der Aegypter. Myſterien. Hermes Trismegiſtos. Tabula smaragdina. Oſthanes der Große. Komarios und Kleopatra. Goldbau der Aegypter. Diokletian in Aegypten. — Moſes. Maria Prophetiſſa. St. Johannes.

Zweites Kapitel. Alchemie der Griechen. Chryſomallos. Midas. Demokritos von Abdera. Kallias. Julius Maternus Firmicus. Themiſtios Euphrades. Aineias Gazaios. Pſeudo-Demokritos. Syneſios. Philippos. Heliodoros. Zoſimos. Archelaos. Pelagios. Olympiodoros. Oſthanes d. J. Stephanos Alexandrinos. Pappos. Kosmas. Hierotheos. Joannes Damaskenos. Der Anepigraphos. Georgios Kedrenos. Michael Pſellos. Nikephoros Blemmidas. Syneſios Abbas.

Drittes Kapitel. Alchemie der Araber. Hypotheſe von oſtaſiatiſchen Myſterien. Araber vor Muhamed. Amri

und Joannes Philoponos. Geber. Abu Muſſah Giabr. Abu Juſſuf Alchindi. Rhaſes. Farabi. Salmana. Zulnun Ibn Ibrahim. Avicenna. Abu Dſchafar Ibn Tofail. Abfar. Der Thograi. Abul-Chaſſem. Mohieddin. Geldeki. Alchiabdachi. Ibn Waſchia. Kalid. Kalid Ben Jazichi. Kalled Rachaidib. Zadith. Ben Hamuel. Al Phager. Juſſuf Bul Hagiz. Bericht des Leo Afrikanus.

Viertes Kapitel. Alchemie der Lateiner. Römer bis zur Völkerwanderung. Ambroſius Merlinus. Haimo. Hortulanus oder Johannes de Garlandia. Die Arabiſten. Die Alchemiſten Ariſtoteles und Plato. Morienes. Arisläus. Artephius. Petrus von Zalento. Alanus. Ferrarius. Alphidius. Rhodianus. Veradianus. Gratianus. Johannes Belias.

Fünftes Kapitel. Alchemie des dreizehnten Jahrhundertes. Sulzburg. Albertus Magnus. Thomas von Aquino. Michael Skotus. Chriſtoph von Paris. Alphonſus der Zehnte. Roger Bako. Peter von Abano. Peter von Toledo. Arnald von Villanova. Richard von England. Guido Montanor. John Duns.

Sechstes Kapitel. Alchemie des vierzehnten Jahrhundertes. Papſt Johannes XXII. Die Bulle Spondent etc. Adolph Meutha. Jean de Meung Clopinell. John Daſtyn. Raimundus Lullus. John Cremer. Petrus Bonus. Antonio de Abbatia. Francesko Petrarka. Magiſter Odomarus. Johannes de Rupescissa. Richard Ortolanus. Nikolas Flamel. Charles VI.

Siebentes Kapitel. 1400 — 1450. Baſilius Valentinus. Johann von Tetzen. Der Mönch von Oberberg

Iſaak und Johann Iſaak Hollandus. Heinrich IV. und Heinrich VI. von England. Jaques le Cor. Die Kaiſerin Barbara. Lasnienoro. Johann der Alchemiſt. Albrecht, der deutſche Achilles. Nikolaus de Cuſa. Frater Makarius. Gottfried von Stendal. Johannes Piſcator. Edler von Lambſpringk.

Achtes Kapitel. 1450 — 1500. Bernardus Trevisanus. Marsilius Ficinus. George Aurac. Johannes Trithemius. Angelus von Eger. Ulrich Poyſel. Heinrich Eſchenreuter. Vincenz Koffsky. Richard Carter. Georg Ripley. Thomas Norton. Meiſter Burkhard. Georg Krapit. Ludwig von Neiſſe und Hans von Dörnberg. Fahrende Alchemiſten. Salomon Trismoſinus. Philipp Ulſted. Ritterkrieg.

Neuntes Kapitel. 1500 — 1550. Augurelli. Picus Mirandulanus. G. A. Pantheo. Lacinius. Braceschi. Rouillac. Alvarez Ohacan. Reyner Snoy. Jodocus Grewer. Luther und Melanchthon. Agrippa von Nettesheim. Theophraſtus Paracelſus. Bartholomäus Korndörfer. Hieronymus Crinot. Chryſogomus Polydorus. Georg Agricola. Wenzel Lavin. Jean Fernel. Denys Zachaire. Petrus Arlenſis. Robertus Vallenſis. Adam von Bodenſtein. Alexander von Suchten. Peter Kerzenmacher. Georg Phädro Rodacher. Chrysippus Fanianus. Edler von Trautmannsdorf.

Zehntes Kapitel. 1550 — 1600. Hans Sachs. Leonhard Thurneyſſer. Sebaſtian Siebenfreund. Albrecht Beyer. A. M. Zieglerin. Thomas Lieber. Antonius Tarvisinus. Bragadino. Lorenzo Ventura. Wilhelm Gratarolus. Na-

zari. Carreri. Quadrammo. Gliſſenti. Fioravanti. Iſabella Corteſe. Bernard Paliſſy. Louis Lazarel. Jean Digop. Vigenère. Gaſton de Claves. Penot. Barnaud. Balbian. Kaiſer Rudolph II. Edward Kelley. John Dee. Franz Antony. Hieronymus Scotus. David Beuther. Seb. Schwertzer. Honauer. Brunner. Wittſtein. Dorn. Kunrath. Cäſar. Reußner.

Elftes Kapitel. 1600 — 1625. Alexander Setonius. Die Roſenkreuzer. Libav. Töpfer. Tank. Croll. Noll. Pontanus. Graßhof. Siebmacher. Clajus. Schaubert. Rhenanus. Gerhard. Michael Mayer. Furich. Neri. Birelli. Giovanni de Padua. Brenzi. Angelo Sala. Dubois. Guibert. Bassaeus Melusinus. Jean d'Espagnet. Nuysement. Potier. Chataigne. Lagnet Paumier. Besard. de l'Angélique. Drebbel. de Bo Brachel. Mennens. Theobald van Hoghelande. Butl Thornburg. Fludd. Samuel Northon. Giovanni eroni.

Zwölftes Kapitel. 1625 — 1650. Michael Sendiv Ambroſius Müller. Großſchedl von Aicha. Ar v. Batsdorf. Johann Franke. Riſt. Johann Ag Thom. Keßler. Liberius Benedictus. Jebſenius. mann. Hermann Conring. Claude Berigard. Morgenbeſſer. Bureau. Val. Martini. G. Grimaldi. Beausoleil. Collesson. P. J. J. Bapt. v. Helmont. Irenaeus Philaletha. key. Aſhmole. Boſſet Honius. Harbach.

Dreizehntes Kapitel. 1650 — 1675. Pfenn hauſen v. Chaos. Monte Snyders. Glaube

Harprecht. Rolfink. Kircher. Blauenſtein. Clauder. Tachen. Gottfr. W. v. Leibnitz. Becher. Sachs von Löwenheim. Drechsler. Urſinus. Albinus. Cramer. Concius. Erich Pfeffer. Daniel Georg Morhof. Olaus Borrich. Joh. Fr. Schweitzer. J. Vierorth. Grill. Th. Kerkring. Gooſen v. Vreeswyk. W. Johnſon. Chartier. J. d'Aubry. Peter Borel. Claude Germain. Atremont. D. du Clos. L. de Conti. Mazotta. Lana. Kiuperli.

Vierzehntes Kapitel. 1675 — 1700. v. Schröder. Wagnereck. Pantaleon. Wenzel Seyler. Krohnemann. Kardiluck. Balduin. Joh. Kunkel von Löwenſtern. Wedel. v. Helbig. Orſchall. Grummet. Seger v. Weidenfeld. Kirchmayer. Hannemann. Kraus. Robert Boyle. Dickinſon. Mundan. Colſon. Headrich. Grandeville. Toll. Blankaart. Salmon. St. Romain. d'Acqueville. Borri. Gualdo. Lancilotti. Severino. Vansleb. Paul Lukas.

Fünfzehntes Kapitel. 1700 — 1725. Laskaris. Böttticher. Braun. Martin. Liebknecht. Stolle. Caëtano. Schmolz v. Dierbach. Proben zu Homburg, Darmſtadt und Wien. Erbachſches Gutachten. Joch an Wedel. Delisle. Paykul. G. E. Stahl. Homberg. Dippel. Ettner v. Eiteritz. Barchuſen. Manget. Söldner. Kellner. Doroth. Jul. Wallich. Axtelmayer. Fauſt. Brebis. J. E. Müller. Horlacher. S. Richter. Klettenberg. Rothſcholz. Chymiphilus. Siebenſtern. Henſing. Geoffroy.

Sechzehntes Kapitel. 1725 — 1750. Aluys. Dammy. Benjamin Jeſſe. Syberg. Jugels Adept. Sehfeld. Horter. Reuſſing. Pluſius. J. G. Gerhard. Die Jung-

frau Alchymia. Pflug. Gölicke. Keil. Kunſt. Kreiling. Fiktuld. Schmid. Richebourg. Lenglet du Fresnoy. Therſander. Jugel. Philander. Edler von Sonnenfels. Böhm. Wagenkreuz.

Siebzehntes Kapitel. 1750 — 1775. Frau v. Pfuel. Die Regensburgerin. Focet — Lange — Linter. Johann Georg Stahl. v. Meidinger. Dr. Conſtantini und Joh. Fr. Meyer. Wenzel. Fr. Joſ. Wilh. Schröder. Hirſching. Nüſſenſtein. Mondenſtein. Wlömen. Moſcheroſch v. Wiſtelsheim. de Limitibus. Niebuhr's Araber.

Achtzehntes Kapitel. 1775 — 1800. James Price. Rolleſton. Cappel, Kratzenſtein, Guyton Morveau und v. Born. Lehmann. Johann Salomo Semler. Gottfried Chriſtoph Beireis. Johann Chriſtian Wiegleb. ab Indagine. Adama Booz. Hervordi. Güldenfalk. W. J. G. Karſten. K. A. Kortum. Nemo v. Langenheim. J. Fr. Henckel. Chriſtoph Bergner. Die Hermetiſche Geſellſchaft.

Schluß. Ali Bey in Afrika. Colquhoun in Baſſora. Chr. Gottl. v. Murr. — Schlußbemerkungen.

Ein=

KARL CHRISTOPH SCHMIEDER

GESCHICHTE DER ALCHEMIE

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON
FRANZ STRUNZ

*

MÜNCHEN-PLANEGG
OTTO WILHELM BARTH-VERLAG G. M. B. H.

Copyright 1927 by Otto Wilhelm Barth-Verlag, G. m. b. H.
München-Planegg
Druck von Anton Meindl & Co., München-Pasing

ALEXANDER BAUER

(16. II. 1836 — 12. IV. 1921)

DEM BEGRÜNDER DER GESCHICHTE DER
CHEMIE UND ALCHEMIE IN ÖSTERREICH

ZUM GEDÄCHTNIS

EINLEITUNG

Die heute ſelten gewordene und für weitere Kreiſe verſchollene Geſchichte der Alchemie von Karl Chriſtoph Schmieder (1832) gehört trotz ihres vielfach veralteten Inhaltes und der mangelhaften Kritik der Quellen zu den dauernd wertvollen Werken des hiſtoriſch-chemiſchen Schrifttums, wertvoll immer noch als Quellenſammlung, wertvoll als Bekenntnis alchemiſtiſcher Weltanſchauung und ihres Irrtums, die hier in ſyſtematiſch klarer und geſchichtlich unterbauter Weiſe vorgetragen werden. In Bezug auf Eigenart und Materialienreichtum — allerdings die Geſchichte der geſamten Chemie betreffend — kann mit dieſem Buche nur das alte, heute gleichfalls längſt vergeſſene dreibändige Werk von Johann Friedrich Gmelin, das 1797 bis 1799 erſchienen iſt, verglichen werden. Schmieders Hiſtorie gehört zu den grundlegenden Büchern der Geſchichte der Chemie, die man ihren „Klaſſikern" zuzuzählen Berechtigung hat. Sie war das unentbehrliche Nachſchlagewerk für den Chemiker, Philoſophen, Hiſtoriker und Antiquar, man hat es unzähligemale zitiert, verglichen und ausgeſchrieben. Der gelehrte Verfaſſer iſt theoretiſcher Alchemiſt. Er hat ſich nach mancherlei wiſſenſchaftlichen Entſcheidungen und ſeeliſchen Konflikten immer wieder zum uralten Irrtum der Alchemiſten „durchgerungen" und an ihm eine Welt höheren Seins erlebt, die ihm zu der großen Illuſion einer metaphyſiſchen Grundlegung der Chemie und Lebens-

wiſſenſchaften wurde. Vielleicht iſt Schmieder überhaupt der erſte Hiſtoriker der Naturwiſſenſchaften geweſen, der über die Enge ſeines Stoffes, alſo weit über die Grenzen der Geſchichte der Alchemie und Chemie, mit einer inneren Beteiligung metaphyſiſch-hiſtoriſcher Art das tote Material anpackt und zu Geſchichte und geſchichtlichem Bewußtſein ſteigert. Er ſtellt die Alchemie in die Entwicklung des inneren Menſchen und, ſie als geiſtige Welt phantaſievoll und gemüthaft nacherlebend, verſucht er es, die erſten ideengeſchichtlichen Zuſammenhänge zu ertaſten, wie ſie ſich vor allem auch in der mythiſchen Phantaſie und in metaphyſiſchen Spekulationen verbergen. Schmieder glaubte an die Transelementation oder Transmutation, er vertrat als Gelehrter und Geſchichtsſchreiber alchemiſtiſch das Dogma von der Verwandlung des unedlen Metalles in edles, er ſtak tief in dieſem viele Jahrhunderte überdauernden Irrtum und gab ihm metaphyſiſche Größe. Er ſprach ohne myſtiſchen Größenwahn. Er lehnte allen groben Aberglauben ab und verzichtete vor allem auf die vermeintlichen heilkräftigen und lebenverlängernden Wirkungen der alchemiſtiſchen Zuſchläge, Endprodukte, Liquida und Qualitäten. Er glaubt an die ideelle und reale Zerlegung der Dinge. Die erſtere iſt die metaphyſiſche Methode, die letztere iſt die Kunſt des Alchemiſten. Schmieders Ueberzeugung iſt, daß es ein chemiſches Prä-

parat gäbe, durch welches andere Metalle in Gold verwandelt werden können, das in mancherlei Formen und verſchiedenen Qualitäten (Vollkommenheitsgraden) darſtellbar iſt. Aber es gäbe auch ein chemiſches Präparat, durch welches andere Metalle, auch Gold, in Silber verwandelt werden können. Daß dieſen gewonnenen Produkten auch eine große Heilkraft innewohne bezweifelt er. Das iſt die Tendenz des Buches. An der Geſchichte demonſtriert er ſeine alchemiſtiſche Weltanſchauung. Aus dieſem Werke kann man zur Genüge erſehen, wie lebensmächtig und geiſtig aktiv noch die alchemiſtiſche Idee zu Schmieders Zeit geweſen iſt. Das einſt viel geleſene Buch erſchien im Todesjahr Goethes! In ihm iſt der uralte Gedanke wieder unmittelbar Schöpfung geworden und gibt dem Lebensgefühl eines großen, aber würdevollen Irrtums der vergangenen Wiſſenſchaft klaren, ja ſyſtematiſch Ausdruck. Schmieder arbeitet im überſichtlichen Stil des Enzyklopädiſten und Panſophen. Man denkt an die Klarheit der Phyſica von Joh. Amos Comenius, an naturkundliche und mediziniſche Lehrbücher einer pädagogiſch und didaktiſch gerichteten Zeit. Es ſind nicht Gedankenſyſteme und Gedankenpräparate, die nur in willkürlichen Aufſtellungen und als theoretiſche Produkte der ſubjektiven Neigung beſtehen. Man fühlt bei dieſem ernſten Mann, daß es für ihn die Wahrheit iſt. Redlich und rückſichtslos tritt er für

ſie mit dem Reichtum ſeiner Gelehrſamkeit ein. Es iſt ferner reizvoll, zu beobachten, wie er ſeinem Erleben Geſtalt gibt und ſich müht, Alchemie und chemiſche Wiſſenſchaft in einer höheren Einheit zu verſöhnen.

Wie man über Religion nur im religiöſen Sinne nachdenken und urteilen kann — nur der religiöſe Menſch vermag fühlbar zu machen was Religion iſt — ſo iſt es vielleicht von Bedeutung auch über Alchemie ein altes bewährtes Buch zu beſitzen, das im alchemiſtiſchen Sinne erlebt, nachdenkt und urteilt. Nur ſo kann man den Irrenden und den Punkt ſeiner ſeeliſchen Blindheit deutlicher ſehen. Auch die Alchemie wurzelt mit ihren letzten, feinſten Wurzelfaſern im Reiche des Gemütes und Gewiſſens, in Erlebniſſen, Wertſchätzungen und Willensrichtungen, die aus dem inneren Lebendigſein kommen und nicht Götzendienſt toter Begriffe ſind. Der Alchemiſt verliert ſich am Ende in die ſchwindelerregende Weite der Umſchau, er zerbricht an der Größe ſeines Wollens. Er ſieht falſch und hofft Unmögliches, ſeine Beobachtung iſt ungenügend. Vielleicht gehört das zum Geſtaltenwandel menſchlichen Geiſtes, vielleicht iſt der Irrtum nur die Hülle für Wahrheiten, die ihrer Auferſtehung harren — ſo wie die Jugend eine ſchickſalgewollte Lebensmacht iſt, die irren, verklären, ahnungsweiſe die Wahrheit erfühlen muß. Was umhüllt nicht an Geheimnisvollem und Werden-

dem der Glorienſchein der Jugend! Hat doch Friedrich Nietzſche davon geſprochen, daß man in gewiſſen Jahren des Lebens ein Recht habe, Dinge und Menſchen falſch zu ſehen — „Vergrößerungsgläſer, welche die Hoffnung uns gibt". Im Alchemiſten, ich meine den philoſophiſchen und metaphyſiſchen Kopf, ſteckt der Bekenner, der Apoſtel, oft auch der verborgene oder offene Fanatiker. Auch in den gelehrteſten Vertretern dieſer naturphiloſophiſchen und metallurgiſch-chemiſchen Kunſt lebten die Sehnſucht und Romantik. Die Alchemie ſteht in der Geſchichte einer enthuſiaſtiſchen und myſtiſchen Bewegung. Erlöſung, Erleuchtung, Vergottung, Himmel und Hölle ſind laut oder leiſe umredete oder gefühlte Zuſtände der Seele. Den Akzent von Glaubensfanatismus und exkluſivem Sektendogmatismus haben alle Geſinnungsgemeinſchaften, Zirkel, Logen, Ketzergemeinden religiöſer Art, die ſich zur Alchemie bekannten. Immer war ſie auch eine Philoſophie des Stoffes und eine phantaſievolle Deutung ſeiner Konfiguration, den Blick auf das letzte große Ziel einer Metaphyſik gerichtet, die ſich zur Lehre vom Zuſammenhange des Kosmos, der Planeten und von allem Lebendigem und Unlebendigem der Erdoberfläche bekannte. Das Weltall iſt ein Lebeweſen! Auch die Alchemiſten ſind Univerſalvitaliſten. Ihre Lehre iſt mehr als die allegoriſche Verbrämung metallurgiſcher Technik. Das vom

Handwerk und Legierungsverfahren Losgelöſte, die von der Goldmacherkunſt abgelöſte Idee, ihr eigentlich Transzendentes und metaphyſiſch Richtungweiſendes war ihre geiſtige Macht.

Schmieder's Werk geben wir unverändert und ohne wiſſenſchaftlich-kritiſchen Apparat wieder. Es verträgt keine „Verbeſſerung". Sie käme einer Zerſtörung oder einer völlig fremden, neuen Arbeit gleich. Schmieders Geſchichte der Alchemie iſt für den Hiſtoriker der Naturwiſſenſchaften ein Literaturdenkmal. Sie iſt eine individuelle Leiſtung, ein Bekenntnisbuch mit ſeiner beſonderen perſönlichen Eigenheit und eigentümlichen Struktur des Geiſtes. Faſt wie die wiſſenſchaftliche Autobiographie eines Gelehrten mutet ſie uns an, eine Geſchichte des Selbſtbewußtſeins und der Produktion geiſtiger Kämpfe, Irrungen und Ueberzeugungen. Jedes Buch ſolcher Art iſt ein Rechenſchaftsbericht und hat ſein perſönliches Erlebnis. Das Prinzip der geiſtigen Entwicklung des Verfaſſers tritt deutlich hervor. Das Buch wird zum Selbſtbericht.

Um Schmieders Geſchichtswerk auch wiſſenſchaftlich und kritiſch verwerten zu können bedarf es natürlich des gleichzeitigen Studiums unſerer neuen und neueſten chemiſch-hiſtoriſchen Arbeiten: allen voran der Forſchungen von Edmund O. von Lippmann, dem hervorragendſten Hiſtoriker der Chemie überhaupt, dann der von

Hermann Kopp, M. E. Chevreul, Hoefer, Marcelin Berthelot; Ruelle, Duval und Houdas (den drei wichtigſten Helfern und eigentlichen Förderern Berthelots), Alexander Bauer (Wien), E. Wiedemann, G. W. A. Kahlbaum, Ernſt von Meyer, Hermann Diels, Karl Sudhoff, E. Reitzenſtein, Emanuel Rádl (Prag), Ernſt Darmſtaedter, Julius Ruska, Paul Diergart, G. Lockemann, Rudolf Zaunick, Herbert Silberer, Otto Zekert u. a. Von der alten Literatur bleiben immer noch die reichhaltige Geſchichte der Chemie von J. F. Gmelin, die ehrwürdigen Quellenwerke der beiden Scaliger, des Casaubonus, Salmasius (Saumaise), ferner die Bücher von Borrichius, Cardanus, Conring, Joh. Amos Comenius, Rulandus, Morhof u. a. unentbehrlich. Sie alle gehören zum Rüſtzeug des Hiſtorikers der Chemie und Naturwiſſenſchaften überhaupt.

Es iſt nicht Aufgabe dieſer einleitenden Worte eine ausführliche Entwicklung der Alchemie und ihrer Probleme im Sinne der heutigen kritiſch-vergleichenden Forſchung darzuſtellen. Nur in wenigen Strichen ſeien ihre großen Epochen und der Geſtaltenwandel ihres ideegeſchichtlichen Zuſammenhanges angedeutet.[1])

1) Vgl. mein demnächſt erſcheinendes Buch: Aſtrologie, Alchemie und Myſtik. Ein Beitrag zur Geſchichte der Naturwiſſenſchaften. München-Planegg 1927 (Otto Wilhelm Barth-Verlag, G. m. b. H.)

Das ſchon frühzeitig gebrauchte Wort Alchemie geht auf das griechiſche χημεία (chemeia) und das arabiſche Präfix al zurück. χημεία oder χημία wird meiſt mit dem alten Namen Aegypten chemi zuſammengebracht und daher auch von einer „ägyptiſchen Kunſt“ geſprochen. Eine andere Ableitung iſt von dem ägyptiſchen Wort chame „ſchwarz“ (ſchwarze Kunſt), wonach Chemie „Bereitung der Schwärze“ oder „Beſchäftigung mit dem Schwarzen“, „Verfahren zur Bereitung des Schwarzen“ (eines ſchwarzen Präparates d. h. des Urſtoffes) bedeuten ſoll. „Cheme“ iſt kein griechiſches Wort, ſondern Fremdwort. Es findet ſich das erſtemal bei dem griechiſch ſchreibenden Zosimos von Panopolis in Aegypten (3. Jahrhundert nach Chriſtus): die Kunſt χημία oder χημεία. Der Verſuch das Wort aus cheo, chüo, cheuma, chüma (Schmelzung, Fluß, Metallguß, Kunſt des Metallguſſes) abzuleiten, iſt ebenfalls unternommen worden. Heute gilt als wiſſenſchaftlich richtige Erklä-

---

wo ich das Nähere ausgeführt und die Literatur überſichtlich zuſammengeſtellt habe. Auch weiſe ich auf meine früheren Publikationen, vor allem auf meine Bücher Albertus Magnus. Weisheit und Naturforſchung im Mittelalter. Wien-Leipzig 1926 (Verlag Karl König); Paracelsus. Leipzig 1924 (Verlag H. Haeſſel); Die Vergangenheit der Naturforſchung. Jena 1913 (Verlag Eugen Diederichs); Geſchichte der Naturwiſſenſchaften im Mittelalter. Stuttgatr 1910 (Verlag F. Enke), ferner auf unſere deutſche Ausgabe von Marcelin Berthelots Chemie im Altertum und Mittelalter. Wien-Leipzig 1909 (Verlag Franz Deutike).

rung die folgende: chemeia oder chemia iſt ein alchemiſtiſcher Fachausdruck oder Terminus, der aus den Kreiſen helleniſtiſcher Alchemiſten ſtammt und von hier zu den Syrern und Arabern übergegangen iſt. Unter Alchemie verſtand man immer ſchon Goldmacherei und zwar urſprünglich die täuſchende und betrügeriſche. Im Worte chemeia ſteckt überhaupt ein Wortſinn wie Fälſcherei, ſprachlich verbirgt ſich, wie bereits erwähnt, in dieſem griechiſchen Fremdwort, die ägyptiſche Wurzel keme oder kemi = das Schwarzerdige, das Schwarzland, Aegypten. Im Spätlateiniſchen heißt aegypticum = ſchwarz. Der Name der alchemiſtiſchen Technik wurde erſt ſpäter mit dem anklingenden des Landes Aegypten in Verbindung gebracht.

Für das Verſtändnis der Geſchichte der Chemie des Mittelalters und ihre Fortentwicklung bis in die beginnende Neuzeit iſt die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Lehre von den Wandlungen der Materie bedeutſam. Ihre Grundüberzeugung wurzelt nicht in der Annahme eines äußeren ſynthetiſchen Aufbaues, ſondern in der Exiſtenz einer Miſchung von Stoffen, in welcher dieſelben keineswegs mehr in ihren früheren Eigenſchaften vorhanden ſind, ſondern überhaupt neue Stoffe oder ſubſtanzielle Formen (die erſte Materie oder Hyle als Prinzip bleibt allerdings unverändert) geworden ſind. Hier liegt auch der Weg zur Entelechie des Goldes, den die

Alchemiſten und Naturphiloſophen ſo ſchickſalsreich geſucht haben. Wie aktiviert man aber dieſe Entelechie? Darauf hat die Alchemie mit der Praxis geantwortet: durch Zuſchlag oder Zuſatz einer färbenden Qualität (Merkurius der Philoſophen, Stein der Weiſen, Elixier, rote Tinktur u. a.). Auch ſind nach ariſtoteliſcher Meinung einige Dinge nicht genau fixiert; ſie ſchwanken zwiſchen einem Sein hin und her: ſie ſind kaum bemerkbar miſchungsfähig. Das eine iſt aufnehmender Stoff, das andere Form. Das Zinn verſchwindet z. B. in der Kupfer-Zinn-Legierung völlig, gleich einem ſtofflоſen Zuſtand des Kupfers und entflieht im Stadium der Miſchung, und zwar dann, nachdem es dem Kupfer nur eine F ä r b u n g gegeben hat.

Es kann nicht geleugnet werden, daß auch ſchon die ariſtoteliſchen Theorien über Entſtehen und Vergehen nicht immer frei von inneren und äußeren Widerſprüchen ſind, was eine einwandfreie hiſtoriſch-chemiſche Deutung weſentlich erſchwert. Seine Lehre von der Subſtanz, von den bewegenden und ſtofflichen Urſachen, vom Artding und Einzelding u. a. gewinnt dadurch nicht an Einheitlichkeit und Geſchloſſenheit.

Gibt es ein chemiſches golderzeugendes Präparat (ſei es nun ein Liquidum oder feſter Körper), wodurch andere Metalle in echtes und beſtändiges Gold verwandelt werden können? Hat ein ſolcher

„mercurius philoſophorum", „Stein der Weiſen", die „rote Tinktur", „die große Panazee", das „große Werk", der „rote Leu", „das große Magiſterium", „große Elixier" oder wie man es ſonſt noch nannte, nicht nur das Vermögen Gold zu „tingieren", ſondern auch als eine Wunderarznei, als eine Panazee des Lebens (Univerſalheilmittel) zu wirken? Gibt es ſolche Mittel, das Leben zu verlängern und es zu verjüngen? Die inneren Bedingungen dieſer Doktrin lagen freilich auf dem Wege der Praxis, und die ariſtoteliſche Faſſung ſtellt in einer gewiſſen Beziehung nur den theoretiſchen Ausklang vor. Die Geſchichte der antiken Metallurgie — insbeſondere der Bronzedarſtellung — weiſt auf weit zurückliegende Zeiten. Schon um 2500 vor Chriſtus kannte man Bronze. Dieſe „theorieloſe Alchemie" war der Ausdruck eines inſtinktiven Triebes nach Erzeugung von Edelmetallen. Legierungsverfahren und Metallfärbung führen die alchemiſtiſche Praxis herauf. Gewiß dürfte Ariſtoteles der erſte ſein, der dieſe praktiſchen Intereſſen theoretiſch- und zwar philoſophiſch, unterbaut hat. Von hier aus ſtrömten dann die akut alchemiſtiſchen Begriffe — in den bunteſten Aus- und Umgeſtaltungen — über Stoizismus, Epikureismus und Skeptizismus in die religiös intereſſierten ſynkretiſtiſchen Syſteme, beziehungsweiſe in die griechiſch-alexandriniſche Wiſſenſchaft, an die dann die ſyriſchen und byzantiniſchen Alchemi-

ſten anſchließen. Beſonders die ſyriſchen Gelehrten ſind dann die Lehrmeiſter für die ſpätere arabiſche Alchemie, welche die Idee der alexandriniſchen Naturforſchung erweitert und vertieft. Im 12. und 13. Jahrhundert übernimmt das Abendland das Erbe, indem ſich in Spanien arabiſche und chriſtliche Kulturkreiſe berühren. So etwa möchte man die Entwicklung vorläufig im Schema feſthalten.

Gewiß iſt die Alchemie nicht die banale und ſchwindelhafte Goldmacherkunſt, von der diejenigen ſprechen, denen die kritiſchen Kenntniſſe der Geſchichte der Chemie fehlen. Iſt das Weſen der Alchemie wirklich die viel verläſterte Praxis, von der Scharlatane und betrogene Betrüger lebten? Liegt nicht der alchemiſtiſchen Kernidee etwas ganz anderes zugrunde als Spielerei, Dilettantismus und verderbte Wiſſenſchaft? Wer ſich um dieſe Probleme hiſtoriſch bemüht, weiß — im vorhergehenden iſt ja davon die Rede geweſen —, wie innig ihre Theorie und Praxis mit der großen Entwicklung der antiken Naturphiloſophie und den Stammbäumen gewiſſer geiſtiger Ideen vom Entſtehen und Vergehen, von der Urmaterie, von Miſchung und Ineinanderverwandlung, Transelementation, von dem aktiven und paſſiven Charakter der Elemente, dem Gegenſatz von Stoff und Form, kurz von den Metamorphoſen des Stoffes zuſammenhängen. Aber das nicht allein, auch die Idee von dem Keimen und der Zeugung, die Zeu-

gungsſymbolik und die Herſtellung des ſogenannten Homunculus (darſtellbar mit Hilfe alchemiſtiſcher Kunſt) gehören hierher. Darum ſpricht dieſe dunkle Praxis vom „goldenen Menſchlein", Anthroparion (dem Kupfer-Menſchlein, Silber-Menſch und Gold-Menſch in den Schriften des Zosimos von Panopolis), männlichen Prinzip (Schwefel), weiblichen Prinzip (Queckſilber), dem „Roten", dem „Weißen", der „weißen Lilie", „weißen Blüte" (Queckſilber), von „Brautgemächern" (Deſtillations- und Sublimationsapparaten), dem „Magen Vulkans", „grünem Leu" (Eiſenvitriol), leo ruber (Gold, das Elixier, rote Lilie) u. a. Leider ſind auch dieſe Kapitel der Geſchichte der Wiſſenſchaften mit „modernen", aber verworrenen Deutungen der „Geheimwiſſenſchaften" unnützerweiſe und zum Schaden eines klaren hiſtoriſchen Verſtändniſſes belaſtet und verdunkelt worden. Neue Forſchungen, ich denke hier beſonders an die Arbeiten von Edmund O. von Lippmann in Halle, führen zu weſentlichen Aenderungen des geſchichtlichen Bildes und tragen dazu bei, die Geſchichte der Alchemie im Geſamtzuſammenhange der Geſchichte der Wiſſenſchaft und Technik zu begreifen. Dieſe Anſicht hat auch mich in meinen diesbezüglichen Unterſuchungen geleitet.

Die Alchemie und mit ihr die Chemie überhaupt iſt aus der Praxis hervorgegangen, und erſt

aus ihr entſtand eine theoretiſche Disziplin. Es iſt gewiß, daß die Alchemie als Praxis — trotz all ihrer mythiſchen Urſprünge und philoſophiſchen Verkettungen — ſchon in der prähiſtoriſchen Bronzezeit und gelegentlich der Herſtellung von glänzenden, goldähnlichen Legierungen lange exiſtierte, bevor eine Theorie dazu erfunden war. Alſo die Arbeit, dieſe mächtige Kulturwurzel, war zuerſt, und zwar als eine Praxis, die aus täglich gepflogenen Handhabungen und aus der Befriedigung von Bedürfniſſen hervorgegangen iſt. Alle Anfänge dieſer chemiſchen Arbeit und Induſtrie ſind dann auf religiöſem Boden ausgeſtaltet worden. Bei den Aegyptern, Babyloniern und ſogar noch in der Frühzeit der Griechen waren die, die ſich mit chemiſchen Fragen beſchäftigten, Prieſter und Gelehrte in einer Perſon. So kam allmählich eine Theorie auf. Beſonders die griechiſchen Naturphiloſophen und dann Platon und Ariſtoteles wirkten, wie bereits erwähnt, hier grundlegend. Die Alchemiſtendoktrin von der gegenſeitigen Wandelbarkeit geht auf die beiden zurück. Als aber dann der eigentliche wiſſenſchaftliche Geiſt der Antike mit dem römiſchen Reich — nach der überaus fruchtbaren Detail- und Experimentalforſchung der helleniſtiſchen Zeit, der Epoche des erweiterten Griechentums — abzublühen begann, da waren es wieder die Bedürfniſſe des Lebens, die abermals das „Praktiſche“ in der Chemie vor der

endgültigen Vernichtung und Vergeſſenheit bewahrten, obwohl die theoretiſche Lehrmeinung dem Zeitalter aus dem Gedächtnis ſchwand. Eine neue Epoche geiſtiger Kultur mußte dann wieder von vorn anfangen, um das Alte ein zweites Mal zum eigenen Lebensbeſitz zu machen. Das iſt dann die Geſchichte der Alchemie im Mittelalter und bis tief in die Neuzeit.

Die eigentliche alchemiſtiſche Lehre von der Möglichkeit, Gold und Silber künſtlich darzuſtellen, kommt aus dem Alexandria des Hellenismus und Synkretismus in der Zeit zwiſchen 150 und 400 nach Chriſtus. Die Vorausſetzung ſind ſakrale Techniken der ägyptiſchen Tempelwerkſtätten. Urſprünglich wollte man goldähnliche Körper darſtellen, die das edle Metall erſetzen ſollten, ſpäter wähnte man Gold ſelbſt zu erzeugen. Am Ende dieſer Entwicklung ſtanden nicht nur Hypotheſen, Irrtum und Täuſchung, ſondern ſpäter auch bewußter Betrug von Prieſtern, Gauklern und Zauberern.

Auf zwei Wegen iſt die Alchemie als Praxis und Theorie ins Abendland gekommen: Erſtens die chemiſche Technik des alten Orients wurde durch das römiſche Gewerbe nach Europa verpflanzt, und zweitens kamen dann die alchemiſtiſchen Theorien durch die Araber über Spanien. Den einen Hauptpfad erſchloß Byzanz und das mit dem griechiſchen Kaiſerreiche viele Jahrhunderte lang in

engſtem Verbande ſtehende Unteritalien; den anderen eröffnete die Eroberung Aegyptens durch die Araber (um 640) und die Aufrichtung arabiſcher Reiche in Nordafrika, Sizilien, Spanien und Südfrankreich. „Sicher iſt, daß die richtigen, in ihren Einzelheiten bisher noch immer nicht genügend aufgeklärten Entdeckungen des Alkohols im 12. und der Mineralſäuren im 13. Jahrhundert nicht arabiſchen oder orientaliſchen Urſprungs ſind, ſondern okzidentaliſchen, daß aber der Übergang von der Alchemie zur Chemie, der in ihnen ſchon deutlich zutage tritt, nur als Ergebnis anhaltender und eifriger Beſchäftigung mit alchemiſtiſchen Problemen denkbar iſt.“ (E. O. von Lippmann.) Gegen Ende des 13. Jahrhunderts gibt die praktiſche Alchemie Anlaß zu theoretiſchen Ideen, die ſie aufgeſtellt hat. Die Arbeit, die Induſtrie und das Gewerbe ſtehen im Anfang der Chemie. Hat man doch zum Beiſpiel auch den Urſprung der Vorſchriften der Goldſchmiedekunſt in den teils richtigen, teils falſchen Theorien der Alchemie zu ſuchen. Freilich die ſpätere Alchemie ſchuf ſich auch Geſinnungsgemeinſchaften mit kultiſchen Formeln, Begriffe, hinter denen das innige Suchen und Finden, die Steigerung geiſtiger Utopien, primitive Ekſtaſen, die Ueberſtiegenheiten einer religiöſen Erotik, Bekenntniswiſſenſchaft und die Wünſche der Träume ſtanden. Schon früh wurde die Alchemie die „kö-

nigliche Kunſt". Aus ihren Tiefen nahmen die Eingeweihten die Deutungen für den innerſten Menſchen, für das Geſchehen ſeiner Seele und die Geheimniſſe von Zeugung und Tod und ewigem Leben. Aber das nicht allein. In den Laboratorien der Alchemiſten ſchärfte ſich der Sinn für praktiſche Zerlegung der Naturgegenſtände, die den Forſcher den ideellen Zerlegungen der ſcholaſtiſchen und metaphyſiſchen Methoden immer mehr entfremdete. Es kam nun auf wirkliche Zerſpaltung, Auseinanderlegung und Analyſe an, man ſuchte an der Hand der chemiſchen Zerlegung nach den Beſtandteilen der Subſtanz und nach der Konfiguration der Materie. Langſam dämmerte ein neues Ziel auf: chemiſche Forſchung an der Hand meſſender Inſtrumente, der Wage und der quantitativen Beſtimmung.

Zweifellos wurzeln alle dieſe Anſichten im Tiefſten in Platons Lehre von der Verwandtſchaft des Aehnlichen und der vom Kreislauf der Elemente. Bis tief ins Mittelalter und in die Neuzeit ſogar ſagt man in Kreiſen von Naturforſchern und Alchemiſten, daß „Gleiches das Gleiche ſucht, Gleiches das Gleiche anzöge". Der menſchliche Kreislauf und endloſe Zuſammenhang der Elemente und das Strömen „von unten nach oben und von oben nach unten" fand im Symbol des „Reifens" oder des „Ringes des Platon" (annulus Platonis) beziehungsweiſe in der „Kette magnetiſcher Rin-

ge", in der „goldenen Kette des Zeus", in der „catena aurea Homeri", im „ſuperius et inferius Hermetis" (das hermetiſche Oben und Unten) ſeinen Ausdruck. Noch die Roſenkreuzer des 18. Jahrhunderts und auch Schiller und Goethe bedienen ſich dieſer Bilder, um den allgemeinen Zuſammenhang und endloſen Kreislauf der Natur und des Weltalls auszudrücken. Alles hängt zuſammen. Alchemie iſt die Beſtätigung der Lehre von der Lebensverbundenheit und Allverbundenheit der ganzen Welt. Auch der ganze Wirkungszuſammenhang des menſchlichen Seelenlebens wird in ihr Weltanſchauung.

Der Weg von Platon zu den mittelalterlichen Alchemiſten führt hauptſächlich über Pſeudo-Demokritos, Hermes Trismegistos, den Leidener und Stockholmer Papyrus (Rezepte in griechiſcher Sprache aus dem 3. Jahrhundert nach Chr.), den Papyrus Kenyon, Zosimos, Synesios, Aneas von Gaza, Stephanos, Pelagius und andere Schriften (kunſttechniſche Färbereibücher) dieſer Gattung. Ihr Grundgedanke iſt: die Verwandtſchaft zieht das Gleiche zu den Gleichen, wobei ein Stoff immer in den nächſtverwandten übergehe. Das Ende dieſes Prozeſſes ſei dann das Gold. Dieſes Gold hatte ſeine Kunſtregeln der Legierungstechnik und Metallfärbung zur Vorausſetzung, aber es war auch eine metaphyſiſche Qualität und ein Bild des Weltprozeſſes, ja der Geſchichte und Genealogie

göttlichen Weſens und Kraft. Aus der moniſtiſchen Immanenz der Kraft im Stoff wird eine Religion, eine ſeltſame, gnoſtiſch gefärbte Biographie Gottes und ſeines Geſtaltenwandels. So wurde die Alchemie zu einer Art illegitimer, verkappter Religion, die das Welträtſel aus der prima materia, aus den Wandlungen des Stoffes und des Lebens, aus Zeugung und Keimen deuten will. Sie bindet die Genealogie Gottes mit der des Menſchen und der Natur zuſammen. Ihr „chymiſcher Ofen" wird zum „Weltei" und ihre trübe Werkſtätte, die man als das Tor und die geiſtige Leiter empfand, die in das Vertrauen der verborgendſten Dinge führten, zum laboratorium dei.

Alchemie iſt eine Philoſophie des Stoffes und der theoretiſchen Metallurgie. In der Helleniſtenzeit reifte ſie. Sie zog alles an ſich was die griechiſche Lehre von den Elementen und Atomen, dann Ariſtoteles und Platon, die jüngere Stoa, die Hermesmyſtik, Neuplatonismus und Gnoſis, die ſpätantiken Myſterienkulte und eſchatologiſch-myſtiſchen Lehren, der Enthuſiasmus theoſophiſcher „Geheimtraditionen", helleniſierte Kosmogonien und Mythologien aus dem Oſten, Zaubergebete, frühchriſtlicher Dämonenglaube, perſiſche Ueberlieferungen u. a. hervorgebracht haben und damals um die Palme der Weltreligion kämpfte. Schon früh verbinden ſich mit alchemiſtiſchen Theorien die Idee von dem Keimen und der Zeugung. Die

Techniken der metallurgiſchen Färbeverfahren wurden durch viele Rezeptbücher und Handwerkertraditionen weitergegeben. Früh ſchon verbindet ſich der Glaube an den Stein der Weiſen, die materia prima (Mercur als Urſtoffbegriff), das „Ferment", den „Samen", die Mutter Erde, (Urelemente, Urformen, „die Mütter") mit der Vorſtellung, in dieſen urſtofflichen Weſenheiten auch eine Univerſalmedizin zu beſitzen. Auch die Aſtrologie mit ihren Planetennamen verſchwiſtert ſich der Alchemie und beeinflußte ihre Kunſtſprache und Zeichenſymbolik. Sie wurde die hohe königliche und auszeichnende Scheidekunſt mit metaphyſiſch-kosmologiſcher Tendenz, die ſpagiriſche Kunſt, die Gold und ſogar Menſchen zu erzeugen vermag.

So geht die Alchemie durch die Geſchichte, ihr Glaube und ihre Praxis. Sie erlebt im Mittelalter und in der Renaissance ihre Glanzzeit. Sie konnte lange nicht ſterben. Ihr Bekenntnis war immer noch: das Univerſum iſt e i n geordnetes Ganze, e i n Organismus, zuſammengehalten von einer geſchichtsbildenden Kraft, aus der alle anderen Kräfte kommen und die über allen anderen als leuchtende Wolke Gottes lebt, rot wie vom Widerſchein eines fernen Feuers. Man ſieht die Welt, den Menſchen, die Stufen der Zeugung und des Sterbens, Anfang und Ende, die Veredelung und Wiedergeburt, Gott, zuſammen, man ſieht univerſal, mit panoramatiſchen Blick, man empfindet

auch alles zuſammen, belebt von einem Leben, das alle Begrenzungen durchbricht. Das weitumhergreifende Bildungsideal der Alchemiſten (der wirklichen, nicht der betrogenen Betrüger) iſt Univerſalismus und ein enthuſiaſtiſches Erfaſſen der Einheit und Einzigkeit in dem das Ich des Menſchen ſich zu einem Menſchheitsſelbſt erweitert. Es tritt aus ſeiner kleinen Gebundenheit heraus und verliert ſich an das Grenzenloſe. In dieſem Verlieren liegt ein Verluſt der Einheit der Perſon. Die alchemiſtiſche Weltanſchauung iſt religiöſe Erkenntnis, religiöſes Wiſſen als Hervorbringung und Allegoriſierung des griechiſchen Intellektualismus. Sie iſt eine Verfallserſcheinung und ein Wahn, wie die ganze Spätantike und ihre ſynkretiſtiſchen Syſteme. Ihre Myſtik ſind Zerfahrenheit und Unruhe. Alchemie und der Gnoſtizismus gehören zuſammen, denn auch die Goldmacherkunſt verkündet die Lehre vom Weltzuſammenhang und Weltprozeß und zeigt in ihrer bunten Zeichenſprache, daß auch ſie ihr Naturbild durch die myſtiſche Theologie von dem Gotteszuſammenhang erklärt. Auf den Höhepunkten des inneren Erlebens fragt ſie nicht mehr naturforſchend nach dem Sinn der Realität, nicht nach dem Geſetzeszuſammenhang des Wirklichen und ſeines Stoffes, ſondern iſt eben nur Weltanſchauung: ſie will den Sinn der Welt, nicht das Atom, ſie will Befriedigung der Weltſehnſucht, nicht das Weltbild des Verſtandes, ſie

will die Kräfte der Schauung, das Abgründig-Irrationale, erfühlte Gebilde des Herzens, nicht den mathematiſch-theoretiſchen Begriff. Die Alchemie ſtellt an das Ende ihrer Praxis das Gold. Das iſt ihr tragiſcher Irrtum und Leidensweg. Ihr Ende iſt die Entfremdung vom realen Leben, deren Grade Helligkeitsſtufen des Empfindungsvermögens ſind, feſſelloſe Willkür und Herrſchaft der Phantaſie über das objektive Geſetz der Dinge.

Wien-Dornbach im Herbſt 1927.

Franz Strunz.

Einleitung.

Unter den Räthseln der Naturforschung ist seit anderthalb Jahrtausenden keines mehr Gegenstand des Grübelns und des Streitens geworden, als jene Kunst, welche man die heilige, die göttliche, die ägyptische, die hermetische, die spagirische oder spagyrische nannte. Die Lehre davon bemühte man sich in wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen, und nannte sie Alchemie (von χημεία), oder Alchymie (von χυμός), beides mit dem arabischen Präfixo al. Auch heißt sie wol im Ausdrucke der Begeisterten Weisheit, Philosophie der Natur. So wie die Sache sich theoretisch und praktisch ausbildete, wurden ihre Freunde und Verehrer durch verschiedene Benennungen bezeichnet. Die Inhaber der Wissenschaft hießen: Weise, Sophi, und die dem Licht Nachstrebenden: Philosophen, die vollkommenen Meister der Kunst: Adepten, die werdenden aber: Alchemisten. Die Laien und Widersacher unterscheiden minder subtil, reden meistens nur deutsch von Goldmacherei und Goldmachern, und wollen der Sache die klangvollen Namen nicht lassen. Indessen erschöpft Goldmachen den Begriff der Alchemie nicht; vielmehr ist dieser aus drei Elementen zusammengesetzt, welche nach Aussage der Alchemisten sich also feststellen lassen:

I. Es ist möglich, aus Körpern, die kein Gold enthalten, durch Kunst wahres, vollkommenes, und beständiges Gold darzustellen.

Das Mittel dazu ist ein Präparat der Kunst, der Stein der Weisen, das große Elixir, das große Magisterium, die rothe Tinktur genannt.

Sowol Silber und Queckſilber als auch die unedeln Metalle, namentlich Blei, Zinn, Kupfer, und Eisen, sogar die spröden Metalle, Antimon, Wismuth, Zink, u. s. w., werden, von der Tinktur durchdrungen, zu Gold, und die flüchtigen zugleich feuerbeständig.

Diese Verwandlung, Transmutation oder Veredlung, geschieht durch eine mit gewissen Erscheinungen verbundene Entmischung, und wird bewirkt durch Projektion, d. h. Aufwerfen der Tinktur auf das im Flusse stehende Metall.

Die Veredlung geschieht nach einem gewissen Massenverhältniß zwischen Tinktur und Metall, welches von der Kräftigkeit und Vollkommenheit der Tinktur abhängig ist. Je nachdem die letztere mehr ausgearbeitet und ihre Kraft durch Augmentation gesteigert worden ist, tingirt sie 5, 10, 100, 500, 1200, 5000, 15000, ja wol 30000 Theile, d. h. so viel mal ihr eignes Gewicht an unedelm Metall.

Im rechten Massenverhältniß wird jedes Metall, und zwar durchaus veredelt, in welchem Falle die Tinktur ein Universal genannt wird. Eine minder vollkommene wirkt als Partikular, indem sie nur Ein Metall, oder nur einen gewissen Theil des Metalles veredelt, den Rest aber verflüchtigt, verschlackt, oder auch unverändert läßt.

II. Es ist möglich, aus Körpern, die kein Silber enthalten, durch Kunst vollkommenes und feuerbeständiges Silber darzustellen.

Das Mittel dazu ist ein anderes Präparat der Kunst, der Stein zweiter Ordnung, das kleine Elixir, das kleine Magisterium, die weiße Tinktur.

Queckſilber, Kupfer, Zinn, Blei, und Eiſen werden im Fluſſe, von der aufgeworfenen weißen Tinktur durchdrungen, in ein Silber von ausnehmender Weiße und Schönheit verwandelt.

Die weiße Tinktur entſteht aus eben denſelben Anfängen als die rothe, in welche ſie auch bei fortſchreitender Bearbeitung übergeht. Sie iſt das Produkt der halben Arbeit, kann deshalb auch die Metalle der niederen Stufen nur bis zur Silberheit veredeln.

Auch dieſe Veredlung geſchieht nach einem der tingirenden Kraft entſprechenden Maſſenverhältniß.

Was vom Univerſal und Partikular bei der rothen Tinktur geſagt worden, gilt auch von der weißen.

III. Daſſelbe Präparat der Kunſt, welches in Gold tingirt, iſt vor ſeiner völligen Ausfertigung eine der wolthätigſten Arzneien, eine Panacee des Lebens.

Ihr Gebrauch fordert freilich große Vorſicht; denn in Maſſe wirkt ſie zerſtörend. Nur aufgelöſt, als Trinkgold, Aurum potabile, und in homöopathiſcher Verdünnung darf ſie jezuweilen angewendet werden.

Sie verjüngt das Alter und ſtärkt den Geiſt, ruft die erſtorbene Zeugkraft wieder hervor, und verlängert das menſchliche Leben bei weiſem Gebrauch über das gewöhnliche Ziel.

So lange der Organismus nicht zerſtört worden iſt, heilt ſie mancherlei Krankheiten, indem ſie den Stoff der Krankheit gewaltſam durch den Schweiß austreibt, ohne doch dabei den Körper zu ſchwächen, weil ihre Macht in Stunden, höchſtens Tagen, vollbringt, was bei anderen Heilmitteln nur durch oft wiederholte Anſtrengungen der Natur erzielt werden kann.

Ueber die Ausdehnung ihrer Heilkraft weichen die Angaben ab; aber darin ſtimmen die hermetiſchen Aerzte über-

ein, daß ſie Gicht, Ausſatz und Flechten ſchnell und gründlich heile.

Wir haben demnach an dem Gegenſtande der Alchemie einen Körper, welcher in dem einen Zuſtande Silber, in dem anderen Gold erzeugt, und in einem dritten als Heilmittel wirkt. Dieſe dreifältige Wirkſamkeit würde unbezweifelt die merkwürdigſte Erſcheinung in der ganzen Natur ſeyn, wenn der Stein der Weiſen mehr als ein Geſchöpf der Phantaſie iſt. Daraus erklärt ſich, warum man unter der zahlloſen Menge Derer, welche an den Unterſuchungen über das Daſeyn jenes Steines lebhaften Antheil nahmen, gar viele hochachtbare Männer findet, deren Intereſſe nicht aus Habſucht, nur aus reiner Wißbegier entſprang.

Bevor wir die Wirklichkeit einer Sache erforſchen, mögen wir gern erwägen, ob ſie möglich ſey, mit den Geſetzen des Denkens und Seyns vereinbart werden könne; denn einem widerſinnigen Dinge nachzuſpüren würde eines gebildeten Geiſtes unwürdig ſeyn. Die alte Regel, in der Natur nichts für unglaublich zu achten, iſt wol eine gute Sache, inſofern unſere Kenntniſſe noch in vielen Stücken zu mangelhaft ſind, um ſicher danach zu beſtimmen, was ſeyn könne, und was nicht; wollten wir aber dieſe Kenntniſſe und die darauf geſtützten Anſichten, welche doch den einzigen Maßſtab zur Schätzung des Möglichen abgeben, nicht berückſichtigen, ſo würden wir ganz rathlos ſeyn. Um prüfen zu können, müſſen wir nothwendig jene mühſam aufgeſtellten Naturgeſetze feſthalten, bis ſie durch unleugbare Thatſachen geradezu umgeſtoßen werden, als welches der einzige Weg iſt, ſie nach und nach zu berichtigen. Es wird daher jederzeit die Frage entſtehen, ob die Transmutation den bis dahin abgezogenen Grundſätzen der Naturwiſſenſchaft entſpreche. Dieſe Frage ward von den theoretiſchen Alchemiſten aller Jahrhunderte aufgeworfen, auch nach dem jedesmaligen Stande der Naturwiſſenſchaft beantwortet. Freilich that noch jede Beantwortung den Nachkommen bei weiteren Fort-

ſchritten nicht mehr genug; doch wird es zur deutlicheren Ueberſicht der Geſchichte dienlich ſeyn, hier im voraus den Ideengang jener Verſuche hiſtoriſch zu verfolgen.

Der erſte Urſprung der Alchemie fällt in die Periode der Kindheit aller Naturwiſſenſchaft. Die Unterſuchung der Körper war noch ganz auf äußere Kennzeichen beſchränkt. Meſſing galt der Mehrzahl für Gold, Weißkupfer aber für Silber. Beide Kompoſitionen waren erweislich ſchon lange im Gebrauch, ehe man wußte, wie ſie bereitet wurden. Die Verfertiger wußten das ſelbſt nicht, wie denn gewöhnlich bei techniſchen Erfindungen Empirie den Weg bahnt, auf welchem die Theorie langſam nachfolgt. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß jene Metallgemiſche, die man eine Zeit lang für edle Metalle gab und nahm, die erſte Idee der Metallveredlung angeregt haben. Sonach wäre freilich die Alchemie vor der Geburt getauft worden; aber es folgt daraus nicht, daß ſie nie geboren ſey.

Aus der Erfahrung, daß gold- und ſilberähnliche Körper durch Zuſammenſetzung entſtanden, zogen die Alten den voreiligen Schluß, Gold und Silber möchten überhaupt Metallkompoſitionen ſeyn. Nach dieſer unrichtigen Anſicht ſpekulirte man ſo lange, als die damals entſtehende Metallurgie nur im Feuer arbeitete und die Zahl der Metalle der Planetenzahl gleichkam. Auch in ſpäteren Zeiten beharrten die Nachzügler noch lange in demſelben Wahne, hielten die weiße, rothe, und vermiſchte Karatirung für wirkliche Vermehrungen des Goldes, Legirungen des Silbers mit Kupfer, Zinn, oder Blei für wahre Vermehrungen des Silbers, ein wolgerathenes Kupferamalgama oder Similor für neuerzeugtes Gold, ein geſättigtes Zinnamalgama oder ſtrichhaltendes Weißkupfer für neuerzeugtes Silber. So wie gewöhnlich die Nachzügler aus Kranken und aus Dieben beſtehen: ſo fanden ſich endlich zahlloſe Betrüger ein, welche ein ſchnödes Gewerbe daraus machten, wider beſſeres Wiſſen

dergleichen Metallgemische den Unwissenden und Leichtgläubigen für Metallveredlungen zu verkaufen.

Als die Araber und Arabisten des Mittelalters die von den Alexandrinern erlernte Destillation weiter ausbildeten und prüfend auf die ganze Körperwelt anwendeten, erfanden sie eine Reihe flüchtiger Substanzen, welche sie wegen ihrer Feinheit und Wirksamkeit mit einem poetischen Ausdruck Geister nannten, den Weingeist, Salpetergeist, Salzgeist, Vitriolgeist, das Königswasser, u. s. w. Dadurch wurde der nasse Weg gebahnt, auf welchem man in der Folge so vieles neue Land entdeckte, was auf dem trockenen Wege allein nie bekannt geworden wäre.

Wer die Männer der Vorzeit, wie billig, nach dem Maßstabe ihrer Zeit mißt, wird ihnen zu gut halten, daß sie ihre zahlreichen Erfindungen nicht sogleich begriffen. So glaubten sie durch die belebende Kraft ihrer Geister das Gold gemacht zu haben, welches bei Lösung des Silbers im Salpetergeist zurückblieb. Daß das nur eine Scheidung sey, ward man viel später inne, als man ebendeshalb den Salpetergeist „Scheidewasser“ nannte. Ebenso hielt man lange die reguliniſche Fällung des Silbers aus Kupferlösungen für Erzeugung des Silbers, so wie die Fällung des Cementkupfers für eine wahre Verwandlung des Eisens. Becher glaubte noch die Eisentheile, welche der Magnet aus dem mit Oel gebrannten Lehm zog, selbst erschaffen zu haben. Die irrige Ansicht dieser Ausscheidungen erzeugte ohne Zweifel die Idee der Partikular-Transmutation; aber damit ist keineswegs schon erwiesen, wie Viele glauben, daß alle Partikularveredlungen, von welchen die folgende Geschichte Nachricht giebt, auf Irrthum oder Täuschung beruhen. Kann nach obigem Begriff das Vorhandenseyn eines Universals erwiesen werden, so wird es auch Abstufungen seiner Kraft oder Partikulare geben.

Die fortschreitende Zerlegung vieler Körper und die häufiger beobachtete Entstehung neuer Mischungen durch

Vertauschung der Bestandtheile führten die Denker eines späteren Zeitalters auf eine dritte Ansicht der Transmutation. Die schon erwiesene Vielartigkeit der Substanz machte sie geneigt, der Erfahrung voranzueilen und sämmtliche Metalle für Mischungen zu erklären. Zwar kehrten sie nicht zu der Ansicht der Alten zurück, die edles Metall aus unedeln Metallen zusammensetzen wollten, sondern sie hielten die Metalle für höchst innige Verbindungen noch nicht dargestellter Stoffe. Vornehmlich im Mischungverhältniß suchten sie die Verschiedenheit der Metalle, und demnach ward ihnen begreiflich, wie durch Wahlanziehungen ein Metall in das andere verwandelt werden könne.

Dieser vorellenden Theorie fehlte es freilich an namhaften Stoffen zur Erklärung und selbst an Namen. Man beschloß, die angenommenen Bestandtheile der Metalle tropisch mit bekannten Namen zu belegen. Denjenigen, welcher Metallglanz, Schmelzbarkeit, und Dehnbarkeit zu geben schien, nannte man Mercurius, und diesen hielt man für den wesentlichsten Metallstoff. Man hatte durch Kalcinationen einen dunkeln Begriff vom Sauerstoff erlangt, und nannte ihn Sal, als Ursache der Einäscherung, auch der Härte und Sprödigkeit der Metalle. Sie kannten viele Erscheinungen der Reduktion, nannten das Desoxydirende Sulphur, und schrieben ihm besonders die Färbung der Metalle zu. So erwuchs ein System der metallischen Chemie, worin drei Potenzen, Mercurius, Sal, und Sulphur, im Wechselspiele thätig sind. Die Trimaterialisten haben tapfer für diese Theorie gestritten, konnten sie doch nicht erweisen, und unterlagen; die Sieger aber spotteten der drei Elemente und schalten die Freunde derselben Sulphuristen.

Gleichzeitig mit diesen bildete sich die Partei der Mystiker, welche weniger darauf ausgingen, die Geheimnisse der Alchemie zu erklären, die ihrer Meinung nach der Schöpfer sich vorbehalten habe. Sie strebten überhaupt nicht nach klaren Begriffen, und glaubten genug zu thun, wenn sie

Analogieen in der Natur aufſuchten, um dann hinzuzuſetzen, mit der Metallveredlung verhalte ſich's etwa ebenſo. Daraus erwuchs keine Theorie, wol aber eine Maſſe von bildlichen Vorſtellungen, welche der Menge plauſibel genug erſchien. Dieſe Myſtiker adoptirten eigentlich die poetiſche Idee der Araber vom lebendigmachenden Geiſt, führten ſie aber weiter aus, indem ſie Beiſpiele aus der organiſchen Schöpfung hernahmen und neue Kunſtwörter darnach wählten.

Einige verglichen die präſumtive Metallerzeugung mit der thieriſchen Erzeugung. Sie kannten eine Seele des Goldes, und beriefen ſich auf jene kräftigen Edukte, welche man Seele, Geiſt, oder Weſen (Anima, Spiritus, Essentia) zu nennen gewohnt war. Das Metall an ſich war todt; aber mit Seele begabt, ward es zur lebendigen Tinktur und vermochte dann ſeines Gleichen hervorzubringen. Andere nahmen von der Kryſtalliſation der Gangarten die Vorſtellung vom Wachsthum der Mineralkörper an und verglichen die Metallveredlung mit der Vegetation. Bei ihnen findet man einen Samen des Goldes, der unter günſtigen Umſtänden aufgehe, wachſe, und goldene Früchte bringe. Sie vergeſſen nicht, zu beſſerem Gedeihen Dünger aufzugeben, und verſichern, daß ohne Putrefaktion das Gold durchaus nicht wachſe.

Alle Myſtiker waren, dieſen Gleichniſſen zufolge, einverſtanden, daß Edles nur von Edelm gezeugt werde, Edles nur von Edelm ſproſſe. Darum beſtanden ihre Tinkturen dem Körper nach aus Gold oder Silber, welches durch Seele begeiſtert oder durch Putrefaktion zum Keimen gebracht war. Sie bedurften demnach eines Superlativgoldes, um Poſitivgold zu machen, dahingegen die Trimaterialiſten auch aus unedeln Metallen etwas Gutes herauszubringen hofften, wenn nur die rechte Miſchung getroffen werden könnte.

Bis dahin hatten dieſe Parteien der Alchemiſten nur unter einander gekämpft. Nun aber erſtanden mächtige

Gegner in den Chemiſten, die mit der arabiſchen Vorſylbe auch alles dasjenige muthig von ſich warfen, was nicht mit der Wage in der Hand zu beweiſen war. Mit großer Ueberlegenheit brachten ſie die Myſtiker zum Schweigen, die ſich fortan nur in der Maske der Anonymität zu zeigen wagten und meiſtens in das ſchauerliche Dunkel geheimer Societäten zurückzogen. Den Trimaterialiſten rechneten ſie nach und nach ein ganzes Heer von Elementen vor, ſie zu beſchämen. Der unbefangenen Jugend predigte man, mit Queckſilber, Salz, und Schwefel ſey fürwahr nichts auszurichten, und folglich ſey jenes dreifüßige Syſtem eine Lüge. Das war nun freilich eine Wortverdrehung und kein Argument, weil man jene Kunſtwörter gefliſſentlich in buchſtäblichem Sinne nahm; allein die Jugend war damit zufrieden, und lachte die Alten aus, die mehr und mehr ins Hintertreffen zurückgedrängt wurden. Ob ſie nicht dennoch, den römiſchen Triariern gleich, nach Umſtänden wieder zum Schlagen kommen könnten, muß die Folge lehren.

Die Methode der analytiſchen Chemie ging von dem Grundſatz aus, daß die chemiſche Einheit da zu finden ſey, wo durch verſchloſſene Bearbeitung keine Verminderung der Maſſe mehr zu bewirken iſt. Nun waren die Metallkörper durch Verbindung aller Mittel des naſſen und trockenen Weges nur bis auf ein gewiſſes abſolutes Gewicht herabzubringen, welches ſie im reguliniſchen Zuſtande beibehalten, und nicht weiter. Daher wurde das reguliniſche Metall als chemiſche Einheit anerkannt. Nach dieſer auf Berechnung von Tauſendtheilen geſtützten Anſicht ſtellen die Metalle eine Reihe von weſentlich verſchiedenen, untheilbar einfachen Subſtanzen dar. So lange dieſe Anſicht beſteht, wird durch ſie die Möglichkeit der Metallverwandlung gänzlich ausgeſchloſſen. So wenig man Sauerſtoff in Kolenſtoff verwandeln kann, eben ſo wenig würde Blei oder Silber zu Gold werden können. Allein die chemiſche Untheilbarkeit der reguliniſchen Metalle iſt doch nicht mehr als eine auf Erfahrungen gebaute Annah-

me, noch lange keine unumstößliche Wahrheit. Die Unthunlichkeit, sie zu zersetzen, ist noch keine Unmöglichkeit. Hat doch die Chemie auf neuerfundenen Wegen schon so vieles möglich gemacht, was zuvor unthunlich war.

Es dürfte in der That nicht an Gründen fehlen, die gegen die behauptete Unzerlegbarkeit der Metalle sprechen, wenn wir sie hören wollen. Die Summe der Merkmale, die man Charakter nennt, ist bei gemischten Substanzen gewissen Modulationen unterworfen, jenachdem dieser oder jener Bestandtheil vorwaltet, ab- oder zunimmt. Die zahllosen Sorten der fetten und flüchtigen Oele, der Weine, u. s. w. sind Beispiele davon. Da bei nicht zusammengesetzten Körpern die Ursache dieser Abwandlung wegfällt, so erwarten wir mit Recht, ihren Charakter ganz unveränderlich zu finden; allein so findet er sich nicht allerdings bei den Metallen. Nicht von Spielarten, welche durch Beimischungen entstehen, kann hier die Rede seyn, nicht z. B. von dem Unterschiede des blaßgelben Schlangenberger Silbergoldes, des messinggelben Platingoldes, und des zinnweißen Tellurgoldes; aber man frage die Goldarbeiter, die von einem und demselben Stücke Gold vielerlei anfertigen, ob ihr Gold immer ebendasselbe bleibe? Die Erfahrensten werden sich dahin aussprechen, daß nicht selten in Farbe, Glanz, und Geschmeidigkeit dem geübten Auge eine Abwandlung erkennbar werde, die kein wägbarer Ab- oder Zugang bedinge. Die noch immer räthselhafte Entstehung des grünen Goldes, die Anfeuerung und Röthung des Goldes mit Salmiak, und die Abblassung desselben mit Borax scheinen doch auf Veränderungen des Goldes in sich zu deuten, die der Chemiker nicht gestatten mag; allein so lange man diese Erscheinungen nicht ganz genügend erklären kann, wird es den Alchemisten erlaubt seyn, sie zu ihrem Vortheil auszulegen.

Bei Klassifikation der Körper wird mit Recht vorausgesetzt, daß diejenigen, welche man ihrer Aehnlichkeit wegen zu Einer Familie rechnet, in ihrem chemischen Bestand etwas

Gemeinsames haben, die Gattungen und Arten aber durch Zusätze oder Verhältnisse verschieden sind. So ist z. B. das Gemeinsame der Pflanzensäuren, O × C × H, ein Produkt aus Sauerstoff, Kolenstoff, und Wasserstoff; aber Verhältnisse und Beimischungen bestimmen die Eigenthümlichkeit der Arten. Bei nicht zusammengesetzten Körpern fällt dieses Gemeinsame, die Ursache der Aehnlichkeit, weg, und sonach darf als Grundsatz angenommen werden, daß chemische Einheiten ganz ungleichartig erscheinen müssen. Die Familienähnlichkeit der Metalle ist aber unverkennbar und nie in Abrede gestellt worden, also darf in ihnen auch ein Gemeinsames angenommen werden, es möge nun Mercurius heißen oder anders. Wird das zugegeben, so nöthigt uns die specifische Verschiedenheit der Metalle, Nebenbestandtheile in ihnen anzunehmen. Dann wird es auch gestattet seyn, von einem Falle auf den anderen zu schließen. So wie der Chemiker durch geschicktes Ab- und Zuthun die eine Pflanzensäure in die andere verwandelt, darf auch der Alchemist der Hoffnung Raum geben, ein Metall in das andere zu verwandeln.

Bei Vergleichung der Listen von einfachen Stoffen, welche die Chemiker aufstellen, wird sich Manchem schon der Zweifel aufgedrängt haben, ob auch jene massiven Metalle und Metalloide mit den nur mittelbar wägbaren Stoffen, dem Sauerstoff, Stickstoff, und Wasserstoff, und vollends mit den unwägbaren in gleicher Linie stehen dürften. Der Physiker kann darin dem Chemiker nicht beistimmen, da ihn die Erfahrung lehrt, daß die einfachsten Stoffe nur im Fluge gleichsam beobachtet werden können, weil ihre vollkommen gleichartigen Theile auch vollkommen diskret, mithin unsperrbar sind. Erst dann, wenn sie mit anderen Stoffen sich verbinden, werden sie durch Verwandschaft gefesselt, gröber, und darstellbar. So entwickelt Volta's Batterie Sauerstoff und Wasserstoff als unsperrbare Wesen, die später erst in Gasform sich körperlich dar-

ſtellen. Noch ferner werden die Körper verdichtet, wenn Sperrbares ſich mit Sperrbarem vereinigt. So werden die Grundlagen der genannten Gaſe flammend zum Waſſer zuſammengedrängt. Ebenſo verdichtet ſich der Schwefel bei der Sättigung mit Sauerſtoff von 1,80 auf 1,87, und beide Zuſammenſetzungen verdichten ſich noch mehr, wenn ſie mit einander vereint werden. Wie dürfte man demnach die allerdichteſten Körper der Natur, die Metalle, für einfach halten? Im Gegentheile werden ſie durch dieſe ausnehmende Verdichtung als die innigſten Zuſammenſetzungen beglaubigt, und es gewinnt den Anſchein, daß ebendieſelbe Verwandſchaft der Beſtandtheile ſie ſo ungemein verdichte, ſie auch dem Chemiker unzerlegbar mache.

Die neuere Phyſik iſt ſo raſch in das Innere der Natur vorgedrungen, daß ſie nunmehr der Chemie als Wegweiſerin vorangeht. In der That hat die elektrochemiſche Phyſik dem Naturforſcher eine höchſt überraſchende Ausſicht eröffnet, und in dieſer dürfte wol der Alchemiſt ſeine Ahnungen verwirklicht finden. Die Metalloide ſchließen ſich verwandtlich an die Familie der Metalle an, wovon ſie benannt werden. Die Bildung der Metalloide am Waſſerſtoffpol der Batterie, gewiſſe Erſcheinungen bei den Metallvegetationen im Waſſer, ſo wie bei den Fällungen der Metalle durch Waſſerſtoffgas, und andere Wahrnehmungen bewogen den Koryphäos der Elektrochemie, nicht allein die Metalloide, ſondern auch die ſchweren Metalle für Hydrate zu erklären. Vergl. Davy's Elemente der chemiſchen Theorie, Ueberſetzung von Wolff, S. 451. Sind wir aber erſt dahin gekommen, in einigen Metallen Waſſerſtoff als Beſtandtheil anzuerkennen, ſo iſt es um die chemiſche Untheilbarkeit der Metalle überhaupt geſchehen, und die Hoffnung, noch andere Beſtandtheile darin zu entdecken, gewinnt ungemeſſenen Spielraum.

Dürfen wir ſonach die Metalle als Composita betrachten, ſo hat das Problem der Alchemie fortan nichts Wider-

ſinniges mehr. Daß die Ausführung deſſelben noch ſchwieriger ſeyn werde, als die Zerlegung der Metalle, verſteht ſich; aber unglaublich iſt ſie nicht. Am wenigſten darf uns der alte Machtſpruch irren, der ſo oft wiederholt gegen die Alchemie gebraucht ward: Species in speciem non mutatur. Er iſt auf die chemiſche Natur durchaus nicht anwendbar; denn jede Zerſetzung zweier Salze durch doppelte Wahl widerlegt ihn, iſt eine wahre mutatio specierum in species, und führt den Beweis zweimal.

Jener Satz iſt nicht einmal in anderer Beziehung wahr. Wenn ein edles Reis auf einen wilden Stamm gepfropft wird und Borsdorfer, nicht Holzäpfel trägt, Franzbirnen auf dem Quittenſtamm, und Aprikoſen auf dem Pflaumenſtamme wachſen, ſo ſind das fürwahr ebenſoviele Verwandlungen der Art in Art, und dieſe Fruchtveredlung erſcheint mir wunderbarer als die Metallveredlung. Wenn durch die Vegetation die Säure des Humus in ebenſovielerlei Gewächſe umgeſchaffen wird, als Samenarten mit derſelben in Wechſelwirkung treten; wenn die thieriſche Organiſation ſo mancherlei Nahrung in ſich verarbeitet, die ihr zuſagenden Beſtandtheile aufnimmt, den Abgang dadurch ergänzt, und ſich in gewiſſen Zeiträumen vollſtändig alſo ergänzt: ſo ſind das erſtaunenswürdigere Verwandlungen, als daß ein Metall ſich der Tinktur im Feuer aſſimilirt, vom Hypergolde annimmt, was es zum Goldſeyn braucht.

Aehnliche Betrachtungen haben viele Naturforſcher auf ähnliche Reſultate geführt, und der Widerſpruch der Chemiker iſt weder ſo allgemein, noch ſo beſtimmt, als man gewöhnlich glaubt. Es würde nicht ſchwer fallen, hier Autoritäten anzuhäufen; doch wird es genug ſeyn, für jetzt drei Chemiker redend einzuführen, welche als unparteiiſche und höchſt kompetente Richter anerkannt ſind.

Johann Jakob Ferber wird als ein entſchiedener Gegner der Alchemie genannt; denn er ſchrieb eine „Unterſuchung der Hypotheſe von der Verwandlung der

mineraliſchen Körper in einander", welche, aus den Akten der Petersburger Akademie beſonders abgedruckt, zu Berlin, 1788, 8., erſchien. Darin ſagt er von der Metallverwandlung S. 66.: „Die Möglichkeit will ich zwar „nicht leugnen; denn ſobald von verborgenen Dingen die „Rede iſt, wiſſen wir nicht, was den Naturkräften angemeſſen ſey oder ſie überſteige." Demnach hat er, der die damals von Vielen geglaubte Verwandlung des Kalks in Kieſel und des Kieſels in Kalk ſiegreich beſtritt, gegen die Metallveredlung im Grunde wenig einzuwenden.

Johann Friedrich Gmelin, der Geſchichtſchreiber der Naturwiſſenſchaft, urtheilt alſo: „Wenn auch die meiſten Alchemiſten die Welt betrogen und eine gerechte Zweifelſucht erregt haben, ſo ſind doch Andere zu weit gegangen, wenn ſie, was ſich nie wird erweiſen laſſen, die Verwandlung für ganz unmöglich ausgeben und alle Erzählungen davon ohne Unterſchied mit dem gehäſſigen Namen von Betrügerei gebrandmarkt haben. „Einige, freilich nur der geringſte Theil, haben offenbar ſoviel Glaubwürdigkeit, als nur irgend eine hiſtoriſche Thatſache haben kann." Vergl. Lichtenberg's Göttingſches Magazin der Wiſſenſchaften, 1783, S. 410.

Ferdinand Wurzer, deſſen Name über mein Lob erhaben iſt, ſagt: „Ob ein Metall in ein anderes verwandelt werden kann? Dies iſt eine Frage, die man viele „Jahrhunderte hindurch aus Leibes Kräften mit Ja! beantwortete. In neueren-Zeiten hat man unleugbar das Kind „mit dem Bade ausgeſchüttet. Man entdeckte eine zahlloſe „Menge von Betrügern und Betrogenen; man entſchleierte „die Grundloſigkeit vieler hundert Geſchichtchen, welche bald „auf Erdichtung, bald auf Täuſchung hinausliefen, und das „beſtimmte die Mehrzahl, die Frage unbedingt mit Nein! „zu beantworten. Ich geſtehe freimüthig, daß ich durchaus „nicht begreife, wie man die Möglichkeit der Metall„verwandlung beſtreiten könne. Die Metalle ſind Arten

„einer eignen Klaſſe von Körpern, und es ſollte unmög-
„lich ſeyn, eine Art in die andere umzuändern? Daß man
„den ſüßeſten Körper, den Zucker, in mehrere Säuren ver-
„wandeln, den durchſichtigſten Körper, den Demant, in
„den undurchſichtigſten, die Kole, umändern kann; daß
„man Erden und Alkalien zu desoxydiren und aus ihnen
„Metalloide darzuſtellen vermag; u. ſ. w., iſt nicht allein,
„meines Erachtens, bewundernswerther, ſondern war auch
„weniger vorherzuſehen, als die Verwandlung eines Metal-
„les in ein anderes.“ Vergl. Deſſen Handbuch der Chemie, vierte Auflage, Leipzig, 1826, 8., S. 182.

Wenn die Möglichkeit der Metallveredlung angenommen wird, ſo entſteht die neue Frage, obes wahrſcheinlich ſey, daß ſie erfunden und ausgeübt werden könne. Viele verneinen die Frage mit dem Kardinal Perronius, welcher in ſeinen Orationen ausruft: Deplorata sunt ingenia, quae in quadratura circuli, perpetuo mobili, et lapide philosophorum occupantur! „Beklagenswerth
„ſind Diejenigen, welche auf die Quadratur des Kreiſes,
„den Selbſtbeweger, und den Stein der Weiſen ausgehen!“ Der älteſte Technolog, Garzoni, lobt in ſeinem Piazza universale die Alchemie als eine treffliche Sache, ſchließt aber mit der Warnung, man ſolle ſich hüten, Hand daran zu legen; denn, ſagt er, „non omnibus datur adire Corin-
„thum, nicht Allen iſt vergönnt, das Eldorado zu erreichen!“ Keyßler und andere Widerſacher der Alchemiſten haben eine ſchulgerechte Definition der Alchemie zuſammengeſetzt, welche nun vollends gar keine Hoffnung übrig läßt: Alchymia est casta meretrix, quae omnes invitat, neminem admittit; ars sine arte, cujus principium est cupere, medium mentiri, et finis mendicare vel patibulari. „Die Alche-
„mie iſt eine Coquette, die Alle lockt und dann verlacht;
„eine bodenloſe Kunſt, anfangend mit Begehren, fortfah-
„rend mit Prahlen, endend mit dem Bettelſtabe oder Gal-
„gen.“

Die guten Alten haben gewiß in beſter Meinung abgerathen und nach dem Standpunkt ihrer Zeit wol Recht gehabt. Auch hierin hat die neuere Zeit eine andere Anſicht eröffnet, wenn gleich unſere Schriftſteller meiſtens dieſen Punkt kaum zu berühren wagen. Freimüthig fährt dagegen Wurzer in der ſchon angeführten Stelle S. 183. fort: „Obſchon wir freilich noch kein Metall in ſeine Beſtandtheile „zu zerlegen im Stande ſind, ſo iſt es dennoch nicht allein „möglich, ſondern ſogar wahrſcheinlich, daß man aus „anderen Metallen ſchon Gold gemacht habe. Konnte nicht „der Zufall Einzelne bei dem raſtloſen Beſtreben und den „buntſcheckigſten Miſchungen, die ſie in den verſchiedenſten „Graden der Temperatur behandelten, begünſtigen? — „Bei den raſchen Fortſchritten der Scheidekunſt iſt ſogar vor„herzuſehen, daß der Zeitpunkt vielleicht nicht ſehr entfernt „iſt, wo das Goldmachen nicht das Monopol von Einzelnen, „ſondern bei den Chemikern eine allgemein bekannte Kunſt „ſeyn wird. Offenbar wird das eine nicht wünſchenswerthe „Revolution in der menſchlichen Geſellſchaft hervorbringen. „Aller Reichthum an Gold und Silber wird ſich in den Hän„den der Beſitzer vernichten. Es giebt dann keine anderen „Reichthümer mehr, als die natürlichen, nämlich die Er„zeugniſſe des Bodens.“

Die Hoffnung, daß jenes Ziel noch erreicht werde, gründet ſich vornehmlich auf die Geſchichte der Adepten, über welche die Meinungen gar ſehr getheilt ſind. Die Mehrzahl leugnet, daß jemals ein Adept geweſen. Der geſchichtkundige Gmelin berichtigt dieſen Unglauben in der angezogenen Stelle zur Genüge. Ihm beiſtimmend ſagt der ehrenwerthe Chemiker Johann Heinrich Gottlob von Juſti in ſeinen chymiſchen Schriften, Bd. II. S. 437.: „Ich leugne gar nicht, daß unzählige Betrügereien im „Punkte des Goldmachens geſpielt worden ſind; allein wenn „in irgend einer Sache ſtarke und unzweifelhafte Beweiſe „vorhanden ſind, ſo iſt es hierin, und man müßte allen

„hiſto-

„historischen Glauben verwerfen, wenn man leugnen wollte, „daß es von Zeit zu Zeit einige Leute gegeben hat, welche „das Geheimniß, Gold zu machen, besessen haben.“

Gewiß haben die Gegner, wenn sie alle Adeptengeschichten in Masse verwerfen, gleichen Anspruch, mit ihrem Grunde gehört zu werden. Ihr Hauptgrund, welcher am meisten Beifall und Eingang fand, verdient schon näher beleuchtet zu werden. Sie stellen folgendes Dilemma: Gab es Adepten, so mußten sie ihre Kunst aufs Möglichste verbergen. Wo demnach etwas an der Sache gewesen wäre, das hätte man nicht erfahren können; wo man aber etwas erfuhr, da war nichts daran. Dieser Beweis füllt bei den Antalchemisten ganze Bogen, ja, Bücher, an; man darf ihn aber nur zusammendrängen, wie hier geschehen, um ihn als einen Trugschluß zu erkennen, dessen Folgerung die erforderliche Nothwendigkeit abgeht.

Wol hatten die Adepten Ursache genug, im Verborgenen zu bleiben, um nicht habsüchtigen Gewalthabern zur Beute zu werden, und darum reimen auch die Alchemisten: Tu sapiens tace, ut vivas in pace, zu Deutsch: Willst Du Ruh', so schweige Du! Allein diese Adepten waren Menschen, zum Theil sehr eitle, durch einen überraschenden Erfolg exaltirt, und Rechthaber. Drum konnten sie das Plaudern nicht immer lassen. Das erregte Aufsehen. Die Besorgniß für ihre persönliche Freiheit machte sie unstet, und doch brauchten sie Beihülfe zur Fabrikation, wie auch zum Absatz ihres Fabrikats. Dabei konnte ihr Thun nicht allemal ganz unbemerkt bleiben. Man forschte nach, man kombinirte, und so ward manche Thatsache im Zusammenhang bekannt, wie die folgende Geschichte zeigen wird.

Man sagt im Sprichwort: „Die besten Frauen sind, „von denen die Stadt nicht redet.“ Das gilt in der Regel auch von Adepten; allein selbst in dem nicht nothwendigen Falle, daß die hermetische Weisheit sich bei ihnen mit Le-

bensweisheit paarte, daß, will ich sagen, kluge Männer ihr Geheimniß bewahrten, so konnte doch bei ihrem Tode, auch wol durch Raub ihre Tinktur in fremde Hände gerathen, die keinen so weisen Gebrauch davon machten. In der That wissen wir von klugen Adepten gar wenig, und was wir wissen, reicht nur bis zu dem Wendepunkt, da sie aus Schaden klug wurden, wie z. B. was von Sehfeld und Philaletha bekannt ist. Desto mehr Nachricht haben wir aber von lockeren Erben, die, mit fremden Federn geschmückt, als Narren umherliefen, die Wunderkraft der Tinktur auszuposaunen.

Weniger Beachtung verdienen diejenigen Gegner, welche darum, weil viele Adeptengeschichten erlogen sind, alle die übrigen mit verwerfen. Es ist fürwahr eine sehr unphilosophische Prätension, wenn die Antalchemisten, wie gewöhnlich, einen einzelnen Fall, oder einige, historisch verdächtigen, auch wol einen Betrug entlarven, dann aber vom Einzelnen aufs Allgemeine schließen wollen. Ein indirekter Gegenbeweis muß, wenn er gelten soll, alle Fälle vom ersten bis zum letzten widerlegen, bevor ein allgemeiner Schluß gezogen werden kann. Sind darum alle Fabrikanten Betrüger, weil einige von ihnen den Markt mit schlechter Waare überfüllen? Es ist wahr, daß die folgende Geschichte der Alchemie zu vier Fünftheilen, vielleicht zu neun Zehntheilen Geschichte des Betrugs ist; aber möchten neun und neunzig Hunderttheile Lug seyn, so beweisen sie alle zusammen nichts gegen das Eine Procent Wahrheit.

Eine lange Reihe von Schriften handelt von der Alchemie. Ist ihre Zahl auch gewaltig übertrieben worden, da man sie auf viertausend schätzte, so ist sie doch sehr groß und nimmt einen Zeitraum von vierzehn Jahrhunderten ein. Das, sollte man meinen, spräche wol für die Sache; allein man gibt nicht zu, daß die Alchemie schon erwachsen seyn müsse, weil sie alt sey. Freilich ist sie alt, sagen Andere, aber veraltert, sogar verfault, nur Sulphuristen noch ge-

nießbar! Ebenso schöpfen aus jener Masse von Schriften die Freunde wie die Feinde der Alchemie gegenseitig Beweisgründe, welche noch abzuwägen sind.

Die Zweifler meinen, daß in allen diesen Büchern das große Mysterium nicht enthalten seyn könne. Wenn man auch zugeben wolle, daß ein Adept sich im Gespräch verrathen haben könne, oder auf der That ertappt worden sey, so würde doch keiner so toll gewesen seyn, Bücher davon zu schreiben! Diese Einwendung ist sehr scheinbar, und doch ungegründet. Manuskripte sind keine Bekanntmachungen. Man schreibt nicht allemal für das Publikum, sondern oft nur aus geistigem Bedürfniß, für das Schreibpult. Nach dem Tode der Verfasser konnten solche Handschriften dennoch in Umlauf kommen, und somit wären fürs Erste schon die Posthuma gerettet.

Die Alchemisten, sagt man ferner, schreiben so dunkel und unverständlich, daß man nicht begreift, warum sie geschrieben haben; denn schrieben sie für sich selbst, so bedurften sie der Räthsel nicht, und wollten sie Andere nicht belehren, so konnten sie des Schreibens überhoben seyn. Man muß sie lieber gar nicht lesen. Qui non vult intelligi, non debet legi. Dagegen verwahren sich die Alchemisten in vielen Stellen, und geben zu bedenken, wie verderblich ihre Kunst werden müsse, wenn sie Gemeingut würde. Man wolle das mühsam aufgefundene Kunststück nicht verloren gehen lassen, sondern gern mittheilen, aber nur Wenigen, den Würdigsten. Darum kleide man es in Räthsel, die nur Männer von Geist und Kunstverwandte lösen könnten. Was will man dazu sagen? Die wir nichts verstehen, sind die legitimen Erben nicht, das ist alles.

Die älteren Alchemisten nehmen die Sache sogar religiös. Die göttliche Vorsehung gebe das Geheimniß nur Einzelnen, damit es geheim bleibe. Es sey daher Versündigung, dasselbe auszubreiten. Arnald von Villanova droht mit dem Schlagfluß Dem, der es ausbringen werde.

„Qui revelat secretum artis," ſagt er im Rosario, „ma-
„ledicetur et morietur apoplexia." Raimund Lul-
lus droht in ſeinem letzten Teſtament ſogar mit Höllenſtra-
fen: „Juro tibi supra animam meam, quod si ea reve-
„les, damnatus es." Libav berichtet in ſeiner Praktik,
daß auch zu ſeiner Zeit die Alchemiſten glaubten, wer das
Geheimniß offenbar werden ließe, würde plötzlichen Todes
(geling ſchreibt er) ſterben. Wer kann nun wiſſen, wel-
che von ihnen es mit ſo religiöſen Bedenken ehrlich meinten?
Freilich hat dieſe fromme Geheimthuerei manchem holen
Wicht eine Maske in die Hand gegeben, unter welcher er ſich
wol ſtattlich ausnahm. Er durfte ja vor dem lieben Gott
nichts verrathen, beim beſten Willen nicht!

In vielen Fällen haben Diejenigen wol Recht, welche
vermuthen, die Alchemiſten würden ſo dunkel und verwor-
ren nicht geſchrieben haben, wenn ſie ſelbſt helle und klare
Begriffe gehabt hätten; dann gibt man aber zu, ſie hätten
nach Vermögen gethan; und was wollen wir mehr? Wer
da fordert, die Schriftſteller dieſes Faches müßten durchaus
Adepten geweſen ſeyn, der verlangt offenbar zu viel. So
wie die meiſten Gelehrten, welche über Technologie ſchreiben,
nicht ſelbſt ausübende Künſtler ſind, dennoch aber durch ihre
Anſichten, Erklärungen und Vorſchläge dem Leſer, auch
wol den Künſten nützen: ſo war es jederzeit philoſophiſchen
Köpfen unbenommen, in der Alchemie zu ſpekuliren. Kon-
ten ſie auch nur Nachricht von den Künſtlern ihrer Zeit ge-
ben und als Zeugen glücklicher Erfolge auftreten, ſo hat-
ten ſie vollſtändigen Beruf, und das war doch bei Vielen
der Fall.

Wer könnte und wollte wol leugnen, daß unter dieſer
Menge alchemiſtiſcher Schriften viel leichte Waare ſey, und
manches erbärmliche Produkt von gelehrten Marktſchreiern,
auch ungelehrten Sudlern? Aber was folgt daraus? Es
müßte in keiner anderen Wiſſenſchaft ſchlechte Bücher geben,
wenn dieſe gegen die Wahrheit der Alchemie beweiſen ſollten.

Wer ritterlichen Kampf liebt, nimmt es mit den Rittern im Vordergliede auf, nicht mit dem Troſſe der Merodebrüder, denen die Geſchichte kaum einen mitleidigen Blick zuwendet.

Im Vordergliede ſtehen brave Männer, deren Wort und Geiſt dem Leſer, auch dem Kenner, Hochachtung abnöthigt. Von ſolchen redet der große Hermann Boerhaave, wenn er ſchreibt: Ubicunque Alchemistas capio, video ipsos simplicissimam veritatem nudissimis verbis describere, nec fallere, nec errare. Quando igitur ad illa loca pervenero, ubi percipere nequeo, quid velint, cur falsi arguam eos, qui in arte se longe praestantiores dederunt me ipso? Cf. Elementa Chemiae, Lugd. 1732, 4., p. 120. Zu Deutſch: „Wo ich die Alchemiſten ver„ſtehe, da beſchreiben ſie die einfache Wahrheit mit nackten „Worten, ohne Trug und Irrthum. Wenn ich nun auf „Stellen ſtoße, die ich nicht begreife, wie darf ich Männer „der Lüge zeihen, die mir in der Kunſt weit überlegen ſind?“ Wiewol hier offenbar die Beſcheidenheit ſich ſelbſt zu wenig, Anderen aber zu viel zugeſteht, ſo iſt doch ſein Zeugniß von hohem Werthe, und eine Aufforderung mehr, zu prüfen, bevor man verurtheilt.

Erſtes Kapitel.

Alchemie der Aegypter.

Das Land der Pyramiden zeigt Spuren von einer hohen Kultur in ſehr frühen Zeiten, von einem Volke von Erfindern, würde man glauben, wenn die Nachrichten ſich nicht dahin vereinigten, daß jene Bildung keineswegs Gemeingut der Bevölkerung war. Die größere Maſſe von Kenntniſſen blieb Eigenthum einer Prieſterkaſte, welche ſie eiferſüchtig den Laien vorenthielt und höchſtens die Fürſtenſöhne darin unterwies. Jedoch waren jene Bewahrer der Myſterien nicht unempfindlich für den Ruhm, und darum minder ſtreng gegen wißbegierige Fremdlinge. Die Griechen benutzten dieſe Vergünſtigung, um alles Wiſſenswürdige von daher ſich anzueignen. Ihre ausgezeichnetſten Gelehrten reiſeten nach Aegypten und ſuchten das Vertrauen der Prieſter zu gewinnen. Im ſechsten Jahrhundert vor Chriſto glückte das dem Samier Pythagoras, welcher zwanzig Jahre dort blieb, und der Beſchneidung ſich unterwarf, um die prieſterliche Weihe zu empfangen. Platon verweilte dreizehn Jahre dort, und Demokritos von Abdera fünf Jahre.

Unter jenen geheimen Kenntniſſen war vorzugsweiſe Gegenſtand des Forſchens und Verhehlens eine höhere Anſicht der Natur. Nur geweihten Freunden lesbare Inſchriften lehrten dieſelbe. Von ihr meldet Plinius beiläufig in ſeiner Naturgeſchichte, B. XXXVI. Kap. 9.: „Der

„Obelisk, den Augustus auf dem Circus aufstellen ließ, ist „von ebendemselben Könige, unter dessen Regierung Pytha„goras in Aegypten war. Ein kleinerer vom König Se„sostris steht auf dem Marsfelde. Beide enthalten eine „Erläuterung der Natur nach der Philosophie der Aegypter.“ Plutarch bezeugt in seinem Buche von Isis und Osir, daß nur Priester des ersten Ranges in diese Naturphilosophie eingeweiht waren, und läßt errathen, daß ihm selbst mit aller Mühe nicht gelungen sey, dieselben auszuforschen.

Soviel wissen wir, daß die ersten Entdeckungen in der Scheidekunst mit zu jenen Naturgeheimnissen gehörten. Man schrieb die chemischen Erscheinungen dem Gotte des Feuers zu, weil das Feuer die Kräfte der Substanz hervorruft. Davon lesen wir in der Historischen Bibliothek Diodor's von Sicilien, B. I. Kap. 13.: „Die ägyptischen „Weisen melden, daß Vulkan der Erfinder alles dessen sey, „was durch Feuer bewerkstelligt werde, und daß er alle „Arten der Arbeiten im Feuer, in Eisen, Kupfer, Gold „und Silber, erfunden habe. Derselbe soll auch allen son„stigen Gebrauch des Feuers erfunden und zu gemeinem „Nutzen bekannt gemacht haben.“ Ebenderselbe sagt an einer anderen Stelle, B. II. Kap. 2.: „Unter dem Vulkan „verehren die Aegypter das Feuer selbst als einen mächtigen „Gott, von dem sie lehren, daß er zur Erzeugung und Voll„endung aller Dinge das Meiste beitrage.“ Da Diodor unter dem Schutze eines Cäsar und Augustus Aegypten bereisete, so dürfen wir seine Nachricht unbedenklich annehmen.

Die Aegypter hielten ihre geheime Naturlehre weit höher, als ihre Größenlehre, welche sie Fremden williger mittheilten. Darum blieb die erstere mehr Eigenthum ihres Landes, und ward von Cham, einer älteren Benennung Aegyptens, Chema genannt. Als Plutarch nach der Bedeutung dieses Wortes fragte, zeigte man ihm das Schwarze im Auge. Es war eine witzige Hieroglyphe für „Dunkel, schwer einzusehen“, d. h. Geheimniß. Die Orientalisten

bezeugen, daß jenes Wort im Arabiſchen dieſelbe Bedeutung habe. Die Nachbarn mögen es von den Aegyptern angenommen haben. Die Griechen formten es nach ihrem Idiom in *Χημεία* um, auf welche Art nach dem Zeugniſſe des Zoſimos die Scheidekunſt den Namen Chemie erhalten hat.

In jenen Naturgeheimniſſen finden diejenigen Alchemiſten, welche ihrer Kunſt durch hohes Alterthum einen beſonderen Glanz zu geben vermeinen, den erſten Urſprung der künſtlichen Metallveredlung, und zwar trauen ſie den Aegyptern nicht etwa blos die Idee davon zu, ſondern die praktiſche Alchemie ſelbſt. Das gewaltige Geheimthun der Prieſter ließe wol allenfalls vermuthen, daß ſo etwas dabei im Spiel geweſen ſeyn möchte; allein wenn wir unbefangen erwägen, ſo ſtreitet es gegen alle Regeln des Wahrſcheinlichen, daß der erſte Anfang einer Kunſt mit dem größten Meiſterſtücke derſelben gemacht worden ſey. Hiſtoriſche Beweiſe würden freilich dennoch gelten. Prüfen wir alſo diejenigen, welche die Alchemiſten beizubringen vermögen.

Als Erfinder der Metallveredlung rühmt man den großen Theuth, welchen die Griechen Hermes, die Römer Merkurius nennen. Der erſte dieſer Namen kommt in den Geſprächen des Platon zweimal vor, aber nicht mit Beziehung auf Chemie. Er ſagt im Phaidros: „Zu Nau„kratis in Aegypten war Theuth einer von den alten Göt„tern, dem der Vogel Ibis geheiligt ward. Er hat zuerſt „Zahl und Rechnung, die Meßkunſt und Sternkunde, Bret„ſpiel und Würfelſpiel, auch die Buchſtaben erfunden. „Ueber ganz Aegypten herrſchte damals Thamos, der zu „Theben in Oberägypten wohnte. Dem zeigte Theuth ſeine „Künſte, und wollte, daß ſie den Aegyptern mitgetheilt „würden.“ Vergl. Edit. Stephan. p. 274. Schleiermacher S. 161. Ferner ſagt Platon im Philebos: „Mag „es nun ein Gott oder ein göttlicher Menſch geweſen ſeyn, „der zuerſt den Laut auffaßte. Die Aegypter ſagen, ein „gewiſſer Theuth habe zuerſt die Selbſtlauter unterſchieden,

„dann die Ziſchlaute, und dann die übrigen Mitlauter.“ Vergl. Stephan. p. 18. Schleiermacher S. 152. Dagegen nennt den griechiſchen Namen in alchemiſtiſcher Beziehung der Verfaſſer des Buches Anepigraphos, welcher allerdings einen Hermes als den allererſten Urheber der Alchemie rühmt. Den lateiniſchen Namen nennt in ähnlicher Beziehung der Karthager Tertullian. Ihm iſt Mercurius ille Trismegistus magister omnium physicorum, der „Lehrmeiſter aller Naturforſcher“. Vergl. De testimonio animae, Cap. II. Adversus Valentinianos, cap. XV. Edit. Paris. 1580, Fol., p. 295. Die Identität der Perſon jener drei Namen wird anderweit nachgewieſen.

Ueber die Perſönlichkeit dieſes Hermes und ſein Zeitalter, welche beide Platon weislich unerörtert läßt, hat man gar mancherlei, zum Theil ungereimte, Vermuthungen ausgeſprochen. Nach Einigen iſt es Adam, nach Anderen Henoch oder Moſes. Nach Schröder's Geſchichte der älteſten Chemie und Philoſophie (Bibliothek für die höhere Naturwiſſenſchaft, Th. I. S. 145.) war es Joſeph; nach Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. I. p. 10, war es ein König Siphoas, 1900 Jahre vor Chriſto; nach Urſinus, Kriegsmann, und Anderen ein König Thot, 2700 Jahre vor Chriſto. Wir haben demnach unbeſchränkte Wahl. Manche Neuere, wie z. B. v. Murr, in ſeiner Geſchichte des ſogenannten Goldmachens, erklären die Sage vom Hermes für ein leeres Mährchen, und kürzer kann man nicht abkommen, das iſt gewiß.

Freilich iſt dieſer Hermes in die ägyptiſche Mythologie verwebt, und demnach dürfte man geneigt ſeyn, in ihm nicht mehr Hiſtoriſches zu ſuchen, als die perſonificirte Idee einer Geiſteskraft. In ſo fern möchte der Thot, Thoyt, Taut, oder Taaut der Aegypter und Phönicier die Weisheit, als ſchaffendes Weſen gedacht, darſtellen. Dem Volke bildete man es in der Geſtalt des Anubis vor

und rühmte diesen als Rathgeber des Osir und der Isis. In seinem Schlangenstabe führte er die vereinigten Symbole der Klugheit (die Schlange) und der Herrschaft (den Stab), welche sonach „Macht der Weisheit“ andeuteten. Die Griechen verglichen diesen Schlangenstabträger mit ihrem Hermes und nannten ihn darnach, die Römer aber Merkurius. Somit wäre wenigstens allem Streiten über seine Persönlichkeit ein Ende gemacht.

Wir sind jedoch nicht gerade auf diese allegorische Auslegung des Namens beschränkt. Suchen wir eine wirkliche und bestimmte Person darin, so finden wir sie beim Galenus. Dieser Arzt ist hier als Zeuge nicht zu neu, da er etwa hundert Jahre nach Christo schrieb. In seinem Buche von der Zusammensetzung der Arzneien, Buch IV. Kap. 1., sagt er: „Diese Zubereitung hat ihren Namen von dem „Priester Hermon in Aegypten. Sie ist aus dem innersten Tempel des Vulkan hergenommen, wo noch viele andere Bereitungen gefunden werden.“ Diese Stelle weiset in Uebereinstimmung mit Diodor's Nachrichten, und darum glaubhaft, auf den Ursprung der hermetischen Kunst hin. In jenem Phthastempel, worin die Wunder der Scheidungen gelehrt und geübt wurden, bereitete ein Priester chemische Arzneien und ward dadurch weltberühmt. Die Aehnlichkeit der Namen Hermon und Hermes veranlaßte wol eine Vermischung des Priesters mit dem Gotte, so daß nach und nach des Ersteren Andenken in dem des Letzteren unterging. Clemens Alexandrinus, ein geborener Aegypter, der ein Jahrhundert nach dem Galen schrieb, weiß nur noch vom Hermes.

Die Aegypter hatten zahlreiche Schriften vom Hermes, und das paßt wol zum Priester, aber nicht zum Gotte. Es scheint, daß jener Priester sich um seine Kaste das Verdienst erworben habe, einen vollständigen Kodex ihrer Mysterien zu verfassen; denn seine Schriften umfaßten das ganze Gebiet ihres Wissens. Der eben erwähnte Clemens Alexan-

drinus zählt in seinem Werke, welches Στρώματα, d. i. Teppiche oder Schildereien, betitelt ist, B. VI., jener hermetischen Schriften zweiundvierzig auf und gibt ihren Inhalt an. Sechs davon handeln von der Arzneikunst, zehn andere von allgemeinen und besonderen Gesetzen und richterlichen Funktionen, zwölf andere von der Götterlehre, Religion, religiösen Gebräuchen und priesterlichen Verrichtungen, die vierzehn übrigen aber von der Philosophie. Die letzteren, auf welche es hier vornehmlich ankommt, enthalten: Kosmologie, allgemeine Sternkunde, Planetenlehre, Planetenlauf, Sonnenlauf, Sonnenaufgang, Sonnenuntergang, Mondslauf, Konstellationen, allgemeine Geographie, Beschreibung von Aegypten, Beschreibung des Nils, Messungen, und Hieroglyphen. Keine davon handelte also von Chemie oder Alchemie, und doch sollte man meinen, eine so wichtige Kunst würde nicht unbearbeitet geblieben seyn, wenn die Aegypter Kenntniß davon gehabt hätten.

Noch entsteht die Frage, ob etwa unter den medicinischen Schriften die Alchemie mit abgehandelt sey. Diese Vermuthung wird dadurch scheinbar, daß nach dem, was Galen vom Priester Hermon meldet, die ärztlichen Schriften wahrscheinlich von ihm selbst herrührten, dagegen die übrigen Fächer von Anderen bearbeitet seyn mögen. Wenn man aber nachsieht, was Clemens von dem Inhalte der sechs ärztlichen Schriften sagt, so enthielten sie nach unserer Benennungart: Physiologie, Pathologie, Chirurgie, allgemeine Therapie, Augenheilkunde, und die Behandlung der Frauenkrankheiten. Will man auch annehmen, daß unter Therapie die Pharmacie und chemische Bereitung der Arzneien mit inbegriffen sey, so findet man doch in dem allen nicht die mindeste Andeutung, daß irgend eine dieser Schriften Alchemie oder nur metallische Chemie gelehrt habe.

Man könnte wol sagen, der Alexandriner habe die hermetischen Schriften nicht genug gekannt, und darum ihren Inhalt unvollständig oder unrichtig angegeben. Freilich

ſagt er nur, jene Schriften wären dageweſen, alſo waren ſie zu ſeiner Zeit, um 230 nach Chriſto, nicht mehr vorhanden; dann darf er aber auch nicht als Gewährmann für Behauptungen angeführt werden, die ihm fremd ſind. Da ſich nun kein anderer gefunden hat ſo geht daraus wol die Gewißheit hervor, daß die alchemiſtiſchen Schriften, welche man dem Hermes zugeſchrieben, von Neueren untergeſchobene Arbeiten ſind, als z. B.:

1) Hermetis Aenigma de lapide philosophico, Handſchrift der Pariſer Bibliothek, geſchrieben 1486. Vergl. Lenglet du Fresnoy Histoire de la philos. hermét., T. III. p. 16. 21.
2) Hermetis Trismegisti Tractatus aureus de lapidis philosophici secreto, in septem Cap. divisus, opera Gnosi Belgae. Lips. 1600. 8. Derſelbe Traktat iſt abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. Nr. 123., und in Mangeti Bibliotheca chem. curios., T. I. Nr. 19. Eine franzöſiſche Ueberſetzung: Les sept sceaux d'Egypte, ou les sept chapitres dorés, par Gabr. Joly. à Paris, 1626. 8.
3) Hermetis Trismegisti Liber de compositione, abgedruckt in der Sammlung: Philosophiae chymicae quatuor vetustissima scripta, Francofurti, 1605, 4., Nr. 3.
4) Hermetis Trismegisti Erkänntniß der Natur. Hamburg, 1706. 8. Elias von Aſſiſi ſoll der wahre Verfaſſer davon ſeyn.
5) Des Hermes Trismegiſtus wahrer alter Naturweg, oder Geheimniß, wie die Univerſaltinktur ohne Gläſer zu bereiten, herausgegeben von einem ächten Freimaurer. Leipzig, 1782. 8.

Es gibt aber außerdem eine merkwürdige Erſcheinung in der hermetiſchen Literatur, welche nicht ſo leicht abzuweiſen iſt, die ſeit beinahe tauſend Jahren bekannte Tabula sma-

ragdina Hermetis, von welcher die Alchemisten behaupten, daß sie von jenem ägyptischen Priester selbst herstamme, in dessen Grabe man sie gefunden habe. Die Inschrift einer Tafel von Smaragd ist es, worin er das Geheimniß der Alchemie niedergelegt haben soll. Wer diese Tafel gefunden habe, wo und wenn sie vorhanden gewesen, und wohin sie gekommen sey, wird nicht gesagt, wodurch die Sache allerdings etwas verdächtig wird. Man weiß nicht einmal zu sagen, in welcher Schrift und Sprache sie ursprünglich geschrieben sey, ob in Hieroglyphen, phönicisch, oder griechisch. Eben so wenig ist bekannt, wer die lateinische Uebersetzung gemacht habe, in welcher wir sie haben. Darum haben Einige die smaragdene Tafel ebenfalls für untergeschoben und für das Produkt eines Alchemisten des dreizehnten Jahrhunderts erklären wollen.

Dagegen versichern Andere, das Werk lobe den Meister und der Inhalt beweise ihre Aechtheit. Selbst unparteiische und gelehrte Kritiker haben die Sache nicht ganz unglaublich gefunden, wenigstens nicht bestimmt absprechen wollen. So sagt z. B. Morhof: „Der Ursprung der „Tabula smaragdina, welche dem Hermes zugeschrieben „wird, ist ungewiß. Doch hat Kircher ganz Unrecht „(mentitur), wenn er behauptet, daß sie vor des Lullius „Zeit nicht vorhanden gewesen sey, da doch Johann von „Garlandia, der sonst Hortulanus genannt wird und nach „dem Zeugnisse des Balaus im zehnten Jahrhundert lebte, „damals schon einen Kommentar dazu geschrieben hat. „Kriegsmann hat sie in phönicischer Sprache herausgegeben, aber meines Wissens nicht angezeigt, woher er sie „genommen. Sonach bleibt die Sache freilich dahingestellt.“ Vergl. Epistola ad Langelottum de metallorum transmutatione, p. 102.

Also ist die Sache schon werth, etwas näher untersucht zu werden. Die Inschrift findet sich unter der Ueberschrift: Tabula smaragdina, oder auch: Verba secretorum Her-

metis, in mehren Sammlungen mit einigen Abweichungen abgedruckt, z. B. im Theatrum chemicum wie folgt:

Verum, sine mendacio, certum et verissimum: Quod est inferius est sicut quod est superius, et quod est superius est sicut quod est inferius, ad penetranda [1]) miracula rei unius. Et sicut omnes res fuerunt ab Uno, meditatione Unius, sic omnes res natae fuerunt ab hac una re, adaptatione. [2]) Pater ejus est sol, et mater ejus luna. Portavit illud ventus in ventre suo. Nutrix ejus terra est. Pater omnis Telesmi totius mundi est hic. [3]) Vis ejus integra est, si versa fuerit in terram. Separabis terram ab igne, subtile a spisso, suaviter, cum magno ingenio. Ascendit a terra in caelum, iterumque descendit in terram, et recipit vim superiorum et inferiorum. Sic habes gloriam totius mundi. Ideo fugiet a te omnis obscuritas. Haec est totius fortitudinis fortitudo fortis, quia vincet omnem rem subtilem, omnemque solidam [4]) penetrabit. Sic mundus creatus est. Hinc erunt adaptationes mirabiles, quarum modus hic est. Itaque vocatus sum Hermes Trismegistos, habens tres partes philosophiae totius mundi. Completum est, quod dixi, de operatione solis.

Varianten: 1) Statt penetranda hat das Aureum Vellus die Lesart: praeparanda, die Ausgabe des Pyrophilus aber: perpetranda. 2) Für adaptatione heißt es im Aureum Vellus: adoptione. 3) Statt Pater omnis Telesmi totius mundi est hic hat das Aureum Vellus: Hic est vis totius mundi. 4) Für omnemque solidam hat das Aureum Vellus: et omne solidum.

Ueberſetzung: „Es iſt wahr, ohne Lüge, und ganz „gewiß: Das Untere iſt wie das Obere und das Obere iſt „wie das Untere, zur Vollbringung Eines Wunderwerkes. „Und ſo wie alle Dinge von Einem und ſeinem Gedanken „kommen, ſo entſtanden ſie alle aus dieſem Einen Dinge, „durch Anneigung. Der Vater des Dinges iſt die Sonne,

„der Mond ist seine Mutter. Der Wind hat es in seinem „Bauche getragen, und die Erde hat es ernährt. Es ist „die Ursache aller Vollendung in der Welt. Seine Kraft ist „völlig, wenn es zur Erde wird. Scheide die Erde vom „Feuer, und das Feine vom Groben, gemächlich und kunst„reich. Es steigt von der Erde zum Himmel empor, und „es steigt wiederum zur Erde hinab, und empfängt die Kraft „des Oberen wie des Unteren. So hast Du das Herrlichste „der Welt, und alles Dunkel wird von Dir weichen. Es „ist das Allerstärkste, was alle Stoffe gewältigen, alle „Körper durchdringen mag. So ist die Welt geschaffen, „durch solche Anneigungen. Darum nennt man mich Her„mes den Dreimalgroßen, der drei Theile alles Wissens hat. „Obiges ist das ganze Werk der Sonne.“

Die Legende, man habe diese Tafel in Aegypten bei Eröffnung eines Grabes in der Hand eines Todtengerippes gefunden, verdient kaum angeführt zu werden, da sie nur auf Büchertiteln zu finden und ohne alle Beglaubigung ist. Wol hat man Hieroglyphentafeln an und bei Mumien gefunden; aber die Brüder Champollion sollen sie noch deuten.

Auch das ist mährchenhaft, daß die Tafel ein Smaragd gewesen sey. Die nubischen Smaragde finden sich nicht in solchem Format, daß man Quartseiten darauf schreiben könnte. Zwar ist glaublich, daß unter den Smaragden der Alten, welche Plinius beschreibt, grüne Flußspathe und Malachite aus den Kupfergruben mit figurirten, die allerdings in Tafeln geschnitten werden konnten. Uebrigens kann die Masse der Tafel für einen unbedeutenden Nebenumstand gelten. Wenn wir sonst Gründe für ihr Alterthum finden, so wird das Material uns nicht irren. Beim Celsus bedeutet Emplastrum smaragdinum nicht etwa ein Pflaster von Edelsteinen, sondern ein grünes Pflaster. Ebenso handelt es sich hier nur um eine grüne Tafel, etwa von Holz, mit grünem Wachs überzogen, wie man dergleichen bei den Alten mit Griffeln beschrieb.

Wir lesen bei den Alten, daß die Mysterien der Aegypter theils in Hieroglyphen auf Stein, theils in phönicischer Buchstabenschrift auf Tafeln geschrieben waren, welche letztere man in den Tempeln aufstellte. Eine solche könnte nun die grüne Tafel des Hermes gewesen seyn. Ihre orakulöse Form und Kürze entsprechen einer solchen Vermuthung. Die ungescheute Prahlerei am Schlusse, wie sie in der ersten Person ausgesprochen erscheint, macht aber freilich zweifelhaft, ob auch ein würdiger Mann sich selbst auf diese Art ankündigen werde. Sie scheint darauf hinzuweisen, daß Andere ihm nach seinem Tode ein Ehrendenkmal stiften wollten und ihn mit einem Auszug seiner wichtigsten Lehren redend einführten. Dann wäre nicht unglaublich, daß man diese Schrift in sein Grab gelegt habe, so wie man dem Pythagoras die Figur des Beweises von seinem Lehrsatz, und dem Archimedes die Vergleichung der drei Körper mitgab.

Unser lateinischer Text ist wahrscheinlich eine Uebersetzung aus dem Griechischen; denn drei Wörter sind darin griechisch stehen geblieben. Das erste, τέλεσμος, mit dem lateinischen Genitiv, kommt wol schwerlich sonstwo vor. Da es durch transactio oder perfectio gegeben werden konnte, so hat es den Anschein, daß dem Uebersetzer das griechische Wort nicht ganz verständlich gewesen sey, oder daß er es für einen Namen gehalten habe. Der zweite Gräkismos ist Ἑρμῆς. An dessen Statt würde wol eher Taaut stehen geblieben seyn, wenn die Uebersetzung aus dem Phönicischen gemacht wäre. Auch würde ein heidnischer Römer dafür Mercurius gesetzt haben, woraus nebenbei die Vermuthung entsteht, daß ein späterer christlicher Lateiner das Griechische übersetzt haben möge. Endlich ist der doppelte Superlativ Τρισμέγιστος, der Dreimalgrößte, ganz und gar griechisch. Wol möglich, daß jener griechische Text wiederum eine Uebersetzung aus dem Phönicischen gewesen sey; allein wir wissen nichts davon. Kriegsmann's phönicischen Text kenne ich nicht, und könnte ihn nicht beurtheilen;

len; aber das ist unzweifelhaft, daß die sogenannte Uebersetzung aus der phönicischen Sprache, welche Schröder in seiner alchymistischen Bibliothek deutsch gegeben, keine solche ist, sondern eine höchst willkürliche Umschreibung, in welche er seine eignen Gedanken hineingetragen hat.

Ueber das wahre Alter dieses Monuments läßt sich aus dem Inhalt selbst schwerlich irgend eine Vermuthung schöpfen. Zwar scheint ganz nah zu liegen, daß die Worte: „Und so wie alle Dinge von Einem herkommen, und von Eines Gedanken", aussehen wie das Glaubensbekenntniß eines Christen, und demnach würde die Tafel dem Phthaspriester nur angedichtet seyn. Allein jene Voraussetzung findet nicht Statt, da wir wissen, daß die Mysterien der ägyptischen Priester unter anderem den Zweck hatten, die Gebildeteren der Nation von der Nichtigkeit der dem Volke aufgestellten Stadt- und Dorfgötter des Landes zu überzeugen und sie auf einen vernünftigeren Deismus hinzuführen. Ohne Zweifel ist in ihren Tempeln der Ursprung der Lehre von der Weltseele zu suchen, die man in den Systemen des Pythagoras und des Platon wiedergefunden hat. Auf diese Weltseele kann jene Stelle um so mehr bezogen werden, da der Nachsatz ganz offenbar von der Kraft der Materie spricht. Demnach würde der scheinbare Christianismus im Gegentheile für ein hohes Alterthum der grünen Tafel zeugen.

Die Sprache derselben ist so dunkel, daß sie auersehen scheint, zu verblüffen, nicht zu belehren. Man hat schon die Frage aufgeworfen, ob denn auch wol von Alchemie die Rede sey und nicht vielmehr von Astronomie, da doch Himmel und Erde, Sonne und Mond genannt werden. Nun beharren zwar die Alchemisten dabei, Sonne und Mond deuteten Gold und Silber an; wer aber dennoch die Sache zweideutig findet, dem kann es nicht verargt werden. In der That ist hier mehr als Zweideutigkeit, es ist eine vollständige Dreideutigkeit vorhanden, in-

dem noch Andere vermuthen, es ſey darin von der berufenen Magie die Rede, welche allerdings, wie Plinius in ſeiner Naturgeſchichte, L. XXX. Cap. 1., bezeugt, im Orient gar ſehr im Schwange ging. Dieſe Meinung findet ihre Stütze in den Worten des Einganges, worin von Wunderwerken geſagt wird, die man (nach dieſer Auslegung) mit Hülfe der Geiſter, ſowol der Oberwelt als der Unterwelt, verrichten könne.

Unter dieſen drei Parteien haben die Alchemiſten noch immer den Platz behauptet; denn die Magier ſind unterdeſſen ausgeſtorben und die Aſtronomen haben ihre Anſprüche ſehr gern abgetreten. Soviel ſieht man endlich wol, daß von Scheidung die Rede ſey, ferner von Behandlung der Körper mit Feuer, endlich von einem Aufſteigen und Niederfallen ausgeſchiedener Theile. Das alles läßt ſich ganz ungezwungen auf die Erſcheinungen der Deſtillation deuten. Da nun erwieſen iſt, daß die alexandriniſchen Griechen die Deſtillation ſchon gekannt und geübt haben, wie das folgende Kapitel zeigen wird, ſo kann, ohne viel zu wagen, angenommen werden, daß ſie dieſe Kunſt von den ägyptiſchen Prieſtern der Feuertempel gelernt haben. Wol läßt ſich denken, daß man die Wirkungen der Deſtillation anfänglich überſchätzt und den Erfinder derſelben vergöttert habe. Gerechte Anerkennung des Verdienſtes war es, wenn man ihm in Tempeln, auch wol im Grabe, ein Denkmal ſtiftete, und ein ſolches ſcheint mir die Tabula smaragdina zu ſeyn. Demnach würde dieſes Denkmal der Chemie angehören, und nicht der Alchemie; da aber dieſe Unterſcheidung erſt neuerlich gemacht worden iſt, ſo wird man zugeſtehen, daß die Alchemiſten der Vorzeit daſſelbe mit Recht als Fideikommiß in Anſpruch genommen haben.

Die pomphafte Faſſung der Inſchrift gab freilich Veranlaſſung, daß man vordem weit mehr als Deſtillation in ihr ſuchte und zu finden meinte. Unter dem Telesmos verſtand man die Vollendung, d. h. Veredlung der Metalle,

unter dem Allerstärksten aber, das alle Körper durchdringt, ein allgemeines Auflösungmittel, den Alkaheſt der Araber, wiewol wahrſcheinlich nur das Feuer damit gemeint war. Das Werk der Sonne überſetzte man endlich durch: Bereitung des Goldes, und fand darin volle Beſtätigung, gleichſam das Siegel zur Unterſchrift. Daher beachteten die Alchemiſten die grüne Tafel jederzeit mit der tiefſten Reverenz, als Apokalypſe ihrer Kunſt. Man mühte ſich ab, das Räthſel zu löſen, und die Laboranten glaubten auf rechtem Wege zu ſeyn, wenn ſie etwas fanden, was mit einer Stelle der Tafel übereinzuſtimmen ſchien. Vor allem trachtete man nach jenem allgemeinen Auflösungmittel, dem Schlüſſel der Kunſt. Man ſuchte es durch Deſtillation und erfand die Säuren. Es war ein verzeihlicher Irrthum, von dem man ausging, und zwar ein ſehr wolthätiger, weil er zahlloſe Entdeckungen herbeiführte.

Jenes vielſeitige Beſtreben verurſachte, daß die grüne Tafel, wiewol ſie nur ein fliegendes Blatt iſt, ihre eigne Literatur erhielt. Ob ſie noch irgendwo in alten Handſchriften vorkomme, kann ich nicht beſtimmt angeben. Lambecius führt in ſeinem Katalog der Handſchriften der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien, Medic. Nr. 51., eine Sammlung auf, in welcher unter anderem ein chymiſches Fragment vom Hermes vorkommt. Das könnte wol die ſmaragdene Tafel ſeyn. An gedruckten Ausgaben haben wir folgende:

1) Hermetis Trismegisti Tabula smaragdina, in ejus manibus in sepulcro reperta, cum commentatione Hortulani; abgedruckt in dem Volumen tractatuum scriptorum rariorum de Alchymia, Norimbergae, 1541, 4.

2) Tabula smaragdina cum commento Hortulani; abgedruckt in der Ars chemica, Argentorati, 1567, 8., Nr. 2.

3) Hermetis Tabula smaragdina; abgedruckt in: Francisci Patricii Magia philosophica Zoroastris et Hermetis etc. Ex bibliotheca Rantzoviana. Hamburgi, 1593. 8.

4) Guil. Christoph. Kriegsmanni Commentariolus interpres Tabulae Hermetis smaragdinae. Ohne Druckort und Jahrzahl.

5) Tabula smaragdina Hermetis; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. VI. Nr. 208.

6) Hermetis Trismegisti Tabula smaragdina, cui titulus: Verba secretorum, Kriegsmanni et Dornei commentariis illustrata; abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. I. Nr. 18.

7) La Table d'emeraude, par Foix de Candalle. Fol. Vergl. Lenglet du Fresnoy Hist. de la philos. hermétique, T. III. p. 186.

8) La Table d'emeraude d'Hermes Trismegiste, avec les commentaires d'Hortulain; abgedruckt in Salmon Bibliothéque des philosophes chimiques, Tom. I. Nr. 1., auch in der Bibliothek von Richebourg, T. I. Nr. 1.

9) Georg. Wolfg. Wedelii Exercitatio in Tabulam Hermetis smaragdinam, adversus Kircherum. Jenae, 1704. 4.

10) Tabula smaragdina H. Tr.; abgedruckt in: Aureum Vellus, oder Güldene Schatz- und Kunstkammer, darin die auserlesenen Schriften der alten Philosophen enthalten. Hamburg, 1708. 4.

11) Das Fundament der Lehre vom Stein der Weisen, oder des uralteſten Philoſophi Hermetis Trismegisti Tabula smaragdina, lateiniſch und deutſch mit Anmerkungen von Pyrophilus. Hamburg, 1736. 4.

12) Die ſmaragdene Hermetiſche Tafel; deutſch abgedruckt in (Schröder's) Neuer alchymiſtiſcher Bibliothek, Bd. I. Samml. II., Frankf. u. Leipzig, 1772, 8.

Wenn wir nach obigen Erörterungen Grund haben, den Hermes, eigentlich den Priester Hermon, als eine historische Person, als Arzt und Pharmakeuten, als Chemiker, insbesondere als Erfinder der Destillation hochzuachten, so können wir ihn doch als Alchemisten nicht annehmen. Indessen ist damit die Hypothese von einer Alchemie der Aegypter noch nicht ganz beseitigt, weil man zur Beglaubigung derselben noch zwei andere Personen, den Osthanes und den Komanos, als Zeugen anführt, die noch vorzuladen und abzuhören sind.

Was den Namen Osthanes betrifft, so kommen drei verschiedene Männer dieses Namens vor, von welchen der erste 500 Jahre vor Christo lebte, der zweite 300 Jahre vor Christo, und der dritte 500 Jahre nach Christo. Alle drei sind als Philosophen zu ihrer Zeit berühmt gewesen, vornehmlich aber der erste, den man den großen Osthanes nennt, und von diesem ist hier die Rede. Er war von Geburt ein Meder, dem Stande nach ein Magus, d. h. Priester und Philosoph, und lebte in dieser Eigenschaft am Hofe des Perserkönigs Xerxes, den er auch mehrentheils auf Reisen begleitete. Sein Souverain wünschte von den Mysterien der ägyptischen Priester nähere Kenntniß zu erhalten, und sandte ihn nach Memphis, daß er an Ort und Stelle Nachricht einziehe und ihm Bericht erstatte. Man darf voraussetzen, daß der kaiserliche Magus, Oberpriester des ewigen Feuers, Hofastrolog und Haupt der persischen Naturforscher, nicht eben als Neophyt und Lehrling der Aegypter aufgetreten seyn werde. Vielmehr ist leicht zu glauben, daß er unter dem Einfluß des persischen Zepters ihnen als Reformator und Bekehrer entgegengetreten sey. Einige Umstände machen wahrscheinlich, daß er sich zu den Phthaspriestern gesellt und jene Mysterien der Feuertempel, wo nicht gestiftet, doch mehr ausgebildet und erweitert habe; denn die Schriftsteller der Alten rühmen ihn als Denjenigen, welcher

die geheime Naturphilosophie aus dem Orient herübergebracht und ausgebreitet habe.

Plinius redet, Hist. nat. L. XXX. c. 1., von dem Aufkommen, der Ausbreitung und Verfälschung der Magie. Er wundert sich, daß sie sich bei den älteren Magiern so lange ohne Schriften habe fortpflanzen können, worauf er hinzufügt: „Unter den Schriftstellern davon ist, wie ich finde, „der erste jener Osthanes, der im Gefolge des Xerxes war. „Das ist wenigstens gewiß, daß dieser Osthanes die Grie„chen nicht allein für seine Wissenschaft gewonnen, sondern „zu einer wahren Raserei entflammt hat.“ Weiterhin gedenkt er beiläufig auch eines anderen Osthanes mit folgenden Worten: „Nicht weniger hat auch der zweite Osthanes, „welcher im Gefolge Alexander's des Großen war, zu seiner „Zeit das Ansehen der Magie sehr vermehrt.“

Der Afrikaner Appulejus, welcher im zweiten Jahrhundert zu seiner eignen Vertheidigung eine Apologie der Magier schrieb, führt darin den Osthanes als einen der Vornehmsten unter ihnen an, womit er ohne Zweifel den älteren meint, weil er ihn mit dem Pythagoras zusammenstellt. Auch Tertullian, De anima, cap. 57., gedenkt des Osthanes in diesem Sinne, so wie ebenderselbe in der Chronographie des Synkellos Georgios als Lehrer des Demokritos von Abdera gerühmt wird. Wenn man alle diese Andeutungen zusammennimmt, so scheint sich zu ergeben, daß jener Osthanes in Aegypten der Gründer einer Philosophenschule ward, in welcher die Chemie ihre Wiege fand, und daß der Chemiker Hermes, den Platon noch nicht kennt, ein späterer Zögling dieser Schule war. Da nun nicht erwiesen werden kann, daß Hermes Alchemist gewesen, so sieht es um die Alchemie des Osthanes um so mißlicher aus, wenn nicht schlagende Beweise für dieselbe entscheiden.

Die Beweise müßten sich in seinen Schriften vorfinden. Daß man solche von ihm hatte, wissen wir aus dem Plinius gewiß; sie sind aber nicht mehr vorhanden. Zwar haben

wir alchemistische Bücher von einem Osthanes; allein diese gehören erweislich dem dritten Osthanes an, welcher unter den Alexandrinern vorkommen wird. Von dem, was jener alte Meder gelehrt hat, ist weiter nichts bekannt, als was Synesios in seinem Kommentar über den Demokritos anführt. Er sagt darin: „Er, Osthanes, ist's eigentlich, „welcher zuerst die Worte geschrieben und hinterlassen hat:

„Ἡ φύσις τῇ φύσει τέρπεται.
„Ἡ φύσις τῇ φύσει νικᾷ.
„Ἡ φύσις τῇ φύσει κρατεῖ.

„Die Natur freut sich der Natur.
„Die Natur überwindet die Natur.
„Die Natur beherrscht die Natur."

Man muß in der That der große Osthanes seyn, um solche Offenbarungen auszusprechen, damit die Leute ernsthaft bleiben. Die klugen Aegypter blieben es aber und verehrten den Mann; also muß er sie überzeugt haben, daß er die Wahrheit sage, und zwar eine wichtige und neugefundene Wahrheit. Darum verdienen seine Worte schon überlegt zu werden.

Die Erfahrung lehrt, daß das Kleid der Wissenschaft, die Sprache, zu eng wird, wenn die Wissenschaften schnellen Zuwachs erhalten. Der Urheber eines neuen Begriffes ist allemal um den Ausdruck dazu verlegen, und mußte das bei der Armuth der alten Sprachen noch mehr seyn. Als in den Feuertempeln die Erscheinungen der Chemie enthüllt wurden, war es gewiß viel leichter, sie durch Experimente kennen zu lernen und zu lehren, als mit Worten auszusprechen, zumal in der lapidarischen Kürze der Tempelschriften, deren eine die drei Phrasen wahrscheinlich ausmachten. Setzt man für das Wort Natur unsern Ausdruck Naturkraft, so wird das Ganze schon verständlicher durch folgende Umschreibung:

Die Naturkräfte der Körper zeigen eine freundliche Anneigung gegen einander.

Die eine Naturkraft zeigt ſich ſtärker als die andere, und darum wird oft die eine Anneigung durch die andere aufgehoben.

Es gibt aber eine Naturkraft, welche alle die übrigen gewältigt, Anneigungen hervorruft und wiederum aufhebt.

Man erräth wol, daß der erſte Spruch die auflöſende Kraft andeute, die wir Verwandſchaft nennen, der zweite die bei uns ſogenannte Wahlverwandſchaft, der dritte aber die Allgewalt des Feuers über alle Naturkräfte, worin das Hauptdogma der Phthaspriester beſtand. Da haben wir alſo in dem Kern der Lehre des großen Oſthanes die allererſten Vorbegriffe der Chemie. Aber Alchemie wird man darin nicht finden; und wenn die alten Alchemiſten ſie darin fanden, ſo war es darum, weil ſie zugleich die Chemiker ihrer Zeit waren.

Was den dritten Gewährmann anbelangt, welcher für die Alchemie der Aegypter zeugen ſoll, ſo iſt er zwar weit jünger, aber dabei eine noch weniger bekannte Perſon als Oſthanes, da man nicht einmal ſeinen Namen ſicher angeben kann; denn Einige nennen ihn Komanos, Andere Komarios oder Comarius. Er ſoll ein Prieſter geweſen ſeyn, im letzten Jahrhundert vor Chriſto gelebt und die Königin Kleopatra in den Wiſſenſchaften unterwieſen haben. Daß er aber ein Alchemiſt geweſen ſey, dafür hat man folgende Beweiſe aufgeſtellt. Erſtlich ſoll ſeine Schülerin alchemiſtiſche Kenntniſſe beſeſſen haben, und das will man durch die Perle beglaubigen, welche ſie bei der Tafel einſt in einem gewiſſen Waſſer löſte und trank! Zweitens ſoll ſie die Alchemie ſogar praktiſch getrieben haben. Zwar leſen wir in der Geſchichte, daß die lebensluſtige Dame ſich angenehmer zu vergnügen wußte; allein man rückt uns Belege vor, ein chymiſches Fragment z. B., geſchrieben von der Königin Kleopatra, wovon die Wiener Bibliothek

eine Handschrift aufbewahrt. Ein anderes war nach Albert Fabricius vordem in der Pariser Bibliothek vorhanden; wir lesen aber bei Lenglet du Fresnoy, daß ein galanter Dieb die Reliquie der schönen Frau entwendet habe. Drittens hat man von ihrem Lehrer eine, wie billig, ausführlichere Anweisung zur Bereitung des Goldes, wovon eine griechische Handschrift noch jetzt in der Pariser Bibliothek vorkommt. Niemand hat sich noch mit Herausgabe derselben befaßt, vielleicht eben darum, weil sie ganz probat ist. Nur soviel weiß man, daß sie auf der Insel Kandia im Jahre 1486 auf Papier geschrieben ist. Ohne Zweifel sind beide Schriften untergeschoben, so wie die ganze Erzählung von ihren Verfassern aus der Luft gegriffen erscheint und nichts beweiset.

Die Beweise für die Alchemie der Aegypter bestehen also nicht in der Prüfung; sie wird aber noch unwahrscheinlicher, wenn man vergleicht, was Agatharchides von Knidos, ein Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts vor Christo, in seiner Beschreibung des rothen Meeres von dem Goldbergbau der Aegypter meldet. Sein Werk ist zwar verloren gegangen; doch hat Diodor von Sicilien die darauf bezügliche Stelle seiner Historischen Bibliothek, B. III. Kap. 11., einverleibt, wie folgt:

„An Aegyptens Gränzen, nach Arabien und Aethio„pien hin, ist die Gegend der Goldgruben, aus welchen „vieler Menschen Hände mühselig das Gold ausbringen. „Den schwarzen Boden (Schiefer) daselbst hat die Na„tur mit Adern (Gängen) von weißem Marmor (Kalk„spath oder Schwerspath) durchsetzt, deren Glanz alles über„trifft. Aus diesen Adern gewinnen die Berg- und Hüt„tenleute das Gold durch Hülfe vieler Arbeiter. Die ägy„ptischen Könige verwenden zu solcher Arbeit Verbrecher „und Kriegsgefangene. Die Sträflinge werden theils nur „für ihre Person, theils auch sammt ihren Angehörigen ver„urtheilt, in den Gruben für den König zu arbeiten. Sie

„werden in zahlloſer Menge dahin geſchickt und müſſen mit „zuſammengebundenen Füßen Tag und Nacht arbeiten. „Damit ſie nicht entfliehen, werden ſie ſtreng bewacht, und „zwar von ausländiſchen Soldaten, die fremde Sprachen „reden, ſo daß kein Einverſtändniß entſtehen kann. Das „güldiſche Geſtein wird da, wo es ſehr hart iſt, mit Feuer „mürbe gebrannt, dann aber von tauſend Menſchen mit „eiſernen Werkzeugen ohne große Anſtrengung losgemacht. „Ein dabei gegenwärtiger Werkmeiſter (Steiger) beurtheilt „das Geſtein und zeigt den Arbeitern die Adern. Die Stärk- „ſten brechen mit ſpitzen Eiſen das glänzende Geſtein und „verfolgen ſo die Richtung der Adern. Weil dieſe krumm „laufen, iſt der Arbeiter im Dunkeln, und deshalb trägt „er an der Stirn ein Grubenlicht. Ohne Unterlaß treibt „ihn der Aufſeher, auch wol mit Schlägen, zur Arbeit an. „Knaben ſchlagen die abgeworfenen Stücke kleiner und ſchaf- „fen ſie aus der Grube. Aeltere Perſonen, Dreißiger, „zerſtampfen dieſe Steine in Mörſern mit eiſernen Keulen „bis zur Erbſengröße. Das Zerſtampfte wird von Weibern „und alten Männern in gewiſſen Mühlen, die da in langer „Reihe angebracht ſind, ſo fein wie Mehl gemahlen, und „arbeiten immer zwei bis drei derſelben an einer Mühle. „Dieſe Unglücklichen gehen dabei nackt, mit kaum bedeckter „Scham, jämmerlich anzuſehen. An Schonung und Nach- „ſicht iſt da nicht zu denken. Weder Krankheit, noch Al- „terſchwäche und weibliches Unvermögen dient zur Entſchul- „digung. Man peitſcht ſie, bis ſie den Geiſt aufgeben, „und mit Sehnſucht erwarten ſie den Tod. Den gemah- „lenen Staub bearbeiten die Werkmeiſter weiter. Sie ſpü- „len ihn auf ſchräg liegenden Tafeln mit aufgegoſſenem Waſ- „ſer ab, wobei das Erdige mit fortgeſchwemmt wird, das „ſchwere Gold aber liegen bleibt. Dieſes Waſchen wird „mehrmals wiederholt. Anfänglich rühren ſie den Schlich „ſanft mit den Händen um. Nachher drücken ſie ihn mit „Schwämmen nieder und ſuchen das Taube abzutupfen,

„bis der Goldstaub rein zurückbleibt. Diesen übernehmen „andere Werkmeister, schütten ihn in irdene Tiegel, setzen „ihm nach einem bestimmten Gewichtverhältniß Blei, Salz, „ein wenig Zinn (?) und Gerstenkleien zu, schließen die Tie„gel mit Deckeln, die sie genau mit Lehm verstreichen, und „halten sie fünf Tage und fünf Nächte im Feuer eines „Schmelzofens. Nach dessen Erkalten findet man im Tie„gel reines Gold, mit einem geringen Abgange, aber nichts „mehr von den Zuschlägen. Auf diese Art wird das Gold „an der Gränze von Aegypten gewonnen. Die Entstehung „dieser Bergwerke ist uralt und die Könige der Vorfahren „sind die Urheber derselben.“

Wenn gleich diese Werke mit unbezahlten Arbeitern betrieben wurden, so mußte doch die Ernährung derselben, der Sold der Wachen und Werkmeister, Anlage und Material bedeutende Kosten verursachen, welche der Transport noch vergrößerte. Würden die Könige diesen Aufwand ertragen haben, wenn sie hätten näher und wolfeiler dazu gelangen können? Eine Goldfabrik im Feuertempel zu Memphis würde mehr eingebracht haben. Das Gold wäre in Aegypten so gemein geworden, daß man verschmäht haben würde, arme und entlegene Kiesgänge zu benutzen. Rücksichten der Menschlichkeit, aus welchen unsere Fürsten Zubußgruben fortbauen, damit die Armuth Brod gewinne, sind dort gewiß nicht anzunehmen, wo die Unmenschlichkeit Gewerke war.

Gleichwol erheben die alchemistischen Alterthümler nochmals ihre Stimme, um zu beweisen, daß wenigstens im dritten Jahrhundert nach Christo die Aegypter von der Metallveredlung geheime Wissenschaft besessen hätten, und diesmal stützen sie sich auf den Lexikographen Suidas, welcher im elften Jahrhundert geschrieben hat. Derselbe sagt unter dem Worte Χημεία: „Chemie ist die Zubereitung „des Goldes und Silbers. Die Schriften davon ließ Dio„kletian aufsuchen und verbrennen, als sich die Aegypter

„gegen ihn empört hatten. Er verfuhr aber so unedel und „grausam, die von den Vorfahren geschriebenen Bücher von „der Chemie des Goldes und Silbers zu verbrennen, damit „von solcher Kunst ihnen kein Reichthum erwachse, und sie „verleite, sich gegen die Römer zu empören.“

Abgesehen davon, daß Suidas mit einer grundfalschen Definition beginnt, und damit eingesteht, daß der Gegenstand ihm fremd sey, so ist auch der historische Theil seiner Nachricht nicht unbedenklich. Der gelehrte Hermann Conring hat dagegen in seiner Schrift De hermetica medicina sehr erhebliche Einwendungen gemacht. Diokletian eroberte das empörte Aegypten im Jahre 296. Also schrieb der Lexikograph etwa 750 Jahre nach dem erzählten Vorfalle. Da er nun keinen älteren Schriftsteller nennt, von dem er die Nachricht habe, diese auch bei keinem anderen gefunden wird, so steht sie ganz unverbürgt da. Bei diesem Mangel an historischer Beglaubigung gewinnt ein moralischer Zweifel, den Wiegleb in seiner historisch-kritischen Untersuchung der Alchemie, S. 162., aufwirft, um so mehr Gewicht. Hätte es in Aegypten zu Diokletian's Zeit schriftliche Anweisungen zum Goldmachen gegeben, so würde Diokletian sie wol weggenommen, aber nicht verbrannt, sondern nach Rom gebracht und zu seinem Nutzen verwendet haben. Da die Hofhaltungen seiner Mitregenten die Staatseinkünfte ganz erschöpften und der oft eintretende Geldmangel sogar Unruhen erregte, so würde ihm ein solches Kunststück gewiß willkommen gewesen seyn.

Dazu kommt noch, daß der Ausdruck κατασκευή, Zubereitung, nicht künstliche Erzeugung des Goldes im Sinne der Alchemisten bedeutet, sondern vielmehr: hüttenmännische Zugutmachung der goldhaltigen Erze. Wenn von dieser in jenen Schriften die Rede war, so können wir ihren Inhalt aus dem Agatharchides schon ungefähr errathen. Es waren Recepte, mit welchen Zuschlägen und in welchem Verhältniß man den ausgewaschenen Goldkiesstaub versetzen

und wie man ihn im Feuer behandeln müſſe. Wahrſcheinlich waren jene Goldſeifenwerke unter römiſcher Herrſchaft von Privatleuten fortgeſetzt worden; dem ſteuerte aber der Kaiſer durch Vernichtung der vorgefundenen Anſätze zur Beſchickung.

Als Beilage ſchließt ſich an dieſes Kapitel die Geſchichte der fraglichen Alchemie der Israeliten. Die frommen Alchemiſten haben zum Theil vermuthet, die Goldkunſt ſey wol eines von den verheißenen Vorrechten des Volkes Gottes, und dieſe halten den Moſes für einen Adepten durch Inſpiration, erleuchtet auf den Höhen des Sinai. Diejenigen aber, welche der Meinung ſind, die Alchemie ſtamme aus dem Lande der Aegypter, und zwar aus der früheſten Vorzeit, haben nicht minder jenen Geſetzgeber als Adepten anerkannt. So wie, ſagen ſie, die Israeliten überhaupt ihre Kultur von den Aegyptern empfingen und dadurch zu einem gewerbtreibenden Volke wurden: ſo nahm Er die höheren Kenntniſſe der Prieſter mit ſich über das rothe Meer. Der Pflegſohn einer Königstochter, der Zögling des Hofes der Pharaonen, erhielt gewiß die ſorgfältigſte Erziehung und den beſten Unterricht, durfte auch wol den Schleier der Myſterien lüften. Sagt doch Philo ausdrücklich von ihm, daß er alle Weisheit der Aegypter beſeſſen habe, „auch die ſymboliſche Philoſophie, welche ſie in „ihren heiligen Büchern gelehrt hätten“.

Wol könnte man das auf ſich beruhen laſſen, da wir die Alchemie der Aegypter bei näherer Beleuchtung höchſt unwahrſcheinlich finden, wahrſcheinlich aber Moſes von den Prieſtern nicht mehr gelernt haben wird, als ſie ſelbſt wußten; allein man hat nicht unterlaſſen, aus dieſer angeblichen Wiſſenſchaft des Moſes von der Metallveredlung einen Beweis für die alchemiſche Weisheit ſeiner Lehrer zu entnehmen, und darum können wir uns der Unterſuchung nicht entſchlagen, was von ſeiner Kunſt zu halten ſey.

Den Beweis und die Meisterprobe seiner Kunst findet man im zweiten Buche seiner Geschichte, Kap. 22. Vers 20., wo er zornig vom Berge kommt und das Volk wegen der Abgötterei mit dem goldenen Kalbe straft. Da heißt es: „Und Moses nahm das Kalb, das sie gemacht hatten, ver„brannte es mit Feuer, zermalmte es zu Pulver, stäubte „das aufs Wasser und gab's den Kindern Israel zu trinken.“ Hier hat nun zwar der Prophet kein Gold gemacht, sagt man, sondern vielmehr verderbt, begreiflicherweise darum, weil er zornig war; aber eben so gut hätte er auch Gold machen können, wenn nur sein Volk es darnach gemacht hätte. Wer die Mittel und Wege kennt, ein Metall zu zerstören, d. h. seine Bestandtheile auseinanderzusetzen, der wird sie auch zusammensetzen können, sobald er nur will. Daß Moses Gold zu zerstören wußte, setzt jene Stelle außer Zweifel; aber die gewöhnliche Kunst ist nicht im Stande, nur einen goldenen Ring im Feuer zu verbrennen, ich schweige denn ein goldenes Kalb. Er verbrannte das ohne Umstände zu Asche und löste diese in Wasser auf. Da haben wir das Trinkgold, das Aurum potabile, ohne Korrosiv und ächthermetisch zubereitet!

Man hat lange darüber nachgesonnen, was Moses wol dazu genommen haben möge, das heidnisch-entweihte Gold zu vernichten. Daß er den Alkahest der Araber gehabt und gebraucht haben müsse, schien ausgemacht. Hätte man den aus der Bibel kennen gelernt, so würde man der Tinktur wol auf die Spur gekommen seyn; aber Moses meldet weiter nichts davon. Man legte sich auf das Probiren, und endlich rief Einer laut jubelnd aus: Ich hab's gefunden! Wir lächeln jetzt über die Freudigkeit, mit welcher der würdige Alchemist und Chemiker G. E. Stahl im Jahre 1698 das ächte mosaische Auflösungmittel des Goldes entdeckt zu haben glaubte. Er meinte, Moses habe aus Schwefel und ägyptischem Natron Schwefelleber bereitet und darin das Gold aufgelöst. Es müßte freilich einen

Trank von üblem Geruch und Geſchmack gegeben haben, etwa wie von faulen Eiern; aber das machte ſeine Konjektur noch plauſibler, denn eben darin konnte die auferlegte Buße beſtanden haben.

Späterhin hat man jedoch jene Beweisſtelle für die moſaiſche Alchemie ganz aufgeben müſſen, als der berühmte Michaelis ſie in ſeinen Anmerkungen zu 2. B. Moſ. Kap. 32. heller beleuchtete. Da ſchwer zu glauben war, daß die Iſraeliten, wären auch geſchickte Goldarbeiter und Gießer unter ihnen geweſen, in der Wüſte die Mittel gehabt haben ſollten, einen ſo bedeutenden Guß in Gold zu Stande zu bringen, zumal es nicht ſowol ein Kalb, ſondern ein Apis, ein tüchtiger Ochs geweſen ſeyn wird; ſo wurde dadurch wahrſcheinlich, ſie möchten wol nur ein hölzernes Bild gemacht und daſſelbe mit den zu Folie geſchlagenen Ohrringen der Frauen vergoldet haben. Zahlreiche Stellen dienten zum Beweiſe, daß vergoldete Götzenbilder von Holz in jenen Zeiten ſchon üblich waren. Wahrſcheinlich ward dieſe Erklärung beſonders auch dadurch, daß die Verbrennung des Kalbes nicht als ein Wunderwerk gerühmt wird und Moſes ſelbſt keinen ſonderlichen Werth darauf zu legen ſcheint. Die Alchemiſten haben das Wunder erſt hineingetragen, welches nach der verſtändigeren Anſicht des Exegeten von ſelbſt wegfällt.

Wenn Michaelis den Alchemiſten hier eine Stütze nahm, ſo ſchien es, daß er ihnen dafür eine andere, und zwar eine ſtärkere zuweiſe, indem er die Meinung vertheidigte, Moſes und kein Anderer ſey Verfaſſer des Buches Hiob. In dieſem philoſophiſchen Roman, der ſo ungemeine Kenntniſſe von Natur und Kunſt verräth, hatte man ſchon metallurgiſche Andeutungen gefunden, welche dann erſt ein erhöhtes hermetiſches Intereſſe gewannen, wenn Moſes der Verfaſſer war. Nach der Luther'ſchen Ueberſetzung, Kap. 22. Vers 23—25., ſpricht Eliphas von Theman zum Hiob: „Wirſt „Du Dich bekehren zu dem Allmächtigen, ſo wirſt Du ge-

„baut werden; und Unrecht fern von Deiner Hütte thun, ſo „wirſt Du für Erde Gold geben, und für die Felſen goldene „Bäche. Und der Allmächtige wird Dein Gold ſeyn, und „Silber wird Dir zugehäuft werden.“ Das klingt nun freilich beinah wie Alchemie. Für Erde Gold geben, könnte wol bedeuten: aus Erde Gold machen, und dann hätte der Verfaſſer die Möglichkeit der Transmutation eingeſtanden, ja ſogar eingeräumt, daß man ſie ins Große treiben könne, um ganze Felſen als Bäche von Gold aus dem Tiegel ſtrömen zu laſſen.

Allein der böſe Mann nimmt den Gläubigen mit der einen Hand, was er ihnen mit der anderen gegeben; denn die Ueberſetzung jener Stelle lautet nach Michaelis alſo: „Wenn Du das Unrecht von Deinen Hütten entfernſt, ſo „wird Dir eine Lage von Goldſand den Staub bedecken, „und Felſen mit ausfließenden Bächen werden Dir ein Ophir „ſeyn.“ Die wahrhaft dichteriſch wiedergegebene Ueberſetzung von Hufnagel iſt den Alchemiſten auch nicht günſtiger; denn darin heißt es an derſelben Stelle: „Kehrſt um „Du zum Allmächtigen, ſo wirſt Du neu erbaut, wegſchaf„fen unrecht Gut aus Deinem Zelt. Dann häufſt Du Gold„ſand über Staub, und Gold, Ophiriſches, zum Kieſel„ſtein des Stroms.“ Demnach iſt das Buch Hiob kein Ophir mehr für Diejenigen, welche die Alchemie im grauen Alterthume ſuchen. Uebrigens ſollte man Luther's Ueberſetzungfehler lieber nicht verbeſſert haben, weil er praktiſch Nutzen ſtiftete; denn es kann nachgewieſen werden, daß mancher Alchemiſt ſchon das Unrecht von ſeiner Hütte entfernte, damit der Allmächtige ihm helfe den Stein der Weiſen bauen.

Als man den Moſes zum Adepten machte, gab man ihm ſeine Schweſter Maria als Eingeweihte und Gehülfin bei, und fand das um ſo weniger auffallend, da die Alchemiſten verſichern, die Bereitung des Steines der Weiſen ſey kaum mehr als ein opus mulierum et ludus puerorum,

rum, Küchenarbeit und wahres Kinderspiel. Sie soll aber sogar als Schriftstellerin im Fache der Alchemie sich hervorgethan haben, und die Maria Prophetissa, Soror Moysis, ziert manche Sammlungen alchemistischer Schriften mit ihren glücklich erhaltenen Abhandlungen, als z. B.:

1. Mariae Sapientissimae de lapide philosophico Praescripta. Diese bewahrt die Pariser Bibliothek in drei verschiedenen griechischen Handschriften.
2. Mariae Prophetissae Practica; vielleicht ein und dasselbe Werkchen mit vorigem, ist lateinisch abgedruckt in Artis auriferae Tom. I. Nr. 11.
3. Dialogue de Marie et d'Aros sur le Magistère d'Hermes. Dieses Gespräch findet sich abgedruckt in Salmon's Bibliothéque des philos. chimistes, T. II. Nr. 2., auch in der Bibliothéque von Richebourg, T. I. Nr. 3., kommt auch in mehren deutschen Sammlungen vor.

Bekanntlich hat Moses sich einer älteren Schwester erfreut, welche mit dem hebräischen Namen Maria, mit dem ägyptischen Mirjam genannt wird. Wol war sie ehrgeizig, mischte sich zuweilen ins Regiment und ward vom Bruder dann streng zurechtgewiesen; aber daß sie Gold gemacht und Bücher geschrieben hätte, damit hat man ihr wol jedenfalls zuviel gethan. Die angeführten Handschriften sprechen von der Philosophin Maria, nicht von der Schwester Mosis, und die letztere findet sich erst in den gedruckten Sammlungen. Das mag anfänglich aus Irrthum geschehen seyn, und den Irrthum haben vielleicht Andere benutzt, damit die Hypothese der mosaischen Alchemie auf vier Füßen desto sicherer stehen möge.

Von einer Philosophin Maria findet sich allerdings Nachricht bei den Alten; aber das ist nicht die Schwester Mosis, sondern eine elfhundert Jahre jüngere Gelehrte. In der Chronographie des Georgios Synkellos, welche zu Anfang des neunten Jahrhunderts geschrieben ist,

kommt unter anderen Bruchstücken aus älteren Historikern die Erzählung vor, daß zugleich mit dem Philosophen Demokritos von Abdera eine reiche und wißbegierige Jüdin, Namens Maria, zu Memphis von den Priestern in den Mysterien unterwiesen worden sey, wie auch noch ein Dritter, Namens Pammenes. Alle drei hätten Abhandlungen über Gold und Silber, Purpur und Edelsteine geschrieben. Den Pammenes hätten die Priester getadelt, weil er zu offen und deutlich geschrieben; Demokrit und Maria hätten dagegen großes Lob eingeärndet, weil sie die Wahrheit gebührlich in dunkle Räthsel hüllten. Cf. Edit. Venet. 1729, Fol., p. 198.

Der hochwürdige Syncellarius sagt nicht, woher er seine Nachricht genommen habe, und das wäre wol rathsam gewesen; denn es ist gar zu unwahrscheinlich, daß die Priester ein Weib initiirt haben sollten, es müßte sie denn durch Verkleidung getäuscht haben. Rührt sie aus Demokrit's Schriften her, die wir nicht mehr haben, so müssen wir schon glauben. Hat jene Jüdin das geschrieben, was in gedruckten Sammlungen unter ihrem Namen zu lesen ist, so hat sie die Lobsprüche der Priester reichlich verdient, das Eine ist gewiß. Uebrigens könnte gar wol seyn, daß irgend ein griechischer Alchemist, der jene Stelle beim Georgios gelesen, ihren Namen geliehen habe, um seine Arbeit mit der Glorie ägyptischen Alterthums auszustatten.

Zu Moses und Maria gesellt eine Sage den Evangelisten Johannes als einen dritten Adepten derselben Nation. Es ist nicht leicht, zu sagen, wie dieser heilige Mann dazu komme. Wol wissen wir, daß er zur Strafe seines Eifers für die Ausbreitung der christlichen Kirche von Ephes nach der Insel Pathmos deportirt ward und daselbst einige Jahre in den Bergwerken arbeiten mußte. Die Bergleute dürfen sich demnach wol rühmen, daß er ihnen angehöre; aber die Alchemisten ermangeln eines haltbaren historischen Grundes zu solcher Ehre. Nur Legenden preisen, daß er Zweige in Gold und Kiesel in Edelsteine verwandelt habe.

Das kann ſich höchſtens darauf gründen, daß in dem um 850 geſchriebenen Anepigraphos unter den Urhebern der Alchemie ein „Prieſter Johannes“ genannt wird, den man für den Evangeliſten genommen haben mag. Geglaubt muß man es haben, weil Adam von St. Viktor im zwölften Jahrhundert eine Hymne zum Lobe des Evangeliſten dichtete, worin er reimt:

Inexhaustum fert thesaurum,
Qui de virgis fecit aurum,
Gemmas de lapidibus!

Der iſt unermeßlich reich,
Der in Gold verkehrt den Zweig,
Kieſel in Karfunkel!

Zweites Kapitel.

Alchemie der Griechen.

Allzugetroſt verfolgen Manche den Stein der Weiſen bis in die blaue Ferne der Geſchichte, tappen im Nebel umher, und faſſen, was in die Hand kommt. Sie finden ihn auch in der Fabelzeit der Griechen. Des Phrixos und der Helle Chryſomallos hatte ſchon Paläphatos von Priene in ſeinem 1. Buche von den unglaublichen Dingen, Kap. 31., für einen Goldſchatz erklärt; aber Fr. Joſ. W. Schröder geht in ſeiner Geſchichte der älteſten Chemie und Philoſophie, S. 347., noch weiter und findet im goldenen Vließe das älteſte Denkmal der griechiſchen Alchemie. Seiner Meinung nach hat 1250 Jahre vor Chriſto am Phaſis ein Adept gehauſet, welcher mit einer gewiſſen Jungfernerde unermeßliche Schätze von Gold und Silber hervorbrachte. Jungfernerde oder Jungfernmilch nennen viele Alchemiſten die weiße Tinktur, die auch zur rothen führt, und dieſe Jungfernerde findet Schröder in der Naturgeſchichte des Plinius, B. 33. Kap. 3., leibhaftig wieder; denn es heißt dort: Jam regnaverat in Colchis Salauces et Esubopes, qui, terram virginem nactus, plurimum argenti aurique eruisse dicitur in Samnorum gente, et alioquin velleribus aureis inclyto regno. Schröder überſetzt: „Zu Kol„chis hat Salauces nebſt dem Eſubopes regiert, von wel„chem man ſagt, daß er die jungfräuliche Erde ge„funden, aus welcher er eine Menge Silber und Gold zu„wege gebracht, in dem Lande, das ohnehin durch goldenes

„Vließ berüchtigt ist.“ Allein die vorgefaßte Meinung hat ihn offenbar zu einer falschen Uebersetzung verleitet. Die richtigere ist: „Früher schon hatte bei den Kolchiern Sa„lauces regiert, und Esubopes, von dem man sagt, daß „er bei den Samniern ungemein viel Silber und Gold aus„gegraben habe, da er den Boden noch unberührt ge„funden, welcher ohnehin durch die goldenen Vließe berühmt „geworden ist.“

Folgende Umstände dienen zur Erläuterung der angezogenen Stelle. Die Kolchier, Colchi, welche am Phasis wohnten, waren eine ägyptische Kolonie und verstanden den Bergbau von Hause aus. In dem benachbarten Gebirglande der Samnier fanden sich edle Geschicke, d. h. Gold- und Silbererze, welche dieses Volk nicht zu benutzen wußte. Daher machte mit ihrer Einwilligung Esubopes Gebrauch davon, und die Ausbeute war um so größer, da er, wie unsere Bergleute sagen würden, unverritztes Gebirge vorfand, worin früher noch kein Bergbau stattgefunden hatte. Ein solches nannten die römischen Bergleute spaßhafterweise terra virgo, Jungferngebirge, und Plinius adoptirt diesen Kunstausdruck. Wie reichhaltig jenes Erzgebirge gewesen seyn müsse, ermißt der römische Naturforscher verständig daraus, daß die Niederung jenes Landes, wohin die Bäche den Gebirgsand spülten, durch Goldwäschen berühmt geworden sey; denn diese versteht er unter dem sonst ungewöhnlichen Plural velleribus aureis, weil man beim Waschen des Sandes den Goldstaub mit ausgebreiteten Hammelfellen aufzufangen pflegte. So wie also, bei Licht besehen, das wundervolle goldene Vließ der Mythe zum Hammelfelle wird: so bleibt von der vermeinten Alchemie des Esubopes nur Bergbau übrig, den Plinius auch durch die Worte eruisse dicitur deutlich genug anzeigt. In der Hauptsache ward Schröder schon von Wiegleb zurechtgewiesen. Vergl. dessen Historisch-kritische Untersuchung der Alchemie, S. 132.

Sehr eifrig haben auch die Alchemiſten den lydiſchen König Midas als ihren Ahnherrn in Anſpruch genommen, und darin hatten ſie den beſten Anſchein für ſich, da die Mythe freilich von einer Verwandlung in Gold ſpricht. Allein das iſt doch nur ein Volksmährchen, in welches dichteriſcher Witz ganz natürliche Dinge einkleidete, wie ſich bei näherer Beleuchtung zeigt. Der Wundergabe, vermöge deren Midas, was er berührte, in Gold verwandelte, ward er durch Baden im Fluſſe Paktolos ledig, wozu ihm Bakchos rieth. Das Gold, welches der Paktolos in ſeinem Sande führe, das ſey, ſo fabelte man, vom Midas abgewaſchen. Unter mehren Auslegungen, welche man ſchon bei den Alten findet, iſt folgende die wahrſcheinlichſte. Der lydiſche Fluß Hermos, in welchen der Paktolos fiel, war ſo goldreich, daß er bei den Griechen für ein Symbol des Reichthums galt. Der Betrieb der Goldwäſchen in jenem Fluſſe machte den Midas ſo reich, daß er, was er berührte, d. h. ſein Tafelgeſchirr und all ſein Geräthe, in Gold verwandeln, d. h. von Gold machen laſſen konnte. Als aber der König, in Hoffnung noch größeren Gewinnes, wenn man den Goldadern entgegenginge, vielleicht vom Bakchos, d. h. vom Wein bethört, Befehl gab, die Wäſcherei in den Paktolos hinaufzurücken, fand man viel weniger Gold, die Seifenwerke geriethen in Verfall, und Midas ſetzte wieder zu, was er gewonnen hatte. Jener Mythe liegt demnach eine bergmänniſche Erfahrung zum Grunde, die Midas vielleicht zum erſtenmal machte, die ſich aber ſeitdem unter ähnlichen Umſtänden gar häufig wiederholt hat. Auf Alchemie könnte ſie nur in ſo fern bezogen werden, als Mancher ſchon dabei, wie Midas, das Seine zuſetzte. Vergl. Banier Entretiens, P. II. p. 307.

Nach der Fabelzeit der Griechen kommen wir auf einen berühmten Mann, welchen die Alchemiſten mit großer Zuverſicht für einen Adepten erklären, das iſt der Naturforſcher Demokritos von Abdera in Thrakien, welcher im fünften

Jahrhundert vor Christo lebte. Man findet in der schon angeführten Chronographie des Georgios Synkellos die Nachricht, daß Demokritos zu Memphis in die Mysterien der Aegypter eingeweiht worden sey. Dort habe er die ganze Naturphilosophie, namentlich auch die hermetische Kunst, nämlich die Alchemie, erlernt. Die Sage ging, daß er diese Kunst nicht allein ausgeübt, sondern auch in mehren Schriften, wiewol in dunkler Schreibart, abgehandelt habe. Ihn hat man demnach als einen wichtigen Zeugen für die ägyptische Alchemie aufgerufen. Das würde er in der That seyn, wenn jene Sagen Grund hätten, die zum Glücke leichter als die Mythen der Fabelzeit zu verfolgen und zu prüfen sind.

Die Chronographie ist wenigstens 1200 Jahre nach der Zeit des Demokritos geschrieben. Gehen wir also, um die Alten zu befragen, zu den Schriftstellern des ersten Jahrhunderts zurück, so kommen wir seiner Zeit schon um zwei Drittheile näher. Was aber jene vom Demokrit angemerkt haben, bezeichnet ihn nicht allerdings als Alchemisten. Seneka sagt von ihm L. XIV. Epist. 91.: „Dieser Demokrit war ungemein kunsterfahren; denn er erfand die „Kunst, Steine zu schmelzen, den Smaragd nachzubilden, „auch in jeder beliebigen Farbe zu färben. — Er wußte „das Elfenbein zu erweichen, und viele andere Künste.“ In dieser Stelle würde das Goldmachen wahrhaftig nicht vergessen worden seyn, wenn man davon gewußt hätte. Petronius Arbiter sagt im Satyricon: „Warlich, „dieser Demokrit preßte aller Kräuter Säfte aus, ließ keinen Stein und kein Gesträuch unversucht, was für Kräfte „darin verborgen seyn möchten, und brachte sein ganzes Leben mit Versuchen hin.“ Nach diesen beiden Stellen ist kein Zweifel, daß der große Abderit in der eigentlichen Chemie thätig gewesen sey; man nannte sie aber dort und damals nicht Chemie, sondern Magie, nach den persischen Philosophen, die den allerersten Grund dazu gelegt hatten.

Man rühmte den Demokrit als den Erſten, der die Magie in ein Syſtem gebracht und ganz öffentlich gelehrt habe. So ſagt Plinius in der Naturgeſchichte, B. 30. Kap. 1.: „Es iſt höchſt merkwürdig, daß die Medicin und „die Magie zu einer und derſelben Zeit aufgekommen ſind, „erſtere durch den Hippokrates, letztere durch den Demokri„tus.“ An einem anderen Orte, B. 34. Kap. 17., nennt er auch dasjenige Buch, worin Demokrit ſeine Magie niedergelegt habe: „Das iſt bekannt, daß wenigſtens die Chi„rocmeta gewiß vom Demokrit geſchrieben ſind. Darin iſt „er ganz Magiſt, und mehr noch als Pythagoras, den er „im Wunderbaren weit hinter ſich zurückläßt.“ Die überraſchenden Erfolge der chemiſchen Arbeiten wurden nämlich von den Laien für eine Art von Zauberei gehalten, wodurch der Name Magie nach und nach eine ganz andere Bedeutung erhielt, auf welche Plinius anſpielt.

Daß Demokrit nicht Alfanzerei, ſondern wirklich praktiſche Erfahrungen in der Naturwiſſenſchaft gelehrt habe, und zugleich, wie ſorgfältig und zuverläſſig er geſchrieben, ſehen wir aus einer Stelle beim Vitruvius, welcher in ſeiner Baukunſt, B. 9. K. 3., ſagt: „Vor allem bewun„dere ich die Schriften des Demokritus über die Natur und „ſein Buch Chirocmeta. Bei dieſem Werke bediente er „ſich eines Siegelringes, vermöge deſſen er mit Siegelwachs „Dasjenige bezeichnete, was er ſelbſt erprobt hatte.“ Das Zeugniß dieſes großen Architekten, der das Buch ſelbſt durchſtudirt hatte, ſetzt außer allem Zweifel, daß es phyſikale und techniſch-chemiſche Verſuche enthielt, wie denn auch der Titel *Χειρόκμητα* ſchon ſoviel als Handgriffe, Manipulationen anzeigt.

Unerſetzlich iſt der Verluſt, daß wir weder dieſe Chirokmeta, noch ſonſt eine von den zahlreichen Schriften des Demokritos übrig behalten haben. So groß der Schade überhaupt iſt, ſo empfindlich iſt er auch für dieſe Unterſuchung. Wäre nur eine einzige von den Schriften des Man-

nes, welche Diogenes Laertios als genuin aufzählt, noch vorhanden, so könnten wir von ihm selbst erfahren, ob er Alchemist gewesen sey. Zwar hat man lange geglaubt, noch ein Werk von ihm zu besitzen, welches jene Frage bejahend entscheide, nämlich die ihm vordem zugeschriebene Physik und Mystik; allein diese fehlt in dem erwähnten Verzeichnisse ganz, und gehört erweislich einem zweiten Demokritos an, welcher achthundert Jahre jünger ist und weiter unten vorkommen wird. Unter solchen Umständen bleibt nur noch Ein Weg übrig, um über die fragliche Alchemie Demokrit's zu einem genügenden Resultat zu gelangen, wenn man nämlich die Lebensbeschreibung desselben vergleicht, so wie sie aus den zerstreuten Nachrichten von Laertios, Aelian, Valerius Maximus, Cicero, Plinius, Gellius, Plutarch, Strabo, Celsus und Suidas zusammengesetzt werden kann.

Demokritos ward im Jahre 470 vor Christo geboren. Sein Vater war Gastfreund und Günstling des Perserkönigs Xerxes. Dieser ließ den heranwachsenden Jüngling durch seinen Hofphilosophen, den Magus Osthanes, unterrichten. Dadurch entflammte Wißbegier trieb den jungen Mann auf Reisen, damit er alle Kenntnisse aus der ersten Hand einsammle. Als Griechenland ihn nicht befriedigte, ging er nach Aegypten, von da zu den Chaldäern, endlich sogar zu den indischen Gymnosophisten. Von diesem Umzug kehrte er reich am Wissen, aber geldarm in seine Vaterstadt zurück. Er hatte sein ganzes Vermögen, an hundert Talent, d. i. nach attischer Währung 75,000 Reichsthaler unseres Geldes, dabei zugesetzt. Sein Bruder Damasos wohnte noch in Abdera, nahm ihn bei sich auf, und überließ ihm ein Gartenhaus, worin der Philosoph gar einsam lebte, nur seinen Studien und magischen Arbeiten gewidmet. Den Abderiten war sein Thun ein Räthsel. Lange hielten sie ihn für unklug, bis der berühmte Arzt Hippokrates von Kos bei ihnen einst zusprach. Dem glaubten sie, und er öffnete ihnen die Augen, was sie an diesem Landsmann hätten. Nun wurde

Demokrit erſt beachtet und mußte vor dem verſammelten Stadtrath ſeine Schriften vorleſen. Man fing an ſich zu ſchämen, daß ein ſo gelehrter Mann bei ihnen Mangel leide, und wies ihm eine Penſion an. Nach ſeinem Abſterben entſtand eine neue Verlegenheit. Nach einem Stadtgeſetze durfte Derjenige, welcher ſein Erbtheil durchgebracht hatte, nicht in dem Begräbniß ſeiner Familie beigeſetzt werden, und man war zweifelhaft, ob das Geſetz hier Anwendung finde. Da er jedoch dem Staate Ehre für das Geld eingebracht, ſo machte man diesmal eine Ausnahme, und beſchloß ſogar, daß ihm auf öffentliche Koſten ein ſolennes Leichenbegängniß gehalten werden ſolle.

Das alles ſpricht nun gar nicht dafür, daß Demokritos habe Gold machen können. Der Magus darbte vielmehr, dahingegen der Arzt Hippokrates eine wahrhaft goldene Praxis trieb. Adept war jener ſicher nicht, ſonſt hätte er die Unterſtützung weder gebraucht, noch angenommen. Es iſt nicht einmal wahrſcheinlich, daß er alchemiſche Verſuche gemacht habe, ſonſt würden die Abderiten die milde Beihülfe für überflüſſig gehalten haben.

Schröder hat in ſeiner Geſchichte der älteſten Chemie und Philoſophie ſcheinbar dargethan, daß die Griechen der letzten Jahrhunderte vor Chriſto allerdings Alchemie getrieben hätten, und insbeſondere behauptet er das von Kallias und den Athenern in folgender Stelle: „Die Griechen „machten von dieſem künſtlichen Goldmachen ſich ganz an„dere Begriffe, und ſahen es ſo wenig für etwas Beſonderes „an, daß ſie gar nichts Arges daraus hatten, und glaubten, „faſt alles, wenigſtens das meiſte Gold werde durch Kunſt „gemacht. Sie wollten es alſo nach ihrer Art machen, wie„wol vergeblich. Und hier ſind die Beweiſe davon: Kal„lias zu Athen wollte ſchon vierhundert Jahre vor Chriſto „aus Silber durch Zinnober Gold machen. Die Athe„nienſer gaben ſich noch zu Diodor's Zeiten dieſelbe ver„gebliche Mühe mit ihren Mineralien, und werden deswegen

„vom Diodor ausgelacht, welcher sagt, es gehe ihnen wie „dem Hunde in der Fabel, daß sie nicht nur vergeblich ar„beiteten, sondern auch statt des gehofften Gewinnes das „wieder zusetzten, was sie hätten.“ Vergl. Schröder's Bibliothek für die höhere Naturwissenschaft, B. I. S. 341.

Viele haben wol in gutem Vertrauen diese Citate als brauchbare Belege angenommen, wenn sie entweder keine bestimmte Veranlassung oder keine Gelegenheit hatten, die Quellen nachzuschlagen. Allein Schröder war Enthusiast für die Alchemie, und einem solchen darf man selbst dann nicht ganz trauen, wenn er sich auf ordentliche Beweise einläßt. Sieht man die alten Schriftsteller nach, so findet sich die Sache ganz anders.

Zwar erzählt Plinius in seiner Naturgeschichte, B. 33. Kap. 7., daß Kallias zu Athen aus Silber durch Zinnober habe Gold machen wollen; allein wahrscheinlich war ihm die Sache aus früherer Lektüre nur dunkel noch erinnerlich und halb entfallen. Die Nachricht kommt ursprünglich von Theophrastos dem Eresier, der eigentlich Tyrianos hieß und zu Ende des dritten Jahrhunderts vor Christo eine Abhandlung *Περὶ Λίθων* schrieb. Darin sagt er: „Der „Zinnober (*κιννάβαρις*) ist theils natürlich, theils künst„lich. Natürlich kommt er in Hispanien und Kolchis als „eine harte Steinmasse vor. Er hängt daselbst hoch an Fel„sen und wird durch Werfen mit Steinen heruntergebracht. „Der künstlich bearbeitete kommt von einem einzigen Orte über „Ephesos in geringer Menge zu uns. Es ist ein feiner Sand, „glänzend und von der Farbe des Kokkos. Man reibt ihn „auf Reibsteinen fein und wäscht ihn dann in flachen kupfer„nen Schalen. Der Bodensatz wird wiederholt gerieben „und gewaschen. Diese Arbeit erfordert viel Geschicklichkeit; „denn aus einer und derselben Menge Sand ziehen Einige „viel Farbe, Andere wenig oder gar nichts. Man muß den „Sand beim Feinreiben von Zeit zu Zeit anfeuchten, und „vor dem Reiben muß man ihn mit Wasser abspülen, wobei

„ſich der Zinnober am erſten zu Boden ſetzt, der taube Sand „aber leichter vom Waſſer fortgeführt wird. Ein gewiſ„ſer Kallias aus Athen, der bei den Silber„bergwerken angeſtellt war, ſoll dieſe Berei„tung zuerſt erfunden und bekannt gemacht „haben. Er glaubte, daß der Sand Gold ent„halte, weil er metalliſch glänze. Darum „ſammelte und ſchlämmte er ihn. Gold fand „er zwar nicht, aber da er die ſchöne Farbe be„wunderte, ſo erfand er jenes Kunſtprodukt. „Das geſchah vor etwa neunzig Jahren, als Praxibulos zu „Athen herrſchte.“ Vergl. Theophraſt's Abhandlung von den Steinarten, meine Ueberſetzung, (Freyberg, 1807. 8.) S. 69. §. 53.

Die von Schröder angezogene Stelle beim Diodor von Sicilien findet ſich in deſſen Bibliotheca historica, L. V. cap. 37., und lautet deutſch alſo: „Wenn man „dieſe Bergwerke“ (nämlich die ſpaniſchen, von welchen im Vorhergehenden die Rede war) „mit denen in Attika „vergleicht, ſo wird man einen großen Unterſchied finden; „denn bei den attiſchen müſſen die Unternehmer viele Mühe „und Koſten aufwenden, nicht ſelten bleibt der gehoffte Ge„winn aus, und ſie ſetzen obenein das Ihrige dabei zu, ſo daß „es ihnen geht wie dem Hunde in der Fabel. . . . . Da„gegen haben die Bergwerkbeſitzer in Hiſpanien ſicheren Ge„winn und werden bald reich.“ Alſo iſt in dieſer Stelle nur vom Bergbau die Rede, und nicht einmal vom Golde, am wenigſten von Alchemie. Wie Schröder ſie darauf deuten konnte, begreift man nicht.

Die bis hierher angeſtellten Unterſuchungen geben das Reſultat, daß die Griechen vor unſerer Zeitrechnung die Alchemie nicht gekannt haben, daß es wenigſtens nicht erwieſen werden kann und die vorgeblichen Beweiſe dafür in der erſten Prüfung fallen. Für die Wahrheit einer Erfindung iſt nicht daran gelegen, ob ſie einige Jahrhunderte früher

oder ſpäter gemacht worden iſt. Jene weit hergeholten und eingebildeten Beiſpiele hat man benutzen wollen, um durch ſie die bezweifelten Erfahrungen der neueren Zeit zu unterſtützen und mehr zu beglaubigen; allein da man ſich überbot in dem Beſtreben, zu hitzig auf Adepten im Alterthume Jagd machte, hat man der Sache nur geſchadet, und Blößen gegeben, welche den Gegnern leichtes Spiel verſchafften, die öffentliche Meinung zu gewinnen.

In den erſten drei Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung kann die Alchemie bei den Griechen eben ſo wenig nachgewieſen werden; denn Porphyrios (260) und ſein Schüler Jamblichos (280) haben nur wenig mit Chemie überhaupt zu thun. Um ſo auffallender iſt, daß man in der erſten Hälfte des vierten Jahrhundertes nicht allein die Idee und die Sache, ſondern auch die heutige Benennung aufgefunden hat. Den Beweis dafür haben ſogar Diejenigen gelten laſſen, welche ſich entſchieden gegen die Wahrheit der Sache erklärten, wie z. B. Wiegleb. Der Schriftſteller, auf den man ſich beruft, iſt Julius Maternus Firmicus, welcher unter den Regierungen Konſtantin's des Großen und ſeiner Söhne lebte, und unter dem Titel Matheſis eine Aſtronomie in acht Büchern geſchrieben hat, die Aldus Manutius 1601 im Druck herausgab. Im dritten Buche, Kap. 15., handelt er von der Nativitätſtellung aus den verſchiedenen Standorten des Mondes bei dieſem oder jenem Planeten, und da heißt es: Si fuerit haec domus Mercurii, dabit Astronomiam; si Veneris, cantilenas et laetitiam; si Martis, opus armorum et instrumentorum; si Jovis, divinum cultum scientiamque in lege; si Saturni, scientiam Alchemiae; si Solis, providentiam in quadrupedibus. Der Sinn dieſer Worte würde ſeyn: „Der Standort beim Merkur gibt Neu„gebornen Talent zur Aſtronomie, der bei der Venus Hang „zum Vergnügen, der beim Mars Waffenglück und Ge„ſchützkunſt, der beim Jupiter Anlage zum Prieſter- und

„Richterstande, der beim Saturn die Wissenschaft „der Alchemie, und der bei der Sonne Geschick zur Land„wirthschaft.“

Man fragt hierbei mit Fug und Recht, was Saturn mit der Alchemie zu schaffen habe, da doch in den übrigen Andeutungen wenigstens eine entfernte Beziehung, wie lächerlich sie seyn möge, zu finden ist. Durch eine solche Beziehung würde der mögliche Zweifel beseitigt werden, ob auch das Wort Alchemie in der jetzigen Bedeutung gebraucht worden sey. Wollte man die Beziehung von den Verwandlungen der Gestalt hernehmen, in welcher der Planet erscheint, wovon er ansatus, cuspidatus u. s. w. genannt wird, so würde man einen Anachronismus begehen, weil die Ferngläser der Neueren erst diese Veränderungen zeigten. Näher und ungezwungener finden wir eine Namenbeziehung in dem Blute des Saturnus, welches nach Plinius, B. 29. Kap. 4., unter den Potenzen der Magie figurirte; denn da man Chemie und Magie häufig mit einander vermischte, so könnte jenes Blut wol ein chemisches Präparat gewesen seyn. Wollte man etwa blutroth gebranntes Bleioxyd, Mennig, darunter verstehen, so wäre hinsichtlich der rothen Tinktur eine Beziehung fertig.

Wichtiger ist die Frage: Woher kommt die arabische Vorsylbe des Wortes Alchemie zu einer Zeit, da die Araber noch ganz isolirt und dem wissenschaftlichen Treiben des Occidents fremd waren? Der Ursprung jener Vorsylbe wird dadurch höchst verdächtig, und mit ihr die Hälfte des Beweises. Er wird es noch mehr durch die von Athanasius Kircher beigebrachte Nachricht, daß die Vatikanische Handschrift von der Matheſis an jener Stelle nicht Alchemia, sondern Chimia hat. Wol möglich, daß die Handschriften, nach welchen die gedruckten Ausgaben redigirt worden sind, Alchemia haben; aber daraus würde nur zu folgern seyn, daß sie weit jünger sind als die Vatikanische. Wahrscheinlich hat ein späterer Abschreiber, in der Zeit der Arabisten, die

vorgefundene Lesart Chimia für veraltert gehalten und nach dem Sprachgebrauche seiner Zeit modernisirt.

Nicht den Namen Alchemie, wol aber die Sache findet man um die Mitte des vierten Jahrhundertes unzweifelhaft und deutlich angeführt. Themistios Euphrades, (auch Euphrata,) ein griechischer Redner, welcher um 360 lebte, gedenkt in seiner achten Rede gelegentlich der Verwandlung des Kupfers in Silber und des Silbers in Gold als ganz bekannter Dinge. Es kann wahr seyn, was Manche vermuthen wollen, daß darunter nicht mehr und weniger verstanden werden dürfe, als Versilberung und Vergoldung im Feuer, welche von den Unkundigen für Verwandlungen angesehen wurden; aber dabei bleibt immer ausgemacht, daß man damals schon wenigstens die Idee von Alchemie hatte, und damit faßt die Geschichte derselben zum erstenmal festen Fuß.

Noch bestimmter spricht von der Metallveredlung der Platoniker Aineias Gazaios, welcher um 490 lebte, in seinem Buche Theophrastus de immortalitate animae, welches wir in der lateinischen Uebersetzung des Ambrosio von Camaldoli haben. Im zweiten Theile gebraucht er die Metallveredlung als Gleichniß für die Auferstehung mit einem verklärten Leibe, und dabei sagt er: „Diejenigen, „welche die Kenntniß der Materie haben, nehmen Silber „und Zinn und verwandeln seine Gestalt, indem sie es zum „schönsten Golde machen.“ Hierin haben wir mehr als die Idee von Alchemie, nicht Einbildung des unwissenden Volkes, sondern vielmehr eine auf Erfahrung gestützte Ansicht der Gelehrten jener Zeit, nach welcher die Veredlung der Metalle in Masse möglich, auch schon wirklich geschehen sey. Der Zeitraum zwischen Themistios und Gazaios erscheint demnach als diejenige Periode, in welcher die eigentliche Alchemie entstand, und wenigstens als Gegenstand gelehrter Spekulation die Philosophen beschäftigte, wenn auch in der Praxis des Saturnblutes blutwenig geleistet worden wäre.

Die berühmte Hochschule zu Alexandria ist es, von welcher die wissenschaftliche Idee der Alchemie, der Glaube an ihre Wahrheit, und das Bestreben, die Metallveredlung zu erfinden, ausging, und in diesem Sinne ist freilich Aegypten das Mutterland der Alchemie, der Vater aber ein griechischer Philosoph. Eine Reihe von alchemistischen Schriftstellern, die großentheils ehrwürdige Geistliche und Lehrer an jener Hochschule waren, unter denen auch einige Dichter sind, deren Muse die Alchemie mit poetischem Feuer begeisterte, beweiset uns, wie hochwichtig dieser Gegenstand den Denkern erschien.

An der Spitze der Reihe steht jener Demokritos, dessen oben bei Gelegenheit des Abderiten vorläufig Erwähnung geschah. Es ist der genannte und doch unbekannte Verfasser eines Buches, welches *Φυσικὰ καὶ Μυστικά*, Physik und Mystik, betitelt ist. Ursprünglich war diese alchemistische Schrift in der Alexandrinischen Bibliothek vorhanden, ward seit 410 mehr bekannt, und durch Abschriften verbreitet, deren vier in der Pariser Bibliothek, eine in der Wiener, und eine in der Leydener Bibliothek noch vorhanden sind. Von den Pariser Handschriften ist die älteste im dreizehnten Jahrhundert auf Seidenpapier geschrieben; die neueren, auf Papier geschriebenen, sind von 1467, 1486 und 1560, und die Wiener Handschrift ist 1564 zu Venedig geschrieben. Domenico Pizimenti zu Padua kaufte ein griechisches Manuskript, welches die Physik und Mystik sammt einigen Kommentaren darüber enthielt, von einem Griechen, der von Korfu nach Venedig gekommen war, übersetzte sie ins Lateinische und gab sie unter folgendem Titel heraus: Democriti Abderitae de arte magna, sive de naturalibus et mysticis, nec non Synesii, Pelagii, Stephani Alexandrini et Michaelis Pselli Commentaria, interprete Dominico Pizimentio, Vibonensi. Patavii, 1573. 8. Derselbe Text wurde in den neueren Ausgaben abgedruckt: Coloniae, 1574, 16.; Francofurti, 1592,

1592, 1613, 1673, 8. Eine deutsche Uebersetzung erschien zu Nürnberg, 1717, 8. Indessen kann die beste und treueste Uebersetzung wenig Licht geben, und das ganze Buch bleibt für uns unverständlich, weil sowol die Terminologie der Begriffe als auch die Nomenclatur der in den beschriebenen Processen genannten Zuthaten eine ganz andere als die unsrige ist.

Das würde freilich auf ein sehr hohes Alterthum der Schrift schließen lassen, und vielleicht fand sich Pizimenti eben dadurch bewogen, sie dem Demokritos von Abdera zuzuschreiben; allein drei sehr wichtige Gründe stehen dieser Annahme entgegen. Erstlich gibt nach dem, was Lenglet du Fresnoy von den Pariser Handschriften meldet, keine derselben den Geburtort Abdera an, sondern nur den Namen, und dieser konnte Mehren zukommen, so wie wir z. B. drei Osthanes haben. Zweitens hat Diogenes Laertios, ein griechischer Geschichtschreiber, welcher um 200 nach Chr. lebte, in seinen Lebensbeschreibungen der Philosophen alle Schriften des Demokritos von Abdera aufgezählt, aber in diesem Verzeichniß kommt die Physik und Mystik nicht vor; und war sie diesem Griechen damals unbekannt, so war sie schwerlich schon vorhanden. Drittens hat der berühmte Philolog Claudius Salmasius, den man allgemein als einen zuverlässigen Kenner ehrt, als er in den Jahren von 1610 bis 1615 in Paris studirte, jene griechischen Manuskripte sehr aufmerksam geprüft, fand aber in der Schreibart derselben so viele Spuren eines neueren Ursprunges, daß er sie in seinem Kommentar zu Tertullian De pallio allesammt für untergeschoben erklärt und den Verfasser derselben nur Pseudo-Democritus nennt.

Derjenige, welchen Salmasius den falschen Demokrit nennt, war also ein späterer Schriftsteller als der von Abdera, neuer sogar als Diogenes von Laerta, und kann vor dem dritten Jahrhundert nicht geschrieben haben. Die Rügen des Salmasius, welche ein höheres Alter dem Buche absprechen, schaden ihm nicht bey der Annahme, daß es im

dritten oder vierten Jahrhundert geſchrieben ſey. Ob der Verfaſſer den Namen Demokritos uſurpirt, oder wirklich ſo geheißen habe, iſt wol gleichgültig; ſoviel iſt aber gewiß, daß man ihn zu Anfang des fünften Jahrhundertes in Alexandria nicht mehr kannte und dem Namen nach für den Abderiten hielt.

Syneſios, der Zweite in jener Reihe, war von Kyrene gebürtig, und lebte zu Ende des vierten, wie zu Anfang des fünften Jahrhundertes. Er ſtudirte zu Alexandria die platoniſche Philoſophie und ward ein Schüler der berühmten Hypathia, lehrte nach ihr auch ebendaſelbſt. Sein Anſehen und ſittlicher Ruf veranlaßten die Chriſten, daß ſie ihm anlagen, er möge ſich ihnen anſchließen und taufen laſſen. Nachdem das geſchehen war, trat er in den Prieſterſtand und ward im Jahre 410 zum Biſchof von Ptolemais erwählt. Neben vielen anderen Werken, die nicht hierher gehören, ſchrieb er den erſten Kommentar über die Phyſik und Myſtik des Demokritos. Er nennt ſich darin nicht Biſchof, ſondern Philoſoph, woraus vermuthlich wird, daß er dieſen Traktat vor 410, vielleicht noch vor ſeinem Uebertritt zum Chriſtenthum, wenigſtens als Laikos geſchrieben. Der Eingang iſt in Form eines Briefes an Dioskoros, Prieſter des Serapis, oder Bibliothekar des Serapeions, gerichtet, welcher ihn um Aufſchluß über das Buch Demokrit's gebeten hatte. Er ſagt, daß er, dem Freunde zu gefallen, faſt über der Arbeit vergangen ſey. Demnächſt ſpricht er die Meinung aus, der Verfaſſer des Buches ſey jener Demokrit von Abdera, der Schüler des großen Oſthanes, geweſen und ſucht das mit der obigen Trilogie des Oſthanes zu erweiſen.

Weiterhin nimmt der Kommentar die Form eines Geſpräches an, worin Dioskoros Fragen und Einwendungen ſtellt, Syneſios aber erläutert und berichtigt. Aus dieſen Erörterungen iſt nicht zu erſehen, ob Syneſios ſelbſt praktiſcher Chemiker geweſen; vielmehr ſcheint er das, was wir Alchemie nennen, nur literariſch gekannt, nur philoſophiſch

bearbeitet zu haben. Für uns ist sein Kommentar kein solcher, da unter den vorkommenden Benennungen der abgehandelten Körper einige zwar bekannt klingen, wiewol sie schwerlich in unserer Bedeutung gebraucht werden, andere aber für uns ganz unverständlich sind, wie z. B. die als ungemein wichtig gerühmte Hundsmilch, der Mond vom Zinnober, der Mond von Chrysokolla, Asteriztes, Androdamas, Sory, Aristolochia u. s. w. Da er diese Ausdrücke zu kennen und zu verstehen scheint, so darf man muthmaßen, daß der Verfasser der Physik und Mystik in der Zeit nur Ein Jahrhundert, oder zwei, nicht aber acht über dem Kommentator stehe.

Das ist offenbar, daß Synesios unsere Alchemie abhandelt, sie auch im Demokritos abgehandelt findet, und zwar kennt er eine zwiefache, nämlich eine goldmachende, die er Werk der Sonne nennt, und eine silbermachende, Werk des Mondes. Zu ersterem gehört eine rothe, zu letzterem eine weiße Färbung, und zu jeder ein anderes Wasser. Er warnt vor oberflächlicher Färbung, räth vielmehr die Natur umzuwenden, das Innere herauszukehren, durch Auflösung. In mehren Stellen wiederholt er die Verheißung: „Verfährst Du klüglich nach der Vorschrift, so „wirst Du glücklich seyn“. Das eine Mal setzt er auch hinzu: „und wirst die böse Krankheit, die Armuth, heilen“. Daß er die ersteren Worte öfters wiederholt, zeigt an, daß er damit auf etwas damals Bekanntes anspiele. Das ist nämlich der Schluß der Memphitischen Tafel, welche er in einem anderen Werke mitgetheilt hat, worin unter der Aufschrift „Von Träumen“ Manches von den Lehren der Aegypter vorkommt. Es ist eine in Memphis gefundene Tempelschrift, welche also lautet:

ΟΥΡΑΝΟ . ΑΝΩ . ΟΥΡΑΝΟ . ΚΑΤΩ .
ΑΣΤΕΡΑ . ΑΝΩ . ΑΣΤΕΡΑ . ΚΑΤΩ .
ΠΑΝΩ . ΑΝΩ . ΠΑΝ . ΤΟΥΤΟ . ΚΑΤΩ .
ΤΑΥΤΑ . ΛΑΒΕ . ΚΑΙ . ΕΥΤΥΧΕ .

Himmel oben, Himmel unten.
Sterne oben, Sterne unten.
Was nur oben, ist auch unten.
Solches nimm zu Deinem Glück.

Die Vorschrift ist probat. Wer Sonne, Mond und Sterne nimmt, und was etwa hienieden ist, wird wol das Rechte finden. Vergl. Athanas. Kircheri Prodrom. Coptic. Cap. VII, p. 173.

Der Kommentar des Synesios findet sich in der Pariser Bibliothek in einer Handschrift auf Seidenpapier aus dem dreizehnten Jahrhundert, wie auch in drei anderen von 1467, 1486 und 1560, und in der Wiener Bibliothek eine Abschrift von 1564.

Unter den gedruckten Ausgaben ist die erste von Domenico Pizimenti, dessen lateinische Uebersetzung mit der Physik und Mystik zu Padua 1573, 8., herauskam; eine zweite erschien zu Cöln 1574, 16.; eine dritte zu Frankfurt 1592, 8.

Griechisch und lateinisch findet sich das Buch unter der Aufschrift: Synesii Tractatus chymicus ad Dioscorum, in Alb. Fabricii Bibliotheca graeca, T. VIII., abgedruckt.

Eine deutsche Uebersetzung hat Schröder im ersten Bande seiner Bibliothek für die höhere Naturwissenschaft geliefert; aber sie ist nicht treu, weil er Manches nach seiner Ansicht modernisirt, und mehr findet, als darin war.

Philippos, von Side in Pamphylien, lebte zu Anfang des fünften Jahrhundertes und war Synkellos des Patriarchen zu Konstantinopel. Er hat zwei Abhandlungen alchemischen Inhalts geschrieben, deren eine von der Tinktur des persischen Kupfers, die andere von der Tinktur des indischen Eisens handelt. Diese Ueberschriften lassen etwas Interessantes erwarten, und doch haben wir keinen Abdruck. Die Handschrift wird in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbewahrt.

Heliodoros, von Emesa in Phönicien, war ein Zeitgenosse des Synesios und Bischof zu Trikka in Thessalien. Er schrieb ein Gedicht in Jamben zum Lobe „der mystischen Kunst“ oder nach einer anderen Ueberschrift „der heiligen Kunst der Chymisten“, welches er dem Kaiser Theodosius II. überreichte. Es hat 268 Verse. Die Pariser Bibliothek bewahrt davon vier Handschriften, und die Wiener zwei. Außerdem ist es in Alb. Fabricii Bibliotheca graeca, Tom. VI., abgedruckt.

Zosimos oder Zozimos, von Panopolis in Aegypten, lebte in der ersten Hälfte des fünften Jahrhundertes zu Alexandrien. Von den späteren Schriftstellern wird er oft vorzugweise „der Alte von Panopolis“ genannt. Diese Benennung, welche sich wahrscheinlich nur darauf bezieht, daß er in hohem Alter noch gelehrt und geschrieben, hat die Meinung veranlaßt, daß er schon dreihundert Jahre vor Chr. gelebt habe: da man jedoch in seinen Schriften Andeutungen gefunden hat, daß er Christ gewesen, wodurch er zugleich von dem Geschichtschreiber Zosimus, einem argen Christenfeinde, unterschieden wird, und Synesios ihn nicht anführt; so wird er besser diesem nachgesetzt, da zumal seine Terminologie dieser Zeit entspricht. Seine Schriften beurkunden, daß er praktischer Chemist und Alchemist war, und ihre Zahl macht ihn zum fruchtbarsten Schriftsteller unter den griechischen Alchemisten; denn sie soll auf 21, nach Anderen auf 28 steigen. Unter denen, die noch vorhanden sind, werden folgende genannt:

1) *Περὶ τοῦ θείου ὕδατος*, Von dem göttlichen Wasser. Davon hat die Pariser Bibliothek zwei Handschriften, und die Wiener eine.

2) *Περὶ ὀργάνων καὶ καμίνων*, Von chemischen Geräthschaften und Oefen. Hierin werden die Geräthschaften zur Destillation beschrieben und sogar abgebildet. Handschriften davon liegen in der Markus-

bibliothek zu Venedig, in der Pariſer und Wiener Bibliothek.

3) *Περὶ τῆς ἁγίας τέχνης*, Von der heiligen Kunſt, wovon die Pariſer Bibliothek vier Handſchriften beſitzt.

4) *Περὶ τῆς χημείας*, Von der Chemie, kommt in der Pariſer Bibliothek in drei Handſchriften vor.

5) *Μυστικά*, Geheimniſſe, wovon eine Handſchrift in der Pariſer Bibliothek iſt.

6) Ein Brief an Theodoros über chemiſche Gegenſtände, von welchem zwei Handſchriften in der Pariſer, und eine in der Wiener Bibliothek vorkommen.

Archelaos, ein Chriſt und Zeitgenoſſe des Zoſimos, ſoll praktiſter Alchemiſt geweſen ſeyn. Lenglet du Fresnoy, der ihn geleſen, rühmt ſeine Aufrichtigkeit. Er ſchrieb ein jambiſches Gedicht von der heiligen Kunſt in 322 Verſen. Davon finden ſich zwei Handſchriften aus dem fünfzehnten Jahrhundert in der Pariſer Bibliothek, eine aus dem ſechzehnten Jahrhundert in der Wiener, und eine Abſchrift von dieſer in der Gothaiſchen Bibliothek.

Pelagios, ein zweiter Kommentator des Demokritos, iſt ſeiner Perſon nach unbekannt. Murr erklärt ihn für den älteſten griechiſchen Alchemiſten; da er aber den Zoſimos citirt, muß er dieſem nachgeſetzt werden. Von dem gleichzeitigen britanniſchen Ketzer Pelagius iſt er jedoch ganz verſchieden. Er ſchrieb eine Abhandlung von der heiligen und göttlichen Kunſt, zur Erläuterung der Phyſik und Myſtik des Demokritos. Davon bewahrt die Pariſer Bibliothek eine Handſchrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert und zwei aus dem ſechzehnten, die Wiener eine von 1564. Abgedruckt findet ſich dieſer Kommentar in der Ausgabe der Phyſik und Myſtik des Pizimenti von 1573, wie auch in der Cölniſchen von 1574.

Olympiodoros, von Theben in Aegypten, lehrte in der erſten Hälfte des fünften Jahrhundertes als Philoſoph

zu Alexandria. Er ſtand in großem Anſehen, genoß auch das Vertrauen des Kaiſers Theodoſius II. und ward von ihm als Geſandter zu den Hunnen geſchickt. Von ihm hat man zwei alchemiſtiſche Schriften, als:

1) Erläuterung über den Hermes, Zoſimos und andere Philoſophen. Darin citirt er den Syneſios. Davon ſind zwei Handſchriften aus dem ſechzehnten Jahrhundert in der Pariſer Bibliothek vorhanden, und eine in der Wiener Bibliothek.

2) Sendſchreiben von der heiligen Kunſt an Petaſios, König von Armenien. Davon zeigt man in der Pariſer Bibliothek eine Handſchrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Oſthanes ſchrieb einen Brief von der göttlichen und heiligen Kunſt an Petaſios. Auf der Vorausſetzung, daß dieſer Petaſios der vorbenannte König ſey, beruht die Annahme, daß der Verfaſſer weder der Oſthanes des Xerxes, noch der Alexander's des Großen, ſondern ein dritter des fünften Jahrhundertes und Zeitgenoſſe des Olympiodor ſey. Von ſeinem Briefe finden ſich griechiſche Handſchriften in den Bibliotheken zu Paris, Wien und Leyden. Auch kommt derſelbe in arabiſcher Ueberſetzung vor, von welcher die Bibliotheken zu Paris und Leyden Handſchriften aufbewahren.

Theophraſtos, welcher ſich einen chriſtlichen Philoſophen nennt, wonach er von den bekannten Schriftſtellern dieſes Namens verſchieden iſt, wird von Lenglet du Freſnoy in die Mitte des fünften Jahrhundertes geſetzt. Er ſchrieb ein jambiſches Gedicht von der heiligen und göttlichen Kunſt, welches in 265 Verſen beſteht. Griechiſche Handſchriften davon finden ſich in der Markusbibliothek zu Venedig, in der Pariſer und der Wiener Bibliothek. Einige Theile des Gedichtes hat J. Steph. Bernard unter den Glossis chemicis im Anhange zu Palladii Syn-

opsis de febribus (Lugduni, 1745) nach der Venetianischen Handschrift abdrucken lassen.

Hier findet sich in der Folge der alchemistischen Literatur der Griechen eine Lücke von 150 Jahren. Wollte man annehmen, die dahinein fallenden Schriftsteller wären verloren gegangen, so würden doch ihre Namen von den Nachfolgenden genannt worden seyn. Man könnte muthmaßen, die Furcht vor den raubgierigen Barbaren des Nordens, und die Besorgniß, daß sie nach dem Kunstgold lüstern werden möchten, habe die Alexandriner abgeschreckt, von der Goldkunst zu schreiben; aber wahrscheinlich liegt hier keine politische Ursache zum Grunde, sondern der zu allen Zeiten beobachtete literarische Modewechsel. Der Feuereifer, welchen Demokritos und Synesios entflammt hatten, war verraucht. Das gesuchte Gold wollte sich so bald nicht finden, als man gehofft hatte; darum ließ man die Sache vor der Hand ruhen, und der Zeitgeist führte andere Gegenstände herbei, bis wieder ein berühmter Philosoph der abgebrochenen Verhandlung neues Leben gab. Das war

Stephanos Alexandrinos, von seinen Zeitgenossen und Verehrern der ökumenische Philosoph, d. h. der Vielseitiggelehrte, Polyhistor, genannt, ein berühmter Naturforscher und Arzt, der um 615 zu Alexandria lehrte, wohin sein Ruf die Wißbegierigen der Griechen, Lateiner und Barbaren zog. Bei ihm kommt zuerst die deutliche Angabe vor, daß der Arsenik die Wirkung habe, das Kupfer weiß zu machen. Er und seine Zeitgenossen betrachteten diese Färbung als eine Verwandlung in Silber, und das mag vornehmlich die Sache der Alchemie wieder in Aufnahme gebracht haben, da man doch nun eine positive Erfahrung hatte und in deren Verfolgung dem Ziele näher zu kommen hoffte. Er schrieb *Περὶ χρυσοποιΐας πράξεις ἔννεα*, Neun Ausführungen von der Goldbereitung, welche er dem Kaiser Heraklios widmete. Die *πράξεις* bedeuten hier nicht Processe, sondern Auseinandersetzungen, vielleicht Vorlesungen. Die älteste noch vor-

handene Handschrift davon ist die der Markusbibliothek zu Venedig, welche schon im zwölften Jahrhundert auf Pergament geschrieben ist. Die Pariser Bibliothek besitzt eine auf Seidenpapier geschriebene aus dem dreizehnten und drei papierne aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Wiener Bibliothek hat eine von 1564. Noch eine andere ist in der Breslauer Bibliothek, aus welcher Gruner die erste Ausführung 1777 griechisch abdrucken ließ. Nicht verschieden von diesen Ausführungen ist jener Kommentar über des Demokritos Physik und Mystik, welchen Dom. Pizimenti mit jener zusammen zu Padua 1573, 8., lateinisch herausgab.

Ob eine ältere, unter dem Namen Alexandri Magni vorkommende alchemische Schrift etwa hierher gehöre und der Name aus Alexandrini magni philosophi irrthümlich entstanden sey, bleibt dahingestellt.

Pappos, ein christlicher Philosoph, dessen Person ganz unbekannt ist, schrieb ein *Μυστήριον χημικόν*, Chemisches Geheimniß, worin er den Stephanos citirt, weshalb er diesem nachzusetzen ist. Eine Handschrift von seinem Buche findet sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien. In Alb. Fabricii Bibliotheca graeca, Tom. XII., findet man es abgedruckt.

Kosmas, zubenannt Presbyta, oder auch Hieromonachos, wird von Lenglet du Fresnoy in die Mitte des siebenten Jahrhunderts gesetzt. Er schrieb eine *Χρυσοποιΐα* oder Abhandlung von der Bereitung des Goldes, von welcher die Pariser Bibliothek drei griechische Handschriften aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert enthält.

Hierotheos, Christianos zubenannt, übrigens auch unbekannt, wird ebenfalls in das siebente Jahrhundert gesetzt. Er schrieb ein jambisches Gedicht von der heiligen Kunst, welches aus 230 Versen besteht. Handschriften davon kommen in der Wiener und Pariser Biblio-

lichen Bibliothek zu Paris vorhanden; denn Lenglet du Fresnoy führt in seiner Histoire de la philosophie hermétique, T. III. p. 10., unter den griechischen Manuskripten II. N. 2. einen Anonymus de aquae divinae dealbatione auf. Vorausgesetzt, daß diese Ueberschrift durch einen Schreibfehler aus de aqua divina dealbationis entstanden wäre, so würde es allerdings der Anepigraphos seyn.

Ein anderer Anonymus schrieb *Περὶ ἐνσταθείας τοῦ χρυσοῦ*, Von der Feuerbeständigkeit des Goldes, von welchem Buche die florentinische Bibliothek eine Handschrift aufbewahrt, und die Markusbibliothek zu Venedig eine andere, aus welcher ein Theil in den Glossis chemicis abgedruckt ist.

Es mag seyn, daß in diese Zeit noch manche anonyme Schriften gehören, welche in den genannten Bibliotheken vorkommen; allein für die Geschichte sind sie nicht vorhanden, weil ihr Inhalt noch unbekannt geblieben ist, wobei unmöglich wird, sie chronologisch anzureihen, um irgend eine Entwickelung in der Zeit zu beobachten. Wenn es sich bestätigen sollte, daß jene Ungenannten die große Lücke ausfüllen, so würde die Frage entstehen, warum sich in dieser Periode kein Schriftsteller genannt habe. Furcht konnte sie nicht abhalten; denn wer nicht gedruckt seyn will, kann nicht unterdrückt werden, weil er nur mit der Nachwelt redet. Wer aber dieser verhehlt seyn will, verdient kein Zutrauen.

Soviel wissen wir, daß die Alchemie nicht vergessen, sondern wenigstens im Stillen fortgepflanzt ward. Der Hauptsitz der wissenschaftlichen Kultur zog sich vor den Arabern zurück nach Konstantinopel, wohin Manches aus dem Ruin der alexandrinischen Bibliothek gerettet ward. Wenn auch die Byzantinische Schule den Flor der Mutter nicht erreichte, so verhütete sie doch einen gänzlichen Verfall der Wissenschaften. Auch Chemie und Alchemie fanden fortwährend ihre Verehrer. Jemehr die Goldschätze durch wiederholte Plünderung und Brandschatzung erschöpft worden wa-

ren, desto lockender ward für Manchen die Hoffnung des Ersatzes durch chemische Kunst. Ob aber diese Hoffnung damals bei den Griechen verwirklicht worden sey, das ist freilich eine andere Frage, und folgender Zug macht das sehr unwahrscheinlich.

Georgios Kedrenos, ein griechischer Mönch, der um das Jahr 1060 Historische Annalen schrieb, erzählt eine Anekdote vom Kaiser Anastasios Dikoros mit diesen Worten: „Damals hat auch Einer von denen, „welche sich der chemischen Kunst rühmen, die „Leute auf eine listige Weise geprellt. Goldarbeitern und „Anderen verkaufte er Hände und Füße von Statuen und andere scheinbar goldene Sachen, und gab vor, einen Schatz „gefunden zu haben. So hat er Viele an den Bettelstab „gebracht. Als das ruchtbar ward, hat man ihn verhaftet und vor den Anastasius gebracht. Diesem verehrte er „einen goldenen Zaum, der mit Perlen besetzt war. Der „Kaiser nahm ihn zwar, sagte aber dabei: „Mich sollst du „„nicht betrügen, wie Du Anderen gethan!“ und ließ ihn „ins Gefängniß werfen, worin er auch gestorben ist.“ Diese Erzählung lehrt uns, daß man damals oft Vergoldung für Verwandlung in Gold genommen habe und von dreisten Betrügern hintergangen worden sey, und daß wir demnach die Zeugnisse jener Zeit für die Alchemie nicht ohne Prüfung annehmen dürfen; wenn aber Wiegleb in seiner Historisch-kritischen Untersuchung der Alchemie, S. 206., auf solche einzelne Thatsachen hin alle historische Zeugnisse überhaupt verwerfen will, geht er freilich viel zu weit.

Die Art, wie Kedrenos erzählt, zeigt nicht undeutlich, daß er die Alchemie höchstens vom Sagenhören kannte, und dann ist die Verachtung, welche er den Alchemisten bezeigt, kein kompetentes Urtheil. Wollte man aber voraussetzen, daß er die allgemeine und herrschende Meinung seiner Zeitgenossen ausgesprochen habe, so stimmt das keineswegs mit der Geschichte, welche außer Zweifel setzt, daß eben zu seiner

lichen Bibliothek zu Paris vorhanden; denn Lenglet du Fresnoy führt in ſeiner Histoire de la philosophie hermétique, T. III. p. 10., unter den griechiſchen Manuſkripten II. N. 2. einen Anonymus de aquae divinae dealbatione auf. Vorausgeſetzt, daß dieſe Ueberſchrift durch einen Schreibfehler aus de aqua divina dealbationis entſtanden wäre, ſo würde es allerdings der Anepigraphos ſeyn.

Ein anderer Anonymus ſchrieb *Περὶ ἐνσταθείας τοῦ χρυσοῦ*, Von der Feuerbeſtändigkeit des Goldes, von welchem Buche die florentiniſche Bibliothek eine Handſchrift aufbewahrt, und die Markusbibliothek zu Venedig eine andere, aus welcher ein Theil in den Glossis chemicis abgedruckt iſt.

Es mag ſeyn, daß in dieſe Zeit noch manche anonyme Schriften gehören, welche in den genannten Bibliotheken vorkommen; allein für die Geſchichte ſind ſie nicht vorhanden, weil ihr Inhalt noch unbekannt geblieben iſt, wobei unmöglich wird, ſie chronologiſch anzureihen, um irgend eine Entwickelung in der Zeit zu beobachten. Wenn es ſich beſtätigen ſollte, daß jene Ungenannten die große Lücke ausfüllen, ſo würde die Frage entſtehen, warum ſich in dieſer Periode kein Schriftſteller genannt habe. Furcht konnte ſie nicht abhalten; denn wer nicht gedruckt ſeyn will, kann nicht unterdrückt werden, weil er nur mit der Nachwelt redet. Wer aber dieſer verhehlt ſeyn will, verdient kein Zutrauen.

Soviel wiſſen wir, daß die Alchemie nicht vergeſſen, ſondern wenigſtens im Stillen fortgepflanzt ward. Der Hauptſitz der wiſſenſchaftlichen Kultur zog ſich vor den Arabern zurück nach Konſtantinopel, wohin Manches aus dem Ruin der alexandriniſchen Bibliothek gerettet ward. Wenn auch die Byzantiniſche Schule den Flor der Mutter nicht erreichte, ſo verhütete ſie doch einen gänzlichen Verfall der Wiſſenſchaften. Auch Chemie und Alchemie fanden fortwährend ihre Verehrer. Jemehr die Goldſchätze durch wiederholte Plünderung und Brandſchatzung erſchöpft worden wa-

ren, desto lockender ward für Manchen die Hoffnung des Ersatzes durch chemische Kunst. Ob aber diese Hoffnung damals bei den Griechen verwirklicht worden sey, das ist freilich eine andere Frage, und folgender Zug macht das sehr unwahrscheinlich.

Georgios Kedrenos, ein griechischer Mönch, der um das Jahr 1060 Historische Annalen schrieb, erzählt eine Anekdote vom Kaiser Anastasios Dikoros mit diesen Worten: „Damals hat auch Einer von denen, „welche sich der chemischen Kunst rühmen, die „Leute auf eine listige Weise geprellt. Goldarbeitern und „Anderen verkaufte er Hände und Füße von Statuen und andere scheinbar goldene Sachen, und gab vor, einen Schatz „gefunden zu haben. So hat er Viele an den Bettelstab „gebracht. Als das ruchtbar ward, hat man ihn verhaftet und vor den Anastasius gebracht. Diesem verehrte er „einen goldenen Zaum, der mit Perlen besetzt war. Der „Kaiser nahm ihn zwar, sagte aber dabei: „Mich sollst du „„nicht betrügen, wie Du Anderen gethan!“ und ließ ihn „ins Gefängniß werfen, worin er auch gestorben ist.“ Diese Erzählung lehrt uns, daß man damals oft Vergoldung für Verwandlung in Gold genommen habe und von dreisten Betrügern hintergangen worden sey, und daß wir demnach die Zeugnisse jener Zeit für die Alchemie nicht ohne Prüfung annehmen dürfen; wenn aber Wiegleb in seiner Historisch-kritischen Untersuchung der Alchemie, S. 206., auf solche einzelne Thatsachen hin alle historische Zeugnisse überhaupt verwerfen will, geht er freilich viel zu weit.

Die Art, wie Kedrenos erzählt, zeigt nicht undeutlich, daß er die Alchemie höchstens vom Sagenhören kannte, und dann ist die Verachtung, welche er den Alchemisten bezeigt, kein kompetentes Urtheil. Wollte man aber voraussetzen, daß er die allgemeine und herrschende Meinung seiner Zeitgenossen ausgesprochen habe, so stimmt das keineswegs mit der Geschichte, welche außer Zweifel setzt, daß eben zu seiner

Zeit die Alchemie unter den Griechen eine Partei für sich hatte, daß man fleißig darin arbeitete, daß es auch nicht ganz an Schriftstellern fehlte, die Alchemisten genannt seyn wollten. Ein solcher ist

Michael Psellos, aus Konstantinopel, Prinzenlehrer am Hofe des Kaisers Konstantinos Dukas, und insbesondere Erzieher des Kaisers Michael Dukas, wonach die Zeit seines amtlichen Wirkens in die Jahre 1060 bis 1080 fällt. Wir dürfen wol annehmen, daß man zu einem solchen Lehramt Männer gewählt haben werde, welche hinter den wissenschaftlichen Fortschritten der Zeit nicht zurückblieben, vielmehr geeignet waren, sie zu fördern, wenigstens hell aufzufassen. Ein solcher bekennt sich entweder zu keinem verachteten Gegenstande, oder er bringt ihn zu Ehren. Michael Psellos schrieb eine Abhandlung *Περὶ χρυσοποιΐας*, Von der Goldbereitung, in Form eines Briefes an den Patriarchen von Konstantinopel, Joannes Xiphilinos. Dieser Patriarch ist 1080 gestorben. Er stand in dem Rufe eines gelehrten Mannes, und hat ihn durch ein Kompendium der Geschichte bewährt, welches den Dio Cassius ergänzt. Unter so ausgezeichneten Männern kommen nur würdige Gegenstände zur Sprache. Der Patriarch hatte den Philosophen um Aufschlüsse über die Physik und Mystik des Demokritos ersucht, und dieser widmete ihm in Folge dessen einen Kommentar darüber, worin er in der Hauptsache seinen Vorgängern folgt, das Buch also auch dem Demokritos von Abdera zuschreibt. Seine Abhandlung bewahrt die Pariser Bibliothek in zwei Handschriften, deren eine im fünfzehnten, die andere im sechzehnten Jahrhundert geschrieben ist. Eine lateinische Uebersetzung derselben gab Domenico Pizimenti mit der Physik und Mystik des Demokritos zu Padua 1573, 8., heraus.

Nach Psellos findet sich wieder eine Lücke in der Namenreihe, welche durch Einschiebung der Anonymen vielleicht

mit der gelungenen Bereitung eines Gelb-
pfers die Aufgabe gelöst zu haben.
Thatsache ist nachzuweisen, daß irgend
Metall in probehaltiges Gold oder Sil-
be.
er gaben sich wol zum Theil das Ansehen,
oldbereitung kennten; allein dazu verleitete
elkeit, theils das Verlangen ihrer Schüler,
erheißung goldener Berge zu Fleiß und Auf-
bewegen waren.

gerechtfertigt, daß er in ſeiner Schrift den Geber citirt, deſſen Werke den Griechen nicht wol früher bekannt werden konnten, bis ſie ins Griechiſche überſetzt worden waren. Nur die kaiſerliche Bibliothek zu Wien bewahrt, wie es ſcheint, eine Handſchrift von der Abhandlung des Abts, vielleicht das Autographon; demungeachtet iſt ſie aber durch Ueberſetzungen bekannt genug geworden. Man hat eine franzöſiſche von Arnauld und zwei deutſche. Die erſte erſchien mit Flamel's Hieroglyphen zuſammen unter dem Titel: Zwei auserleſene chymiſche Büchlein, ohne Angabe des Druckorts, 1680, 8. Die andere gab Friedr. Rothſcholz zu Nürnberg 1718, 8., heraus.

Die zweite Griechiſche Schule löſte ſich auf, als 1453 die Türken Konſtantinopel einnahmen, welche den Lehranſtalten der Chriſten wenig Schonung angedeihen ließen. Die Gelehrten der Griechen bargen ſich wol zum Theil in den Klöſtern des Athos und der theſſaliſchen Berge, aber die meiſten wanderten nach den Abendländern aus. Einige flüchteten nach Rom oder Venedig, Andere begaben ſich nach Sicilien unter den Schutz des aragoniſchen Königes Alphons. Ihre Zerſtreuung kam anderen Völkern zugut; aber ein gelehrtes Griechenland gab es bald nicht mehr. Was von der Alchemie der Neugriechen zu ſagen iſt, wird weiter unten gelegentlich vorkommen.

Ein Rückblick auf die Erörterungen dieſes Kapitels gewährt folgende Reſultate:

Die Griechen übernahmen von den Perſern und Aegyptern die erſten Anfangsgründe der Chemie und führten ſie weiter aus.

Sie fügten das Problem der Metallveredlung hinzu und ſind die eigentlichen Urheber der Alchemie; doch geſchah das nicht vor dem vierten Jahrhundert.

Sie ſuchten die Veredlung nicht in Umſchaffung des chemiſchen Charakters, ſondern nur in einer Farbenverände-

rung

rung, und meinten mit der gelungenen Bereitung eines Gelbkupfers oder Weißkupfers die Aufgabe gelöst zu haben.

Keine einzige Thatsache ist nachzuweisen, daß irgend ein Grieche unedles Metall in probehaltiges Gold oder Silber verwandelt habe.

Ihre Chemiker gaben sich wol zum Theil das Ansehen, als ob sie die Goldbereitung kennten; allein dazu verleitete sie theils die Eitelkeit, theils das Verlangen ihrer Schüler, die nur durch Verheißung goldener Berge zu Fleiß und Aufmerksamkeit zu bewegen waren.

Drittes Kapitel.

Alchemie der Araber.

Es iſt gewiß, daß kein anderes Volk die Alchemie mit einem ſo regen Eifer betrieben hat, als die Araber. Man hat ſie aus dieſem Grunde wol zuweilen als die wahren Urheber betrachten wollen. Der halb arabiſche Name ward als Beweisgrund für eine Behauptung aufgeſtellt, welche er ſelbſt dann nicht ſtützen könnte, wenn er ganz arabiſch wäre. Athanaſius Kircher zieht in ſeinem Oedipus Aegyptiacus, P. II., aus ſolchen Gründen den Schluß, die Alchemie ſey eine Ausgeburt des Aberglaubens der Ungläubigen, und darum ſchon verdammenswerth. Wiegleb rechnet in ſeiner Hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung der Alchemie, S. 166., ebenfalls die „Einbildung von einer möglichen Verwandlung der unedeln Metalle in edle, als den Zeiten der Unwiſſenheit entſprungen, unter die Erdichtungen der Araber“, was ſich jedoch mit der hiſtoriſchen Kritik übel verträgt.

Man ging noch weiter in Vermuthungen, und ſuchte den allererſten Urſprung jener chemiſchen Myſterien in Oſtaſien bei den Hindus und Chineſen, woher die Araber ſie aus der erſten Hand erhalten haben könnten. Dieſer Meinung huldigt z. B. v. Murr in ſeinem Verſuche einer chronologiſchen Geſchichte der Alchemie, S. 3. Dieſe Hypotheſe hat, wenn man nach den Gründen forſcht, gerade nicht mehr

für sich als die entgegengesetzte des Deguignes, welcher die Schrift und Philosophie der Chinesen von den Hieroglyphen und Mysterien der Aegypter herleitete; die letztere hat sogar den nicht unbedeutenden Vorzug, daß sie von einem Chinesen, welcher unsere Geschichte mit seiner vaterländischen vergleichen konnte, von dem gelehrten Yang zu Quantong, unterstützt wurde. Vergl. Biörnstähl's Briefe, Th. I. S. 113.

Allerdings haben wir Nachrichten, daß bey den Chinesen schon früh an der Metallveredlung gearbeitet ward. Barkhuysen hat (Acroamata, p. 21. Elementa Chemiae, p. 482.) aus den Berichten der Missionare Le Compte und Couplet nachgewiesen, daß die Chinesen 633 Jahre vor Chr. an ihrem Li Liokim oder Lilaokiun einen Adepten hatten. Nach des Jesuiten Martinius Atlas sinicus, p. 71., hat Hiangti zu Yotan bey Pukiang 2500 Jahre vor Chr. Alchemie getrieben. Ebenda ist p. 75. die Rede von einer hermetischen Gesellschaft von neun Schwestern. Jakob Pantogia bezeugt ebenfalls, daß bei den Chinesen stark auf edle Metalle laborirt werde, und daß sie viele Schriften davon hätten. Eine Probe derselben bewahrt die königliche Bibliothek zu Paris unter der Ueberschrift: Cin-tai-pi-mi-schu, d. i. Das vom Drachen bewachte Thor des Pischu. Dieses alchemistische Werk besteht aus 163 Heften. Vgl. Fourmont Grammaire sinoise, p. 479. Bei dem allen haben wir doch keinen historischen Grund, anzunehmen, daß der fernste Osten dem Westen die Alchemie mitgetheilt habe. Beiden mag sie aus gleichem Boden entsprossen seyn, aus der Goldbegierde, die überall gefunden wird.

Auch die Araber sind keineswegs Urheber der Alchemie. Aus der Zeit vor Muhamed ist keine Spur davon bei ihnen gefunden worden, wenn schon die Nachbarschaft hätte erwarten lassen, daß sie Manches von den Alexandrinern gelernt haben möchten. Hätten die Araber zu Muhamed's Zeit die Alchemie gekannt, so würde gewiß im Koran die

Rede davon seyn. Allein man findet kein Wort davon, nicht in der Saba, (Kap. 34.) wo doch von Bächen geschmolzenen Erzes die Rede ist, die dem Salomon zu Gebot standen, auch nicht im Lokman, (Kap. 31.) wo die fünf Schlüssel verborgener Wissenschaft am Schlusse aufgezählt werden.

In der Geschichte finden wir dagegen die deutlichsten Anzeigen, daß die Araber, als sie ihre Eroberungen begannen, ein unwissendes Volk waren, und ihre geistige Kultur über einige Verse und Erzählungen nicht hinausging. Sie sollten auch dabei bleiben, da der Koran alles Grübeln ausdrücklich untersagt. Eine solche Anzeige ist ihr Benehmen bei der Einnahme von Alexandrien. Als ihr Feldherr Amri-Ebnol-As im Jahre 640 daselbst einrückte, fand er im Serapeion die noch übrige zweite Hälfte der großen Bibliothek der Ptolemäer, angeblich an 300,000 Rollen. Der griechische Philosoph Joannes Philoponos, welcher sich damals in Alexandrien aufhielt, gewann die Gunst des Generals in hohem Grade. Ihm blieb nicht verborgen, wie gering man seine Landsleute und ihre Wissenschaft schätze. So durfte er wagen, was außerdem als frech erscheinen würde, und bat sich die philosophischen Bücher der königlichen Bibliothek zum Geschenk aus. Amri war dazu willig, trug aber Bedenken, über einen so namhaften Gegenstand für sich allein zu verfügen, und schrieb deshalb an den Kaliphen Omar. Dieser antwortete gelegentlich: Wenn jene Bücher lehrten, was im Koran auch stände, wären sie unnütz; enthielten sie aber Anderes, so müßten sie vernichtet werden. Demzufolge wurden 642 jene Papyrusrollen zur Feuerung an die Badstuben vertheilt und viertausend Bäder sechs Monate lang damit geheizt. Das erzählt der Araber Abulpharagi. Dabei läßt sich denken, daß Amri seinem Günstling nachgesehen haben werde, Manches zu retten, wie auch, daß Vieles von Kennern entwendet worden sey, da die Verbrennung nicht wol beauf-

ſichtigt werden konnte, und dieſe Ueberreſte wanderten nach Griechenland.

Indeſſen konnte man leichter Papier verbrennen, als die Wiſſenſchaft ausrotten. Wie brutal auch die Moslemim verfuhren, konnten ſie doch nicht ganz umhin, von der Bildung des unterjochten Volkes etwas anzunehmen. Schon die Benutzung der eroberten Provinzen machte es ihnen zum Bedürfniß, ſich einige Kultur anzueignen. Anfänglich ſtellte man Griechen in ſolchen Aemtern an, welche Kenntniſſe erforderten; allein man ward arg von ihnen betrogen, wie die Geſchichte vom Joannes Damaskenos davon ein Beiſpiel gibt. Darum erſetzte man ſie nach und nach durch Landsleute, die von den Griechen unterrichtet worden waren. Dadurch ward ſchon eine Art wiſſenſchaftlichen Verkehrs eingeleitet. Ihr nächſtes Abſehen war, in Berechnung der Einkünfte nicht übervortheilt zu werden; darum lernten ſie vor allem rechnen, und nahmen die Buchſtaben ihrer Lehrmeiſter als Ziffern an, die ſie freilich ſo ſehr entſtellten, daß man ſie kaum noch herausfindet. Mit dem Rechnen war es noch nicht gethan; man mußte auch von den zu berechnenden Realien Kenntniß nehmen. So fingen die Araber an ſelbſt zu ſtudiren, und fanden doch nicht übel, daß man Schulen dazu gehabt habe, geſtatteten ſogar, daß die Lehranſtalt in Alexandrien wieder eingerichtet werde.

Zwei Gegenſtände nahmen ihre Wißbegier vor anderen in Anſpruch, die Aſtronomie zur aſtrologiſchen Anwendung, und die Chemie wegen der Metallveredlung. Die letztere verſprach eine noch bequemere Bereicherung als fortwährendes Erobern und Plündern. Schon ſeit dem Anfange des achten Jahrhundertes trieb man daher die Alchemie mit Feuereifer, wenn auch verſtohlen, um des Geſetzes willen. Man unterhielt griechiſche Laboranten, ließ auch die Chryſopöien in's Arabiſche überſetzen, um ſie zu leſen, wie denn unſere Bibliotheken noch einige ſolche Ueberſetzungen vom Oſthanes und Anderen aufbewahren. In dieſen Ueberſetzungen blieben

die Kunſtwörter oft griechiſch ſtehen, und gingen ſo in die Kunſtſprache der Araber über, welche nur ihren Artikel Al vorſetzten und den Klang der Wörter ſelbſt ein wenig nach ihrem Idiom umformten. Auf ſolche Weiſe entſtand aus ἄμβιξ, Topf, Alembik, Helm; aus ἄμβροτος, göttlich, Alembroth, Sal divinum; aus καυστής, Verbrenner, Alkaheſt, allgemeines Auflöſungmittel; aus μίσηθρον, haßerregendes Mittel, Almiſadir; aus χημεία endlich Alchemie.

Der berühmteſte unter den Schriftſtellern der Araber, welche Chemie und Alchemie abhandeln, iſt Geber, oder Giabr, auch Dſchafar genannt, welcher nach der Rechnung des Leo Afrikanus ein Jahrhundert nach Muhamed, eigentlich wol in der zweiten Hälfte des achten Jahrhundertes lebte. Kein Araber ſchrieb vor ihm Aehnliches, und Keiner nach ihm hat ihn erreicht, weshalb man ihn den „König der Araber“ genannt hat. Dieſen Tropus haben neuere Alchemiſten mißverſtanden, woher es kommt, daß man in deutſchen Sammlungen hin und wieder von Sr. Majeſtät dem Könige Geber lieſet.

Sonderbar und unwahrſcheinlich müßte man finden, daß der allererſte Verſuch eines Volkes im Schreiben über einen Gegenſtand eben das unübertroffene Meiſterſtück habe ſeyn können; aber das Räthſel löſt ſich durch die ſehr wahrſcheinliche Nachricht beim Leo Afrikanus, daß Geber eigentlich kein Araber, ſondern ein geborner Grieche war, der vom Chriſtenthum zum Islam überging und dadurch die Liebe und Hochachtung der Moslemim in vollem Maße gewann. Wahrſcheinlich wird dieſe Nachricht ſchon dadurch, daß man ihn immer nur einfach Geber genannt findet, da doch ſonſt die Araber nicht leicht ihre Koryphäen nennen, ohne deren Stammbaum gebührend hinzuzufügen. Der ſchlichte Name deutet ſchon an, daß er ein novus homo geweſen ſey, der keine rechtgläubigen Ahnen zu rühmen hatte.

Noch glaublicher erſcheint jene Nachricht, wenn man den Namen Geber oder Giabr näher betrachtet, und darin eine Aehnlichkeit mit anderen Benennungen findet, über deren Grund freilich nur Orientaliſten ein entſcheidendes Urtheil zuſteht. Unter den Traditionen der Araber über die Art und Weiſe, wie Muhamed ſeinen Koran zu Stande gebracht habe, war auch die, daß ein gelehrter Grieche, Namens Jabar oder Yefar, ihm dabei geholfen habe. Die rechtgläubigſte Partei betrachtete dieſe Sage als eine ſchnöde Verleumdung des Propheten, in welchem Sinne auf dieſelbe im Koran ſelbſt, nämlich in der Biene (Kap. 16., Arnold's Ausgabe S. 315.) angeſpielt wird. Ob jener Grieche etwan Ἰάφορος oder anders geheißen habe, daran liegt nichts; aber es möchte beinahe ſcheinen, daß die frommen Moslemim, die alle Vergleichungen aus dem Koran entnehmen, den Namen jenes Griechen in der Folge als Schimpfwort gebraucht haben, um Ungläubige damit zu bezeichnen, da daſſelbe Wort in drei Dialekten des Arabiſchen in ebenderſelben Bedeutung und beinahe unverändert vorkommt. So nannten ſie die Feueranbeter in Perſien Gebern, die Fetiſchanbeter in Afrika Kaffern und die Chriſten in Europa Giaur. Mit der letzteren Benennung iſt Giabr ziemlich gleichlautend, und Dſchafar auch nur eine andere Ausſprache. Demnach iſt zu vermuthen, daß Geber ſeinen Namen noch als Chriſt erhielt. Als er ihn aber einmal hatte, erging es ihm wie dem „kleinen Töffel“ in der Fabel; die Beſchneidung half ihm nicht davon, und er behielt ihn zeitlebens.

Geber lebte zu Sevilla in Spanien, wo er alle Theile der griechiſch-arabiſchen Philoſophie lehrte. Vielleicht gründete er die dortige arabiſche Hochſchule; wenigſtens ward er im bildlichen Sinne der Stifter einer philoſophiſchen Schule, deren Anhänger ſich bald durch drei Erdtheile verbreiteten. Seine Schriften verfaßte er ſämmtlich in arabiſcher Sprache, wodurch er vollends die Nation für ſich und für die Wiſſenſchaft gewann. Kaum bedurfte man noch der Ueberſetzun-

gen aus dem Griechiſchen, welche Almamun im Orient beſorgen ließ; denn ein rechtgläubiger Originalſchriftſteller machte ſie entbehrlich, und zwar in allen Fächern. Dieſer Umſtand erklärt zur Genüge die ungemeine Hochachtung, welche die Araber ihm widmeten. Sie waren ſtolz auf ihn, und verſchwiegen gern ſeine Herkunft, von welcher wir gar nichts wiſſen würden, wäre nicht Leo ein Proſelyt und Feind der Alchemie geweſen.

Geber war für ſein Zeitalter ein praktiſcher Chemiker von großen Verdienſten. Man findet bei ihm Kenntniſſe, welche kaum ſeiner Zeit zugetraut werden würden. Er kennt und beſchreibt richtig die Eigenſchaften der wichtigſten Neutral-, Mittel- und Metallſalze, namentlich des Kochſalzes, Salmiaks, Salpeters, Alauns und Eiſenvitriols. Umſtändlich beſchreibt er die Geräthſchaften und Handgriffe der Deſtillation, die Bereitung des Scheidewaſſers und Königswaſſers, des ätzenden Sublimates, des Silberſalpeters, des rothen Präcipitats u. ſ. w. Er kennt die Kalcinirung des Spießglanzes, das Friſchen der Bleiglätte, das Abtreiben der edeln Metalle mit Blei in Kapellen von Holz- und Knochenaſche, und vieles Andere. Vgl. Gmelin's Geſchichte der Chemie, Th. I. S. 15—20.

Bei ſeinen metallurgiſchen Kenntniſſen kann ihm ſelbſt kaum zur Laſt gelegt werden, daß er unter vielen richtigen Proceſſen auch einige falſche beſchreibt. In ſeiner Lage, da er außer der Naturwiſſenſchaft auch Mathematik und Philoſophie zu lehren hatte, und als ein fruchtbarer Schriftſteller hat er vielleicht Einiges von Anderen entlehnt, ohne es ſelbſt zu prüfen. Es kann auch wol ſeyn, daß er manche Arbeit von langer Zeit her aus dem Gedächtniß, und eben daher unvollſtändig und undeutlich beſchrieben, oder daß die Ueberſetzer, auf welche wir uns verlaſſen müſſen, ſeine Worte nicht richtig wiedergegeben haben. Indeſſen bleibt bei allem dem, was man zu ſeiner Rechtfertigung anführen kann, doch ſoviel ausgemacht, daß nach ſeinen Vorſchriften nicht immer mit

Zuversicht zu arbeiten ist, und zwar hauptsächlich in dem, was die eigentliche Alchemie angeht. Mancher verlor schon Zeit, Mühe und Kosten dabei.

Ein Urtheil über Alchemie steht dem erfahrnen Chemiker unbestreitbar zu, und was er sagt, verdient geprüft zu werden; aber prüfen muß man, nichts glauben, weil Er es sagt. Daß Geber die Kunst Gold zu machen verstanden und sie in seinen Schriften gelehrt habe, ist ganz unerweislich. Am meisten sind Diejenigen im Irrthume, welche meinen, er habe das Geheimniß verhehlen und nur versteckt andeuten wollen. Ueber eine solche Beschuldigung ist der Weise von Sevilla hoch erhaben. Was er wirklich weiß, lehrt er ohne Rückhalt. Auch ist kein Grund gedenkbar, welcher ihn dazu bewogen haben könnte, hinter dem Berge zu halten. Im Gegentheile würde ein solches Geheimthun die Moslemim an den Giaur erinnert und ihn schlecht empfohlen haben.

Allerdings hat die aufmerksame Vergleichung seiner Schriften, und insbesondere der Stellen, worin er von der eigentlichen Alchemie redet, ausgewiesen, daß er an die Möglichkeit einer Metallveredlung glaubte; wenn man aber die Gründe, welche er dafür aufstellt, näher beleuchtet, so zeigt sich offenbar, daß er eine irrige Vorstellung von ihrer Möglichkeit hatte.

In der Summa perfectionis, Lib. I. cap. 36., sagt er: das Kupfer mache gleichsam ein Mittelding zwischen Gold und Silber aus und lasse sich ebendarum leicht sowol in das eine als in das andere verwandeln. Nimmt man diese Stelle wörtlich, wie sie außer dem Zusammenhange erscheint, so verspricht sie freilich viel mehr, als seine Meinung seyn konnte. Die Frage, wie das zu bewerkstelligen sey, beantwortet er ebenda hinsichtlich der Verwandlung in Gold mit der Erfahrung, daß sich das Kupfer innig mit der Tutia, dem Galmei, verbinde und dadurch schön goldgelb gefärbt werde, hinsichtlich der Verwandlung in Silber aber cap. 29. damit,

daß das Kupfer vom Arsenik weiß gefärbt werde, weshalb er dieſen als die Grundlage der Tinktur auf Weiß betrachtet.

So grob irrt er freilich nicht, daß er Meſſing und Weißkupfer für Gold und Silber nehmen ſollte. Die oben nachgewieſene Kenntniß des Feinbrennens geſtattet nicht, ihm Solches zuzutrauen. Auch erklärt er ſich deutlicher darüber Lib. II. cap. 20. Jene beiden Mittel zur Veredlung, die er Medicinen nennt, theilt er daſelbſt nach dem Grade der Vorbereitung in drei Ordnungen. Die der erſten Ordnung ſind ihm die rohen Materialien, wie die Natur ſie liefert; die der zweiten Ordnung ſind durch Sublimation gereinigt, die der dritten Ordnung aber durch dienliche Zuſätze figirt. Nun geſteht er ein, die Medicinen der erſten und zweiten Ordnung lieferten noch kein wahres Gold und Silber; aber die dritte ſey höher ausgearbeitet, mehr gereinigt und befeſtigt, und dieſe liefere das wahre Meiſterſtück. Nirgend behauptet er, die Medicin der dritten Ordnung zu kennen, und noch weniger lehrt er ſie bereiten. Er glaubt nur an ihre Exiſtenz, geſtützt auf einen Fehlſchluß, den er anderswo dunkel andeutet. Die techniſche Erfahrung, daß Meſſing und Weißkupfer in ſehr verſchiedenen Graden der Farbe, des Glanzes und der Geſchmeidigkeit vorkommen, führte ihn zu der Annahme, daß beide bei ganz vollkommenem Gelingen und bei der innigſten Vereinigung jene Eigenſchaften im Superlativ erlangen würden und ſo zu Gold oder Silber werden könnten.

Man könnte allenfalls noch einwenden, Geber habe vielleicht eine falſche Theorie und dennoch eine gute Praxis gehabt; allein auch dieſer Ausweg wird durch ſeine eigenen Ausſagen abgeſchnitten. Die Möglichkeit der Metallveredlung wurde zu ſeiner Zeit nicht minder als vor und nach ihm von Vielen bezweifelt. Dieſe Zweifel bemüht er ſich Summa, Lib. I. cap. 9., zu widerlegen, und zu dem Ende führt er deren ſechs an. Der dritte lautet alſo: „Schon lange „iſt dieſe Kunſt von gelehrten Männern geſucht worden; und

„wäre sie irgend möglich, so würden jene sie tausendmal „gefunden haben.“ Er zeigt ganz richtig, daß ein solcher Schluß untriftig sey; hätte aber Geber die Kunst wirklich besessen, so bedurfte es alles Widerlegens und Disputirens nicht, sondern er würde den Ungläubigen mit der Probe den Glauben in die Hand gegeben haben. Er hat die Kunst nicht, aber um so eifriger bestrebt er sich, aus philosophischen Gründen die Möglichkeit derselben darzuthun, damit sie gesucht und gefunden werde. Daß die Alchemie in seinen Augen nicht mehr als ein Projekt war, gesteht er sogar indirekt zu, indem er kein einziges Beispiel von einem Adepten anführt, um jenen dritten Zweifel zu bekämpfen.

Die Zahl der Schriften Geber's soll sich, wie Einige behaupten, auf 500, sage fünfhundert, belaufen haben! Das ist ein arabisches Mährchen, vielleicht ein Wortspiel, in Bezug auf die Menge der von Sevilla aus verbreiteten Abschriften. Wollte man dafür 50 annehmen, so sind doch nirgend nur halb so viel chemische aufzutreiben; wird aber nochmals der zehnte Theil davon genommen, so gibt er endlich diejenige Zahl, welche sich ordentlich nachweisen läßt. Wir haben von ihm:

1) Summa perfectionis magisterii, Hauptbegriff der Vervollkommnung des Meisterstückes, in vier Büchern. Handschriften davon bewahren die Vatikanbibliothek, die Universitätsbibliothek zu Leyden und die zu Montpellier. Lateinische Ausgaben erschienen zu Straßburg, 1529, Fol., zu Bern, 1545, 4., zu Leyden, 1668, 12., und zu Danzig, 1682, 8. Lateinisch abgedruckt findet sich das Buch in dem Volumen tractatuum scriptorum rariorum de Alchemia, Norimbergae, 1541, 4., und in Mangeti Biblioth. chemica curiosa, T. I. N. 29. Eine französische Uebersetzung: La Somme de la perfection, ou l'abrégé de Geber, L. 2, findet sich in Salmon Bibliothéque des philosophes chimistes, T. II. N. 5.

2) De investigatione perfectionis metallorum, Von der Ausmittelung der Metallveredlung, bestehend in 33 Processen. Arabische Handschriften liegen in der Vatikanbibliothek und der Leydener Bibliothek. In der königlichen Bibliothek zu Paris kommt nach Lenglet du Fresnoy eine Handschrift vor, deren Titel: De invenienda arte auri et argenti, sive Alchimia, doch wol dasselbe Buch bezeichnet. Die lateinischen Ausgaben und Abdrücke sind ebendieselben wie bei N. 1.

3) De inventione veritatis, Von der Auffindung der Wahrheit. Davon bewahrt die Pariser königl. Bibliothek ein arabisches Manuskript. Lateinisch abgedruckt findet es sich in obigem Volumen etc., Nürnberg, 1541, 4., N. 3.

4) De fornacibus construendis, Von der Einrichtung der (chemischen) Oefen, mit Figuren. Die Handschrift liegt im Vatikan. Lateinische Ausgabe mit N. 1. u. 3. Bern, 1545, 4., mit 1. u. 2. Danzig, 1682, 8. Auch abgedruckt in dem Nürnberger Volumen etc. N. 4.

5) Testamentum, Letzter Nachlaß, in 18 Artikeln. Die arabische Handschrift liegt in der Leydener Bibliothek. Lateinische Ausgaben zu Bern, 1545, 4., und Danzig, 1682, 8. Abdruck in Mangeti Biblioth. T. I. N. 31.

Die sonst noch unter dem Namen Geber vorkommenden Schriften gehören nicht diesem Geber, sondern zwei jüngeren an, von denen weiter unten die Rede seyn wird.

Eine deutsche Ausgabe der Geber'schen Schriften, von Philaletha, erschien zu Frankfurt und Leipzig, 1710, 8., eine andere zu Wien, 1751, 8.

Auszüge und Erläuterungen über Geber's Schriften sind in Menge vorhanden, als z. B.:

Expositio Gebri, seu de Alchemia dialogus. Lugduni, 1548. 8.

Jo. Gerhardi Exercitationes in Gebrum, Tubing. 1643, 8., abgedruckt in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 33.

Jo. Braceschi Dialogus, bei Manget T. I. N. 32.

Des Königs Geber aus Hiſpanien Secretum, deſſen ſich die Venetianer hoch herausthun, von Pomiſius. Straßburg, 1596. 8.

Geberus redivivus, d. i. wahrhafte Praktika des Steins der Weiſen, welche der König Geber in ſeinen Schriften ſtückweiſe und zerſtreut beſchrieben. Von einem Philoſopho in Ordnung gebracht und lateiniſch herausgegeben, nun aber verdeutſcht von Arſenio Bachimiel Denſinger. 1643. 12.

Einen wahren und natürlichen Geberus redivivus haben wir wahrſcheinlich an einem Schriftſteller, welcher Abu Muſſa Giabr Ben Hajiam al Sofi, ſonſt auch Gieberim Ebn Haen und in einer Ueberſetzung Tusensis Suficus genannt wird. Jener novus homo iſt das nicht; denn der Name hat ſchon einen ſtattlichen Bart. Vielleicht iſt er der leibliche Sohn des Weiſen von Sevilla. Nach der Regel würde dann zwar der Name Abu Muſſa Ben Giabr lauten müſſen; allein es iſt möglich, daß er bei Lebzeiten nur Abu Muſſa Giabr geheißen habe, wenn er etwa bei dem Uebertritte des Vaters zum Islam ſchon lebte. Den Nachſatz Ben Hajiam al Sofi haben wol erſt die Nachkommen hinzugeſetzt, damit er nicht mit dem Vater verwechſelt werde. Es läßt ſich nämlich vermuthen, daß in den arabiſchen Hochſchulen, wo der Araber vom Griechen belehrt ward, das Arabiſche mit dem Griechiſchen vermiſcht worden ſey; und wenn man jenen Nachſatz mit dieſer Vorausſetzung betrachtet, ſo dürfte man zwei arabiſche und zwei griechiſche Wörter darin finden. Ganz griechiſch würden ſie lauten: *υἱος ἁγίου τοῦ σοφοῦ*, deutſch: Sohn des allverehrten Weiſen. Ebenderſelbe Sinn

iſt dann auch in dem Ebn Haen und dem Tusensis Suficus wiederzufinden, welches Verſtümmelungen der Abſchreiber und Ueberſetzer ſeyn mögen.

Wir haben von Geber dem Sohne zwei Schriften und einen Kommentar dazu:

1) Das Buch der Reichthümer. Die arabiſche Handſchrift, welche in der Pariſer Bibliothek aufbewahrt wird, iſt von Wansleben (Vansleb) aus Kahira gebracht worden. Lenglet du Fresnoy gibt T. III. p. 29. den Titel ſo an: Opus, cui titulus Liber divitiarum, tractatus chymicus et pars octava quingentorum illorum, quos de hoc argumento literis consignavit Abou Moussa Giaber ben Haijam al Sofi, qui vulgo Geber nuncupatur.

2) Das Buch vom Stein der Weiſen. Die arabiſche Handſchrift liegt in der Leydenſchen Bibliothek. Den Titel davon gibt Lenglet du Fresnoy ebenda p. 31. ſo an: Giaber (vulgo Geber) Ben Haijam Tousensis Souficus de lapide philosophico.

Dem Titel nach ſcheint hierzu als Kommentar zu gehören:

Grundſätze des Gieberim Ebn Haen, oder Geber's, und Raymundi Lullii, zweier berühmten Philoſophen, ihre Schriften deſto beſſer zu verſtehen. Aus dem Toskaniſchen in die deutſche Sprache überſetzt. Lpzg., 1723. 8.

Abu Juſuf Alchindi, ein arabiſcher Philoſoph, welcher um 890, oder ein Jahrhundert nach Geber lebte, ſchrieb eine Abhandlung, um Diejenigen zu widerlegen, welche mit der Kunſt Gold und Silber zu machen prahlen. Er iſt alſo ein Gegner der Alchemie, und ſeine Schrift ein Beleg mehr dazu, daß Geber die Aufgabe weder löſte, noch Alle von der Ausführbarkeit überzeugte, der Streit der Meinungen vielmehr fortdauerte. Die ara-

bische Handschrift liegt in der Bibliothek des Eskurials. Vgl. Casiri Biblioth. Arab. Hispan. Escorial. T. I. p. 356. Um dieselbe Zeit lebte und wirkte im Orient der berühmte Arzt Rhases, welcher mit seinem vollen Titel eigentlich Muhamed Ibn Sakarjah Abu Bekr al Rasi genannt wird. Er war aus Chorasan gebürtig, und Direktor eines großen Krankenhauses zu Bagdad, wo er im Jahre 932 starb. Er war Chemiker aus Geber's Schule, und führte den Gebrauch chemischer Arzneien im Orient ein, wodurch er großen Ruf erlangte. Seine zahlreichen medicinischen Schriften gehören nicht hierher. Von der Alchemie soll er zwölf Bücher geschrieben haben, von denen aber nichts übrig ist, als eine Menge von Citaten, welche bei den lateinischen Alchemisten vorkommen. Die vorhandenen alchemistischen Schriften, welche ihm zugeschrieben worden sind, sollen zu jenen Citaten nicht passen, und mögen demnach wol untergeschoben seyn, als z. B. Rhasis Praeparatio salis armoniaci, abgedruckt im Theatrum chemicum, T. III. N. 64. Eine andere, betitelt: Liber luminum, in lateinischen Versen geschrieben, abgedruckt in Rhenani Harmonia, Decad. I. N. 3. 4., gehört dem Rases Castrensis, von Castres in Languedoc, an, wonach der Irrthum auf einer Namenverwechselung beruht.

Wenn die alchemistischen zwölf Bücher des Rhases das von seinen Zeitgenossen gefällte Urtheil verdienen, so wird ihr Verlust nicht sehr zu beklagen seyn. Nach dem Zeugniß des Geschichtschreibers Ebn Chalikam erzählt Brucker, daß Rhases eine alchemistische Schrift dem Kaliphen Almansur überreicht habe. Dafür habe ihm der Fürst eine Belohnung von Eintausend Dinar auszahlen lassen. Als man aber die darin beschriebenen Processe versucht und falsch befunden habe, sey der Verfasser mit Stockschlägen bestraft und fortgejagt worden. Orientalische Verantwortlichkeit! Vergl. Bruckeri Historia critica philosophiae, T. III. p. 79.

Nicht beſſer beglaubigt ihn eine andere Anekdote, welche Abulpharagi mittheilt. Rhaſes ward im Alter blind. Er lebte in dürftigen Umſtänden, weil er zu freigebig und als Arzt zu uneigennützig war. Ein Widerſacher, Namens Al Baki, machte ihm deshalb folgende Vorwürfe: „Du rühmſt Dich dreier Wiſſenſchaften, in welchen Du doch „ganz unerfahren biſt; z. B. der Alchemie, da Du doch „wegen einer unbedeutenden Summe von Deinem Weibe in „den Kerker gebracht worden biſt; der Arzneikunſt, wenn „ſchon Du Deinen eigenen Augen nicht haſt helfen können; „der Aſtrologie endlich, wiewol Du keinem Unglücksfalle „vorbeugen konnteſt.“

Ihm folgt in der Reihe Farabi, eigentlich Abu Nasr Muhamed Ibn Tarchan al Farabi, welcher nach Einigen im Jahre 954, nach dem Berichte des Leo Afrikanus aber 998 zu Damask im achtzigſten Jahre ſtarb. In ſeiner Jugend ſtudirte er die Philoſophie zu Bagdad. Er war jederzeit ein eifriger Verehrer des Ariſtoteles, deſſen Schriften er zweihundert Mal durchgeleſen haben ſoll. Uebrigens war er Philoſoph, Mathematiker, Medikus, Alchemiſt, Redner, Dichter und Muſikus in Einer Perſon. Durch ſeine Schriften erwarb er den Ruf des größten Philoſophen ſeiner Zeit. Wiewol er von mehren Fürſten berufen ward, nahm er doch kein Amt an, ſondern begnügte ſich mit einem mäßigen Vermögen, weshalb man ihm geheime Geldquellen zutraute. Er ſchrieb eine Beſtätigung der Alchemie, wovon eine arabiſche Handſchrift in der Leyden'ſchen Bibliothek vorkommt. Ueberſetzungen haben wir nicht.

Salmana wird von du Fresnoy bei dem Jahre 1000 als Alchemiſt aufgeführt, aber mit Unrecht, da man von ihm nur eine Abhandlung über die Bereitung künſtlicher Edelſteine in griechiſcher Ueberſetzung hat, welche unter den Handſchriften der Pariſer Bibliothek vorkommt. Nur in ſo fern iſt ſie geſchichtlich anzumerken, als ſie ein Beiſpiel abgibt, wie nach dieſer Zeit die Griechen auf die Literatur

der

der Araber aufmerkſam wurden und deren Werke ſich durch Ueberſetzungen zu eigen machten.

Zulnun Ibn Ibrahim (Salomon, der Sohn Abraham's) war von Achmim in Aegypten gebürtig und lehrte zu Anfang des elften Jahrhundertes die Geber'ſche Chemie zu Skanderik. Er ſchrieb Chemiſche Erfahrungen, von welchen eine arabiſche Handſchrift im Eskurial aufbewahrt wird. Vgl. Casiri Biblioth. Arab. Hisp. Escorialens. T. I. p. 441.

Avicenna, eigentlich Abu Ali al Huſſein Ben Abdallah Ibn Sina, wurde im Jahre 980 zu Balch in der Bucharei geboren und ſtarb 1036 zu Hamadan in Perſien. Er ward als Philoſoph, nur nicht als praktiſcher, faſt eben ſo berühmt denn als Arzt. Außer ſeinen ärztlichen Schriften ſoll er auch einige alchemiſtiſche hinterlaſſen haben, aus welchen die ſpäteren Araber und Arabiſten oft Stellen citiren; allein ſie ſind verloren gegangen, woraus doch zu ſchließen ſeyn möchte, man habe ſie nicht ſo ſorgſam aufbewahrt als jene. Zwar fehlt es gar nicht an Schriften, welche man ihm zugeſchrieben; nur hat man Urſache, ſie alleſammt für untergeſchoben zu halten. Nirgend kommen arabiſche Originale vor, und die vorgeblichen Ueberſetzungen ſind nicht beglaubigt. Sie ſind erſt ſeit 1500 lateiniſch ausgegeben und abgedruckt worden, und wir verdanken ſie wahrſcheinlich unbekannten Wolthätern, welche uneigennützig uns den Verluſt erſetzen wollten. Es iſt demnach ein Pſeudo-Avicenna, deſſen Schriften nachfolgen:

1) Tractatus de Alchemia, Abhandlung von der Alchemie; abgedruckt in Artis auriferae Vol. I. N. 20., und in Mangeti Biblioth. chemica, T. I. N. 36.

2) De conglutinatione lapidis, auch De congelatione lapidis und De conglutinatione lapidum betitelt, d. h. Von dem Geliefern des Steines, oder beider Steine; iſt abgedruckt in Artis auriferae T. I. N. 15.,

im Theatrum chemicum, T. IV. N. 133., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. I. N. 36.

3) De Tinctura metallorum, Von der Färbung der Metalle; erſchien zuerſt zu Frankfurt a. M. 1530, 4., und ward abgedruckt in Opuscula complura de Alchemia, Francofurti, 1550, 4.

4) De re recta, epistola ad regem Hassan, Von der wahren Materie, ein Brief an König Haſſan; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 131.

5) Declaratio lapidis, filio suo Abu Ali, Erklärung des Steins, an ſeinen Sohn; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 132.

6) Porta Elementorum, Thor der Urſtoffe; erſchien zu Baſel 1572, 8.

7) De mineralibus, Von den Mineralkörpern; erſchien zu Danzig 1682, 8.; eine deutſche Ueberſetzung findet ſich in Schröder's Alchymiſt. Bibliothek, B. II. Samml. 2.

8) Interpretatio epistolae Alexandri Magni, Erklärung des Briefes Alexander's des Großen. Artis auriferae T. I., N. 16. Vgl. Stephanos Alexandrinos.

Abu Dſchafar Ibn Tofail, ein Philoſoph und Dichter, lebte zu Sevilla und ſtarb im Jahre 1175. Vielleicht iſt er ein Nachkomme Geber's, da er denſelben Namen führt und an demſelben Orte wohnte. Von ihm hat man einen philoſophiſchen Roman, die Geſchichte des Hai Ibn Jokdhan, worin die Erfindung der Wiſſenſchaften anſchaulich dargeſtellt wird. Er iſt zum Theil alchemiſtiſchen Inhaltes, und handelt von dem Kebrat al ahmad, oder dem rothen Schwefel, wie bei den Arabern die Tinktur genannt wird. Die arabiſche Handſchrift liegt in der Univerſitäts-

bibliothek zu Oxford. Nach derſelben hat Edward Pocock das Buch unter dem Titel: Philosophus autodidactus, arabiſch und lateiniſch mit Anmerkungen herausgegeben zu Oxford, 1671, 4.

Abfar wird als Chemiker und Alchemiſt angeführt. Er ſoll an der arabiſchen Hochſchule zu Alexandria gelehrt und daſelbſt unter Anderen den Morienes unterwieſen haben. Darum ſetzt ihn Lenglet du Fresnoy in das Jahr 1050. Dieſer Nachfolger des Zulnun Ibn Ibrahim wird von Artephius und anderen Arabiſten fleißig citirt. Es müſſen demnach alchemiſtiſche Schriften von ihm dageweſen ſeyn; doch iſt davon nichts mehr übrig. Man darf ſich wundern, daß es den alchemiſtiſchen Auferſtehungmännern nicht gefallen hat, dieſen berühmten Namen vor ein Buch zu ſetzen.

Der Zeit nach würde hier Morienes folgen, inſofern er allerdings arabiſch geſchrieben hat; aber der Geburt und Religion nach gehört er zu den Lateinern. Auch ſind wol nur einzelne arabiſche Handſchriften nach Italien gekommen, die nicht mehr vorhanden ſind. Wenigſtens hat Hänel in ſeinen Catalogis librorum manuscriptorum Galliae, Helvetiae, Belgii, Britanniae, Hispaniae, Lusitaniae, — Lipsiae, 1830, 4., — nicht einmal den Namen.

Thograi, ein Perſer, von Iſpahan gebürtig, lebte um das Jahr 1100. Sein Name iſt eigentlich Abu Ismael al Huſſein Ibn Ali al Iſpahni, obiges Thograi aber ſein Amtstitel; denn al Thogra nennt man den fürſtlichen Namenzug, der unter die Fermans geſetzt wird, ſo wie er auch auf türkiſchen und arabiſchen Münzen den Avers bildet, und demnach bedeutet Thograi ſoviel als Geheimſchreiber oder Siegelbewahrer. Als ſolcher ſtand Abu Ismael in Dienſten des Seldſchuckenfürſten Maſchud Ebn Muhammed, welcher 1104 bis 1117 regirte. Daher wird er auch wol Thograi Maſudi genannt. Er war ein Alchemiſt, und Viele hielten ihn für einen wirklichen Adepten, für den Erſten in ſeiner Art, wiewol die Meinun-

gen darüber sehr getheilt sind. Historisch ist, daß er großen Reichthum erworben und den Neid des ganzen Hofes aufgeregt hat, daß Maschud ihn nach vielen Gnadenbeweisen einkerkern, endlich sogar umbringen und seinen Leichnam verbrennen ließ.

Leo Afrikanus, welcher den Alchemisten nicht hold ist, erzählt die Sache also: Der Thograi habe, ungeachtet des in seiner günstigen Lage schon angehäuften Reichthums, durch Alchemie noch reicher werden wollen. Der Sultan habe ihm freundschaftlich von so thörigem Vornehmen abgerathen, und ihn, weil er nicht folgsam war, verhaften lassen. Bei dieser Gelegenheit wären dann arge Verräthereien an den Tag gekommen, welche der kecke Günstling sich habe zu Schulden kommen lassen, und in Folge dessen habe ihn der Fürst seiner gerechten Strafe anheimgegeben. Das wäre sonach eine ganz gewöhnliche Begebenheit, wie sie an Höfen oft genug vorkommt, und sie hätte mit der Alchemie nicht mehr zu schaffen, als die des Joannes Damaskenos. Vgl. Leonis Africani De viris quibusdam illustribus apud Arabes, cap. 13., Edit. Hottinger p. 276.

Dagegen war bei den Arabern der Glaube allgemein, der Thograi habe sein großes Vermögen ehrlich durch Alchemie erworben. Der Sultan habe davon Kunde gehabt und ihm geliebkoset, um den Gewinn mit ihm zu theilen. Weil er aber nichts verrathen wollte, und das sey eben die besagte Verrätherei gewesen, so habe Maschud ihn endlich im Zorne umbringen lassen. Nun wird freilich das Verbrechen, welches man ihm zur Last gelegt habe, nicht namhaft gemacht, wobei des Sultans Benehmen der Rache eines habsüchtigen Despoten, dem man nicht zu Willen ist, ähnlich sieht; jedoch werden Staatsverbrechen oft aus politischen Rücksichten im Dunkeln gelassen. Also kann man auf die Verheimlichung nicht bauen, und es muß nunmehr dahingestellt bleiben, auf welcher Seite die Wahrheit sey. Vgl. Brucker Historia critica Philosophiae, Tom. III. p. 90

Abultaragi Historia dynastiarum, Edit. Pocock p. 161.

Leo berichtet an dem angeführten Orte, daß die arabiſchen Alchemiſten zu Fez unter anderen Schriftſtellern ihres Faches vornehmlich den Attogrehi hochachteten, welcher Schreiber eines Sultans zu Bagdad geweſen ſeyn ſolle. Da ein ſolcher Name weiter nicht vorkommt, ſo darf man wol glauben, daß es der Name Thograi mit dem arabiſchen Artikel ſey, den die Afrikaner nach ihrem Dialekt umgeformt haben. Das Schickſal des Thograi dürfte bezweifeln laſſen, daß er über ſeine Kunſt geſchrieben habe. Allein, was wir von ſeiner Geſchichte wiſſen, iſt überhaupt von der Art, daß beide Theile, die Zweifler und die Glaubenden, es zu ihrem Vortheil auslegen können. Vielleicht verlangte Maſchud eben eine ſchriftliche Anweiſung zu der Kunſt, welche er dem Diener zutraute; ſie fiel aber ſo dunkel aus, daß er ſie nicht verſtand. Hat der Thograi die Schrift ausgeſtellt, ſo geſtand er damit gewiſſermaßen ein, daß er die Kunſt beſitze, und dann zog er ſich den Verdacht zu, daß er den Gewalthaber mit Räthſeln äffe, welches dieſem gar wol ein todeswürdiges Verbrechen gelten konnte. Deſto begieriger ſtudirten Leo's Afrikaner darin, um das Geheimniß herauszugrübeln.

Mag der Inhalt dieſer Schrift noch ſo unbefriedigend ſeyn, ſo iſt doch ihr Verfaſſer merkwürdig als der erſte Mann in der älteren Geſchichte der Alchemie, von welchem nicht ohne allen Wahrſchein vermuthet worden iſt, daß er die Kunſt mit Erfolg betrieben habe. Wer Glück im Errathen hat, kann es an ihr verſuchen; denn ſie iſt unverloren, den Forſchern ſogar zugänglich gemacht. Es iſt eine poetiſche Schilderung der hermetiſchen Arbeiten, und der Titel lautet in der Ueberſetzung: De defloratione naturae in Alchemia, Von dem Verblühen der Natur in der Alchemie. Eine arabiſche Handſchrift davon liegt in der Bibliothek des Eskurials. Vgl. Casiri Bibliotheca Escorialen-

sis, T. I. p. 441. Eine zweite befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Oxford. Nach dieser gab Edward Pocock das Gedicht arabisch und lateinisch heraus zu Oxford, 1661, 8.

Abul Chassem, eigentlich Chalaf Ebn el Abbas Abul Casan, ein Chemiker und Arzt, gebürtig von Zahara bei Cordova, von welchem Orte er auch Alzaharavius genannt wird, lebte um dieselbe Zeit als Lehrer an der arabischen Hochschule zu Cordova, wo er im Jahre 1122 starb. Berühmt ist er durch seinen Servitor als Begründer der Pharmakie. Von ihm hat man Gedichte von der Alchemie, welche Geldeki kommentirt hat. Aber ein alchemistischer Traktat, welcher unter dem Titel: Gradus sapientis et Introductio ad doctrinam, Stufenleiter des Weisen und Einleitung in die Wissenschaft, unter den arabischen Handschriften der Pariser Bibliothek vorkommt, scheint nicht jenem Pharmakeuten, sondern einem Sohne desselben anzugehören; denn der Verfasser wird darin Abul Cassen Ben Ahmed al Cordhubi genannt. Ahmed ist kein wirklicher Name, sondern bezeichnet den Berühmten, den Großen; also ist dieser Abul Cassen „ein Sohn des berühmten Kordovensers". Die Schrift handelt in vier Kapiteln von der Bereitung des Steines der Weisen. Die Handschrift hat Wansleben von Kahira mitgebracht. Vgl. Langlet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. III. p. 29.

Mohieddin oder Mojeddin, mit seinem vollen Titel: Mohieddin Hossaim Ben Ali Ibn Muhammed Thograi al Ispahni, scheint demnach ein Sohn des Adepten von Ispahan zu seyn, wonach er in das Jahr 1150 zu setzen seyn würde. Es hat das Ansehen, daß des gemordeten Vaters Geheimniß ihm nicht verloren gewesen, weil er willig war, aus gutem Herzen seinen Nebenmenschen davon mitzutheilen; denn er schrieb eine Abhandlung, deren Titel in der Uebersetzung lautet: Claves misericordiae et

Lampades sapientiae, Schlüſſel des Erbarmens und Leuchte der Weisheit. Die Pariſer Bibliothek beſitzt davon eine arabiſche Handſchrift, auf Seidenpapier geſchrieben, vom Jahre 934 der Hedſchra, oder 1528 chriſtlicher Zeitrechnung. Vgl. du Fresnoy ebenda.

Geldeki, oder Eidemir Ben Ali Ben Eidemir Geldeki, war nach einer Nachricht beim Leo Afrikanus ein Mammeluck und lebte zu Damask, aber ſein Zeitalter kann nur ungefähr zwiſchen 1100 und 1200 angewieſen werden. Er hat einen Kommentar über die alchemiſtiſchen Gedichte des Abul Chaſſem geſchrieben, welcher in drei Abſchnitten die alphabetiſch geordneten Gedichte wiedergibt und mit ausführlichen Anmerkungen (Commentario valde luculento heißt es) begleitet. Die Alchemie wird darin Kunſt der Sonne genannt, welches an die Tabula smaragdina erinnert, und glaublich macht, daß dieſelbe um dieſe Zeit auch den Arabern des Orients bekannt geweſen ſey. Die öffentliche Bibliothek zu Leyden bewahrt von dieſem Kommentar drei verſchiedene arabiſche Handſchriften, deren eine nur den erſten Abſchnitt enthält. Die vollſtändigſte wird unter folgendem Titel aufgeführt: Eidemir Ben-Ali Ben-Eidemir Geldekei Commentarius in poëmata Habul Hasan Ali Ben Casim, Hispani Ansaraei (Alzaharaei?) de arte abscondita, quae et ars solis vocatur, quam Alchimiam dicunt. Cf. Catalogus Bibliothecae publicae Lugduno-Batavae, pag. 443. N. 796.

Alchiabdachi, deſſen Perſönlichkeit, Wohnort und Zeit noch unbeſtimmt ſind, ſchrieb eine Abhandlung unter dem Titel: Die Leuchte. Dieſer Titel, welcher eine Reminiſcenz des gleichnamigen Buches von Mohieddin zu ſeyn ſcheint, iſt die alleinige Veranlaſſung, den Autor hier einzuſchalten. Die königliche Bibliothek zu Paris beſitzt eine arabiſche Handſchrift von dem erſten Theile der Leuchte, auf Seidenpapier geſchrieben im Jahre der Hedſchra 1094, nach Chr. 1683. Vgl. du Fresnoy III. pag. 30.]

Ibn Waſchia, ein unbekannter arabiſcher Arzt, wird als Verfaſſer eines Schatzes alchemiſcher Weisheit genannt. Sollte es vielleicht Ebn Abbas, nämlich Abul Chaſſem, ſeyn? Die arabiſche Handſchrift liegt in der Leydenſchen Bibliothek und wird mit dieſem Titel aufgeführt: Ibn Waschiae Thesaurus sapientiae de Alchymia, in qua concurrunt omnes partes philosophiae, quae non conceditur nisi philosopho perfecto. Cf. Catalog. Lugdun, p. 443. N. 803.

Kalid, gewöhnlich der König Kalid genannt, war ein Sultan, welcher um 1150 unter Oberhoheit des Kaliphen in Aegypten regirte. Man erzählt von ihm, daß er viele Alchemiſten um ſich verſammelt habe, die er aber ſämmtlich umbringen ließ, nachdem er ſie als Betrüger erkannt hatte. Endlich ward er aber vom Morienes gründlich unterwieſen, wie dieſer ſelbſt rühmt. Da er ſonach erleuchtet ward, ſo, glaubte man, werde er auch ſelbſt geleuchtet und von der Kunſt geſchrieben haben. Seine Majeſtät figurirt daher in mehren Sammlungen alchemiſtiſcher Schriften als Verfaſſer von zwei oder drei Abhandlungen; allein das beruht nur auf Namenverwechſelung mit folgenden beiden Schriftſtellern.

Kalid Ben Jazichi ſoll kein Araber, ſondern ein Jude geweſen ſeyn; wenn und wo, wird nicht geſagt. Die Araber achteten ſeine hermetiſche Weisheit ſo hoch, daß ſie ihn aus dem Hebräiſchen in das Arabiſche überſetzten. Er ſchrieb das Buch der Geheimniſſe, welches von den Alchemiſten oft citirt wird. Die arabiſche Handſchrift ſcheint um 1500 in Nürnberg vorhanden geweſen zu ſeyn, weil die Bekanntmachung von dort ausging. Der erſte Abdruck der lateiniſchen Ueberſetzung unter dem Titel: Calidi, filii Jazichi, Judaei, Liber secretorum Alchemiae, findet ſich in dem Volumen tractatuum scriptorum rariorum de Alchemia, Norimbergae, 1541, 4., N. 8. Unter derſelben Aufſchrift wurde ſie abgedruckt in Artis auriferae T. I.

N. 12., und in Mangeti Biblioth. chemica curiosa, T. II. N. 78. Eine franzöſiſche Ueberſetzung, Les Secrets de Calid, ſteht in den Divers Traités d'Alchimie, Lyon, 1557, 8., N. 2. Eine beſondere Ausgabe unter dem Titel: Regis Calid Liber Secretorum, sive lapidis philosophici secreta secretorum, erſchien zu Frankfurt, 1615, 8.

Rachaidib, oder Kalled Rachaidib, iſt ein arabiſcher Alchemiſt, welcher um 1200 gelebt haben ſoll und oft mit dem Sultan Kalid verwechſelt wird. Er ſchrieb das berühmte Buch der drei Wörter, den eigentlichen Grundſtein des Trimaterialismus, auf welchem nachher die Arabiſten fortbaueten. Eine arabiſche Handſchrift ſcheint nicht mehr vorzukommen; doch kann es wol ſeyn, da die alchemiſtiſchen Handſchriften in den Katalogen gewöhnlich nur obenhin angegeben werden. Die lateiniſche Ueberſetzung, welche wir haben, ward zuerſt in Artis auriferae (Basil. 1572) Vol. I. N. 13. gedruckt, weshalb das Original in Baſel zu ſuchen ſeyn möchte; dann mit dem Zuſatze: Regis Calid, im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 149., und ebenſo in Mangeti Bibliotheca chem., Tom. II. N. 79. Auch wurde das Buch mit Veradianus und Rhodianus zuſammen herausgegeben zu Danzig, 1682, 8. Eine deutſche Ueberſetzung ward in die Scholziſche Ausgabe der Geber'ſchen Schriften mit aufgenommen.

Zadith, vollſtändiger genannt Zadith Ben Hamuel, ſoll im dreizehnten Jahrhundert gelebt haben. Von den ſpäteren Alchemiſten wird er oft Zadith Senior, oder auch vorzugsweiſe Senior genannt, welches ſich nur auf ein überſchätztes Alterthum beziehen mag, da von einem Zadith junior keine Nachricht vorkommt. Er hat eine Tabula chemica, d. h. eine Alchemie in kurzen Sätzen, geſchrieben, über welche auch ein Kommentar von einem ungenannten Araber vorhanden iſt. Beide ſollen in arabiſchen Handſchriften da geweſen ſeyn, nach denen die lateiniſchen Ueberſetzungen gemacht wären, die wir haben. Die Originale ſind

vielleicht in den Bibliotheken der Rheinstädte zu suchen. Die erste Ausgabe ist: Senioris Zadith, antiquissimi philosophi, De Chimia. Argentorati, 1566. 8. Dann folgte: Senioris Zadith, filii Hamuelis, Tabula chimica, et Anonymi Commentarius in Tabulam; abgedruckt in Philosophiae chimicae quatuor vetustissima scripta, ex arabico sermone latina facta, Francofurti, 1605, 4., N. 1. et 2. Ferner im Theatrum chemicum, T. V. N. 150. Endlich unter dem Titel: Zadith Aurelia occulta philosophorum, et de Chemia tractatus, in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. II. N. 82. 83.

Auch die Araber haben ihre Anonymen, die in unsern größeren Bibliotheken vorkommen, aber so gut als nicht vorhanden sind, so lange man nicht in den Verzeichnissen von den beliebten Formeln Varia chymica oder Nonnulla alia ejusdem argumenti abgeht. Einzelner Handschriften wegen kann freilich kein Orientalist angestellt werden; doch wäre zu wünschen, daß junge Orientalisten vor ihrer akademischen Anstellung veranlaßt würden, die Bibliotheken zu bereisen, um jene bestäubten Schränke der Geschichte aufzuschließen, ehe noch alles vermodert, dann aber erst mit einer Ausbeute, welche ihren Beruf beurkundet, ins Vaterland zurückzukehren.

Ein arabischer Anonymus verdient hier ausgehoben zu werden, weil seine Schrift die Aufmerksamkeit der Alchemisten in hohem Grade aufgeregt und auf die Methode der neueren Alchemie Einfluß gehabt hat. Der Titel derselben lautet: Consilium conjugii Solis et Lunae, Berathung über die Verehlichung des Sonnengottes mit der Luna. Wahrscheinlich stammt diese Schrift aus dem dreizehnten Jahrhundert, da die Arabisten und Mystiker der Folgezeit ebendieselbe Metapher für die chemische Verbindung des geistig gemachten Goldes und Silbers weiter ausgeführt haben. Eine arabische Handschrift ist nicht nachzuweisen; doch wird versichert, daß unser lateinischer Text aus

dem Arabiſchen überſetzt ſey. Der erſte Abdruck ſteht unter der Aufſchrift: Anonymi veteris philosophi Consilium conjugii, seu de massa Solis et Lunae, Libri tres, in der Ars chemica, Argentorati, 1567, 8., N. 4., dann auch in Philosophiae chimicae quatuor vetustissima scripta, Francofurti, 1605, 4., N. 4., und im Theatrum chemic., T. V. N. 152.

Ein zum Chriſtenthum bekehrter Araber, welcher um die Mitte des dreizehnten Jahrhundertes lebte, Abul Pharagi Ben Haram, getauft Gregorios, ſchrieb eine Chronik des Orients, welche Edw. Pocok 1663 mit lateiniſcher Verſion herausgegeben hat. Unter anderen die Alchemie der Araber betreffenden Nachrichten meldet dieſe Chronik, daß der 1209 geſtorbene berühmte Philoſoph Al Eman al Phager al Razi Muhammed Jbn Omar ſich eifrig mit der Alchemie beſchäftigt, dabei aber ſein Vermögen zugeſetzt und nichts ausgerichtet habe. Dieſe Anekdote führt Wiegleb in ſeiner Krit. Unterſuchung der Alchemie, S. 211., als Beweis für die Richtigkeit der Alchemie an; ſie beweiſet aber vielmehr, daß damals die ausgezeichnetſten Gelehrten der Araber an die Möglichkeit der Metallveredlung glaubten und ſie zu erfinden beharrlich ſtrebten.

Mit dem dreizehnten Jahrhundert hört die Reihe alchemiſtiſcher Schriftſteller bei den Arabern auf. Die Frage nach den Urſachen dieſes ſcharf abgeſchnittenen Aufhörens kann wol genügend aus der damaligen Lage des Volkes beantwortet werden. Haben vielleicht noch ſpätere Araber von der Goldkunſt geſchrieben, ſo gelangten doch ihre Schriften bei den abgebrochenen Verbindungen nicht leicht mehr zu uns, nicht einmal zur Verbreitung unter den Moslemim ſelbſt. Im Orient waren ſchon ſeit 1100 Chriſt und Muſelmann feindſelig gegen einander aufgetreten. Die neualexandriniſche Schule verging vollends unter den Kämpfen um das heilige Grab. Die Araber in Spanien wurden mehr und mehr zurückgedrängt, nachdem Cid's Thaten die Chevalerie der Ka-

ſtilianer entflammt hatten. Ihre Anſtrengungen, ſich hinter dem Bollwerke der Sierra Morena zu behaupten, friſteten zwar ihren Beſitz der Südküſten; aber vor dem Waffengetümmel flohen die Muſen. Ihre Hochſchulen zu Kordova, Sevilla und Granada gingen ein. Zwar entſtand aus den Trümmern derſelben eine neue zu Fez in Afrika, aber zu entlegen vom Schauplatze der europäiſchen Gelehrſamkeit, und die gegenſeitig geſteigerte Erbitterung verhinderte auch hier im Occident jeden Austauſch der Ideen. Endlich zerfiel das in allen ſeinen Grundfeſten durch die Anfälle der Chriſten, Türken und Mongolen erſchütterte Reich Muhameds in loſe Brocken. Mit der Macht und Einheit deſſelben verfiel, wie das gewöhnlich iſt, das wiſſenſchaftliche Streben der Nation, und ſo ſtarb auch die Literatur eines ihrer Lieblingſtudien, der Alchemie, nach und nach ab.

Wenn aber die Araber aufhörten über Alchemie zu ſchreiben, ſo darf man daraus nicht folgern, ſie hätten auch aufgehört darin zu arbeiten. Zerſtreute Nachrichten laſſen vielmehr vermuthen, daß ſie nach Anleitung ihrer älteren Schriften unverdroſſen den Stein der Weiſen geſucht haben, nur unter tiefem Geheimniß, damit die verhaßten Ungläubigen an dem Gewinn nicht Theil nähmen. So war z. B. die Sage weit verbreitet, daß der Maurenfürſt Juſuf Bul Hagiz, der um 1346 in Granada regirte, den Stein der Weiſen nicht blos geſucht, ſondern wirklich beſeſſen und vom Ertrage der ins Große getriebenen Kunſt weitläufige Bauten ausgeführt habe. Vergl. G. Horn in ſeiner Vorrede zu der Leydener Ausgabe von Geber's Schriften.

Man leſe in den Chroniken der chriſtlichen Kaiſer, meldet die Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 184., daß im dreizehnten Jahrhundert in einer Schlacht, welche die Chriſten einem arabiſchen Sultan lieferten, aber verloren, ein kaiſerlicher Protonotarius gefangen und an einen vornehmen Saracenen, der ein Adept war, verkauft worden ſey. Nach einiger Zeit habe dieſer den Gefangenen gefragt

ob er wol in sein Vaterland zurückkehren möchte. Auf dessen sehnsüchtige Bejahung habe er ihm ein Pulver gegeben, und ihn mit der Bedingung entlassen, daß er dem Haupt der Christenheit an jenem Pulver die Herrlichkeit der Wissenschaft der Gläubigen zeigen solle. Er solle nämlich allerlei Metalle schmelzen, so werde das Pulver sie in gutes Gold verwandeln. Er könne damit aus geschmolzenem Krystall Rubine machen, und dehnbares Glas aus gemeinem. Auch könne er Aussätzige damit aus dem Grunde heilen. Ob diese hier in gedrängtem Auszug mitgetheilte Anekdote ein leeres Mährchen sey oder auf historischem Grunde beruhe, muß weiterer Prüfung anheimgegeben bleiben.

Bestimmtere Nachrichten von den arabischen Alchemisten jener Zeit in Afrika finden wir bei dem Johannes Leo, gewöhnlich Leo Afrikanus genannt. Dieser gelehrte Araber lebte in Granada, bis dieser Staat 1491 von Ferdinand dem Katholischen erobert ward, und ging dann nach Afrika hinüber, wo er mehrjährige Reisen machte. Auf einer späteren Seereise gerieth er in die Gefangenschaft der Christen, ward aber vom Papste Leo X. befreit, welcher sich ein Verdienst daraus machte, den gelehrten Muselmann zum Christenthum zu bekehren, auch bei seiner Taufe selbst Pathenstelle zu vertreten. Der Neophyt genoß eine Pension und unterhielt seinen Gönner in mehren Abhandlungen mit seinen Beobachtungen in Afrika. Eine derselben, welche von den ausgezeichneten Gelehrten der Araber handelt, die einzige noch übrige, wenn den bibliographischen Nachrichten zu glauben ist, übersetzte er selbst aus dem Arabischen in das Italiänische, und Johannes Florianus übersetzte sie nachher wieder ins Lateinische, so wie die gedruckten Ausgaben sie liefern. In dieser Schrift sagt Johannes Leo Lib. III. cap. 136. von den Einwohnern in Fez Folgendes:

„In dieser Stadt gibt es viele Menschen, welche die „nichtswürdige Kunst der Alchemie treiben. Es sind Tho„ren, die beständig nach Schwefel und anderem Unflat stin-

„ken.“ (Sulphuriſten!) „Sie pflegen zur Vesper täglich „in der großen Moſcheh zuſammenzukommen, um über ihre „Irrthümer zu disputiren. Sie haben viele Schriftſteller „von dieſer Kunſt, unter welchen Geber der vornehmſte „iſt, welcher hundert Jahre nach Muhamed gelebt hat, von „Geburt ein Grieche geweſen iſt und ſeinen Glauben abge„ſchworen haben ſoll. Seine Schriften und Anweiſungen „ſind gar verblümt und dunkel abgefaßt. Sie haben noch „einen anderen Schriftſteller, deſſen Werk Attogrehi über„ſchrieben iſt, und welcher Geheimſchreiber eines Sultans „von Bagdad geweſen. Auch hat Einer aus Granada“ (Abul Chaſſem) „ein Gedicht von dieſer Kunſt geſchrieben, „über welches ein gelehrter Mammeluck von Damask“ (Gel„deki) „einen Kommentar geſchrieben hat. Man verſteht „den Text leichter als die Erläuterung. Es gibt aber zwei „Arten von Alchemiſten. Einige ſuchen das Elixir, d. h. „eine Materie, welche das Kupfer und andere Metalle fär„ben ſoll. Andere ſuchen die edeln Metalle dadurch zu ver„mehren, daß ſie mancherlei Metalle einfach zuſammen„ſchmelzen. Ihre Abſicht geht gewöhnlich dahin, falſche „Münzen zu ſchlagen, weshalb man bei den meiſten dieſer „Leute in Fez findet, daß ſie eine Hand eingebüßt haben.“

Wenn ſchon Leo, wie man ſieht, kein Freund der Alchemiſten iſt, ſich über ſie luſtig macht, um des Brodgebers Lied zu ſingen, ſie in die Klaſſe der Betrüger zuſammenwirft und die beſſeren nur als Narren ausnimmt; ſo erhellt doch aus ſeiner Nachricht, daß die Fezaner die Alchemie eifrig und offenbar, ſogar unter Vorſchub ihres Klerus betrieben und an heiliger Stätte eine Art von hermetiſcher Geſellſchaft gebildet hatten. Das religiöſe Verbot des Grübelns war alſo kein Hinderniß mehr für die Spekulation der Alchemiſten und ihre Verbreitung. In der That finden wir in allen folgenden Jahrhunderten Beweiſe ihrer Thätigkeit, welche ausgeſetzt bleiben, um der neueren Geſchichte nicht vorzugreifen.

Viertes Kapitel.

Alchemie der Lateiner.

Auch dieſes Kapitel muß noch damit beginnen, den wahren Anfang aufzuſuchen, welchen die Wagſätze der Vorfahren ungebührlich weit hinaus verſchieben. Was die Römer in der Kulturgeſchichte ſind, wurden ſie durch die Griechen; und da dieſe vor dem vierten Jahrhundert nicht an Alchemie glaubten, ſo läßt ſich kaum annehmen, daß die Römer früher nur daran gedacht haben ſollten. Hätte man bei ihnen im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung von der Alchemie einen Begriff gehabt, ſo würde Plinius, bei ſeiner umſichtigen Zuſammenſtellung alles deſſen, was Natur und Kunſt betrifft, es nicht verſchwiegen haben. Zwar wollen die Alterthümler aus ſeiner Naturgeſchichte eben das Gegentheil beweiſen. Er ſagt nämlich Lib. XXXIII. cap. 4. vom Caligula: „Die Goldbegier hat den Cajus verleitet, große Maſ„ſen von Auripigmentum ausſchmelzen zu laſſen, und in der „That hat man ein treffliches Gold erhalten, aber ſo wenig, „daß es die Koſten nicht lohnte.“ Allein dieſe Stelle handelt offenbar nicht von Metallveredlung, ſondern von einem metallurgiſchen Verſuche, den öfter vorkommenden Goldgehalt des Schwefelarſeniks auszuſcheiden.

Das bei den Römern beliebte korinthiſche Erz, eine Kompoſition von Kupfer, Silber und Gold, hatte manche Eigenſchaften der edeln Metalle, namentlich Roſtfreiheit, Politurfähigkeit und eine dem Verhältniſſe der Miſchung ent-

Nach jenen Volkssagen zu schließen, hatte Merlin eine gute Erziehung genossen, welche ihm römische Kultur aneignete. Wahrscheinlich brachten seine wissenschaftlichen Kenntnisse, Bücher und Instrumente ihn bei dem Volke in den Ruf der Zauberei, und diesen Glauben mag der Eremit zu seiner Sicherheit befördert haben. Er durfte nur einen Magnet vorzeigen und einige Arzneien austheilen, so that Fama das Ihrige und übertrieb seine Leistungen bis zum Ungeheuren. Zu seinen Zauberkünsten gehörte aber nach dem Zeugniß der Chroniken auch die Wissenschaft der Alchemie, vermöge deren er in seinem Waldhause ein behagliches Leben führte. Johannes Baläus, welcher im Jahre 1555 ein Buch von den Schriftstellern Britanniens geschrieben, rechnet darin Merlin unter die wahrhaftigen Besitzer des Steins der Weisen. Daß er Alchemist gewesen, dürfte nicht unglaublich seyn, wenn man voraussetzen will, daß er wahrscheinlich außer seinem Vaterlande gebildet ward, vielleicht zu Alexandria studirte und dort ein Schüler des Zosimos oder Olympiodoros ward.

Merlin hat aber nicht blos in der Alchemie gearbeitet, sondern auch darüber geschrieben, und so steht er als Alchemist mit Recht an der Spitze der Lateiner. Man hat von ihm freilich nur noch Fragmente einer Schrift unter dem Titel: Allegorie von dem Geheimnisse des Steines. Die Spötter merken an, das Buch sey nur für Zauberer verständlich. Andere bezweifeln, daß es von Merdhin Emrys sey, und wollen es einem späteren Franzosen zuschreiben, da der Name Merlin in Frankreich öfter vorkommt. Dagegen läßt sich sagen, daß man von unserem Ambrosius Merlin außerdem noch andere Schriften hat, welche seiner Zeit gar wol entsprechen, als z. B. eine Weissagung von der Burg des Vortigern und eine Streitschrift gegen die Zauberer (Astrologen) des Vortigern. Vergl. Eyring Synopsis histor. literar., T. I. p. 140. Demnach ist kein Grund vorhanden, jene Allegorie einem Späteren zuzuschrie-

ben; auch würde nichts damit gewonnen, wenn man einen anderen der Perſon nach völlig unbekannten Verfaſſer an ſeine Stelle ſetzen wollte. Sehr alt ſind Merlin's Schriften ohne Zweifel, da die Gelehrten des zwölften Jahrhundertes dieſelben ſchon für alt erkannten und mit deren Erläuterung ſich beſchäftigten, wie z. B. Alanus und Galfredus Kommentare zu den Weiſſagungen geſchrieben haben. Vergl. Morhof Epistola ad Langelottum De metallorum transmutatione, pag. 133.

Eine Handſchrift von der Allegorie iſt nicht mehr vorhanden, wie denn auch die Weiſſagungen in den engliſchen Bibliotheken nach Hänel nur noch ein einziges Mal, und zwar defekt vorkommen. Daß die älteſten Abdrücke der Allegorie nur Fragmente ſind, bezeugt wol, daß ſie wirklich nach defekten Handſchriften gemacht ſind. Die Abdrücke führen verſchiedentlich abgeänderte Ueberſchriften, unter welchen doch Einunddaſſelbe zu verſtehen iſt, als:

1) Merlini Allegoria de arcano lapidis; abgedruckt in Artis auriferae (Basil., 1572, 8.) Vol. I. N. 18.

2) Merlini, Philosophi Angli, Laudabile Secretum; abgedruckt in Jo. Rhenani Harmonia imperscrutabilis chymico-philosophica, (Francof., 1625, 8.) Decade I. N. 5.

3) Merlini Allegoria, profundissimum philosophici lapidis arcanum continens; abgedruckt in Gebri Summa perfectionis cum additione reliquorum tractatuum, nec non Avicennae, Merlini etc. Gedani, 1682, 8.

4) Merlini Allegoria, profundissimum philosophici lapidis Arcanum perfecte continens; abgedruckt in Mangeti Biblioth. chemica curiosa, T. II. N. 80.

Die Ereigniſſe jener ſtürmiſchen Zeit hemmten die Studien der Abendländer zu ſehr, als daß bald nach Ambroſius noch andere Zöglinge der griechiſchen Schule erwartet wer-

den könnten. Daher entsteht hier in der Reihe der lateinischen Alchemisten eine Lücke von drei Jahrhunderten. Nach Ablauf derselben zeigte sich zuerst im Frankenreiche ein Wiederschein der griechischen Gelehrsamkeit. Nachdem Karl der Große sich selbst mit Hülfe Alchuins unterrichtet hatte, zog er zur Besetzung der neugestifteten Schulen viele Gelehrte aus Italien und selbst aus Griechenland in sein Reich. Diese Griechen verbreiteten die Kenntnisse der byzantinischen Schule im Frankenreiche, und brachten die Produkte ihrer vaterländischen Literatur mit, welche fortan in den Klosterbibliotheken aufbewahrt wurden. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß auch die Alchemie der Griechen mit eingewandert sey, auch hier und da Verehrer gefunden habe. Es wird sogar zur Gewißheit durch zwei Alchemisten, welche unmittelbar aus jenen Klosterschulen hervorgingen.

Haimo, Haymo, Aimo, Heimo, oder Heumo, denn alle diese Schreibarten des Namens kommen vor, war von Geburt ein Angelsachse, ein Verwandter des Beda, und Schüler des Alchuin, mit welchem er nach Tours ging. Nach Vollendung seiner Studien wendete er sich mit seinem Freunde Rabanus Maurus nach Deutschland, ward 822 Lektor der Theologie der Abtei Fulda, später zu Hersfeld und Corvey, 840 aber Bischof zu Halberstadt, wo er 853 gestorben ist. Außer vielen theologischen Schriften hat er eine Anzahl philosophischer Abhandlungen geschrieben, die in zerstreuten Handschriften in alten Klosterbibliotheken vorkommen. Unter diesen ist auch eine Epistola de lapidibus philosophicis, Brief von den philosophischen Steinen. Dieser Titel war damals neu, indem der Ausdruck: Stein der Weisen, im Plural gebraucht wird, um den Unterschied der beiden Tinkturen zu bezeichnen. Auch darin ist Haimo Original, daß er die besten Vorschritte der hermetischen Kunst in Dem sucht, was Andere gern hinter sich lassen. „Geht“, sagt er, „zum Hintertheile der Welt,“ (nämlich des Mikrokosmos, welches der Mensch ist,) „und Ihr werdet

„es donnern hören und des Windes Brausen vernehmen. „Hagel mit Platzregen wird fallen. Das ist die Sache, die „Ihr sucht, und sie ist köstlicher für das Werk der Alche„mie als alle Steine in den Gebirgen.“ Das ist nicht etwa Spott, sondern gediegener Ernst. Ob noch Handschriften von dieser Abhandlung vorhanden sind, ist ungewiß. Abgedruckt wurde sie zuerst 1622 im Theatrum chemicum, Tom. VI. N. 192.

Wiederum nach dem Zwischenraume einiger Jahrhunderte folgt ein Alchemist, welcher gewöhnlich Hortulanus, sonst auch Johannes de Garlandia, Johannes Garlandius oder Garlandus genannt wird. Morhof, in seiner Epistola ad Langelottum, pag. 102., setzt ihn nach dem Balâus in das zehnte Jahrhundert; aber nach dem Verzeichnisse des Boston Buriensis gehört er in das elfte, und Alb. Fabricius, in der Bibliotheca mediae et infimae latinitatis, III. 56., setzt ihn in das Jahr 1040. Er lebte als Arzt in England und wird deshalb von Hamberger und Eyring ein Engländer genannt; doch läßt sein Beiname vermuthen, daß er von dem Orte Garlande im nördlichen Frankreich gebürtig sey. Zwar wird er von den französischen Herausgebern seiner Schriften nicht als Landsmann angesprochen, sie nennen ihn vielmehr le philosophe des jardins maritimes, welches eine spielende Umschreibung von Hortulanus zu seyn scheint; allein dem ungeachtet könnten sie wol Ursache haben, ihn in Anspruch zu nehmen, da die Familie de Garlande im elften und zwölften Jahrhundert zahlreich und angesehen war. Wenn zumal etwa der Name Garlande vom deutschen Gartland herkommen sollte, wie Strasbourg von Straßenburg und Mulhouse von Mühlhausen, so würde Hortulanus nur eine lateinische Uebersetzung des Familiennamens seyn, wie denn diese Mode der Gelehrten schon damals aufkam. Sonach könnte wol Hortulanus ein Ahnherr des Alchemisten Ortolain seyn, welcher im vierzehnten Jahrhundert vorkommt.

Johannes Hortulanus war Dichter, Arzt und Alchemiſt zugleich. Außer anderen Schriften, die nicht hierher gehören, haben wir von ihm:

1) De Mineralibus. Dieſe Abhandlung kommt nur in Handſchriften vor, die Fabricius anführt.
2) Compendium Alchemiae, Grundriß der Alchemie.
3) Dictionarium Alchemiae, Wörterbuch der Alchemie.
4) De metallorum tinctura, ejusque praeparatione. Dieſe drei Abhandlungen hat Joh. Herold zuſammen zu Baſel, 1560, 8., herausgegeben. Eine neue Auflage erſchien 1571.
5) Commentarius in Hermetis Tabulam smaragdinam. Dieſe Erläuterung der grünen Tafel iſt in hiſtoriſcher Hinſicht die wichtigſte ſeiner Arbeiten. Wahrſcheinlich hat er das griechiſche Original in einer Kloſterbibliothek gefunden, und die lateiniſche Ueberſetzung gemacht, welche ſeinem Kommentar beigefügt iſt. Eine Handſchrift davon mag durch Gelegenheit des hanſeatiſchen Handels nach Nürnberg gekommen ſeyn, weil die Schrift von dort aus bekannt gemacht wurde. Der erſte Abdruck findet ſich nämlich in dem Volumen Tractatuum scriptorum rariorum de Alchemia, Norimbergae, 1541, 4., N. 9. und 10. Hier findet ſich nur Eine Commentatio, dagegen anderwärts ihrer zwei mitgetheilt werden, deren eine doch wol von einem ſpäteren Verfaſſer herrühren mag. In Salmon Biblioth. des philosophes chimiques, T. I. N. 1., ſteht die Tafel avec les Commentaires d'Hortulain, aber in der Bibliothéque von Richebourg folgt ihr nur ein Commentaire de l'Hortulain. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien mit Panthei Vorarchadumia, Magdeburg, 1608, 8.

Um jene Zeit, da Hortulanus ſchrieb, nahm der wiſſenſchaftliche Verkehr eine andere Richtung, indem die Lateiner anfingen, ſich mehr an die Araber als an die Griechen anzuſchließen, weil dieſe weit von jenen übertroffen wurden.

Die Araber, welche sich in Spanien festgesetzt hatten, wollten die Christen weder bekehren, noch bedrücken, und waren milde Herren, wenn man die Steuern zahlte, welches zur Folge hatte, daß Sieger und Besiegte sich einander traulich näherten. Diese Araber waren weit unterrichteter als ihre christlichen Unterthanen, und das regte bald Nacheiferung an. Die arabischen Hochschulen zu Toledo, Sevilla und Kordova wurden von der Jugend beider Nationen besucht. Nicht Spanier allein, auch Franken, Engländer, Italiäner und Deutsche studirten daselbst, wie z. B. Gerbert von Aurillac, nachher Papst Sylvester III., Adelard von Bath, Gerardo von Cremona u. a. m. Nach dem Muster der arabischen Lehranstalten wurden von ihren Zöglingen die Pflanzschulen zu Montpellier und Salerno angelegt, welche die arabische Gelehrsamkeit noch weiter ausbreiteten. Die Gelehrten, welche aus diesen Schulen hervorgingen, nennt man Arabisten, Arabizanten. Sie nahmen von ihren Lehrern zum Theil mehr an, als sich mit dem Christenthume gut vertragen wollte; doch wurde dem des Bedürfnisses wegen nachgesehen, und die Mode, genannt: Zeitgeist, beschönigte Vieles. Daher beschäftigten Astrologie und Magie viele Hoch- und Ehrwürdige der Kirche. Unter anderem wurde auch das Lieblingprojekt der Araber, die Alchemie, auf diesem Wege als Gegenstand gelehrter Spekulation in alle die Länder verbreitet, welche nach und nach an dem erneuten Streben nach Wissenschaft Theil nahmen.

In der Reihe der lateinischen Alchemisten aus arabischer Schule steht ein Schriftsteller obenan, welcher unter dem Namen Aristoteles bekannt ist. Diesem Namen nach würde man ihn allenfalls für einen Griechen ansprechen, wenn man nicht wüßte, daß auch ein italiänischer Baumeister des fünfzehnten Jahrhundertes, der aus Bologna gebürtig war, ebendenselben Namen führte. Demnach scheint es, daß eine eingewanderte griechische Familie zur lateinischen geworden sey, zu welcher Beide, der Alchemist und der Archi-

tekt, gehören mögen. Daß er aus der arabiſchen Schule ſey, beruht auf ſeiner eigenen Ausſage; denn er nennt ſich dankbar einen Schüler des Avicenna, wonach er um 1050 gelebt haben wird. Daß neuere Alchemiſten ihn für den Weltweiſen von Stagira und Lehrer Alexander's des Großen gehalten und als ſolchen citirt haben, iſt wol nicht ſeine Schuld, ſondern die ihrige. Er iſt ganz Arabizant und ſtimmt in Anſichten und Darſtellung oft mit Geber überein. Wir haben von ihm drei Schriften, als:

1) Tractatus De lapide philosophico; abgedruckt in Artis auriferae Vol. I. N. 14., und im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 158.

2) Practica lapidis philosophici, welche zuerſt in der Sammlung: De Alchimia opuscula complura veterum philosophorum, Francofurti, 1550, 4., N. 9., dann aber in Mangeti Biblioth. chemica curiosa, Tom. I. N. 39., abgedruckt ward.

3) Tractatus De perfecto Magisterio, Von der vollkommenen Meiſterſchaft. Dieſer Traktat findet ſich dreimal abgedruckt: erſtlich in der Sammlung des Gratarolus, betitelt: Vera Alchymiae artisque metallicae Doctrina, Basileae, 1561, 8., Vol. II. N. 2.; zweitens im Theatrum chemicum, Tom. III. N. 50.; und drittens in Mangeti Biblioth. chemica curiosa, Tom. I. N. 38.

Die Expositio Epistolae Alexandri Magni, welche in Artis auriferae Vol. I. N. 16. abgedruckt iſt und auch in deutſchen Ueberſetzungen vorkommt, gehört nicht ihm, ſondern einem ſpäteren Anonymus an.

Vielleicht gehört in dieſe Zeit der Alchemiſt Plato, von deſſen Perſönlichkeit ſich keine Nachricht vorfindet. Daß er mit dem Athener vor Chriſto nicht verwechſelt werden darf, iſt gewiß; wenn man ihn aber deshalb für einen Pſeudonymus halten will, ſo iſt das eine unbegründete Annahme. Derſelbe Name kommt noch heutiges Tages vor, und jener Alchemiſt muß zu ſeiner Zeit ein ſehr bekannter Mann gewe-

ſen ſeyn, da ſich zwei Kommentatoren mit Erläuterung ſeiner Schrift befaßten. Er hat ein Liber quartorum, zu Deutſch: Buch der Vierfältigen, geſchrieben, worüber ein Araber, Namens Hamech, ein Commentum ausarbeitete. Beide zuſammen ſind im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 148., abgedruckt. Ein Anonymus verfaßte eine Theoria Alchemiae secundum Platonem; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. V. N. 160.

Morienes, oder Morienus Romanus, ſonſt auch der Eremit von Jeruſalem genannt, gehört mit dem Ariſtoteles in dieſelbe Zeit, wenigſtens in die vor dem Anfange der Kreuzzüge. Wenn man will, kann er zu drei verſchiedenen Nationen gezählt werden; denn er ſtammt aus einer griechiſchen Familie, welche ſich in Rom niedergelaſſen hatte, war ein geborner Römer, und ſchrieb in arabiſcher Sprache. Zu den Arabiſten gehört er gewiß, da ſeine eigene Ausſage ihn als einen Schüler der Araber bezeichnet; nur iſt er kein Zögling der ſpaniſchen Hochſchulen, ſondern der neualexandriniſchen.

Seine erſten Studien machte er in Rom, ward aber durch den Ruf des Arabers Adfar bewogen, nach Alexandria zu gehen, um deſſen Unterricht zu benutzen, und ward der Liebling dieſes Philoſophen. Nach Adfar's Tode ging Morienes nach Jeruſalem, und kaufte ſich in deſſen Nähe auf dem Lande an, um der hermetiſchen Kunſt ſich ganz ungeſtört zu widmen. Die Erzeugniſſe derſelben an Gold und Silber ſchickte er jährlich nach Jeruſalem und beſtimmte ſie zu heiligen Zwecken. Die Empfangſcheine ſind freilich nicht mehr vorhanden; indeſſen klingt die Sache gar erbaulich und hat ihm bei den Alchemiſten den Ruf eines frommen, folglich wahrhaften Adepten begründet.

Jenen ſtillen Aufenthalt verließ Morienes auf die Nachricht, daß Kalid, Sultan von Aegypten, viele Alchemiſten bei ſich verſammelt habe, um nach Adfar's Vorſchriften zu arbeiten. An Ort und Stelle überzeugte er ſich bald, daß

der gute Sultan von Betrügern gemißbraucht werde, die mit Kenntniſſen prahlten, welche ſie nicht beſaßen, um von der Liberalität des hohen Dilettanten zu profitiren. Morienes entſchloß ſich, den Getäuſchten darüber aufzuklären, arbeitete ihm das Elixir vollſtändig aus, entwich aber dann ohne Urlaub und ohne die zugeſicherte Belohnung in Empfang zu nehmen, indem er die Lehre ſchriftlich hinterließ: Wer das verſtehe, bedürfe keines Soldes. Dieſe ſchlagende Wahrheit verfehlte ihre Wirkung nicht. Kalid ließ im Zorne alle die Scheinphiloſophen hinrichten, welche ihn ſo lange bethört hatten.

Um ſo ſehnlicher wünſchte er nun aber den wahren wiederzuſehen. Er ſandte nach allen Richtungen aus, ihn aufzuſuchen, aber vergebens. Endlich gelang es dem treuen Diener Kaleb, daß er dem Adepten in ſeiner Einſamkeit begegnete. Er beſchwor ihn, mitzugehen, da der Sultan vor Wißbegierde brenne, das vollſtändige Geheimniß von ihm zu erlernen. Morienes war erbötig, den Sultan gründlich zu unterrichten, doch nicht um Ehre und zeitlichen Gewinn, ſondern unter der Bedingung, daß er ſich zum Chriſtenthum bekehren laſſe. Man unterhandelte und ward einig, wie es ſchien; aber es iſt nützlich, mit Sultanen nur ſolche Verträge abzuſchließen, welche ſie halten wollen. Am Ende hatte Kalid das Geheimniß und behielt ſeinen Glauben.

Es ſcheint nicht, daß Morienes jemals in ſein Vaterland zurückgekehrt ſey, weil er nur in arabiſcher Sprache geſchrieben hat. Demnach ſchrieb er für die Araber, und dieſes beglaubigt gewiſſermaßen die Wahrheit ſeiner Erzählung, weil man ihn außerdem Lügen geſtraft haben würde, wenn er auch, wie zu vermuthen iſt, erſt nach dem Tode des Sultans geſchrieben haben ſollte. Weit entfernt, ſeine Wahrhaftigkeit zu bezweifeln, achteten Araber und Chriſten ihn hoch als einen zuverläſſigen Führer. Die Kreuzzüge gaben Gelegenheit, daß viele arabiſche Schriften nach Europa mitgebracht wurden, und ſo gelangte auch die des Morienes

nach Italien. Als ein frommer Chriſt und Landsmann ſprach er die Lateiner um ſo mehr an; nur verhinderte die Sprache Viele, ihn zu leſen, bis endlich Robertus Castrensis die Mühe übernahm, ſeine Schriften aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche zu überſetzen, welches nach ſeiner eigenen Anmerkung im Jahre 1182 geſchah. Seitdem hat man ihn nur lateiniſch, und zwar folgende Abhandlung, welche unter gar verſchiedenen Titeln herausgegeben ward:

Morienus, seu Morienes Romanus, Eremita Hierosolymitanus, De transfiguratione metallorum et occulta summaque antiquorum philosophorum medicina libellus, seu Dialogus Morieni cum Calid rege de lapide philosophorum. Parisiis, 1559. 4.

Unter demſelben Titel erſchienen neue Abdrücke in folgender Reihe: Parisiis, 1564, 4.; Hanoviae, 1565, 4.; Parisiis, 1574, 4.; Hanoviae, 1593, 8.

Morienes Romanus De transmutatione metallorum seu de compositione Alchemiae; abgedruckt in Artis auriferae, quam Chemiam vocant, Volum. II. N. 1.

Entretien de Calid et du Philosophe Morien sur le Magistère d'Hermes; abgedruckt in Salmon Bibliothéque des Philosophes chimiques, T. II. N. 3.

Morienis Romani Liber De compositione Alchemiae, quem dedit Calid, regi Aegyptiorum, quem Robertus Castrensis de Arabico in Latinum transtulit; in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. I. N. 28.

Morien; in Richebourg Bibliothéque des Philosophes chimiques, Tom. II. N. 2.

In den Citaten der neueren Alchemiſten wird die Abhandlung gewöhnlich Responsiones Morienis genannt.

Dicta quaedam pulchra Morieni, welche Borel p. 280. als eine beſondere Schrift anführt, ſind nur die Hauptſätze im Auszuge.

Unter den Lateinern des zwölften Jahrhundertes ſteht Arisläus oder Arisleus obenan. Wir kennen ihn nur aus einer Schrift, welche von den Alchemiſten als klaſſiſch gerühmt wird. Sie führt den Titel: Turba Philosophorum, das heißt ſoviel als Streit der Weiſen. Der Verfaſſer hatte die Idee, aus allen Alchemiſten, die er kannte, die Hauptſtellen auszuziehen, welche den Kern der Alchemie klar und deutlich darſtellen könnten. Dieſe Idee führt er in Form eines Geſprächs aus, indem er eine Menge von Philoſophen ſich verſammeln und über die Transmutation mit einander disputiren läßt. Viele derſelben mögen fingirte oder willkürlich gewählte Namen ſeyn, wie z. B. Pythagoras, Parmenides, Dardaris u. ſ. w.; aber andere ſind citirte Schriftſteller. Die Leitung des Geſpräches und Direktion gleichſam führt Arisläus, weshalb man dieſen eben als den Verfaſſer des Buches angenommen hat. Da er die früheren Alchemiſten bis zum Plato und Morienes anführt, ſo hat man Urſache, ihn denen vorzuſetzen, welche er nicht anführt. Aus dieſem Grunde wird er in die erſte Hälfte des zwölften Jahrhundertes, etwa in das Jahr 1140, zu ſetzen ſeyn, weil Alanus gegen Ende deſſelben Jahrhundertes die Turba ſchon anführt. Einige haben in dem Verfaſſer einen Griechen, Andere einen Araber geſucht; aber da das Buch weder in griechiſcher noch in arabiſcher Sprache jemals vorgekommen iſt und die älteſten lateiniſchen Ausgaben keiner fremdzüngigen Handſchrift Erwähnung thun, ſo gehört Arisläus ohne Zweifel zu den Lateinern.

Eigentlich exiſtiren zwei verſchiedene Bücher von ebendemſelben Titel, die wahrſcheinlich auch verſchiedene Verfaſſer haben. Die eine Turba, welche man für die ältere hält, beſteht aus zweiundſiebzig Reden, dagegen die andere deren achtundſiebzig enthält. Die erſtere ward abgedruckt in Artis auriferae Vol. I. N. 2.; mit Penotus zuſammen herausgegeben zu Bern, 1608, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 144., und in Mangeti Bi-

blioth. chemica curiosa, Tom. I. N. 20. Die andere findet sich in Artis auriferae Vol. I. N. 3., in Salmon Biblioth., T. I. N. 2., und in Mangeti Biblioth., T. I. N. 23.

Die Alchemisten haben diese apokryphische Turba jederzeit für eines der wichtigsten Werke ihrer Literatur gehalten und sehr überschätzt, wozu die Empfehlungen des Alanus, des Albertus Magnus und des Grafen Bernhard das Ihrige beitrugen. Letzterer gesteht, daß ihn nach langem fruchtlosen Streben Parmenides in der Turba endlich auf den rechten Weg gebracht und zum gewünschten Ziele geführt habe. Ein solcher Wink blieb nicht unbenutzt, und für Diejenigen, welchen er noch nicht deutlich genug wäre, haben die Hellsehenden freundlich gesorgt, indem sie die Turba durch mancherlei Kommentare erläuterten, als da sind:

1) Anonymi Sermo in Turbam; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. V. N. 145., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 21.
2) Allegoriae Sapientum supra librum Turbae; abgedruckt in Artis auriferae Vol. I. N. 4., und in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 22. und 24., zwei verschiedene gleichbenannte Aufsätze.
3) Septem Aenigmata ex visione Arislaei philosophi; abgedruckt in Artis auriferae Vol. I. N. 5., und in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 25.
4) Exercitationes quindecim in Turbam philosophorum; abgedruckt in Artis auriferae Vol. I. N. 6., und in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 26.
5) Distinctiones 129; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 146.
6) Propositiones XX; abgedruckt in Artis auriferae Vol. I N. 1.

Artephius, zuweilen Artefi genannt, ist kein Araber, wie Manche vermuthen wollen; auch ist nicht erwiesen, daß er von arabischen Aeltern abgestammt sey. Er hat nur lateinisch geschrieben, und gehört demnach zu den

Lateinern, aber freilich zu den Arabizanten. Er citirt den Adfar oft, wird aber selbst von Roger Bako citirt, aus welchem Grunde man ihn in die Mitte zwischen Beide, oder in das Jahr 1150 setzen kann. Bei den Alchemisten steht er in hohem Ansehen. Man hält dafür, daß er die Meisterschaft der Goldkunst erlangt, und sogar durch Nachdenken und Versuche die Tinktur zu einer höheren Vollkommenheit gesteigert habe, als jemals ein Adept vor ihm. Vgl. Gmelin's Geschichte der Chemie, Th. 1. S. 23. Insbesondere ward sein Ruf in neueren Zeiten dadurch noch mehr begründet, daß Pontanus nach ihm gearbeitet und den Stein der Weisen glücklich herausgebracht haben soll. Vergl. Pontani Epistola de lapide philosophico; Theatrum chemicum, Tom. VI. p. 437. Wir haben vom Artephius folgende Schriften:

1) Artefii Arabis Liber secretus artis occultae. Davon kommen in einigen Bibliotheken Handschriften vor, welche von den gedruckten Ausgaben bedeutend abweichen sollen. Vgl. Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie, S. 485. Die erste lateinische Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1685, 8. Eine französische Uebersetzung erschien mit Flamel's Hieroglyphen zu Paris, 1609, 4., ein neuer Abdruck ebenda 1659, 8., ein anderer ebenda 1682, 4., auch in Salmon's Bibliothek, T. II. N. 4., und in der Bibliothek von Richebourg, T. II. N. 3.

2) Clavis majoris sapientiae, Schlüssel der höheren Weisheit. Die erste lateinische Ausgabe erschien zu Paris, 1609, 8., eine zweite zu Frankfurt, 1614, 8. Auch ist ein Abdruck im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 100., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 27. Französisch findet sich La clef majeure de Sapience, ohne Jahrzahl und Druckort. Eine deutsche Uebersetzung davon ist zu Nürnberg 1717, 8., herausgekommen, ein deutscher Auszug auch im Kompaß der

Weiſen, (Berlin und Leipzig, 1779, 8.) S. 320 f. abgedruckt.

3) Tractatus De vita proroganda, Von Verlängerung des menſchlichen Lebens. In dieſer älteſten Makrobiotik behauptet der Verfaſſer, daß er durch die Kraft ſeiner Tinktur, die er als Arznei gebraucht, Eintauſend fünfundzwanzig Jahr alt geworden ſey, bevor er dieſes Buch geſchrieben. Ein großes Wort! Soweit geht kein anderer Verfechter der Panacee. Dieſe Vermeſſenheit dürfte leicht den Adepten und Erfinder der Exaltation um allen Kredit bringen. Die Partei der Gemäßigten hält aber dieſe Schrift für unächt und untergeſchoben. Das mag der Grund ſeyn, warum ſie nicht abgedruckt worden iſt und nur in Handſchriften vorkommt.

Petrus von Zalento, auch Salentinus oder Silentinus genannt, gehört in dieſe Reihe der lateiniſchen Alchemiſten, wiewol von ſeiner Perſon nichts bekannt iſt, als daß man aus der Beibenennung vermuthen darf, er ſey aus der Gegend von Otranto, dem Lande der Salentiner, gebürtig geweſen. Er citirt nur Araber und Arabiſten, namentlich oft Geber's vollkommenes Meiſterſtück, den Ariſtoteles, den Morienes und die Viſion oder Turba des Arisläus. Letztere iſt das neueſte Werk, welches er anführt, wonach er in die Jahre 1160 bis 80 zu ſetzen ſeyn möchte. Als Arabizanten erkennt man ihn leicht an der arabiſchen Nomenklatur, deren er ſich bedient; denn er redet nur vom Alkibrit, Soloma, Brumazar, Almiſadir, Gumma, Laton und Azoth, die den Gräkolateinern fremd ſind.

Man hat nur eine einzige Schrift unter ſeinem Namen, betitelt: De artificio metallico philosophorum, Von dem metalliſchen Kunſtwerke der Weiſen, welche in mehren Handſchriften vorkommt. Sie iſt lateiniſch abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 141. Nach einer Handſchrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert gab

Schröder eine deutsche Uebersetzung in seiner Alchymistischen Bibliothek, Bd. II. Samml. II. N. 2.

Petrus von Zalento ist der erste Schriftsteller, welcher die Turba dem Arisläus zuschreibt, woraus schon vermuthlich wird, daß Beide im Zeitalter nicht weit von einander entfernt seyn mögen. In der angeführten Schrift kommentirt er zum Theil die Turba; und da die Benennung Visio Arislaei gleichfalls bei ihm zuerst vorkommt, so wird man versucht, die oben unter den Kommentaren über die Turba unter N. 3. aufgeführten Septem Aenigmata ihm als eine zweite Schrift zuzueignen, womit dann nicht viel gewagt seyn wird.

Alanus, Alanus de Insulis, französisch Alain de Lisle, ist nach dem Hortulanus der älteste französische, und wenn man will, der erste niederländische Alchemist. Er lebte im Laufe des zwölften Jahrhundertes, ward 1114 zu Ryssel in Flandern geboren, und starb 1202. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit erwarb ihm den Beinamen Doctor universalis, wie er zuweilen citirt gefunden wird. Zuerst war er Cisterziensermönch zu Clairvaux, ward später Abt daselbst, dann 1151 Bischof zu Auxerre. Man darf ihn nicht mit dem gleichnamigen Gelehrten verwechseln, welcher im folgenden Jahrhundert Rektor der Universität zu Paris war und vielleicht ebenderselben Familie angehörte. Nur der Bischof von Auxerre war Alchemist, und zwar ein praktischer. Das hohe Alter, welches er erreichte, galt Vielen für einen Beweis, daß er die Panacee besessen habe, folglich auch Adept gewesen sey.

Man hat von ihm nur ein einziges alchemistisches Werkchen, eine Alchemie in nuce gleichsam, unter dem Titel: Dicta de Lapide, Lehrsätze vom Steine der Weisen. Die lapidarische Kürze des Titels ist auch dem Text eigen, welcher die Theses ohne Ausführung, mithin sehr dunkel darbietet, wie z. B. „Die Masse (corpus) thut „nichts, sie habe denn gefault, und sie fault nicht, als nur

„mit

„mit ihrem Merkurius.“ Indeſſen hat dieſe Kürze bequemen Forſchern gefallen, welche darauf rechneten, der Arkaniſt werde ſich um ſo eher verrathen, je kürzer er ſich faſſe. Daß er das Geheimniß wiſſe und lehre, bezweifelte man nicht, und ſeine wortkarge Zurückhaltung beſtärkte die Meinung noch mehr. Daher hat man auf ſeine wenigen Sätze beinahe eben ſo viel Werth gelegt, als auf die grüne Tafel des Hermes.

In welchen Kloſterbibliotheken die Dikta in Handſchrift liegen oder gelegen haben mögen, iſt nicht auszumitteln. Die erſte gedruckte Ausgabe beſorgte Balbian unter dem Titel: Alani, Philosophi Germani, Dicta de lapide philosophorum, Lugduni Batavorum, 1599, 8. Außerdem ſind ſie im Theatrum chemicum, T. III. N. 80., abgedruckt. Deutſche Ueberſetzungen findet man in der Elucidatio Secretorum, Frankfurt a. M., 1608, 8., und in der deutſchen Ausgabe von Graf Bernhard's Schriften, welche zu Nürnberg, 1717, 8., erſchien.

Ferrarius, Efferarius, oder Euferarius, wird auch wol der Abt von Ferrara oder Monachus Ferrariensis genannt. Dieſe Umſchreibungen bezeichnen ihn als einen italiäniſchen Kloſtergeiſtlichen, dagegen die vorſtehenden verſtümmelten Namen daher entſtanden zu ſeyn ſcheinen, daß man einen Griechen aus ihm machen wollte. Wir wiſſen von ſeiner Perſönlichkeit nichts, und ſelbſt ſein Zeitalter kann nur aus ſeinen Schriften gefolgert werden. Da er in denſelben Geber, Morienes und die Turba des Ariſtäus citirt, dagegen weder den Albertus Magnus, noch Roger Bako, Arnald und Lullus anführt, ſo kann er füglich in die Jahre um 1200 geſetzt werden. Lenglet du Fresnoy ſetzt ihn wol zu ſpät, in das Jahr 1280. Wir haben von ihm:

1) Liber De lapide philosophorum, deſſen erſte lateiniſche Ausgabe unter dem Namen Efferarius Monachus zu Straßburg, 1659, 8., herauskam. Ein Abdruck befindet ſich im Theatrum chemicum, Tom. III. N. 55.

2) Thesaurus Philosophiae; ward mit dem vorigen zu Straßburg 1659 herausgegeben; abgedruckt in des Gratarolus Vera Alchemiae artisque metallicae Doctrina, Vol. II. N. 4., und im Theatrum chemicum, Tom. III. N. 56.

3) Fratris Ferrarii Tractatus integer, (hactenus enim mutilatus tantum datus fuerat); in Tractatus aliquot chimici singulares, opera Combachii, Geismariae, 1647, 8. Eine deutsche Ueberſetzung davon ſteht in Schröder's Alchymiſtiſcher Bibliothek, Band I. Samml. II.

Alphidius, ſonſt auch Alfidius und Alvidius geſchrieben, iſt ein Schriftſteller aus unbekannter Zeit. Die Lorenzobibliothek im Eskurial bewahrt eine lateiniſche Handſchrift unter dem Titel: Alphidii, Philosophi, Claves quinque et alia fragmenta de lapide philosophico componendo. Der Inhalt iſt nicht bekannt. Der Name kommt in der Turba vor, wonach dieſer Autor vielleicht höher hinauf zu ſetzen iſt. Vgl. Hänel Catalogi libror. manuscr., p. 935.

Rhodianus und Veradianus gehören wol auch zu den Lateinern des zwölften Jahrhundertes. Den Abdruck ihrer Schriften findet man in dem Buche: Rachaidibi, Veradiani, Rhodiani et Kalidis Philosophorum de materia philosophici lapidis, Gedani, 1682, 8.

Gratianus, der Verfaſſer zweier Briefe De lapide philosophorum, welche in Joh. Rhenani Harmonia imperscrutabilis, Vol. II. N. 2., abgedruckt ſind, wird nicht näher bezeichnet, ſo daß ungewiß bleibt, ob er der Gratianus von Cluſi (1150) oder einer der ſpäteren Gelehrten des Namens ſey.

Johannes Belias ſchrieb einen alchemiſtiſchen Traktat, welcher unter der Aufſchrift: Joannis Beliae Tractatulus novus, in den von Combach edirten Tractatus aliquot chimici, Geismariae, 1647, 8., N. 2., abgedruckt

ist. Auch dieser Autor kann, wie die vorhergehenden, nur vorläufig hier eingeschaltet werden.

Insofern die allermeisten Schriftsteller des Mittelalters in lateinischer Sprache geschrieben haben, könnte man sie freilich zu den Lateinern zählen; doch liegt es im Plane dieser Geschichte, die Reihe der Lateiner mit dem Jahre 1200 abzubrechen, so wie die Geschichte der griechischen Alchemie mit 1450 und die der arabischen mit 1500 abgebrochen wurde, um die alte Geschichte von der mittleren zu scheiden. In der alten schritt meistens jedes Volk für sich allein fort, und die gegenseitige Einwirkung derselben war mehr eine zufällige Erscheinung. Eine synchronistische Abhandlung der alten Geschichte würde daher keine Uebersicht gewähren, vielmehr den leitenden Faden überall zerreißen. In der mittleren Geschichte hingegen, welche das dreizehnte, vierzehnte, fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert umfaßt, ist es nicht mehr das Thun vereinzelter Völker, sondern Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiäner, Spanier und Juden vereinigen sich zur Förderung des alchemistischen Projekts. Die Fortschritte sind die des Jahrhundertes; denn es gab schon eine erweiterte Publicität, zwar noch nicht die der Zeitungen, sondern der Universitäten, welche nach dem Muster der arabischen Hochschulen gestiftet und nach dem zunehmenden Zeitbedürfniß erweitert wurden. Durch sie kam der wissenschaftliche Verkehr regelmäßiger in Gang. Der blühenderen Ruf zog die Wißbegierigen aus fernen Landen herbei, welche den Samen mancherlei Wissens weiter umherstreuten. So wie das vereinte Streben an solchen Orten den Wetteifer anregte, förderte es auch die Mittel zur Publicität; denn jede Universität erzeugte einen Büchermarkt von Abschriften, später Druckereien, und Briefwechsel unter Gelehrten von Ruf, durch welchen neue Erörterungen gelegentlich, aber schnell verbreitet wurden.

Fünftes Kapitel.

Alchemie des dreizehnten Jahrhundertes.

In Deutschland fand die Alchemie mit dem Anfange dieses Zeitabschnittes Eingang durch die Gelehrten, welche die Universitäten in Frankreich und Italien besuchten, besonders durch die vornehme Geistlichkeit, deren höhere Bildung in den philosophischen Studien Nahrung fand. Zum Beweise dessen berichtet Albertus in der Einleitung zu seiner Alchemie, daß er viele gelehrte Aebte, Pröpste und Domherren, auch Ungelehrte angetroffen habe, welche mit Eifer und Aufwand der Goldkunst oblagen. Dieses Zeugniß aus der Mitte des Jahrhundertes wird noch durch ein interessantes Denkmal unterstützt. In der Kirche St. Jakob zu Nürnberg ist das Grabmal eines Herrn von der Sulzburg zu sehen, dessen Aufschrift unter anderem von dem Seligen sagt:

„Was gar ein selzam Man mit vielen Kun-
„sten und ließ ihr keine unversucht, hat lang
„gealchemaiet und viel verthan“ —

Die Grabschrift ist vom Jahre 1286. Sie zeigt, daß damals die Alchemie schon eine öffentlich bekannte Sache war, da der Sprachgebrauch sich ihres Namens bemächtigt hatte und ihn abwandelte.

Albert der Große, eigentlich Albrecht von Bollstedt, gewöhnlich Albertus Magnus citirt, ist der erste alchemistische Schriftsteller deutscher Nation, wenn man den Alanus als Niederländer betrachten will. Er ist 1193 zu Lauin-

gen an der Donau geboren, mithin ein Baier. Er ſtammte aus dem Hauſe der Grafen von Bollſtedt, widmete ſich als ein jüngerer Sohn dem geiſtlichen Stande, ſtudirte zu Padua, und trat 1223 in den Dominikanerorden. Er lehrte öffentlich zu Hildesheim, Regensburg, Köln und Paris, bereiſete 1254 Deutſchland als Provincial des Ordens, ward 1260 zum Biſchof von Regensburg geweiht, gab aber dieſe Würde 1265 wieder auf, und zog ſich in das Dominikanerkloſter zu Köln zurück, in welchem er 1280 ſtarb. Er hatte den Ruf des größten Gelehrten ſeiner Zeit, ſowol in der Theologie als in mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften. In der That verbreitete ſich ſein umfaſſender Geiſt über Theologie, Philoſophie, Geometrie, Aſtronomie, Phyſik, Chemie, Arzneikunde und Naturgeſchichte. Letztere blieb das Lieblingſtudium ſeines Alters, wovon die Dominikaner zu Köln noch die Beweiſe vorzeigen.

Albrecht wird mit Grund den Alchemiſten beigezählt. Seine Schriften beurkunden, daß er theoretiſch und praktiſch ein ſolcher war, gern einen Theil ſeiner Mußeſtunden hermetiſchen Unterſuchungen widmete. Viele hielten ihn ſogar für einen Beſitzer des Steines der Weiſen, und das aus dreifachem Grunde. Theils ſprach dafür die Meinung, daß ein ſo eminentes Genie das Ziel ernſtlichen Forſchens nicht verfehlen könne; theils hielt man das hohe Alter von 87 Jahren, welches er erreichte, für eine Wirkung der Panacee; theils fragte man, wie er, ohne Vermögen, zu einer Zeit, da weder akademiſche Vorleſungen, noch Schriftſtellerei einbringlich waren, ſo viel reiſen, ſein Bisthum aufgeben und dennoch ſorgenfrei leben konnte, wenn er nicht außerordentliche Mittel zur Subſiſtenz gehabt hätte. Dazu kam noch die Sage, daß er beim Antritt des Bisthums zu Regensburg daſſelbe tief verſchuldet gefunden, die Schulden jedoch in drei Jahren getilgt habe. Allein, ſo wie letztere Leiſtung, wenn ſie Thatſache iſt, gar wol aus guter Oekonomie erklärbar würde, ſo läßt ſich auch vorausſetzen, daß dieſem

Sterne seiner Zeit, dem Stolze des Predigerordens, der Schatz des reichsten Ordens und das Vermögen seiner zahlreichen Verehrer zu Gebot gestanden habe, wobei er keines hermetischen Deus ex machina bedurfte.

Seine Ueberzeugung von der Wahrheit der Alchemie spricht er in vielen Stellen deutlich aus. In seiner Geschichte der Metalle und Mineralien sagt er Lib. III. cap. 1.: „Was die Verwandlung eines Metalles in das andere betrifft, so läßt sich physisch nicht bestimmt darüber urtheilen. „Das ist Sache der Alchemie, und zwar der Hauptgegenstand derselben, aber eine ausgemachte Sache, weil man „aus den eigenthümlichen Merkmalen jedes einzelnen Metalles leicht und unzweifelhaft erkennt, wann sie geschehen „ist.“ Ebenda Lib. III. Tract. II. cap. 6. sagt er am Schlusse: „Aus dem Silber entsteht leichter Gold als aus „einem anderen Metalle; denn an ihm braucht man nur Farbe und Gewicht abzuändern, und das geschieht ohne Mühe.“ Ebenda Lib. III. Tr. I. cap. 9. heißt es: „Die „Alchemie verfährt aber also, daß sie einen gewissen Körper „zersetzt, ihn aus seiner Gattung herausnimmt und mit „dem wesentlichsten seiner Bestandtheile einen Körper anderer Gattung bedeckt. Daher „ist dasjenige alchemistische Verfahren das beste, welches „von ebendenselben Mitteln ausgeht, wie die Natur selbst, „nämlich von der Reinigung des Schwefels durch Kochung „und Sublimation, von Reinigung des Merkurius und guter Vermischung beider mit einer metallischen Grundlage; „denn jene beiden decken jede Art von Metall. *) Diejenigen aber, welche mit Weiß weißfärben „und mit Gelb gelbfärben wollen, während die Gattung „des gefärbten Metalles dieselbe bleibt, sind ohne Zweifel „Betrüger und machen nicht wahres Gold noch Silber. Und „doch schlagen fast Alle diesen Weg ganz oder zum Theil „ein. **) Ich habe alchemistisches Gold und Silber, welche mir gebracht wurden, der Prüfung unterworfen.

„Sechs oder sieben Feuer halten sie aus; wenn man ihnen „aber noch öfter mit der Glut zusetzt, wird ihr Körper zer„stört und verbrannt (ad faecem revertitur).“

Die letztere Stelle legt, wenn man sie im Zusammenhange übersieht, des Philosophen Ansicht und seine Ueberzeugung von der Möglichkeit der Metallveredlung so deutlich dar, daß es keiner Auslegung bedarf. Und doch, sollte man es meinen!, haben Rollfink, Wiegleb und andere Gegner der Alchemie eben diese Stelle angeführt, um die Alchemisten zu beschämen und mit Albrecht's Waffen zu schlagen. Es ist in der That ein bemerkenswerthes Beispiel von dem Verfahren dieser Männer. Sie hüten sich wol, die Stelle vom Anfang an zu geben, sondern der Eine citirt den mit *) bezeichneten, der Andere den mit **) bemerkten Theil, und ein Dritter beide. Das sind oft gebrauchte, wenn auch nicht verbrauchte Kunstgriffe, angewendet in dem Vertrauen, daß niemand eben sich die Mühe geben werde, nachzuschlagen.

Wenn Albertus die vielen seiner Zeitgenossen im Sinne liegende mechanische Metallfärberei verwirft und von chemischer Vertauschung der metallischen Elemente einen besseren Erfolg verspricht, so entsteht die Frage, ob das auf philosophischer Spekulation oder praktischer Erfahrung beruhe. Er erklärt sich nicht darüber, und darum ist erstere Meinung gewiß vorzuziehen, wenn schon die letztere von Vielen, auch den Dominikanern zu Köln, getheilt ward.

Die alchemistischen Schriften Albrecht's von Bollstedt finden sich theils in der großen Sammlung seiner Werke, welche Petrus Jammy 1651 zu Leyden in 21 Foliobänden herausgab, theils in den Sammlungen alchemistischer Schriften abgedruckt. Es gehören dahin:

1) De rebus metallicis et mineralibus, libri quinque. Die erste Ausgabe erschien zu Oppenheim, 1518, 4., andere zu Augsburg, 1519, 4., zu Straßburg, 1541, 8., zu Köln, 1568, 12. Eine italiänische Uebersetzung gab Pietro Lauro zu Venedig, 1557, 8., heraus.

2) Breve compendium De ortu metallorum; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. II. N. 32. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien zu Hamburg, 1675, 8., ward auch im Alchymiſtiſchen Siebengeſtirn abgedruckt.

3) De Alchymia. Einige wollen dieſe Schrift ihm abſprechen und einem Späteren zuſchreiben, weil darin Ulſted, Arnald von Villanova und de Meung genannt werden; doch ſcheinen das nur Randgloſſen zu ſeyn, welche durch Abſchreiber in den Text geriethen. Die Alchymie iſt abgedruckt in (Grataroli) Vera alchemiae artisque metallicae Doctrina, Vol. I. N. 8., und im Theatrum chemicum, Tom. II. N. 46.

4) Tractatus Secretorum, Abhandlung der Geheimniſſe; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 9. Ebendaſelbſt findet ſich auch N. 10. ein Auszug, Abbreviatio de Secretis, welcher wol einem Späteren angehört.

5) Octo Capita de philosophorum lapide; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 130.

6) Compositum de compositis, Die zweifache Zuſammenſetzung; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 129.

7) Concordantia philosophorum de lapide philosophico, Uebereinſtimmung der Alchemiſten über den Stein der Weiſen; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 128.

8) De arbore Aristotelis; abgedruckt in ſeinen Werken, Vol. XXI.

9) Semita semitae, Weg der Wege; wird von Vielen ihm abgeſprochen, und iſt abgedruckt in Opuscula complura veterum philos. de Alchemia, Francof., 1550, Tom. I. N. 3., auch in Artis auriferae Vol. I. N. 21. Vergl. Arnald Bachuone, N. 10.

10) Semita rectitudinis, sive Tractatus de Alchymia, Gratianopoli, (Grenoble) 1641, 8., wird von Borel-

Jus dieſem Verfaſſer zugeſchrieben, von Anderen abgeſprochen. Daſſelbe iſt auch der Fall mit der Schrift: Lilium floris de spinis evulsum, u. a. m.

Thomas von Aquino, ein neapolitaniſcher Graf, geboren 1224 zu Aquino in Apulien, trat 1241 in den Dominikanerorden, und ging nach Köln, um Albrecht's Vorleſungen zu hören, deſſen ausgezeichnetſter Schüler er ward. Er lehrte in der Folge öffentlich zu Paris, Bologna, Piſa, Rom und Neapel. Gelehrſamkeit und ein hohes Lehrtalent erwarben ihm den Beinamen Doctor Angelicus. Dieſer allgemeine Beifall beſtimmte ihn oft, zu reiſen, um Gaſtvorträge zu halten; er ſtarb auch 1274 auf der Reiſe. Seinen Ruhm fand er hauptſächlich in der ſcholaſtiſchen Theologie, doch ging Albrecht's Alchemie mit auf den Zögling über, wenigſtens als ein Thema zur Spekulation. Daß er ſie gleich dem Lehrer praktiſch getrieben habe, iſt nicht zu erweiſen, auch unwahrſcheinlich; denn bei ſeinem Wandern von einer Univerſität zur anderen fand er keine Zeit dazu. Sein Laboratorium war das Katheder, und die Alchemie gehörte als eine Sache, die überall Aufmerkſamkeit erregte, mit zu dem Schellengeläute ſeines Paradezuges.

Man hat jederzeit bemerkt, daß Philoſophen von lebhaftem Gemüth und gewinnendem Vortrage etwas unſtet und veränderlich in ihren Anſichten ſind, weil es ihnen, ſie mögen nun reden oder ſchreiben, vorzugweiſe um den Eindruck zu thun iſt. Von einem ſo fruchtbaren Schriftſteller, deſſen Arbeiten in dreißig Jahren achtundzwanzig Bände füllen, iſt um ſo weniger zu erwarten, daß er ſich immer gleich bleiben werde. In ſeiner Schrift von den Meteoren, Lib. IV., ſagt er: „Die Metalle können eines in das andere ver„wandelt werden, weil ſie alle einerlei Grundlage haben.“ Ebenda heißt es auch im Anfange: „Der Hauptzweck der „Alchemiſten iſt, die unvollkommenen Metalle nach der „Wahrheit zu verwandeln, nicht ſophiſtiſch.“ Nach dieſen Stellen glaubte er an die Wahrheit der Metallveredlung;

aber nach anderen glaubte er wieder nicht daran. So ſagt er Quaestio 77.: „Wenn durch Alchemie wahres Gold ent„ſtände, ſo würde es nicht verboten ſeyn, daſſelbe für wah„res Gold zu verkaufen, weil es der Kunſt erlaubt ſeyn müß„te, die Naturkräfte zu ihren Zwecken zu benutzen.“ Im Schatze der Alchemie, Kap. 8., räth er, „kein großes Werk „zu unternehmen; denn man müſſe mehr nach dem Seelen„heil als nach weltlichen Gütern trachten“. Das erinnert freilich an den Fuchs in der Fabel.

Da man aus ſolchen Zuſammenſtellungen wol folgern darf, daß der berühmte Thomas kaum Alchemiſt, viel weniger Adept war, ſo läßt es ihm überaus drollig, wenn er in anderen Stellen die geheimnißvolle Miene des Epopten annimmt. Im Schatze der Alchemie, Kap. 1., warnt er: „Sey nicht geſchwätzig, hüte Deine Zunge, und wirf, Du „Sohn der Weiſen, die Perle nicht für die Säu.“ Ferner ebenda, Kap. 8.: „Es iſt Sünde, dieſes Geheimniß den „Weltleuten zu offenbaren, welche nicht zur Ehre Gottes, „ſondern um irdiſcher Eitelkeit willen darnach trachten.“ Dieſes frömmelnde Geheimthun hat Thomas von Aquino eigentlich neu aufgebracht; und wiewol er ſich damit kein ſonderliches Verdienſt um die wiſſenſchaftliche Unterſuchung erwarb, ſo fand er doch darin zahlreiche Nachfolger, ſelbſt an Solchen, denen man ſolide Kenntniſſe zutrauen darf.

Man hat bezweifeln wollen, daß die alchemiſtiſchen Schriften, welche den Namen des Aquinaten führen, von ihm geſchrieben wären, und dagegen gemuthmaßt, unbekannte Alchemiſten möchten ſich ſeines berühmten Namens bedient haben, ihre Schriften dem gelehrten Publikum zu empfehlen. Wiewol das mehr geſchehen iſt, und demnach glaublich wäre, ſo ſtreitet doch dagegen, daß der Verfaſſer dieſer Schriften hin und wieder von ſeinem Lehrer, dem großen Albrecht, redet, den Schatz der Alchemie ſeinem Freunde Regnauld dedicirt, auch Ort- und Zeitverhältniſſe berührt, die jeden Zweifel entfernen. Wenn man aber nach-

ſieht, wer die Zweifler ſind, ſo findet man Dominikaner, welche einen beſonderen Grund hatten, die Sache in das Ungewiſſe zu ſtellen; denn da in der Folge die Alchemie kirchlich verpönt ward, ſo wollten ſie an dieſem Großkreuz ihres Ordens nicht gern etwas Verbotenes haften laſſen. Demnach verbleiben ihm folgende Schriften:

1) Thesaurus Alchymiae secretissimus; herausgegeben von Daniel Brouchusius, Coloniae, 1579, 4., und von Joh. Heurnius, Lugduni Batav., 1602, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. III. N. 73.
2) Secreta Alchymiae magnalia, Erhabene Geheimniſſe der Alchemie; mit dem Thesaurus ausgegeben zu Köln, 1579, 4., und zu Leyden, 1598, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. III. N. 72.
3) De esse et essentia mineralium, Vom Weſen und Beſtand der Mineralkörper; herausgegeben zu Venedig, 1488, 4., und zu Köln, 1592, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 164.
4) Aurora, sive aurea hora, Die goldene Stunde; abgedruckt in Rhenani Harmonia imperscrutabilis, Dec. II. N. 4.
5) Lilium benedictum, Die geſegnete Lilie; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 139.
6) In Turbam breviorem Commentarius, Erläuterung der kürzeren Turba, welche nur aus 72 Reden beſteht. Vergl. Arisläus. Abgedruckt in Rhenani Harmonia imperscrutabilis, Dec. II. N. 5.

Außer dieſen werden von Borellus noch angeführt: 7) Explicatio Tabulae smaragdinae, 8) De arte metallica, 9) De essentia essentiarum, 10) De lapide vegetabili, 11) Breviloquium, und 12) Epistolae duae chymicae, die ihm aber minder gewiß angehören und nicht abgedruckt worden ſind.

Michael Skotus, ein Zeitgenoſſe der beiden Vorhergehenden, wiewol er ſchon 1266 ſtarb, war aus Schott-

land gebürtig, wie der Beiname anzeigt, lebte aber in Deutſchland, meiſtens am Hofe Kaiſer Friedrich's des Zweiten, der ihn ausnehmend hochachtete. Er war ein Univerſalgelehrter, wie es deren in jenen Zeiten gab und geben konnte, Theolog, Philoſoph, Mathematikus, Aſtrolog, Magus und Alchemiſt. Der Kaiſer verlangte von ihm ein Buch über die Phyſiognomik, und das ſchrieb er auch. Die Alchemie hat er wol nicht weiter verfolgt, als mit Leſen und Schreiben. Er hat darüber folgende Schriften hinterlaſſen:

1) Mensa philosophica. Die einzige gedruckte Ausgabe erſchien zu Leipzig, 1603, 8.
2) De secretis naturae; ward zu Frankfurt am Main 1614 in 12. herausgegeben.
3) De natura solis et lunae, Von der Natur des Goldes und Silbers; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 154.

Chriſtoph von Paris, Christophorus Parisiensis, gehört derſelben Zeit an, iſt aber der Perſon nach weniger bekannt als durch ſeine Schriften über Alchemie. Der Name ſogar iſt zweifelhaft geworden, indem Lenglet du Fresnoy in ſeiner Geſchichte der hermetiſchen Philoſophie, T. I. p. 467., ihn unter dem Jahre 1260 als Christophe de Paris ou de Perouse aufführt. Ein Lehrer der Univerſität würde wol bekannter geweſen ſeyn, wonach man ihn unter den Kloſtergeiſtlichen ſuchen darf. Da iſt er denn auch wahrſcheinlich zu finden, aber nicht in Frankreich, ſondern in der engliſchen Benediktinerabtei St. Albans. Zwei gelehrte Benediktiner, die beide als geborne Franzoſen Parisienses heißen, haben mit einander in jenem Kloſter gelebt und eine Historia major geſchrieben, der ältere bis 1259, da er ſtarb, der jüngere von da bis 1273. Der letztere hieß Matthaeus Parisiensis, und unter dieſem Namen werden gewöhnlich beide aufgeführt; da aber der ältere ſchwerlich ebenſo geheißen haben wird, ſo könnte das wol unſer Christophorus ſeyn. Daß Lenglet du Fresnoy in ſeinem

Vaterlande vergebens nachforſchte, macht wenigſtens glaublich, Chriſtoph möge zu Paris geboren ſeyn und außer Frankreich gelebt haben.

Diejenige Schrift Chriſtoph's, welche am meiſten gerühmt und als klaſſiſch angeſehen wird, iſt das Elucidarium artis transmutatoriae, Erläuterung der Metallverwandlungkunſt. Eine gedruckte Ausgabe erſchien zu Paris, 1649, 8. Ein Abdruck findet ſich im Theatrum chemicum, Tom. VI. N. 172. Eine deutſche Ueberſetzung kam unter dem Titel: Von dem rechten Grunde der wahren Philoſophie oder dem großen Steine der alten Weiſen u. ſ. w., zu Halle, 1608, 8., heraus.

Außerdem werden von Nazari und Borel demſelben Verfaſſer noch folgende Abhandlungen beigelegt, welche nicht gedruckt vorkommen, unter welchen auch wol einige zweimal genannt ſind:

1) Alphabetum apertoriale.
2) Arbor Philosophiae secundum universalem scientiam.
3) De lapide vegetabili. Vgl. Thom. v. Aquino, N. 10.
4) La Médecine du troisième ordre.
5) Medulla artis; vielleicht gleich mit La Somme?
6) Cithara, seu Violette; oder auch La Harpe?
7) Summa minor; wahrſcheinlich daſſelbe mit La Sommette.
8) Particularia quaedam. Wenn dieſe letztere Schrift dieſem Verfaſſer wirklich angehört, was freilich ohne Kenntniß der etwa noch vorkommenden Handſchriften nicht beurtheilt werden kann, ſo iſt ſie für die Geſchichte der Alchemie wichtiger als alle die übrigen, weil das Kunſtwort Partikular dann von ihm herrühren würde, deſſen Urſprung man außerdem in den Schriften des Raimundus Lullius zu ſuchen hätte.

Alphonſus der Zehnte, König von Kaſtilien und Leon, welcher von 1252 bis 1284 regirte, wird in der Reihe der Alchemiſten dieſes Jahrhundertes mit aufgeführt,

als Ehrenmitglied gleichſam, wiewol ohne genügenden Beweis. Bekanntlich war er ein gelehrter Fürſt, und lag den Studien eifriger ob, als ſein politiſcher Vortheil geſtattete. Daß die Aſtronomie ihn vorzugweiſe beſchäftigte, davon legen ſeine aſtronomiſchen Tafeln Beweis ab, die von 1252 bis 1270 fortgeführt ſind. Dem Zeitalter gemäß wird er das Studium der Aſtrologie damit verbunden haben. Daß er Alchemie getrieben habe, iſt freilich nicht unglaublich; allein man hat keinen anderen Beweis dafür, als daß eine alchemiſtiſche Schrift ſeinen Namen führt, welche unter dem Titel: Alphonsi, Regis Castellae, Clavis sapientiae, im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 157., abgedruckt iſt. Ob er Verfaſſer derſelben ſey, oder ob er ſie nur habe aus dem Arabiſchen überſetzen laſſen, wie mehre andere, iſt ungewiß. Dem Titel nach könnte ſie wol eine Ueberſetzung der Abhandlung des Mohieddin ſeyn. Die Geſchichte der Laien meldet nichts von einer Vorliebe dieſes Fürſten für Alchemie. Nur das findet man, daß er ſehr geringhaltige Münze ausgegeben und dadurch Unruhen im Lande veranlaßt hat. Vielleicht ſchalt man ihn eben deshalb einen Alchemiſten, weil er ſeinen Unterthanen das Silber in Kupfer verwandelte.

Roger Bako, Rogerius Bacon, auch Bachon genannt, ſteht Albrecht dem Großen gegenüber an der Spitze der engliſchen Alchemiſten dieſes Jahrhundertes. Er ward 1214 zu Ilcheſter in Sömmerſet geboren, ſtudirte zu Paris, trat in den Franciskanerorden, und lehrte öffentlich zu Oxford, wo er 1292 ſtarb. Seine ausgebreitete Gelehrſamkeit erwarb ihm den Ehrennamen Doctor Mirabilis, welcher eigentlich noch mehr als Magnus ſagen will. Mit entſchiedener Vorliebe widmete er ſich den mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, die er aus den Schriften der Araber ſchöpfte. Sein unermüdlicher Eifer, alles, was er geleſen, ſelbſt zu verſuchen, erregte wol Bewunderung, zog ihm aber auch Verfolgungen zu, da die unwiſſenden Ordensbrüder ihn der Gemeinſchaft mit böſen Geiſtern verdächtig

hielten. Ihr Unverstand veranlaßte ihn, sein Kloster zu verlassen, und sich in ein Privathaus zurückzuziehen, welches man in Oxford noch in neueren Zeiten nach ihm benannt hat. Vergl. Borrich De ortu et progressu Chimiae, p. 128.

Abgesehen von seinen mathematischen und physikalischen Kenntnissen, so bezeugen seine Schriften, daß er auch in der Chemie sehr erfahren war. Er ist der erste Schriftsteller, welcher den Braunstein deutlich abhandelt. Wie Albrecht, so kannte auch Er die Wirkung und die Zusammensetzung des Schießpulvers. Die Metalle hielt er für verschiedentlich abgeänderte Zusammensetzungen aus einem Merkurius und einem Sulphur, unter welchen aber nicht Queckſilber und Schwefel schlechtweg zu verstehen sind, sondern angenommene Grundstoffe, die nach einer gewissen Analogie so benannt sind. Auf diese, vielleicht von den Arabern entlehnte, von ihm aber mehr ausgebildete Theorie gründete sich sein fester Glaube an die Metallveredlung. Von dem Steine der Weisen spricht er als von einer wirklich vorhandenen Sache, und schätzt seine tingirende Kraft, De Alchymia, cap. 7., auf das Millionfache und drüber (millies millia et ultra). Alchemist ist er demnach unzweifelhaft. Dagegen verwirft er die zu seiner Zeit von Vielen angenommene Magie ganz und gar als Täuschung und Irrthum, wodurch sein Zeugniß für die Alchemie nicht wenig am Werthe gewinnt.

Roger Bako hat sehr viele alchemistische Schriften hinterlassen, die aber zum größten Theile nicht abgedruckt sind, sondern handschriftlich in der Bodleyschen, Harleyschen und anderen brittischen Bibliotheken vorkommen. Nur wenige sind besonders herausgegeben worden, mehre in alchemistischen Sammlungen abgedruckt, einige auch zusammen unter dem Titel: Rogerii Baconis Thesaurus chymicus, Francofurti, 1603, 12., und 1620, 8., erschienen. Die bekanntesten sind folgende:

1) Speculum Alchymiae, Spiegel (d. h. getreue Darſtellung) der Alchemie; beſteht in ſieben Kapiteln. Eine beſondere lateiniſche Ausgabe erſchien zu Nürnberg, 1614, 4.; franzöſiſche Ausgaben zu Lyon, 1557, 12.; zu Paris, 1612, 8.; und ebenda 1627, 8. Lateiniſche Abdrücke finden ſich in dem Volumen tractatuum scriptorum rariorum de Alchemia, Norimbergae, 1541, 4., N. 5.; in der Vera Alchimiae artisque metallicae Doctrina, Basileae, 1561, Fol., N. 5.; im Theatrum chemicum Argentor., Tom. II. N. 43.; und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 34. Eine deutſche Ueberſetzung gab Schröder in der Neuen alchymiſtiſchen Bibliothek, Bd. II. Samml. 2.

2) Epistola De secretis operibus artis et naturae et nullitate Magiae, Sendſchreiben Von den geheimen Wirkungen der Natur und Kunſt, und von der Richtigkeit der Magie. Davon erſchienen lateiniſche Ausgaben zu Hamburg, 1598, 8., 1608, 8., und 1618, 8.; Abdrücke im Theatrum chemicum, Tom. V. N. 167., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. I. N. 35.

3) De potestate artis et naturae, Von der Macht der Kunſt und Natur; ward abgedruckt in der Artis auriferae, quam Chemiam vocant, Vol. II. N. 11. Eine franzöſiſche Ueberſetzung von Girard de Tornus kam zu Lyon, 1557, 8., heraus, eine andere zu Paris, 1629, 8.

4) Alchymia major; abgedruckt im Thesaurus chymicus, N. 2.

5) Breviarium de dono Dei, Kurzer Begriff von der Gabe Gottes; abgedruckt im Thesaurus chymicus, N. 3.

6) Verbum abbreviatum de leone viridi, Ein Wörtchen vom grünen Löwen; abgedruckt im Thesaurus chymicus, N. 4.

7)

7) Secretum Secretorum, Das geheimſte aller Geheimniſſe; abgedruckt im Thesaurus chymicus, N. 5.
8) Tractatus trium verborum, Abhandlung von den drei Wörtern; vielleicht eine weitere Ausführung des Kalled Rachaidib; abgedruckt im Thesaurus chymicus, N. 6.
9) Speculum Secretorum, Spiegel der Geheimniſſe; abgedruckt im Thesaurus chymicus, N. 7.
10) Medulla Alchymiae, Mark (Kern) der Alchemie; wovon Joachim Tank eine deutſche Ueberſetzung zu Eisleben, 1608, 8., herausgab.
11) Breviarium Alchymiae; vielleicht einerlei mit obigem Breviarium de dono Dei, wird von Pitsaeus in ſ. Relationes historicae de rebus anglicis, Vol. I. Centur. IV., angeführt.
12) Documenta Alchymiae; wird in Balaei Commentatio de scriptoribus anglicis angeführt.
13) De artibus Alchymistarum, Von den Kunſtgriffen der Alchemiſten; von Pitſäus angeführt.
14) De lapide philosophorum; beim Balåus.
15) De arte Chymia; beim Pitſäus.

Außerdem wird ihm noch ein Traktat: Von der Tinktur und dem Oel des Vitriols, zugeſchrieben, welcher aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzt in dem Triumphwagen des Vitriols von E. L. D. K., Frankfurt und Leipzig, 1770, 8., abgedruckt iſt; desgleichen ein anderer De tinctura seu oleo stibii, welcher mit J. Fabri Noten zu Touloufe, 1646, 8., lateiniſch, in deutſcher Ueberſetzung aber zu Nürnberg, 1676, 8., herauskam. Dieſe beiden ſind wahrſcheinlich untergeſchoben.

Peter von Abano, auch Petrus de Apono genannt, ein berühmter Arzt zu Padua, geb. 1253, geſt. 1305, wird mit Unrecht von Einigen zu den Alchemiſten gezählt, und das beruht wol nur auf einer Verwechſelung mit dem gleichzeitigen, minder berühmten

Peter von Toledo, Petrus Toletanus oder Tauletanus, auch wol Petrus Villanovanus genannt. Dieſer gelehrte Spanier war gebürtig von Villa nova in Katalonien, lebte aber zu Toledo, wahrſcheinlich als Lehrer an der dortigen Hochſchule. Nach einigen Angaben iſt er ein älterer Bruder, nach anderen nur Landsmann und Jugendfreund des nachfolgenden Arnald von Villanova, welcher ihm eine ſeiner Schriften zueignete. Dieſes Verhältniß beglaubigt ihn als Alchemiſten, mehr noch aber eine alchemiſtiſche Schrift, die ihm ſelbſt angehört, und welche Arnald veranlaßte, unter demſelben Titel ebenfalls zu ſchreiben, nämlich das Rosarium Philosophorum, Roſengarten der Weiſen. Dieſer älteſte Roſengarten iſt von zwei neueren, dem Rosarius major und minor, zu unterſcheiden, weshalb man Toletani oder per Toletanum zuſetzt. So iſt er abgedruckt in der Sammlung: De Alchemia opuscula complura veterum philosophorum, Francofurti, 1550, 4., Tom. II., auch in Balbian's Tractatus septem de lapide philosophico, e vetustissimo Codice desumpti, Lugduni Batavorum, 1599, 8., N. 5.

Arnald Bachuone, gewöhnlich Arnaldus de Villanova genannt, galt gegen Ende dieſes Jahrhundertes das Orakel ſeiner Zeitgenoſſen, vornehmlich auch als Alchemiſt. Drei Nationen haben um die Ehre geſtritten, daß er ihnen angehöre, bis ſich ergab, daß er ein Spanier war und 1235 zu Villa nova in Katalonien geboren ward. Er ſtudirte die Philoſophie und Arzneikunſt zu Barcellona, lehrte dann auch daſelbſt, und erlangte großen Ruf als Arzt und Philoſoph, ward aber von der Geiſtlichkeit als Irrlehrer angegriffen und in den Bann gethan. Er floh nach Frankreich und lehrte die Naturwiſſenſchaften zu Paris, ward aber auch dort als Zauberer und Teufelsbündner verfolgt. Von da wendete er ſich zunächſt im Jahre 1260 nach Montpellier, wo man noch das Haus zeigt, welches er bewohnte. Immer noch vom Geiſte der Finſterniß, wie Apollo vom Python, ge-

drängt, verließ er Frankreich und ging nach Rom, Bologna, Florenz und Neapel, endlich 1296 nach Sicilien, wo er unter dem Schutze des aragoniſchen Königes Friedrich als Philoſoph in großem Anſehen ſtand. Friedrich ſendete ihn im Jahre 1312 nach Avignon an den Papſt Klemens den Fünften; allein auf dieſer Reiſe litt er Schiffbruch und fand ſeinen Tod in den Wellen.

Nicht minder als ſeine Verdienſte um die Arzneikunſt begründeten ſeinen Ruhm die neuen Kenntniſſe in der Chemie, welche er von den ſpaniſchen Hochſchulen aus über die Nachbarländer verbreitete. Die wichtigſten chemiſchen Erfindungen der Araber, wie z. B. die Bereitung des Weingeiſtes, der weſentlichen Oele, der Scheidewaſſer u. ſ. w., wurden durch ſeine Experimentalvorträge erſt recht Gemeingut der Univerſitäten. Als Zögling der arabiſchen Schule war er eifriger Alchemiſt und ſprach ſich überall entſchieden als ſolcher aus. Aus ſeinen Schriften erhellt, daß und wie er an Metallveredlung glaubte. Ein Merkurius iſt auch ihm der Grundſtoff aller Metalle, und darum die Verwandlung des einen in das andere ihm begreiflich. Er nimmt das Daſeyn eines Steins der Weiſen als eine unzweifelhafte Sache an, und beſtimmt deſſen Kraft dahin, daß er hundert Theile Queckſilber zu Gold veredle. Er behauptet, dem Anſchein nach aus eigener ärztlicher Erfahrung, daß der innerliche Gebrauch jener Goldtinktur die menſchliche Natur erneuere, verjünge. Bei ſo beſtimmten Behauptungen durfte man Beweiſe von ihm verlangen. Allerdings ging das Gerücht, daß er nicht allein wunderbare Heilungen durch ſeine Panacee bewirkt, ſondern auch in Paris, Montpellier, Rom und anderwärts vor vielen Zeugen probehaltiges Gold gemacht habe.

Ein wichtiges Zeugniß von Arnald's hermetiſcher Kunſt hat ein berühmter Rechtsgelehrter abgegeben, der ſein Zeitgenoſſe war, Johannes Andreas, der noch 1345 zu Bologna die Rechte lehrte. In ſeinen Zuſätzen zu Durandi Spiegel des Rechts ſagt er unter der Rubrik: De crimine

kalsi: „Im Betreff der Alchemiſten pflegt man zu zwei„feln, ob ſie die Strafe des Betrugs verwirken.“ Nachdem er dann die juriſtiſchen Gründe für und wider zuſammengeſtellt hat, beſchließt er mit den Worten: „Zu unſrer Zeit „hatten wir am römiſchen Hofe den Meiſter Arnold von Vil„lanova, einen großen Arzt und Theologen, der auch ein „trefflicher Alchemiſt war und Goldſtangen machte, die er „jeder Prüfung unterwerfen ließ.“ Vergl. die Paduaniſche Ausgabe von 1479, P. IV. Vol. III. fol. YY^{b}. Man findet außerdem Nachricht, daß Papſt Bonifacius der Achte im Jahre 1295 dem damals in Rom anweſenden Arnald chemiſche Fragen vorgelegt habe, und die Beantwortung derſelben mag wol jene Proben veranlaßt haben, auf welche Andreas deutet.

Dagegen widerſpricht Symphorian Champier in der Biographie Arnald's den Sagen von ſeiner Goldmacherei mit folgenden Worten: „Was aber von der Alchemie „Arnald's erzählt wird, iſt falſch und voll der Fabeln, auch „eines ſolchen Mannes unwürdig.“ Vergl. Symphoriani Campegii De claris medicinae scriptoribus, fol. XXXVI. Hierbei darf man freilich nicht außer Acht laſſen, daß Champier erſt nach 1500 ſchrieb, alſo zweihundert Jahre nach Arnald's Tode, weshalb er die Zeugniſſe der Zeitgenoſſen nicht ſo geradezu umſtoßen darf, ohne triftige Gründe beizubringen. Er iſt offenbar gegen die Alchemie eingenommen und darum ungerecht. Auch iſt er kein Sachkundiger, weil er die alchemiſtiſchen Schriften Arnald's nicht zu kennen ſcheint, welche die Sache außer Zweifel ſetzen.

Was dem Villanovaner das allgemeine Vertrauen der Alchemiſten erwarb, war die Nachricht, daß Raimund Lullius aus Arnald's Schriften das Magiſterium erlernt habe, und es iſt wahr, daß Raimund ſich an mehren Orten ſelbſt dazu bekennt, weshalb man ihn wol zuweilen Arnald's Schüler genannt hat. Nun ſchloß man ſo: Raimundus iſt Adept geweſen. Er hat ſeine Kunſt von Arnald gelernt. Alſo

muß Arnald Adept geweſen ſeyn. Das iſt nun freilich ein Syllogismus, gegen welchen ſich viel einwenden läßt, wenn man es ſtreng nehmen will. Die Nothwendigkeit der Folgerung iſt nur ſcheinbar, nicht wirklich; denn es iſt z. B. ausgemacht, daß der Lehrer des erſten Adepten kein Adept war, wenn gleich er ſeinem Schüler die Kenntniſſe mittheilte, aus welchen dieſer das Magiſterium kombinirte. Die Hauptſache iſt aber, daß der erſte Vorderſatz zuvor erwieſen ſeyn muß, ehe man darauf bauen darf. Da ſonach die Adeptenwürde Arnald's von der des Lullo abhängig iſt, ſo mag die Frage bis dahin ausgeſetzt bleiben.

Hier iſt der Ort, beiläufig eine geſpenſtige Erſcheinung zu erklären, welche ſich in die Literatur jener Zeit eingeſchlichen hat, die des vielbeſprochenen Alchemiſten Paganus. Raimund lobt nämlich in der Praxis des großen Werkes Pagani Summam Hebraicam als einen der Hauptſchlüſſel der Alchemie. Einige haben vermuthet, daß unter dem Paganus niemand anders als Geber zu verſtehen ſey, indem Raimund mit dem Ausdruck paganus, d. i. Heide, den Muſelmann bezeichne. Andere machen aus dem Paganus einen alten Alchemiſten, der etwa ein Jude geweſen ſey und hebräiſch geſchrieben habe. Borel, der manche Büchertitel nach Citaten aufgeführt hat, in Hoffnung, die Bücher dazu würden ſich wol noch finden, rühmt in ſeiner Bibliotheca chemica, p. 147., ein Oeuvre parfaite et pratique selon Lulle, qu'il avoit eue de Paganus, eine vollkommene Praxis, welche Lullo vom Paganus hatte. Demzufolge ſtatuirten noch Andere einen franzöſiſchen Alchemiſten, der etwa mit dem Tempelritter Hugo de Paganis verwandt geweſen ſey. Nur wollte ſich das Oeuvre parfaite durchaus nicht finden laſſen.

Morhof hat in ſeiner Epistola De metallorum transmutatione, p. 119., den Knoten glücklich aufzulöſen angefangen. Die Summa Hebraica hält er für eine falſche Leſeart, entſtanden durch den Fehler eines Abſchreibers, und

ſetzt dafür Summa Gebraica, d. i. Geber's Hauptbegriff, über welchen der ſogenannte Paganus einen Kommentar geſchrieben habe. Aus der Sinnverwandſchaft der Wörter pagus und villa leitet er aber die Vermuthung ab, daß Lullius wol unter dem Paganus den Villanovanus gemeint habe. Nun hat zwar Arnald keine Summa geſchrieben; wer aber glauben will, daß beide Namen des Verfaſſers zuſammenſtimmen, wird auch nichts dagegen haben, daß unter Summa Gebraica nur ein Lehrbegriff der Alchemie nach Geber'ſchen Grundſätzen zu verſtehen ſey, den Arnald's Schriften ſämmtlich enthalten.

Nach Morhof's Zeit wurde zwar nicht ſeine Etymologie des Namens Paganus, wol aber ſeine Hindeutung auf Arnald von Villanova gerechtfertigt, als man herausbrachte, daß Arnald's eigentlicher Familienname Bachuone hieß; denn ſo wie die Abſchreiber Hebraica aus Gebraica gemacht haben, kann auch Pagani aus Bachuonis entſtanden ſeyn. Nur iſt dabei anzumerken, daß wir, wenn Paganus einmal der Sohn eines Schreibfehlers ſeyn ſoll, ihn noch näher im Roger Bako finden. Da deſſen Name auch Bacho geſchrieben ward, ſo könnte man Bachonis Summam Gebraicam leſen und darunter die oben angeführte Medulla Alchemiae verſtehen.

Die alchemiſtiſchen Schriften Arnald's ſind für ſich allein zahlreich, und bilden mit ſeinen ärztlichen Schriften zuſammen eine ſo große Menge, daß man deshalb zweifeln will, ob ſie alle ihm angehören möchten. Indeſſen wird doch der größere Theil ihm allgemein zugeſchrieben. Alle chemiſche Schriften hat Hieronymus Megiſer zu Frankfurt a. M., 1603, 8., zuſammen herausgegeben. Eine Auswahl der alchemiſtiſchen ward von Joh. Lange (unter dem Namen Hippodamus) deutſch herausgegeben, ebenda, 1604, 4. Eine neue Ausgabe erſchien zu Hamburg, 1683, 8., und noch eine zu Wien, 1744, 8. Die wichtigeren Schriften ſind folgende:

1) Rosarius Philosophorum, Rosengarten der Weisen. Man nennt dieses Buch Rosarius major, im Gegensatze eines gleichnamigen von Richard. Auch findet man ebendasselbe unter zwei anderen Titeln, als: Thesaurus thesaurorum und Thesaurus incomparabilis. Es ist abgedruckt bei Ulsted Coelum Philosophorum, Lugduni Batav., 1553, 16.; in Artis auriferae Vol. II. N. 7.; und in Mangeti Bibliotheca chem., T. I. N. 40.; deutsch in der Sammlung des Hippodamus und den neueren Ausgaben.

2) Lumen novum, Neues Licht; abgedruckt in Artis auriferae Vol. II. N. 8., und in Mangeti Bibliotheca chem., Tom. I. N. 41.; deutsch bei Hippodamus.

3) Flos florum, Blume der Blumen; lateinisch abgedruckt in Artis auriferae Vol. II. N. 9.; in der Megiserschen Sammlung von 1603; im Theatrum chemicum Argentorat., Tom. III. N. 53.; und in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 42.; deutsch bei Hippodam.

4) Perfectum Magisterium, Vollkommene Meisterschaft; abgedruckt in (Grataroli) Vera Alchimiae artisque metallicae Doctrina, Vol. II. N. 3.; im Theatrum chemicum, Vol. III. N. 51.; und in Mangeti Bibliotheca chem., Tom. I. N. 42.

5) Lumen luminum, seu Liber perfectionis Magisterii, Licht der Lichter, oder Das Buch der Vervollkommnung; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. III. N. 52.

6) Speculum Alchymiae, Spiegel der Alchemie; lateinisch ausgegeben zu Frankfurt und Strasburg, 1603, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 116., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. I. N. 44.

7) Quaestiones de arte transmutationis metallorum, tam essentiales, quam accidentales, cum responsionibus, ad Bonifacium VIII., Fragen über die

Kunſt der Metallverwandlung, ſowol weſentliche als außerweſentliche, mit den Beantwortungen, an Bonifacius den Achten. Lateiniſche Ausgabe zu Baſel, 1610, 8. Abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 11.; im Theatrum chemicum, Vol. IV. N. 118.; und in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 46.

8) Practica, Ausführung; abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. III. N. 54.

9) De Lapide Philosophorum, Vom Steine der Weiſen; abgedruckt in Ulſted's Coelum Philosophorum.

10) Semita Semitae, Weg der Wege; wird von Vielen dem Arnald, von Einigen auch Albrecht von Bollſtedt zugeſchrieben. Abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. I. N. 47. Vergl. Albrecht der Große, N. 9.

11) Testamentum, Zeugniß der Wahrheit; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 12.; im Theatrum chemicum Argent., T. I. N. 3.; und in Mangeti Bibliotheca, T. I. N. 48.

12) Novum Testamentum, Neueres Zeugniß; abgedruckt im Theatrum chemicum Argentorat., T. V. N. 162.

13) Epistola ad Regem Neapolitanum De Alchymia, Sendſchreiben an den König von Neapel von der Alchemie; auch unter dem Titel: Epistola ad Robertum Regem; abgedruckt in Artis auriferae Vol. II. N. 10., und in Mangeti Biblioth., T. I. N. 43.

14) De Sigillis, Von der hermetiſchen Verſchließung; abgedruckt in der Megiſerſchen Sammlung.

15) Electuarium, Auswahl; abgedruckt bei Ulſted Coelum Philosophorum.

16) Phoenix, ad Regem Martinum Aragoniae, de anno 1299. Handſchrift. (Lenglet du Fresnoy.)

17) De secretis naturae, Von Naturgeheimniſſen. Handſchrift. (Lenglet du Fresnoy.)
18) Lucidarium; bei Nazari angeführt.
19) Aurea Rosa; auch unter dem Titel: Rosa Novella, in zwei Abtheilungen, Rosa prima et secunda; als Handſchrift. (Lenglet du Fresnoy.)
20) Liber Artis; bei Nazari angeführt.

Richard von England, Richardus Anglus, von ſeiner Geburtſtadt Middletown auch Richardus Mediatunensis, oder Richardus de Media villa genannt, lebte in der zweiten Hälfte des Jahrhundertes und iſt um 1300 geſtorben. Er war Franciskaner und lehrte die Theologie zu Oxford, ward aber nach Paris berufen, wo er wegen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit den Beinamen Doctor Copiosus erhielt. Da zu jener Zeit alle akademiſchen Studien mit der Theologie begannen, ſo waren freilich die Lehrer aller Wiſſenſchaften zugleich Theologen, und die Theologen lehrten gar Manches, was heut zu Tage ihrer Fakultät fremd iſt. Insbeſondere gehörte damals zu ihrem Kreiſe die ariſtoteliſch-arabiſche Philoſophie, welche ſich ſpäterhin zur Naturwiſſenſchaft ausbildete, zu jener Zeit aber um die Alchemie, als um ihr Centrum, ſich bewegte. Die Studien hatten noch ſo wenig Intenſität, daß es dem Gelehrten ſelbſt bei gewöhnlichem Fleiße nicht ſchwer fiel, mehre mit einander zu lehren. Dieſe Rückſicht erläutert uns die Erſcheinung, daß ein gefeierter Theolog zugleich als Alchemiſt auftrat; eine Erſcheinung, welche heut zu Tag ſeltſam auffällt, wenn ſchon ſie ſich in Semler wiederholt hat.

Wiewol die Kombination ſo heterogener Lehrfächer auf ſolche Weiſe glaublich wird, dürfte man doch zweifeln, daß Richard ebenſo praktiſcher Chemiker geweſen ſey, wie er ausübender Theolog war. Jedoch machen manche Umſtände wahrſcheinlich, daß er in früheren Jahren die Praxis der Alchemie getrieben habe und Roger Bakon's Schüler darin geweſen ſey, indem er eben in der Zeit der größten Thätig-

keit deſſelben mit ihm in Oxford wohnte und ebendemſelben Orden angehörte. Dagegen darf man wol vorausſetzen, daß er in ſeinem Lehramte zu Paris nicht Muße gefunden habe, die praktiſchen Arbeiten fortzuſetzen. Die Studioſen der Sorbonne verlangten das auch nicht, und prieſen ſich ſchon glücklich, die Reſultate der Forſchungen des bewunderten Mannes in zuſammenhängendem Vortrage zu hören. Ihnen zu gefallen bearbeitete er die Alchemie theoretiſch und literariſch aus den vorhandenen Quellen. Daher verweiſet er in ſeinen Schriften oft auf Ariſtoteles, Avicenna, Morienes, Arisläus, Albertus und Arnald, deren Grundſätze vom Merkurius, dem Sulphur und der Panacee man in ſeinem Syſteme wiederfindet. Dennoch gewann die Darſtellung des berühmten Philoſophen durch ſeine Hörer ein großes Publikum, und die Nachkommen trugen kein Bedenken, ſeinen Schriften einen ausgezeichneten praktiſchen Werth beizulegen.

Wir haben von Richard drei alchemiſtiſche Schriften. Die berühmteſte derſelben, welche von den Alchemiſten als klaſſiſch betrachtet wird, iſt das

1) Correctorium Alchemiae, mit dem Nebentitel: *Περὶ Χημείας* liber utilissimus, Berichtigung der Alchemie, oder Handbuch der Chemie; lateiniſch abgedruckt in dem Volumen Tractatuum scriptorum rariorum de Alchimia, Norimbergae, 1541, 4., N. 6.; in (Grataroli) Vera Alchymiae artisque metallicae Doctrina, Vol. I. N. 6.; im Theatrum chemicum, T. II. N. 44.; und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 85. Eine deutſche Ueberſetzung ward mit Schriften von Lullus und Geber zu Strasburg, 1581, 8., herausgegeben; eine andere von Pomiſius unter dem Titel: Der Alchymie Beſſerung und Strafung der alchymiſtiſchen Mißbräuche, Strasburg, 1596, 8.

2) Rosarius minor, seu de rerum metallicarum cognitione, Kleiner Roſengarten, oder von der Kenntniß der Metallkörper. Der erſte Titel be-

zieht sich auf den Rosengarten Arnald's, den man seitdem den großen zu nennen pflegte. Borel führt Handschriften davon an. Abgedruckt ist der Rosarius minor in dem Volumen Tractatuum script. rarior. de Alch., N. 7., und in (Grataroli) Vera Alchymiae artisque metall. Doctrina, Vol. I. N. 7.

8) Speculum Alchimiae, Spiegel der Alchemie; eine neue Bearbeitung des Arnaldschen Spiegels, welche doch nur in Handschriften vorkommt. Vgl. Borelli Bibliotheca chemica, p. 197.

Guido de Montanor, ein bei den Alchemisten hochgeachteter Schriftsteller, gehört in diese Zeit, und wird als ein Franzose bezeichnet; doch ist von seiner Persönlichkeit weiter nichts Gewisses bekannt. Vielleicht ward de Montanor aus le Montagnard korrumpirt, und würde dann einen Gebirgbewohner andeuten, der wie Merlin in abgeschiedener Einsamkeit seiner Wissenschaft lebte. Das Städtchen Laval bei Mans, welches lateinisch Vallis Guidonis heißt, könnte wol auf eine Spur seines Aufenthalts führen. Sein Zeitalter kann daraus ungefähr gefolgert werden, daß er in seinen Schriften Roger Bako und Richard oft citirt, dagegen er selbst schon von den Schriftstellern des vierzehnten Jahrhundertes angeführt wird. Die des fünfzehnten kennen ihn alle und schätzen ihn ungemein hoch. Besonders rühmt ihn Ripley als einen großen Meister in der hermetischen Kunst. Sein Name würde noch berühmter seyn, wenn nicht die neueren Schriftsteller, in Ermangelung näherer Kunde von ihm, vorgezogen hätten, bei Citaten den Titel seines Hauptwerks anzugeben. Einige nennen ihn Guido Magnus, wiewol ein Guido der Große, von dem man nichts weiß, sich sonderbar ausnimmt. Man denkt dabei an den „großen „Unbekannten“ unserer Zeit.

Wir haben von diesem Guido Montanor drei alchemistische Schriften, als:

1) Scala Philosophorum, Stufenleiter der Weiſen. In dieſem ſeinem berühmteſten Traktate beſchreibt er, wie man rühmt und der Titel verſpricht, die ſtufenweiſe Ausarbeitung des Steins der Weiſen ganz in der Ordnung, nur daß auch Er nicht ſagt, was man nehmen ſolle. Der Titel iſt, wie man ſieht, von dem jüngeren Abul Chaſſem entlehnt, deſſen Schrift er vielleicht überſetzte oder wenigſtens umarbeitete. Die Vergleichung der Pariſer Handſchrift der Stufenleiter des Abul Chaſſem Ben Ahmed al Cordhubi könnte darüber Aufſchluß geben. Die Scala Philosophorum findet ſich lateiniſch abgedruckt in De Alchimia Opuscula veterum Philosophorum, (Francof., 1550, 4.,) Tom. I. N. 6.; in Artis auriferae, quam Chemiam vocant, (Basil., 1572, 8.,) Vol. II. N. 4.; und unter der Ueberſchrift: Guidonis de Montanor, Galli, Scala Philosophorum, in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 74. Ueberſetzungen davon finden ſich in mehren deutſchen Sammlungen abgedruckt.

2) Decreta chymica, Chemiſche Verordnungen, d. h. Regeln und Vorſchriften; lateiniſch abgedruckt in Joh. Rhenani Harmonia imperscrutabilis, Decade I. N. 6.

3) De arte chymica Libellus, Chemiſches Kunſtbüchlein; lateiniſch abgedruckt in Herm. Condeesyani Harmonia, Francofurti, 1625, 8. Eine deutſche Ueberſetzung davon erſchien unter dem Titel: Guidonis Magni de Monte Thesaurus chymiatricus, oder Lange verborgener Schatz der Chymie, Halle, 1623, 8. Hierbei iſt anzumerken, daß die Benennung Guido de Monte unrichtig iſt, und einem ganz anderen Schriftſteller, dem Guido de Monte Rocherii oder Guido von Rochefort, zukommt, der mit der Alchemie nicht zu ſchaffen hat.

Ein Schotte beſchließt die alchemiſtiſchen Arbeiten dieſes Jahrhundertes, als der erſte Alchemiſt ſeines Landes,

John Duns, oder Johannes Dunanus, benannt von dem schottischen Dorfe Duns, seinem Geburtorte, wie das bei Gelehrten jener Zeit oft der Fall war. Zu Newkastle trat er in den Minoritenorden, studirte dann zu Oxford, und lehrte daselbst nachher Theologie und Philosophie. In gleicher Eigenschaft ward er nach Paris berufen, wo ihm seine scharfsinnigen philosophischen Vorträge den Beinamen Doctor Subtilis erwarben. Eine Mission seines Ordens führte ihn nach Deutschland, auf welcher Reise er im Jahre 1308 zu Köln am Nervenfieber starb. Angeblich soll er im vierunddreißigsten Jahre gestorben seyn, wonach er 1274 geboren wäre; allein die erlangte Celebrität und die Menge seiner Schriften, die nach der Waddingschen Ausgabe zwölf Bände einnehmen, lassen einen so frühzeitigen Tod bezweifeln.

Die aristotelische Philosophie, in welcher er sich als akademischer Lehrer hervorthat, mag ihn veranlaßt haben, sich auch mit Alchemie zu beschäftigen und Vorlesungen darüber auszuarbeiten; doch wird man versucht zu zweifeln, ob er bei den zahlreichen philosophischen Schriften, welche von ihm vorhanden sind, zumal bei frühem Tode, zur praktischen Chemie Zeit gefunden habe. Wenn man ihm freilich ein höheres Alter geben will, so könnte er wol frühерhin bei klösterlicher Muße zu Newkastle Erfahrungen gemacht haben, welche er später, wie Richard, der philosophischen Spekulation zum Grunde legte. Unter seinen Schriften sind fünf alchemistischen Inhalts, wie versichert wird; denn sie kommen nur in Handschriften vor und sind nicht abgedruckt worden. Borel, in seiner Bibliotheca chemica, p. 83., führt folgende Titel an, welche zum Theil nicht alchemistisch lauten:

1) Dominus vobiscum, Der Herr sey mit Euch.

2) Tractatus ad album et rubrum, Abhandlung vom Weißen und Rothen. (Vielleicht Theatr. chem., T. IV. N. 142.?)

3) Tractatus ad Regem Angliae, Abhandlung an den König von England.
4) Opus magnum, secundum intentionem omnium philosophorum verissimum, Das große Werk und wahre Ziel der Weisen.
5) De veritate et virtute Lapidis philosophici, Von der Wahrheit und Kraft des Steins der Weisen.

Der Johannes Anglicus, welchen Borellus, pag. 125., als Verfasser eines Buches de Alchimia anführt, dürfte wol kein Anderer seyn.

Sechstes Kapitel.

Alchemie des vierzehnten Jahrhundertes.

Dieser Zeitraum beginnt mit einer zweifelhaften Erscheinung, welche neuerlich zur Streitsache ward. Die Alchemisten kämpfen mit ihren Gegnern um einen Mann, den beide Parteien sich zueignen wollen, um Jakob Ossa, welcher als Papst unter dem Namen Johannes XXII. von 1316 bis 1334 regirte. Die Alchemisten sprechen ihn dreist als ihren Zunftgenossen an, berufen sich auf glaubwürdige Zeugen und legen Dokumente vor. Dieser Papst gilt für den Verfasser einer Abhandlung, Ars transmutatoria, Kunst der Verwandlung, betitelt. Franciscus Pagi, in seinen Lebensbeschreibungen der Päpste, Tom. IV. N. 88., legt sie ihm ausdrücklich bei, und fügt hinzu, daß sie lateinisch geschrieben sey. Dieses lateinische Original ist nicht mehr vorhanden, sondern eine französische Uebersetzung, welche unter dem Titel: L'Art transmutatoire de Jean XXII., in den Divers Traités d'Alchimie, traduits en François, à Lyon, 1557, 8., N. 5., abgedruckt ward. Im Eingange dieser Schrift findet sich angemerkt, daß der Verfasser seine Kunst erst in Avignon ergründet und ausgeübt habe, wo bekanntlich Johannes XXII. seinen Sitz hatte. Archivarische Nachrichten besagen, daß Johannes bei seinem Tode zweihundert Goldstangen, deren Werth auf achtzehn Millionen Gulden geschätzt wurde, in seinem Schatze hinterlassen habe. Da die kirchlichen Einkünfte des päpstlichen Stuhles

durch die Kardinäle, welche den Papſt von Rom entfernt hielten, ſpäter durch den Gegenpapſt Nikolaus V., durch Johannes Parteinahme gegen Ludwig den Baiern geſchmälert, endlich auch durch einen unglücklichen Krieg, den er zuletzt noch in Italien führte, erſchöpft werden mußten; ſo hat man daraus geſchloſſen, daß er ſolche Maſſen Gold nur anderswoher, aus dem Tiegel nämlich erlangt haben könne.

Dagegen führen die Widerſacher der Alchemiſten ihren Beweis mit der unzweifelhaften und offenkundigen Thatſache, daß ebenderſelbe Papſt die Alchemiſten mit dem Bannſtrahle verfolgt und im Jahre 1317 eine ſehr ſtrenge Bulle gegen ſie erlaſſen hat. Es iſt die Bulle: Spondent quas non exhibent etc., Decret. Jur. canon. Gregor. XIII., L. V. T. 4., deren Inhalt hier in abgekürzter Ueberſetzung folgt:

„Die armſeligen Alchemiſten verſprechen, was ſie nicht „leiſten! Obſchon ſie ſich Weiſe dünken, fallen ſie doch „ſelbſt in die Grube, die ſie Anderen graben. Lächerlicher„weiſe geben ſie ſich für Lehrer der Alchemie aus, wiewol „ſie ihre Unwiſſenheit dadurch an den Tag legen, daß ſie ſich „immer nur auf ältere Skribenten berufen. Und wenn ſie „nicht finden, was jene auch nicht fanden, ſo halten ſie doch „für möglich, es noch in Zukunft zu finden. Wenn ſie be„trügliches Metall für wahres Gold oder Silber ausgeben, „ſo geſchieht es mit leerem Wortſchwall. Ihre ſträfliche „Verwegenheit geht zuweilen ſo weit, daß ſie ſogar aus „ſolchem Machwerk falſche Münzen ſchlagen und Andere da„mit betrügen. Wir befehlen, daß dergleichen Menſchen „für immer Landes verwieſen werden ſollen, wie auch daß „Diejenigen, welche ſich dergleichen Gold und Silber ma„chen laſſen, oder den Betrügern auf irgend eine Weiſe Vor„ſchub thun, ſolches Metall verkaufen oder an Zahlung „Statt ausgeben, dem Gewicht nach eben ſo viel wahres „Gold und Silber zum Beſten der Armen als Strafe „erlegen ſollen. Diejenigen, welche dergleichen falſches „Gold oder Silber verarbeiten, ſollen für ehrlos erklärt

„wer-

„werden. Wo die Mittel der Uebertreter dieſes Geſetzes „zur Geldbuße nicht zureichen, kann die Geldſtrafe nach dem „Ermeſſen des Richters in eine andere verwandelt werden. „Sollten geiſtliche Perſonen ſich ſolcher Vergehen ſchuldig „machen, ſo ſollen ſie nicht geſchont werden, vielmehr der „geiſtlichen Würde verluſtig ſeyn und für unfähig zum geiſt„lichen Stande erachtet werden.“

Der Widerſpruch, daß ein Alchemiſt der Alchemie ſo ſchonunglos das Urtheil geſprochen, hat den Forſchern nicht wenig zu ſchaffen gemacht. Manche ziehen ſich aus der Sache, indem ſie das Eine oder das Andere verſchweigen, nachdem ihre Meinung für oder wider die Alchemiſten ſprach. Lenglet du Fresnoy rühmt in ſeiner Geſchichte der hermetiſchen Philoſophie, Th. I. S. 187 — 193., Johann den Alchemiſten, und ignorirt die Bulle, die ihm nicht unbekannt ſeyn konnte, vielleicht aus kirchlichen Rückſichten. Athanaſius Kircher urgirt dagegen die Bulle und weiß nichts von des Papſtes Alchemie. Wiegleb ſucht in ſeiner Hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung der Alchemie, S. 229., beides zu vereinigen, indem er eine Vermuthung vorſchnell als ausgemachte Wahrheit aufſtellt. Er behauptet nämlich, die „Bosheit“ der Alchemiſten habe dem Papſt Johannes „hin„terliſtig“ angedichtet, daß er ſelbſt Alchemie getrieben. Um das plauſibel zu machen, hätten ſie einen alchemiſtiſchen Proceß unter ſeinem Namen ausgeſtreut. Ihre Abſicht ſey geweſen, die ihnen ſo nachtheilige Bulle zu entkräften und als untergeſchoben zu verdächtigen.

Vielleicht läßt ſich das Widerſprechende der Sache auflöſen, ohne bezeugten Thatſachen Gewalt anzuthun. Die Bulle Spondent iſt von 1317, alſo aus dem zweiten Jahre des Pontifikats Johann's; da er aber nachher noch ſiebzehn Jahre regirt hat, ſo könnte er ja wol in dieſer Zeit anderer Meinung geworden ſeyn. Wie oft werden Privatmeinungen durch unmerklichen Einfluß der Umgebung in noch kürzerer

Zeit umgewandelt, zumal bei Perſonen, deren Meinung Vielen wichtig iſt! Die Bitterkeit und Heftigkeit jener Bulle in einer Sache, welche den kirchlichen Vortheil und den Glauben ſehr wenig anging, ſcheint perſönlichen Groll auszuſprechen. Wahrſcheinlich war der gute Papſt von einem Betrüger angeführt worden. Wenn man nun annähme, daß irgend ein wahrhafter Adept ſich entſchloſſen habe, das Haupt der Kirche eines Beſſeren zu belehren, um deſſen Zorn von ſeinen Zunftgenoſſen abzuwenden, ſo möchte eine ſolche Annahme der Wieglebſchen gegenüber wol beſtehen können. Ein Widerruf konnte ihm in keinem Falle zugemuthet werden, das wäre gegen die päpſtliche Infallibilität geweſen; aber wenn auch nur erlangt werden konnte, daß Johannes ſeinem Strafgeſetze nicht durch geſchärfte Dekrete Nachdruck gab, ſondern die Sache auf ſich beruhen ließ, ſo wäre damit ſchon viel gewonnen und der Vortheil mit zweihundert Projektionen, oder ſoviel Tinktur dazu erforderlich iſt, nicht zu theuer erkauft worden.

In den erſten Jahren ward jene Bulle allerdings ſtreng genug befolgt, ſtrenger vielleicht nirgend als in Deutſchland. Heinrich Eckſtorm erzählt in ſeiner Chronik des Kloſters zu Walkenried, S. 126., daß daſelbſt im Jahre 1318 ein Mönch, Namens Adolph Meutha, aus Gifhorn gebürtig, der Alchemie mit großem Eifer ſich ergeben habe, von ſeinen Kloſterbrüdern aber ſo bitter verfolgt worden ſey, daß er nach Amelungborn flüchten mußte. Auch dort verſcheucht, ſey er nach Lockum entwichen, daſelbſt aber plötzlichen Todes verblichen. Der Unglückliche ward ein Opfer des erſten Eindrucks, den die Bulle hervorbrachte. Dagegen findet man, daß ſie nach einem Jahrzehend ſchon nicht mehr beachtet ward und Geiſtliche wie Laien der hermetiſchen Kunſt ungeſcheut oblagen. Eine ſolche Nachſicht muß bei der Konſequenz des hierarchiſchen Syſtems auffallen; ſie beweiſet wenigſtens, daß man die Sache von oben her nicht weiter angeregt habe, und das ließe wol eine Sinnesänderung des

Haupts der Kirche voraussetzen, an welcher man allerdings mehrseitig arbeitete, wie das Folgende zeigen wird.

In Frankreich, gleichsam unter den Augen des Papstes, war man gar nicht eifrig, seine Bulle zu befolgen und den Alchemisten Leid zu thun. Philipp der Schöne war immer ohne Geld, und würde jeden Adepten in Schutz genommen haben, wenn sich nur einer hätte finden wollen. In den nächsten Jahren nach dem Erscheinen der Bulle verspottete sie ein witziger Franzose, indem er auf die Alchemie ein Lobgedicht schrieb. Es war Jean de Meun, den Andere Jean de Mehun oder auch Jean de Meung Clopinell schreiben, ein Edelmann, welcher in Paris am Hofe Philipp's lebte, wonach man glauben darf, daß er die Ansicht des Hofes ausgesprochen habe. Von einem älteren Dichter, Guillaume de Loris, hatte man einen beliebten Roman de la Rose, welchen de Meun im Jahre 1320 umarbeitete und neu herausgab. In diesen schaltete er 1800 Verse ein, welche in zwei Abtheilungen das Lob der Alchemie besingen. Die erste Abtheilung führt die Ueberschrift: Les remontrances de Nature à l'Alchimiste errant, Warnung der Natur für den irrenden Alchemisten, die andere aber gibt die Réponse de l'Alchimiste à Nature, Antwort des Alchemisten an die Natur. Dieser berühmte Roman beschäftigte vielleicht dem päpstlichen Verbot zum Hohne das Publikum nur um so lebhafter. Er ward verschlungen, lange durch Abschriften vervielfältigt, auch späterhin oft wiederholt im Druck herausgegeben, wie denn noch im Jahre 1735 zu Paris eine Ausgabe in drei Bänden erschien. Eine deutsche Uebersetzung des Gedichts findet sich abgedruckt in des Joh. de Fontina Vier nützlichen chymischen Traktätlein, Halle, 1612, 8.

Man dürfte vielleicht muthmaßen, Jean de Meun habe die Alchemie nur als einen Gegenstand des Scherzes und der Laune behandelt, wol gar verspottet; aber dem ist nicht also. Er stellt sie im Gegentheile als ein ehrwürdiges My-

ſterium dar, und die Idee eines fein verdeckten Spottes iſt ihm vollends gar nicht beizumeſſen, wenn man erwägt, daß er in einer anderen Schrift ſelbſt als Alchemiſt auftrat, ohne von einem kirchlichen Verbot Notiz zu nehmen. Er ſchrieb nach dem Roman der Roſe lateiniſch ein Speculum Alchymiae. Davon wurde eine franzöſiſche Ueberſetzung unter der Ueberſchrift: Le Miroir d'Alchimie de Jean de Meun, in den Divers Traités, traduits en François, Lyon, 1557, 8., N. 3., abgedruckt. Eine franzöſiſche Ausgabe erſchien zu Paris, 1613, 8., eine deutſche Ueberſetzung unter dem Titel: Spiegel der Alchymie des vortrefflichen Philoſophen Johann von Mehun, aus dem Lateiniſch-Franzöſiſchen u. ſ. w., Ballenſtädt und Bernburg, 1771, 8.

John Daſtyn, Johannes Dastinus, auch Daustenius, und Jean Daustein franzöſiſch geſchrieben, wird von Baläus unter den britanniſchen Alchemiſten aufgeführt. Nach Borelli Bibliotheca chemica, p. 73., ſoll Daſtyn in geiſtlichen Würden hoch geſtiegen und Kardinal geworden ſeyn, auch den Titel S. Adrian geführt haben; jedoch hat Lenglet du Fresnoy ihn vergebens in den Verzeichniſſen der Prälaten geſucht, demzufolge ihm jene Nachricht auf einem Mißverſtändniß zu beruhen ſcheint. Nun kommt freilich ein Kardinal Adrian vor, nämlich Adrianus Castellensis de Corneto, Biſchof von Herford, welcher 1503 Kardinal ward, ſich aber in eine Verſchwörung gegen Papſt Leo X. einließ, und zur Strafe nicht allein der Kardinalswürde verluſtig erklärt, ſondern auch aus der Liſte der Prälaten geſtrichen wurde, weshalb ihn du Fresnoy da nicht finden konnte; indeſſen kann der Kardinal von 1503 Derſelbe nicht ſeyn, welchen Baläus 1555 als einen alten, wenig bekannten Alchemiſten ſeiner Nation anführt. Des Letzteren Zeitalter wird vielmehr ganz anders bezeichnet durch die Nachricht, welche Borel an demſelben Orte mittheilt, daß John Daſtyn unter anderem ein Sendſchreiben über die hermetiſche Kunſt an den

Papſt Johannes XXII. gerichtet habe, um deſſen Zorn gegen die Alchemiſten zu beſänftigen, wonach Lenglet du Fresnoy den Daſtyn in das Jahr 1316 ſetzt. Außerdem deutet St. Adrian auf einen Heiligen; der heilige Adrian war aber kein Biſchof, ſondern ein General des Maximianus. Die Vermuthung eines obwaltenden Mißverſtändniſſes wird noch wahrſcheinlicher, wenn man erwägt, daß der Titel Kardinal in den älteren Zeiten der chriſtlichen Kirche nur den Oberpfarrer einer Kardinalkirche, d. h. einer Hauptkirche, anzeigte. Wenn daher etwa Borel irgendwo gefunden hat: Joh. Dastinus, Cardinalis S. Adrian., ſo wäre nach einer richtigeren Ueberſetzung John Daſtyn Pfarrer an einer engliſchen St. Adriankirche geweſen.

Ob John Daſtyn Derjenige ſey, dem es gelang, dem Papſte von Alchemie und Alchemiſten eine beſſere Meinung beizubringen, iſt nicht auszumitteln, da das von Borel angeführte Sendſchreiben weder abgedruckt iſt, noch in den Verzeichniſſen der Handſchriften vorkommt. Wir haben außerdem von demſelben Verfaſſer drei alchemiſtiſche Schriften; aber die wißbegierigen Leſer beklagen ſich über ſeinen dunkeln Vortrag, woraus wenigſtens ſoviel hervorgeht, daß er die Offenheit, mit welcher er vielleicht den heiligen Vater aufklärte, uns übrigen Menſchen angedeihen zu laſſen nicht für gut gefunden habe. Wir müſſen uns alſo beſcheiden an dem genügen laſſen, was folgende Schriften lehren:

1) Visio de Lapide philosophico, Traumgeſicht vom Steine der Weiſen. Der Titel erinnert an die Viſion des Arisläus. Nach einer Anmerkung des engliſchen Literators Elias Aſhmole, welcher die Viſion unter der Ueberſchrift: Dreame of J. Dastyn, engliſch in ſeinem Theatrum chemicum britannicum, (Londini, 1652, 4.,) N. 6., abdrucken ließ, iſt dieſe Schrift vom Jahre 1311, mithin ſechs Jahre älter als die Bulle Spondent, wodurch zugleich erwieſen iſt, daß Daſtyn ein Zeitgenoſſe Johann's XXII. war. Lateiniſch iſt die Visio abgedruckt

in Joh. Rhenani Harmonia imperscrutabilis, Decad. II. N. 7.

2) Rosarium correctius, arcanum philosophorum secretissimum comprehendens, Berichtigter Rosengarten, enthaltend das tiefste Geheimniß der Weisen, ſonſt auch kurz Rosarium Daustenii genannt, iſt lateiniſch abgedruckt in den von Combach herausgegebenen Tractatus aliquot chymici singulares, Geismariae, 1647, 8., N. 4., auch in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. II. N. 88. Eine deutſche Ueberſetzung findet ſich in dem Alchymiſtiſchen Siebengeſtirn, Hamburg, 1675 und 1679, 8., N. 5.

3) Speculum Philosophiae, Spiegel der Weisheit; wovon eine Handſchrift in der Bodleyſchen Bibliothek zu Oxford aufbewahrt wird. Vgl. Alb. Fabricii Biblioth. lat. II. p. 40.

Raimund Lullus, lateiniſch Raimundus Lullius, ſpaniſch Ramondo Lullo genannt, iſt unſtreitig der berühmteſte Alchemiſt dieſes Jahrhundertes. Sein Ruf verbreitete ſich ſchnell über ganz Europa, da man genügende Beweiſe zu haben glaubte, daß er Adept ſey. In ſeiner Geſchichte finden ſich Unrichtigkeiten und Widerſprüche, welche theils auf Irrthum, theils auf gefliſſentlichen Verhehlungen beruhen. Die hiſtoriſche Kritik hat ſie nach und nach berichtigt und aufgeklärt.

Wie der ſpaniſche Geſchichtſchreiber Vincentius Mutius in ſeiner Geſchichte von Majorka berichtet, ward auf dieſer Inſel Ramondo Lullo im Jahre 1235 geboren. Er ſtammte aus einer edeln Familie, diente in der Jugend unter den Truppen Jakob's I. von Aragonien, bekleidete dann eine Hofſtelle, und lebte nach der Weiſe der jungen Cavalleros bis zu ſeinem dreißigſten Jahre. Ein Pagenſtreich, den er in dieſem Alter noch verübt haben ſoll, wird als die Veranlaſſung angegeben, daß eine Dame ihn zurecht gewieſen und ſein Gemüth

in dem Maße erschüttert habe, daß er ein ganz anderer Mensch geworden sey. Lenglet du Fresnoy erzählt sorgfältig nach, wie der alte Jüngling die schöne Ambrosia de Castello lange mit Liebesbriefen und Botschaften behelligt, endlich sogar, als er ihr auf dem Kirchgange begegnet, in verliebter Wuth sie zu Pferde bis in die Kirche hinein verfolgt habe; wie sie dann ihm ein Rendez-vous bewilligt, zuerst ihn ermahnt, dann aber eine von Krebsgeschwüren zerstörte Brust ihm enthüllt und somit seine Leidenschaft für immer abgekühlt habe. Vergl. Histoire de la philosophie hermétique, Tom. I. pag. 145 — 150.

Ramondo widmete sich den Wissenschaften. Von den Mönchen auf dem Mont serrat lernte er das Lateinische und Arabische, studirte dann zu S. Jago de Compostella, später zu Montpellier, und bezog 1281, also im sechsundvierzigsten Jahre, die Universität zu Paris, erlangte daselbst die theologische Doktorwürde, und trat in den Orden der Minoriten. Sodann machte er gelehrte Reisen durch Frankreich, Deutschland und Italien, wo er 1293 in Neapel Arnald Bachuone kennen lernte und vielleicht dessen Unterricht genoß. Im Jahre 1300 reisete er nach dem Orient und besuchte namentlich Cypern, Palästina und Armenien, die morgenländischen Weisen zu befragen.

Nach seiner Rückkehr reisete und schrieb er in rastloser Thätigkeit für einen frommen Zweck, den er mit schwärmerischem Feuereifer zu erreichen strebte. Er wollte nämlich die Moslemim zum Christenthum bekehren. Zu diesem Ende bemühte er sich, in Rom und Paris arabische Lehranstalten zu errichten, um Missionare zu bilden. Nach manchen fruchtlosen Versuchen in dieser Angelegenheit ging er im Jahre 1306 selbst nach Afrika, predigte zu Bugia das Evangelium, ward aber festgenommen und einige Jahre gefangen gehalten. Als man ihn endlich entließ, gab er sein Vornehmen doch nicht auf, ging 1315 wiederum als Bekehrer nach Algier, und von da nach Tunis, wo man ihn

steinigte. Halb todt ward er von christlichen Kaufleuten aufgehoben und nach Majorka zurückgebracht.

Vincentius Mutius beschließt damit Lullo's Lebenslauf, indem er berichtet, der fromme Mann habe 1315 seinen Eifer mit dem Leben bezahlt und die Märtyrerkrone erlangt. Diese hätte der spanische Historikus dem Landsmanne gern zugewendet, um einen Heiligen aus ihm zu machen. Dabei wäre die kirchlich verpönte Alchemie kein geringes Hinderniß gewesen, und darum will Mutius von Lullo's Alchemie nichts wissen, und bringt geflissentlich, was weiter von dessen Lebensumständen erzählt ward, in eine solche Verwirrung, daß alles unglaublich und erlogen scheinen mußte. Indessen hat man doch in der Folge dem Künstler auf die Finger gesehen. Olaus Borrich zieh ihn schon einiger historischen Unrichtigkeiten, und Morhof's Kritik hat vollends die Wahrheit aufgedeckt, indem er aus unzweifelhaften Quellen offenbar darlegte, wie sich die Sache eigentlich verhalten habe. Vergl. Epistola ad Langelottum etc., pag. 126. sq.

Es ist gewiß, daß Ramondo an den Folgen der Steinigung nicht starb. Vielmehr begann mit seiner Genesung ein neuer Abschnitt seines vielbewegten Lebens. Durch die erlittene Behandlung etwas erbittert, wollte er nunmehr die verstockten Barbaresken mit Feuer und Schwert zur Vernunft gebracht wissen. Aber die Zeit war vorbei, da man hätte mit Erfolg zum Kreuzzuge predigen können. Wenn er, wie man erzählt, die Könige von Spanien und Frankreich darum anging, so gab man ihm wol Recht; allein es fragte sich nur, wer die Kosten tragen solle. Da bemächtigte sich seiner ein großer Gedanke. Mit ebendemselben Eifer, wie er zuvor geschrieben und gepredigt hatte, widmete er sich nun der Alchemie, um Schätze Goldes herbeizuschaffen und mit voller Hand irgend einen Potentaten der Christenheit für seinen Zweck zu gewinnen.

Er hatte, wie er in seinem Kodicill, cap. 50., sagt, schon längst Kenntniß vom Steine der Weisen; nur fehlte es

ihm an der kunstmäßigen Ausarbeitung. Endlich erhielt er in Italien, wie er in seinem Testamente, auch in der Vorrede zur Praktik bekennt, einen Proceß, welchen Arnald von Villanova dem Könige Robert von Neapel unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hatte. Vergl. Arnald Bachuone, N. 13. Nach dieser Vorschrift gelang es ihm, wie er im Testamentum novissimum, cap. 14., erzählt, als er sich 1330 in Mailand aufhielt, das Magisterium vollständig auszuarbeiten. In Mailand ward er damals der Freund und Lehrer des Abts Cremer, welcher ihn beredete, mit ihm nach England zu kommen, um mit Eduard dem Dritten wegen des beabsichtigten Kreuzzuges einen Vertrag abzuschließen.

Ramondo folgte diesem Rufe, der, wie die Folge zeigt, von England ausgegangen war, blieb zwei Jahre in London, und machte, wie man sagt, dem Könige zur Ausprägung der Rosenobel sechzigtausend Pfund Gold aus Queckſilber, Zinn und Blei. In London schrieb er sein Testamentum novissimum, dessen Schluß also lautet: „Ich schreibe dieses durch die Kraft Gottes auf dem englischen Eiland in „der Kirche der heiligen Katharina zu London, dem Kastell „gegenüber, unweit der Kammer (ante cameram), unter „der Regierung des Königes Eduard von Gottes Gnaden, „in dessen Hände ich nach Gottes Willen dieses Testament „niederlege, im Jahre der Menschwerdung Eintausend dreihundert zweiunddreißig.“

Demnach lebte Ramondo im Jahre 1332 gewiß in England, und eben so gewiß ist nach seinen eigenen Worten, daß er im folgenden Jahre 1333 das Buch: De Mercuriis, in Italien geschrieben hat. Wo und wie lange er nachher noch gelebt habe, ist nicht bekannt geworden; nur stimmen alle Nachrichten darin überein, daß er im achtzigsten Jahre gestorben sey. Vergleicht man freilich damit das von Vincentius Mutius angegebene Jahr der Geburt 1235, so müßte Lullo an hundert Jahre alt geworden seyn; allein es ist sehr

wahrſcheinlich, daß Vincentius auch darin die Wahrheit umgangen hat. Um bis 1315 die achtzig Lebensjahre herauszubringen, hat er die Geburt um zwanzig Jahre zurückgeſetzt, und zu dem Behuf den Ramondo Lullo mit ſeinem Vater Ramondo konfundirt, welcher Officier und Hofbeamter war. Wenn man dagegen die achtzig Jahre von 1333 zurückzählt, ſo iſt Lullo 1253 geboren, und dann paßt die Anekdote von der ſchönen Ambroſia ungleich beſſer für einen Junker von dreizehn Jahren, indem ſeine Bekehrung in das Jahr 1266 geſetzt wird.

Mit dem vorgeblichen Todesjahre 1315 will Vincentius beweiſen, daß Lullo niemals nach England gekommen ſeyn, noch mit König Eduard III. verkehrt haben könne, weil dieſer damals erſt drei Jahre alt geweſen ſey. Folglich, ſchließt er weiter, hat Lullo in England kein Gold gemacht, und daß es anderswo geſchehen, wird nicht einmal behauptet; alſo iſt er kein Adept geweſen. Die geiſtlichen Schriftſteller ſtützten ſich ſpäterhin auf ſein Zeugniß, und vornehmlich wehrten die des Minoritenordens jeden Verdacht verbotener Künſte von ihrem berühmten Bruder ab. Sie leugnen ſogar, ganz konſequent, daß Lullo alchemiſtiſche Sachen geſchrieben habe. Die unter ſeinem Namen vorhandenen Schriften wollen ſie vielmehr einem getauften Juden, dem Raimundus de Terraga, zueignen, welcher auch dem nicht widerſprochen hat, weil er todt war. Vergl. Wadding Annales ordinis Minoritarum, T. III. Brucker Historia critica Philosophiae, T. IV. P. I. p. 13.

Hermann Conring ſtützte ſich auf ebendieſelbe Autorität, um die alchemiſtiſchen Leiſtungen des Lullo in Zweifel zu ziehen, und dieſem angeſehenen Führer folgten wieder andere Gegner der Alchemie. Olaus Borrich nahm in ſeinem Conspectus scriptorum chymicorum, p. 18., die herrſchend gewordenen Zweifel als begründet an, ſuchte aber die widerſtreitenden Angaben auf eine andere Weiſe zu vereinigen. Da Eduard III. notoriſch erſt 1326

zur Regierung gekommen ist, so meinte er die Begebenheit des Lullo in die Regierung Eduard's des Ersten, der 1307 starb, zurück versetzen zu müssen. Lenglet du Fresnoy läßt dagegen (Hist. I. p. 171.) den Adepten 1312, also unter der Regierung Eduard's des Zweiten, nach England gehen, damit er, wie kirchlich beliebt worden, 1315 gesteinigt werden könne. Morhof widerlegt aber Borrich's Meinung, und zugleich im voraus die des du Fresnoy, mit Cambden's Zeugnisse, daß vor Eduard's des Dritten Zeit keine Goldmünze in England geschlagen worden sey, weil man früher kein Gold dazu hatte. Ebenderselbe löste denn auch endlich den verworrenen Knäuel, indem er des Mutius Vorgeben aus Lullo's Schriften selbst berichtigte. Demungeachtet findet man ebendieselben falschen Angaben in neueren historischen Werken immer wiederholt.

Ramondo's Thun und Leiden bei seinem Aufenthalte in England wird folgendermaßen erzählt. Er ward vom Abt Cremer dem Könige Eduard III. vorgestellt und von diesem sehr gnädig aufgenommen. Sie kamen Beide überein, daß Lullus fünfzig- bis sechzigtausend Pfund Gold anfertigen, Eduard aber mit diesem Schatze Schiffe und Truppen zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen ausrüsten wolle. Handschlag und Fürstenwort besiegelten den Bund. Flugs und fröhlich nahm der Adept Quartier in Cremer's Abtei, und arbeitete rastlos, bis er seine Zusage erfüllt hatte. Allein es erging ihm nicht besser als weiland Morienes bei Sultan Kalid. Eduard bezeigte wenig Lust, sein Versprechen zu halten, welches er nur darum gegeben hatte, damit er Geld bekomme, um Frankreich zu bekriegen. Sein Wort löste er freilich, ließ das Empfangene in Goldstücken ausprägen, auf welchen Krieger und Schiffe abgebildet waren, und verhöhnte so den Adepten mit Ausrüstung einer gemünzten Flotte. Ramondo zürnte; allein, ohne Macht, wie er war, eilte er nur, der Willkür des Gewalthabers sich zu entziehen, floh auf einem Boote über den Kanal und rettete sich nach Italien.

Der vornehmſte Zeuge für dieſe Erzählung iſt der erwähnte Abt Cremer, ein grundehrlicher Mann, der das bittere Gefühl nicht bemeiſtern konnte, daß man ihn zum Werkzeug einer Intrigue gemißbraucht habe, wo er meinte, dem Glauben und der Kirche zu dienen. Er ſchreibt in ſeinem Teſtament: „Je mehr ich“ (über Alchemie) „las, deſto „mehr ward ich irre, bis ich endlich nach Italien mich begab, „wo ich die Bekanntſchaft des würdigen und gelehrten Rai„mundus machte. Unſer Umgang ward zur Freundſchaft, „und auf mein inſtändiges Bitten eröffnete er mir einen Theil „des Geheimniſſes. Auch kam er mit mir nach England, „und blieb zwei Jahre, in welcher Zeit wir das Werk wei„ter verfolgten. Ich ſtellte ihn dem Könige Eduard vor, „von welchem er mit gebührender Achtung und Güte aufge„nommen ward. Sie ſchloſſen einen Vertrag, nach wel„chem Raimund den König durch ſeine göttliche Kunſt berei„chern wollte, unter der Bedingung, daß der König in eig„ner Perſon gegen die Türken zu Felde ziehe und das Geld „dazu verwende. Aber ach! Der König hat ſein Wort ge„brochen! Voll Kummer darüber floh der fromme Mann „über das Meer. Das nagt mir noch am Herzen!“

Robertus Constantinus, welcher im Jahre 1545 einen Nomenclator insignium scriptorum ſchrieb, bezeugt darin Folgendes: „Ich habe mich bei den Engländern nach „dieſem Raimundus erkundigt, und da höre ich, daß der„ſelbe in der That geleiſtet hat, was er in ſeinen Schriften „verſpricht. Er hat in London auf des Königes Geheiß „wahres Gold gemacht. Man hat mir eine der Münzen „gezeigt, welche daraus geſchlagen worden ſind. Man „nennt ſie noch jetzt Raimunds-Nobel, und ſie ſind „von ſehr feinem Golde.“

William Cambden erzählt in ſeinen Reliquiis britannicis, welche 1575 geſchrieben ſind, daß jene engliſchen Roſenobel urſprünglich von Raimund Lull herrührten. Pater Gregorius von Touloufe ſagt ausdrücklich:

„Raimundus Lullius hat dem Könige Eduard von England „sechs Millionen in Gold übergeben, welche er selbst gemacht „hatte, damit einen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen.“ Ebendasselbe wiederholt Mundan 1684 in seinem Briefe an Dickinson: „Raimundus hat dem englischen Könige „Eduard zu dem heiligen Kriege sechs Millionen in Gold ge„geben, welches er in der St. Katharinenkirche unweit des „Tower in London gemacht hatte.“ Dieser Nachricht fügt Edmund Dickinson noch eine andere bei. Lullus sey der Westminsterabtei, worin er wohnte, kein undankbarer Gast gewesen; denn viele Jahre nachher habe man bei Reparatur des Zimmers, welches er bewohnt, ein Kästchen mit einem gewissen goldmachenden Pulver gefunden, von welchem der Baumeister, der es fand, einen guten Gewinn gehabt habe. Vergl. Edm. Dickinson De Chrysopoeia, auch Ersch und Gruber's Encyklopädie unter Alchemie.

Die genannten Rosenobel von Eduard dem Dritten sind Goldstücke von doppeltem Dukatengewicht. Sie führen im Avers ein Schiff, welches an der Seite mit einer Rose bezeichnet ist. In demselben sitzt auf einem Throne ein geharnischter Krieger, welcher in der Rechten ein gezogenes Schwert, in der Linken das vereinigte englische und französische Wappenschild hält. Umschrift: Edward D. Gr. R. Angl. et Franc. Dns Jb. Der Revers stellt eine Rose dar, um welche herum vier gekrönte Leoparden und vier Lilien zu sehen sind. In der Umschrift lieset man den Spruch aus dem Lukas: Jesus (IHS) autem transiens per medium illorum ibat. Das Schiff mit dem Krieger ist das Wappen der Stadt Paris. Alle Embleme des Gepräges stellen die Vereinigung Frankreich's mit England dar. Der König sprach damit den Vorsatz aus, Frankreich zu erobern, welches ihm näher am Herzen lag, als ein Kreuzzug gegen die Moslemim. Vgl. Petersburger Anmerkungen, 1731, St. 23.

Das Gold dieser Rosenobel hält 23 Karat 10 Grän, wonach der innere Werth auf 6½ Reichsthaler geschätzt wird.

Also hat Wiegleb sehr Unrecht, wenn er in seiner Histor.-krit. Untersuch. d. Alchemie, S. 220., vermuthen will, die Rosenobel möchten aus falschem Golde geschlagen worden seyn. Die Güte der noch häufig vorkommenden Rosenobel bezweifelt kein Münzkenner. Eine andere Frage ist aber, ob die Rosenobel des beschriebenen Gepräges wirklich aus Lullischem Golde geprägt sind, ob sie alle daraus geprägt sind, und wenn nicht, woher man sonst das Material genommen habe. Die Rosenobel müssen in großer Menge vorhanden gewesen seyn, das beweisen die oft vorkommenden Zahlungen in dieser Sorte, und doch hatte England damals noch kein Guinea, keine Goldbergwerke, keine Kolonieen, keinen Seehandel, und bezahlte die Waaren der Hansa mit Zinn. Aus welchen Goldquellen schöpfte also Eduard III., um die erste Goldmünze in England einzuführen, und womit bestritt er die Kosten des dreißigjährigen Krieges mit Frankreich?

Zu diesem Kriege traf Eduard 1333 die erste Vorbereitung, durch welche sein Gegner, Philipp von Valois, von dem beabsichtigten großen Kreuzzuge abgehalten wurde. Die eigentliche Rüstung geschah 1335 und der volle Ausbruch des Krieges folgte 1338. Er dauerte mit manchen Unterbrechungen bis 1360. Eduard führte 50000 Mann ins Feld, und zahlte vielen Bundesgenossen Subsidien, als z. B. dem Kaiser Ludwig 300000 Gülden, dem Herzog von Brabant 180000 Pfund Sterling, andere Summen dem Herzog von Lothringen, den Kurfürsten von Köln, Pfalz und Brandenburg, nahm auch viele Grafen mit ihren Truppen in seinen Sold. Wie und wovon der König diesen ungeheuren Aufwand bestritt, darüber finden wir manchen Aufschluß in A. Anderson's Geschichte des Handels, Th. II., als z. B.:

1) schrieb er 1335 drückende Steuern aus, S. 320. 336.;

2) borgte er 1338 gegen Verschreibungen die goldenen und silbernen Geräthe der Kirchen und Klöster, ließ Geld daraus

ſchlagen, und verkaufte die Edelſteine von dem Kirchengeräthe, S. 337.;

3) verſetzte er 1339 ſeine goldene Krone für 50000 Gülden, auch die der Königin und noch eine dritte, S. 342.;

4) borgte er 1340 Summen von 140000, 54000, 9600 und 6400 Goldgülden von fremden Kaufleuten, S. 344.;

5) borgte er 1344 von den engliſchen Biſchöfen und Aebten nach eines Jeden Vermögen und Einkommen Summen von 40 bis 300 Pfund Sterling, S. 355.;

6) zog er 1346 gezwungene Anleihen von Geiſtlichen und Weltlichen nach einer Schätzung ihres Vermögens von 300 bis 1000 Pfund Sterling, S. 367.;

7) borgte er 1347 von den Kirchengütern theils Geld, theils Wolle, die er in Flandern verkaufte, S. 372.

Da nun nach S. 319. den Goldſchmieden ſtreng verboten ward, Münzen einzuſchmelzen, er ſelbſt aber die aufgetriebenen Goldgefäße in Roſenobel verwandelte, ſo mußte deren Zahl wol hoch anwachſen, und die Beſtreitung der Kriegskoſten wird begreiflich. Die Hypotheſe, daß Eduard mit Lullo's Golde Frankreich bekriegt habe, fällt dabei in ſich zuſammen, und man darf höchſtens noch annehmen, daß die vorläufige Zurüſtung von 1333 bis 1335 durch ſolche Mittel gedeckt worden ſey.

Das iſt freilich ſchon ſehr viel, und hinreichend, Raimund Lullus als den erſten Adepten anzuerkennen, der ſeine Kunſt ins Große betrieben, wofür Cremer's achtendes, ſogar ehrerbietiges Zeugniß ſpricht. Man könnte fragen, warum Lullus mit ſeinem Plane ſich nicht an Philipp VI. von Frankreich gewendet habe, der die Abſicht, einen großen Kreuzzug zu unternehmen, 1332 ganz Europa bekannt machte; allein darauf iſt kein Zweifel zu begründen, weil er ſchon 1330 durch Vertrag an Eduard gebunden war, der den erzählten Umſtänden nach höchſt wahrſcheinlich den Abt Cremer nach Mailand geſandt hatte, um den Adepten für ſich zu ge-

winnen. Nach seiner Flucht aus England war an den französischen Kreuzzug nicht mehr zu denken, wenn auch der eben Getäuschte zu Philipp's gutem Willen Vertrauen gehabt hätte. Daß der Flüchtling seitdem verscholl, zeugt auch nicht gegen ihn; denn er hatte nun Ursache genug, im Verborgenen zu bleiben, und zwar am meisten dann, wenn seine Kunst bewährt war. Auch war sein Lebensziel erreicht, und da gestattete des Alters Schwäche keine neue Anstrengung.

Wichtige Zweifel, die man gegen Lullo's Kunst erhoben hat, wurden aus seinen Schriften gezogen. Es ist wahr, daß er in dem Buche: Ars magna, (Strasburger Ausgabe s. Werke, P. VIII. p. 453.) sagt: „Die Natur der Ele„mente hat ihre gewissen Gesetze, nach welchen keine Gat„tung sich in eine andere Gattung verwandeln läßt. In „diesem Punkte sind die Alchemisten übel daran (dolent), „und haben wol Ursache zu klagen (flendi).“ In dem Buche: De Mirabilibus, sagt er auch: „Die ganze Welt sagt „(orbis docet), daß das alchemistische Gold nur scheinbares „Gold ist.“ Wadding, Brucker und Wiegleb halten diese Aeußerungen für Raimund's wahre Meinung, und verwerfen darum diejenigen Schriften, worin er die Transmutation bekennt, als untergeschoben. Athanasius Kircher, in seinem Mundus subterraneus, P. XI. Sect. II. cap. 7., gibt zwar die Aechtheit von beiderlei Schriften zu, ist aber der Meinung, Lullus habe nur in seinen früheren Schriften die Metallveredlung vertheidigt, in den späteren dagegen seine Irrthümer eingestanden. Morhof hat davon das Gegentheil unwiderleglich dargethan. Es sind eben die letzten, die nach 1330 geschriebenen Werke, in welchen Lullus mit entschiedener Ueberzeugung von der Sache spricht. Dagegen hat er in den früheren nur philosophirt, und dabei war es leicht möglich, daß sein lebhafter Geist bald für, bald gegen die Sache wankend sich aussprach. Das frühere Bekennen der Zweifel mit jener Offenheit kann den späteren Widerruf derselben nicht verdächtigen, wol aber

als

als Bürge für die Wahrhaftigkeit der Ansicht gelten, welche der Greis an Grabes Rande kund gab.

Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß Lullus in diesen letzten Schriften so unglaubliche Erfolge mit einer solchen Bestimmtheit meldet, daß der Leser in Erstaunen gerathen, und die Alternative stellen muß, der Verfasser sey entweder der große Adept, oder der große Windbeutel gewesen, wofür ihn die eine oder die andere Partei erklärt. So ruft er z. B. in seinem Testament begeistert aus: Mare tingerem, si Mercurius esset! „Das Meer wollte ich in Gold verwandeln, wenn es Queckſilber wäre!“ Im Testamente beschreibt er die tingirende Kraft der vollständig ausgearbeiteten Tinktur mit folgenden Worten: „Nun wollen wir zur Projektion schreiten. Nimm von dieser köstlichen Medicin ein „Stückchen, so groß als eine Bohne. Wirf es auf tausend „Unzen Queckſilber, so wird dieses von der Medicin in ein „rothes Pulver verwandelt. Von diesem gibt man eine Unze „auf tausend Unzen Queckſilber, die davon in ein rothes „Pulver verwandelt werden. Davon wieder eine Unze auf „tausend Unzen Queckſilber geworfen, so wird alles zu Medicin. Derselben eine Unze wirf auf tausend Unzen neues „Queckſilber, so wird es ebenfalls zur Medicin. Von dieser letzteren Medicin wirf nochmals eine Unze auf tausend „Unzen Queckſilber, so wird es ganz in Gold verwandelt, „welches besser ist als Gold aus den Bergwerken.“

Wir wollen das Höchste annehmen, daß die bohnengroße Gabe Tinktur zwei Quentchen Gewicht habe, so gibt sie nach seiner Angabe bei der ersten Projektion eine Vermehrung von Viertausend, bei der zweiten vier Millionen, bei der dritten vier Milliarden, bei der vierten vier Billionen, und bei der fünften erzeugt sie viertausend Billionen mal so viel Gold, als ihr ursprüngliches Gewicht war, vorausgesetzt, daß die Masse bei der Veredlung keinen Abgang erleide, welches wenigstens bei der fünften Projektion seine Meinung zu seyn scheint, weil er ausdrücklich sagt: et hoc totum

convertitur in aurum melius quam quod minera peperit. Eine ſolche Wirkung bei ſolcher Vertheilung überſteigt alle unſere Begriffe von chemiſcher Kraft. Freilich ſagen die Alchemiſten, die Gährung verbreitende Kraft des Sauerteigs gehe noch viel weiter, ja: ins Unendliche. Wenn man nicht umhin kann, zwiſchen beiden Fällen einige Analogie anzuerkennen, ſo wird immer das Recht, ein Endurtheil zu fällen, der Zukunft anheimzuſtellen ſeyn.

Die Zahl der Lulliſchen Schriften wird überhaupt auf fünfhundert geſchätzt. Da er den größeren Theil ſeines Lebens nur reiſete und ſchrieb, weder ein Lehramt, noch ſonſt eines verwaltete, auch viele dieſer Schriften eigentlich nur Aufſätze genannt werden können, ſo erſcheint jene Zahl ſchon minder unglaublich; indeſſen mögen viele davon ihm untergeſchoben ſeyn. Von alchemiſtiſchen Schriften allein fand Morhof in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien ſechzig. Man hat mehre Sammlungen derſelben veranſtaltet, als z. B.: Opuscula chymica, Norimbergae, 1546, 4. Eine zweite Sammlung von ſieben Schriften erſchien zu Köln, 1566, 1573, und 1577, 8.; eine dritte zu Baſel, 1572, 8.; eine größere, aber vermiſchte Sammlung zu Strasburg, 1597, 1617, und 1651, 8.; und eine fünfte zu Frankfurt am Main, 1630, 8. Eine franzöſiſche Sammlung erſchien zu Paris, 1632, 12.; und eine deutſche unter dem Titel: Lullius redivivus, zu Nürnberg, 1703, 8. Folgende 25 Schriften werden allgemein für ächt gehalten:

1) Practica artis, Die ausübende Kunſt; beſonders herausgegeben zu Leiden, 1523, Fol.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. IV. N. 98., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 50.

2) De Secretis naturae sive Quinta Essentia, Libri II, Von den Geheimniſſen der Natur oder von der Quinteſſenz, zwei Bücher. Lateiniſche Ausgaben erſchienen zu Augsburg, 1518, 4.; zu Venedig, 1521, 4., und 1542, 8.; zu Strasburg, 1541, 8.;

zu Nürnberg, 1546, 4.; zu Köln, 1567, 8.; und zu Basel, 1572, 8.

3) Codicillus, seu Vademecum, auch Ars compendiosa genannt, ein alchemistisches Taschenbuch; lateinisch herausgegeben zu Köln, 1563 und 1572, 8., und zu Senlis, 1651, 8.; abgedruckt in Mangeti Bibl. chem., Tom. I. N. 58. Französische Uebersetzungen: Paris, 1612, 8., und 1627, 12.

4) Liber Mercuriorum, oder auch Lux Mercuriorum, Das Licht der beiden Merkure; lateinisch ausgegeben zu Köln, 1567, 8.; abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. I. N. 56.

5) Clavicula, quae apertorium dicitur, Kleiner Schlüssel, oder Aufschluß, Eröffnung; lateinisch herausgegeben zu Leyden, 1598 und 1602, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. III. N. 75., und in Mangeti Biblioth. chemica, T. I. N. 62. Eine französische Ausgabe erschien zu Paris, 1653 und 1658, 8.; eine deutsche zu Strasburg, 1581 und 1596, 8.; abgedruckt im Alchymistischen Siebengestirn, Hamburg, 1675 und 1697, 8., N. 3.

6) Praxis universalis magni operis, Gesammte Ausübung des großen Werkes; abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. II. N. 57.

7) Compendium animae transmutationis artis metallorum, Auszug des Wesentlichsten der Metallverwandlungkunst; in Form eines Briefes ad Rupertum Regem, an Robert, König von Schottland, kommt zweimal verschieden vor, wovon doch wol nur Einer ächt ist; lateinisch abgedruckt in Opuscula complura de Alchemia, Francofurti, 1550, 4., N. 5.; im Theatrum chemicum, Vol. IV. N. 99.; und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 52. und N. 59.

8) Liber de Alchymia; lateinisch herausgegeben zu Nürnberg, 1546, 8. Eine deutsche Uebersetzung von Brenz

unter dem Titel: Raimund Lullii Anweiſung in der güldenen Kunſt der Alchimey, (ohne Druckort,) 1611 und 1616, 8.

9) Magia naturalis, Natürliche Magie; lateiniſch herausgegeben zu Nürnberg, 1546, 4.; Köln, 1592, 8.

10) Secreta Secretorum Hermetis, Hermetiſche Hauptgeheimniſſe; mit Alvetanus und Thomas Aquinas herausgegeben zu Köln, 1592, 8.

11) Codicillus seu Cantilena, ad Regem Anglorum, Das alte Lied, an den König von England. Lateiniſche Ausgaben: Köln, 1553, 8., und Köln, 1576, 12. Abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 65.

12) Ars magna et ars parva, Große und kleine Kunſt; auch unter der Ueberſchrift: De intentione artis magnae, Vom Zwecke der großen Kunſt; kommt nach Lenglet du Fresnoy in Handſchriften vor.

13) Potestas divitiarum, cum expositione Testamenti Hermetis, Macht des Reichthums und Erläuterung des hermetiſchen Teſtaments; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 3., und in Mangeti Bibliotheca chem., T. I. N. 61.

14) Compendium artis magicae quoad compositionem Lapidis, Auszug der magiſchen Kunſt im Betreff der Zuſammenſetzung des Steines; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 4.

15) De lapide et oleo philosophorum, Vom Stein und Oel der Weiſen; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 5., und in Mangeti Bibl. chem., T. I. N. 64.

16) Modus accipiendi aurum potabile, Verfahren, das Trinkgold zu erhalten; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 6.

17) Compendium Alchymiae et naturalis Philosophiae, Auszug der Alchemie und Naturphiloſophie;

abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 7., und in Mangeti Biblioth. chem., T. I. N. 63.

18) Lapidarium, Steinbruch, (woraus der Stein der Weisen zu entnehmen); abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 8. Eine Nachahmung davon ist wol Pater Steiner's Kemnitz in Schröder's Alchym. Bibl., Bd. II.

19) De Tincturis metallorum, Von den Färbungen der Metalle; abgedruckt in Opuscula complura de Alchymia, Francofurti, 1550, 4., N. 8.

20) Experimentum, oder auch: De 24 experimentis totius naturae creatae, Lib. I., Erstes Buch der 24 Erfahrungen in der erschaffenen Natur; lateinisch herausgegeben zu Ulm, 1676, 4.; abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 57.

21) Epistola accurtationis, missa olim Roberto Regi, Brief von der Abkürzung des Werkes, an König Robert; abgedruckt in Mangeti Biblioth. chemica, T. I. N. 60.

22) Testamentum, duobus libris universam artem chymicam complectens, seu Theoria Lapidis, Testament, in zwei Büchern die gesammte Alchemie umfassend, oder Theorie des Steins der Weisen; lateinisch herausgegeben zu Köln, 1566, 1568, und 1573, 8.; zu Senlis, 1663, 8. Abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. IV. N. 98., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 49.

23) Elucidatio Testamenti, ad Regem Odoardum, Erläuterung des Testaments, an König Eduard; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 2., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 55.; deutsch im Alchymistischen Siebengestirn, N. 2.

24) Testamentum novissimum, (auch ultimum,) Neuestes Testament; herausgegeben zu Basel, 1572, 8.; abgedruckt in Artis auriferae Vol. III. N. 1., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 53.

25) Practica Testamenti novissimi, Ausübung des neueſten Teſtaments; abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 54.

John Cremer, Abt zu Weſtmünſter in London, hatte, wie er ſelbſt geſteht, dreißig Jahre vergeblich an der Bereitung des Steines der Weiſen gearbeitet, ward aber durch die widerſprechenden Anweiſungen der alchemiſtiſchen Schriftſteller, welchen er folgte, irre gemacht, und entſchloß ſich endlich, zu reiſen, um durch mündliche Anweiſung beſſer zum Ziele zu gelangen. Ramondo Lullo's Ruf zog ihn 1330 nach Italien, weil jener ſich damals in Mailand aufhielt. Wahrſcheinlich hatte er auch Auftrag von Eduard dem Dritten, Lullo nach England einzuladen, welcher ſchon früher ſowol mit Robert Bruce von Schottland (vergl. oben N. 7. und 21.) als mit Eduard III. (N. 11. und 23.) in Briefwechſel ſtand. Cremer ward Ramondo's vertrauter Freund, rühmt auch, daß jener ihm einen Theil des Geheimniſſes mitgetheilt habe. Vielleicht hoffte er in London das Ganze zu erlangen. Wenn ſchon aber Lullo in Cremer's Abtei Wohnung nahm, ſo läßt ſich doch vorausſetzen, daß ihm nicht genehm geweſen ſey, ſein Arkanum aus der Hand zu geben, bevor ſein Hauptzweck erreicht ſeyn würde, und die eilige Flucht des Getäuſchten, die Cremer in der angeführten Stelle ſo ſchmerzlich beklagt, läßt wol vermuthen, daß der gute Abt ſich an jenem Theile genügen laſſen mußte. Die Ehrfurcht, mit welcher er demungeachtet von Lullo ſpricht, und die Anklage des Königes, welche er in ſeinem Schreibpult niederlegte, ſind die beſten Zeugniſſe für ſeinen Freund ſowol als für ſeine eigne Aufrichtigkeit.

Jenes wichtige Zeugniß iſt der Hauptinhalt der einzigen alchemiſtiſchen Schrift, welche Cremer, nach ſeines Lehrers Weiſe, unter dem Titel; Cremeri, Abbatis Westmonasteriensis, Testamentum, Teſtament Cremer's, Abts zu Weſtmünſter, hinterließ. Die oft gerügte Dunkelheit dieſer Schrift kann unter den gemeldeten Umſtänden nicht auf-

fallen; denn niemand vermacht ſeinen Erben mehr als er hat. Handſchriften ſeines Teſtamentes kommen in engliſchen Bibliotheken vor. Abgedruckt iſt es in Michael Mayer's Tripus aureus, Frankfurt a. M., 1618, 4., N. 3., wie auch im Museum hermeticum renovatum, Francofurti, 1677, 4., N. 13. Ein Bildniß des Abts ſteht in El. Aſhmole's Theatrum chemicum britannicum bei N. 4.

Peter von Ferrara, Petrus Ferrariensis, Petrus Lombardus, oder auch Petrus Bonus genannt, war ein Zeitgenoſſe des Ramando Lullo, gebürtig von Ferrara. Er darf weder mit dem Kap. 4. aufgeführten Monachus Ferrariensis, noch mit dem Biſchof Petrus Lombardus de Novara verwechſelt werden. Petrus Bonus war nicht Geiſtlicher, ſondern Magiſter der freien Künſte, und wohnte zu Pola in Iſtrien, wo er nach ſeiner eigenen Angabe ſeine Margarita in den Jahren 1330 bis 1339 vollendete. Er gibt ſich als einen überzeugten Alchemiſten, geſteht aber zu, daß die Meiſterſchaft nicht durch menſchlichen Verſtand allein, nur durch die Gnade Gottes erlangt werde. Er vertheidigt die Alchemie eifrig gegen die Zweifler ſeiner Zeit, ſcheint aber von den Schriften Arnald's und Ramondo's, welche damals in Umlauf waren, wenig zu halten, behauptet vielmehr, daß Geber allein den rechten Weg gezeigt habe, geſellt ſich demnach zu den Arabiſten. Seine alchemiſtiſchen Schriften ſind:

1) Margarita pretiosa novella de thesauro ac pretiosissimo philosophorum lapide, Neue koſtbare Perle aus dem Schatze des Steines der Weiſen. Die erſte lateiniſche Ausgabe beſorgte Janus Lacinius zu Venedig, 1546, 8. Eine zweite Ausgabe erſchien zu Nürnberg, 1554, 4. Dieſelbe Schrift ward von dem Strasburgſchen Arzt Toxites unter dem Titel: Margarita pretiosissima seu Introductio in divinam Chemiae artem, zu Baſel, 1572, 4., herausgegeben, erſchien auch ſo zu Mömpelgard, 1602, 8., und zu Strasburg, 1608, 8. Mit noch anderen Ueberſchriften ward

ſie im Theatrum chemicum, Vol. V. N. 153., und in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. II. N. 68., abgedruckt.

2) De Secreto omnium secretorum Dei dono, Von dem allergrößten Geheimniß durch die Gnade Gottes. Dieſes Buch iſt vor der Perle geſchrieben, an deren Schluſſe der Verfaſſer das frühere Werk zwar erwähnt, aber nicht mehr als ſeiner Anſicht angemeſſen erkennt, weshalb er es unterdrücken wollte. Entweder war er von der Gnadenwahl zurückgekommen, oder er glaubte darin zu offen geſchrieben zu haben. Abgedruckt ward die Schrift in der 1572, 4., zu Baſel herausgekommenen neuen Ausgabe der Chymiſchen Kollektaneen des Jonas Lacinius. Vergl. Roger Bako, N. 5.

3) Epistola ad amicum de Alchymia, Sendſchreiben an einen Freund von der Alchemie; ebendaſelbſt abgedruckt.

4) Petri Ferrariensis Practica. Davon liegen Handſchriften in den Bibliotheken zu Grenoble und S. Omer. Vergl. Hänel's Catalogi librorum manuscriptorum, p. 165. 259.

Antonius von Abbatia, franzöſiſch Antoine de l'Abbaye, d. h. Anton von der Abtei, genannt, ſoll ein italiäniſcher Mönch geweſen ſeyn und bald nach Raimund Lullus gelebt haben. Letzteres iſt darum wahrſcheinlich, weil er Geber, Hortulanus, Arnald und Lullus, aber keinen Neueren citirt, wonach man ihn in die Zeit um 1350 ſetzen kann. Daß die Abtei, in welcher er lebte, nicht näher bezeichnet wird, mag ſeinen Grund darin haben, daß das kirchliche Verbot der Alchemie wenigſtens äußerlich reſpektirt werden mußte, wenn man auch der Bulle von Avignon in Italien wenig Folge gab, und ſelbſt Geiſtliche durch ſie von der liebgewonnenen Kunſt nicht abgehalten wurden. Ob etwa Abbatis Cella, d. h. Appenzell, zu verſtehen ſey, bleibt ungewiß. Pater Antonio hat nicht beſorgt, als Al-

chemiſt verfolgt zu werden, und muß in ſeinem Kloſter von Sinnverwandten umgeben geweſen ſeyn; denn wir haben von ihm Schriften, die er an ſeine Kloſterbrüder gerichtet hat, als:

Antonii de Abbatia Epistolae duae de Lapide, Zwei Schreiben vom Stein; mit den Schriften von Ed. Kelley und Johann von Tetzen deutſch herausgegeben in den Drei vortrefflichen Traktätlein, Hamburg, 1670, 12.; neue Auflagen, 1672, 12., und 1691, 8. Eine andere Ausgabe erſchien unter dem Titel: Des in der Chemie erfahrenen Mönchs de Abbatia Verwandlung der Metalle, oder richtiger Wegweiſer zum Licht der Natur. Frankfurt und München, 1759, 8.

Daß übrigens in Italien die Meinungen über die Wahrheit der Alchemie trotz Arnald und Lullus ſehr getheilt waren, wie ſchon aus der angeführten Apologie Peter's von Ferrara hervorgeht, beurkundet außerdem noch das von den Gegnern der Alchemie oft angeführte Urtheil des berühmten Dichters und Philoſophen Francesco Petrarca, geboren 1304, geſtorben 1374, welcher in ſeiner Oratio de avaritia vitanda die Alchemie geradezu Artem mentiendi et fallendi, eine Kunſt zu lügen und zu betrügen, nennt. Da er zu Avignon erzogen ward und ſeine Erziehung in die Zeit der Bulle Spondent fiel, ſo wird ſeine üble Meinung dadurch erklärbar.

Ottmar, Ottomarus, öfter Odomarus, von den Alchemiſten gewöhnlich Magister Odomarus genannt, gehört auch in die Jahre 1330 bis 1350. Er war Mönch in einem Kloſter zu Paris und arbeitete ſtark in der Alchemie. Man hat keine Nachricht, daß er deshalb verfolgt worden ſey. Die Stimmung, welche Jean de Meun unter Begünſtigung des Hofes erweckte, ſcheint dem päpſtlichen Verbot alle ſeine Kraft benommen zu haben, ſo daß auch die Kloſtergeiſtlichen fortfuhren, ohne Hehl am Stein der Weiſen zu arbeiten. Während man in Deutſchland noch vor dem Bannſtrahl zitterte, ward das verpönte Werk in

Frankreich ganz offenbar betrieben, wie denn eine Reihe französischer Alchemisten dieses Jahrhundert beschließt.

Meister Odomarus ist ein treuer Lehrer, der ohne Rückhalt sagt, was er meint, und wenn er das Rechte nicht meint, so ist das nicht seine Schuld. Er sucht den Stein der Weisen im Kochsalz, und erklärt sich darüber in seiner Praktik (Theatr. chem., Vol. III. p. 167.) also: „Die „Weisen sagen, daß die Salze wol zubereitet sind, wenn sie „wie Wachs fließen. — Nimm gemeines Salz, zehn Pfund, „fülle damit einen Tiegel und bedecke ihn mit einem eisernen „Deckel. Laß ihn in der Schmiede wol durchglühen, bis „er roth glühet und das Salz zu knistern aufhört. Nun „verstärke die Gluth vor dem Gebläse, so wird das Salz zum „Fließen kommen, als wenn es Silber wäre. — Dann „hast Du ein fixes Oel, ein wachsflüssiges Salz, auch den „philosophischen Merkurius, und endlich das gewünschte „Gold.“

Odomar hat weniger geschrieben als gearbeitet, denn jene Practica artis ist die einzige Schrift, welche man von ihm hat. Sie ward lateinisch abgedruckt in des Gratarolus Vera Alchymiae artisque metallicae Doctrina, Vol. II. N. 5., und im Theatrum chemicum, Vol. III. N. 58.

Johannes de Rupescissa, oder, wie er eigentlich hieß, Jean de Roquetaillade, ein Mönch vom Orden der Minoriten, lebte um 1350 in einem Kloster zu Aurillac in Auvergne. Daß er ein eifriger Alchemist war, würde man ihm wol nachgesehen haben; aber er schrieb auch über die Laster der Clerisei und tadelte selbst den Mißbrauch der päpstlichen Gewalt, weshalb Innocenz VI. ihn 1357 verhaften ließ. Einundzwanzig Jahre blieb er im Gefängniß, bis Urban VI. ihn 1378 wieder frei gab. Bald nachher starb er zu Ville franche bei Lyon.

Schwerlich hat man dem Büßenden, an welchem der ganze Priesterstand Rache nahm, alchemistische Arbeiten gestattet; aber das ist glaublich, daß er die lange, unfreiwil-

lige Muße zur Spekulation und zum Schreiben über Alchemie verwendet habe. In jedem Falle baute er seine Ansichten auf eine frühere Praxis. Als Praktiker wird er von den Alchemisten sehr hochgeschätzt und häufig citirt. Er selbst allegirt Geber's, Arnald's und Lullus Schriften. Sein Verfahren theilt er offen mit, bildet auch seine chemischen Oefen und Geräthe ab. Seine Terminologie nennt nur bekannte Namen, wiewol sein unsichtbarer Schwefel, sein Essig u. s. w. die nicht sind, welche man sonst unter denselben Namen versteht. Seine alchemistischen Schriften sind:

1) Liber de consideratione quintae essentiae rerum omnium, Von der richtigen Ansicht der Quintessenz aller Körper. Eine Handschrift davon liegt in der Bodleyschen Bibliothek zu Oxford. Abgedruckt ward die Schrift in Vera Alchymiae artisque metallicae Doctrina, (Basil., 1561, 8.) N. 9. Eine besondere lateinische Ausgabe erschien zu Basel, 1597, 8., eine französische zu Lyon, ohne Jahrzahl.

2) Liber Lucis, Buch des Lichts; lateinisch herausgegeben von Brockhusius zu Köln, 1579, 4., nachher zu Basel, 1598, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. III. N. 74., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. II. N. 70. Eine französische Ausgabe von Moulin erschien zu Paris, ohne Jahrzahl.

3) De confectione veri lapidis philosophorum, Von der Bereitung des wahren Steins der Weisen. Diese Schrift wird von Einigen für untergeschoben gehalten. Vergl. Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie, S. 488. Sie ward abgedruckt in Vera Alchymiae artisque metallicae Doctrina, Vol. II. N. 8.; im Theatrum chemicum, Tom. III. N. 70.; und in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. II. N. 69.

4) Coelum philosophorum, Himmel der Weisen; erinnert an des Osthanes Ἀστέρα ἄνω ἀστέρα κάτω, und handelt von den irdischen Planeten. Eine lateinische Aus-

gabe erſchien zu Paris, 1543, 8. Der Titel: Jo. de R. et aliorum Coelum phil., seu Secreta naturae, zeigt an, daß dieſe Schrift nicht von ihm ſelbſt herrührt, ſondern als ein Kommentar zu betrachten iſt.

5) De famulatu Philosophiae, Von der Bedienung des philoſophiſchen Werkes, und

6) Vademecum in tribulatione, ein alchemiſtiſches Noth- und Hülfbüchlein, ſind zweifelhaften Urſprungs und kommen nur handſchriftlich vor.

Richard Ortolan, Richardus Ortholanus, oder Richard Ortolain, lebte nach der Mitte dieſes Jahrhundertes in Paris, iſt aber der Perſönlichkeit nach unbekannt. Eine Anführung des Magistri Odomari, der demnach wol ſein Lehrer war, und die von ihm ſelbſt angegebene Jahrzahl ſeiner Schrift, 1358, beſtimmen ſein Zeitalter. Gmelin's Meinung, (Geſchichte d. Chemie, I. S. 60.) daß dieſer Ortolain mit Hortulanus, dem Verfaſſer des Kommentars über die ſmaragdene Tafel, eine und dieſelbe Perſon ſey, findet nach Obigem (vergl. Kap. 4.) nicht Statt; doch kann Ortolain ein Nachkomme des Hortulanus ſeyn. Er ſchrieb eine Practica Alchymiae, welche als eine neue Ausgabe der gleichnamigen Schrift des Odomarus zu betrachten iſt. Sie ward unter der Ueberſchrift: M. (ſoll wol Magistri bedeuten) Ortholani Practica Alchymiae, probata Parisiis Anno 1358, abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. IV. N. 135.

Nikolaus Flamellus, eigentlich Nicolas Flamel, hat in dieſer Reihe franzöſiſcher Alchemiſten den meiſten Ruf erlangt, weil er ihn verlangte und ſich ſelbſt als Adepten zu erkennen gab. Er ward 1330 zu Pontoise geboren, und lebte in Paris als Schreiber, das heißt, als Bücherkopiſt, dergleichen bis zum Aufkommen der Buchdruckerei eine Art von Zunft bildeten. Nebenbei beſchäftigte er ſich mit Mathematik und ſchönen Künſten.

Im Jahre 1357, so lautet die Erzählung, kaufte er um zwei Gülden eine Handschrift, welche auf Baumrinde geschrieben war. Die fremdartigen Schriftzeichen verstand er nicht; aber hineingezeichnete Bilder schienen theils alchemistische Geräthe und Operationen darzustellen, theils Geheimnisse hieroglyphisch anzudeuten. Nachdem er sich lange vergeblich bemüht hatte, die Schrift zu entziffern, reisete er im Jahre 1378 nach Spanien, um bei den dortigen Gelehrten Aufschluß zu erhalten.

Nach vielen vergeblichen Nachfragen fand er endlich in San Yago de Compostella einen gelehrten Arzt, der ein getaufter Jude, und als solcher im Stande war, die Schrift zu lesen. Es fand sich nun, daß sie von einem Juden Abraham herrühre, welcher seinen bedrückten Glaubensgenossen damit ein Manna in der Wüste spenden wollte, daß er ihnen die Bereitung des Steins der Weisen in einer nur unter den Juden bekannten Schrift mittheilte. Flamel verstand nun auch die Bilder des Rindenkodex. Dessen froh kehrte er 1379 nach Paris zurück, und schritt daselbst zur Ausarbeitung des beschriebenen Processes, der ihm so wol gelang, daß er nach drei Jahren seinen Zweck vollkommen erreichte. Am 17. Januar 1382 verwandelte er zum ersten Mal Quecksilber in Silber, und am 25. April desselben Jahres tingirte er zweimal dasselbe Metall in Gold.

Die Wiederholung der Projektion erwarb ihm ein Vermögen von anderthalb Millionen Livres. Dem ungeachtet wohnte er mit seiner Gattin Perronelle in einem kleinen Hause und lebte höchst einfach. Da sie ohne Kinder waren, so verwendeten sie den größten Theil ihres Vermögens zu milden Stiftungen. Flamel stiftete vierzehn Hospitäler, baute drei Kapellen von Grund aus neu und erneuerte sieben Kirchen. Zu der letzteren Zahl gehören die Kirchen des saintes Innocens, de Sainte Geneviève und de Saint Jean de la Boucherie, in welchen man bis in die neuere Zeit Inschriften, Bilder und Denkmale vorzeigte, welche an den from-

gabe erſchien zu Paris, 1543, 8. Der Titel: Jo. de R. et aliorum Coelum phil., seu Secreta naturae, zeigt an, daß dieſe Schrift nicht von ihm ſelbſt herrührt, ſondern als ein Kommentar zu betrachten iſt.

5) De famulatu Philosophiae, Von der Bedienung des philoſophiſchen Werkes, und

6) Vademecum in tribulatione, ein alchemiſtiſches Noth- und Hülfbüchlein, ſind zweifelhaften Urſprungs und kommen nur handſchriftlich vor.

Richard Ortolan, Richardus Ortholanus, oder Richard Ortolain, lebte nach der Mitte dieſes Jahrhundertes in Paris, iſt aber der Perſönlichkeit nach unbekannt. Eine Anführung des Magistri Odomari, der demnach wol ſein Lehrer war, und die von ihm ſelbſt angegebene Jahrzahl ſeiner Schrift, 1358, beſtimmen ſein Zeitalter. Gmelin's Meinung, (Geſchichte d. Chemie, I. S. 60.) daß dieſer Ortolain mit Hortulanus, dem Verfaſſer des Kommentars über die ſmaragdene Tafel, eine und dieſelbe Perſon ſey, findet nach Obigem (vergl. Kap. 4.) nicht Statt; doch kann Ortolain ein Nachkomme des Hortulanus ſeyn. Er ſchrieb eine Practica Alchymiae, welche als eine neue Ausgabe der gleichnamigen Schrift des Odomarus zu betrachten iſt. Sie ward unter der Ueberſchrift: M. (ſoll wol Magistri bedeuten) Ortholani Practica Alchymiae, probata Parisiis Anno 1358, abgedruckt im Theatrum chemicum, Vol. IV. N. 135.

Nikolaus Flamellus, eigentlich Nicolas Flamel, hat in dieſer Reihe franzöſiſcher Alchemiſten den meiſten Ruf erlangt, weil er ihn verlangte und ſich ſelbſt als Adepten zu erkennen gab. Er ward 1330 zu Pontoise geboren, und lebte in Paris als Schreiber, das heißt, als Bücherkopiſt, dergleichen bis zum Aufkommen der Buchdruckerei eine Art von Zunft bildeten. Nebenbei beſchäftigte er ſich mit Mathematik und ſchönen Künſten.

mögen der Juden erlangt. Als nun der König Philipp Auguſt alle Juden aus Frankreich verjagte, wobei ihnen nur kurze Friſt geſtellt wurde, ihre Angelegenheiten zu ordnen, habe Flamel dieſe Gelegenheit trefflich benutzt, ſich zu bereichern, indem er ein gütliches Abkommen zwiſchen Gläubigern und Schuldnern zu treffen hatte und von beiden Proviſionen zog. Sein großes Vermögen ſey daher aus ſchnödem Wucher erwachſen, und durch die milden Stiftungen habe er ſeine Schuld zu ſühnen vermeint. Wer den Zuſammenhang nicht kannte, habe den Erfolg nicht begreifen können, und ſo wäre die Meinung entſtanden, daß Flamel ein Souffleur ſey, welches Wort ebenſowol einen Rechtskonſulenten als einen Goldmacher bedeutet. Vergl. Gabriel Naudé Jugement de tout ce qui a été imprimé contre le Cardinal Mazarin, ou Le Mascurat, 1649, 4., Edit. I. p. 261. Edit. II. p. 340.

So plauſibel dieſe Erläuterung ſeyn mag, hält ſie doch die Prüfung der Kritik nicht aus. Die Jahrzahl des Mascurat zeigt, daß Naudé 250 Jahre nach Flamel's Zeit geſchrieben hat. Sonach hat er keinen Anſpruch auf das Vorrecht eines Zeitgenoſſen, ohne Bürgſchaft aufzutreten. Er hätte ſeine Quellen angeben müſſen, um Glauben zu verdienen. Das Wortſpiel, welches in dem Ausdrucke: Souffleur, liegt, indem der Mäkler Rath einbläſt, der Laborant aber mit dem Blaſebalge bläſt, wonach der Volkswitz beide Bläſer genannt hat, kann doch gewiß nicht für einen hiſtoriſchen Beweis angenommen werden. Die Hauptſache iſt aber, daß Naudé's Konjektur mit der Geſchichte der Judenverfolgungen ſchlecht übereinſtimmt. Wol wurden die Juden von Philipp Auguſt oder Philipp II. aus ganz Frankreich vertrieben, wofür ſeine chriſtlichen Unterthanen ihm das Kompliment machten, daß ſie ihn Deo datum nannten; allein das geſchah im Jahre 1181, mithin 210 Jahre vor der Zeit, da Flamel reich ward, deſſen Stiftungen in die Jahre 1393 bis 1397 fallen. Wollte man muthmaßen, Naudé habe nur im Namen des

Königes geirrt und eine ſpätere Judenverfolgung gemeint, ſo wird dadurch ſeine Sache nicht beſſer. Zum zweiten Male wurden die Juden von Karl dem Sechsten aus Frankreich vertrieben, und das geſchah 1406, alſo 8 bis 10 Jahre nach Flamel's Stiftungen, und zwei Jahre nach dem Datum ſeines Teſtaments, da er vielleicht ſchon todt war.

Demnach konnte Flamel von beiden Verfolgungen nicht profitiren, und Naudé's Anklage iſt eine grundloſe Verleumdung, für welche er Abbitte thun muß. Die Gegner der Alchemie haben ſie ihm freilich nachgeſagt, ohne zu prüfen, z. B. Wiegleb in ſeiner Hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung der Alchemie, S. 225. Wenn man dagegen erwägt, daß Flamel's Zeitgenoſſen in Paris feſt an ſeine Kunſt glaubten, wie die folgende Erzählung von Karl dem Sechsten außer Zweifel ſetzt; daß man lange nachher im Nachlaſſe ſeiner Erben noch Ueberreſte von ſeiner Tinktur gefunden hat, welche Thatſache durch die weiter unten vorkommende Geſchichte des unglücklichen Dubois beglaubigt wird; und daß der Reichthum des Bücherkopiſten noch immer ein ungelöſtes Räthſel bleibt: ſo verdient Borell Entſchuldigung, wenn er vielleicht auf der anderen Seite zu weit geht und mit allzugroßer Zuverſicht ſeinen Landsmann für einen ausgemachten Adepten erklärt. Vergl. Trésor de Recherches et Antiquités Gauloises et Françoises de Pierre Borel, à Paris, 1655, 4., p. 158.

Die alchemiſtiſchen Schriften Flamel's ſind minder ausgezeichnet durch deutliche Belehrung als durch eine neue Art räthſelhafter Verhüllung. Mag er nun, was unentſchieden bleibt, Adept ſeyn oder nicht, ſoviel iſt gewiß, daß er nicht ſchrieb, um das Geheimniß zu offenbaren. Wollte er vielleicht ſeines Namens Gedächtniß auch in der gelehrten Welt ſtiften, ſo hat er ſeinen Zweck erreicht. Sein Gewerbe kann leicht auf den Gedanken führen, daß er den beſten Gewinn von alchemiſtiſchen Handſchriften gehabt haben möge, die er reichen Liebhabern verkaufte, und daß er zu dieſem Zwecke viel-

mögen der Juden erlangt. Als nun der König Philipp Auguſt alle Juden aus Frankreich verjagte, wobei ihnen nur kurze Friſt geſtellt wurde, ihre Angelegenheiten zu ordnen, habe Flamel dieſe Gelegenheit trefflich benutzt, ſich zu bereichern, indem er ein gütliches Abkommen zwiſchen Gläubigern und Schuldnern zu treffen hatte und von beiden Proviſionen zog. Sein großes Vermögen ſey daher aus ſchnödem Wucher erwachſen, und durch die milden Stiftungen habe er ſeine Schuld zu ſühnen vermeint. Wer den Zuſammenhang nicht kannte, habe den Erfolg nicht begreifen können, und ſo wäre die Meinung entſtanden, daß Flamel ein Souffleur ſey, welches Wort ebenſowol einen Rechtskonſulenten als einen Goldmacher bedeutet. Vergl. Gabriel Naudé Jugement de tout ce qui a été imprimé contre le Cardinal Mazarin, ou Le Mascurat, 1649, 4., Edit. I. p. 261. Edit. II. p. 340.

So plauſibel dieſe Erläuterung ſeyn mag, hält ſie doch die Prüfung der Kritik nicht aus. Die Jahrzahl des Mascurat zeigt, daß Naudé 250 Jahre nach Flamel's Zeit geſchrieben hat. Sonach hat er keinen Anſpruch auf das Vorrecht eines Zeitgenoſſen, ohne Bürgſchaft aufzutreten. Er hätte ſeine Quellen angeben müſſen, um Glauben zu verdienen. Das Wortſpiel, welches in dem Ausdrucke: Souffleur, liegt, indem der Mäkler Rath einbläſt, der Laborant aber mit dem Blaſebalge bläſt, wonach der Volkswitz beide Bläſer genannt hat, kann doch gewiß nicht für einen hiſtoriſchen Beweis angenommen werden. Die Hauptſache iſt aber, daß Naudé's Konjektur mit der Geſchichte der Judenverfolgungen ſchlecht übereinſtimmt. Wol wurden die Juden von Philipp Auguſt oder Philipp II. aus ganz Frankreich vertrieben, wofür ſeine chriſtlichen Unterthanen ihm das Kompliment machten, daß ſie ihn Deo datum nannten; allein das geſchah im Jahre 1181, mithin 210 Jahre vor der Zeit, da Flamel reich ward, deſſen Stiftungen in die Jahre 1393 bis 1397 fallen. Wollte man muthmaßen, Naudé habe nur im Namen des

Auch findet man Abdrücke in Salmon Bibliothéque des philosophes chimiques, Tom. I. N. 3., und in der Bibliothéque von Richebourg, Tom. II. N. 4. Eine deutſche Ueberſetzung, unter der Ueberſchrift: Güldnes Kleinod der hieroglyphiſchen Figuren, findet ſich in der von Joh. Lange zu Hamburg, 1681, 8., herausgegebenen Sammlung von Flamel's chymiſchen Werken, N. 1. Dieſelbe ward auch ebenda, 1680, mit der Abhandlung des Abts Syneſius zuſammen herausgegeben.

2) Summarium philosophicum, Hauptinhalt der Philoſophie; ward urſprünglich in lateiniſchen Verſen geſchrieben, und ſo findet er ſich abgedruckt im Museum hermeticum reformatum et amplificatum, Francofurti, 1677 et 1678, 8., N. 5., wie auch in Mangeti Bibliotheca, Tom. II. N. 90. Eine franzöſiſche Ueberſetzung in Verſen, doppelt betitelt: Sommaire philosophique, autrement Le Roman de Flamel, ward mit Schriften von Bernhard Trevisanus zu Paris, 1561, 8., herausgegeben. Dieſelbe iſt abgedruckt in der Bibliothéque des philosophes chimistes von Richebourg, Vol. II. N. 5., auch mit dem Roman de la Rose, Paris, 1735, 8. Eine deutſche Ueberſetzung findet ſich in der Langeſchen Ausgabe von Flamel's chymiſchen Werken, Hamburg, 1681, 8., N. 3.

3) Le désir désiré, ou Trésor de la Philosophie de Niclas Flamel, dit autrement le Livre de six Paroles, Das ſehnliche Verlangen, oder: Schatz der Philoſophie, auch genannt: Das Buch der ſechs Worte; kommt in franzöſiſchen Privatbibliotheken in alten und neuen Handſchriften mit Figuren vor. Eine gedruckte Ausgabe erſchien zu Paris, 1629, 8.; ein Abdruck in der Bibliothéque von Richebourg, Vol. II. N. 6.; eine deutſche Ueberſetzung in der Langeſchen Sammlung von Flamel's chymiſchen Werken, N. 5.; auch eine beſondere deutſche Ausgabe ohne Druckort, 1669, 8.

4) Le grand éclaircissement de la Pierre philosophale, pour la transmutation de tous métaux, Große Erläuterung des Steines der Weisen, zur Verwandlung aller Metalle. Diese große Erläuterung, welche an den Grand Café de Paris erinnert, ist nur französische Uebersetzung eines Theiles vom Elucidarium des Christoph von Paris. Wenn Flamel sie wirklich ausgegeben hat, so erweckt ein solches Plagiat kein günstiges Vorurtheil für den Adepten. Sie wurde zu Paris, 1628, 8., im Druck herausgegeben. Eine deutsche Uebersetzung steht in der Langeschen Sammlung, N. 4.

5) Musique chimique, Chemische Musik; kommt in Handschriften vor, welche Borel in der Bibliotheca chemica und Lenglet du Fresnoy, III. p. 164., anführen.

6) Testamentum Flamelli, Flamel's letzter Wille; als Handschrift angeführt bei Borel und in der Bibliotheca chemica Rothscholziana, II. p. 78.

Auch Karl den Sechsten, König von Frankreich, zählt man endlich zu dieser Reihe französischer Alchemisten als Arrière-garde. Man erzählt, daß er durch das Gerücht auf Flamel's Kunst aufmerksam wurde. Der Requetenmeister Cramoisi erhielt Auftrag, nähere Nachricht einzuziehen. Er fand Flamel in seiner Hütte, als er mit seiner Gattin von irdenem Geschirr aß. Cramoisi erstattete Bericht, und die Nachforschung blieb ohne weitere Folgen. Dieses veranlaßte entgegengesetzte Meinungen. Die natürlichste wäre wol, daß die Beschreibung des ärmlichen Haushalts den König bestimmt habe, die Sache für ein leeres Stadtmährchen zu halten und zu vergessen. Diejenigen, welche glauben, daß Flamel durch Wucher reich geworden sey, vermuthen, er möge dem Kommissar einen Theil seiner Beute abgegeben und dadurch ihn zum Schweigen gebracht haben. Dagegen meinen die Gläubigen, der Adept habe dem Hofmann sein Geheimniß mitgetheilt, und dadurch den König zufrieden ge-

ſtellt, weil dieſer nun aus ebendemſelben Goldquell nach Belieben ſchöpfen konnte.

Beide Erklärungen ſind ohne hiſtoriſchen Grund; aber die letzte iſt in jedem Betracht die unwahrſcheinlichſte. Hätte Karl der Sechste das Geheimniß, Gold zu machen, erlernt, ſo wäre er nicht in Verſuchung gekommen, zu ſo ſchnöden Finanzoperationen zu greifen, als die Judenplünderung von 1406 und die öfter wiederholten Brandſchatzungen ſeiner eignen Städte waren. Ohne Zweifel wäre dann das Magiſterium als das köſtlichſte Regal bei der Krone Frankreich geblieben, und die Bourbons wären nicht in jene Schuldenlaſt verſunken, welche endlich die Revolution herbeiführte.

Dennoch ſoll Karl VI. ein Alchemiſt geweſen ſeyn. Man legt ihm ſogar eine Schrift bei, welche unter dem hochtönenden Titel: Oeuvre royal de Charles VI., Roi de France, mit Flamel's Schriften zu Paris, 1629, 8., gedruckt worden iſt. Dazu gehört ein ſtarker Glaube. Von 1393 bis 1422, da er ſtarb, machte ſein periodiſch wiederkehrender Wahnſinn ihn meiſtens unfähig zu regieren, wie überhaupt etwas zu denken. Es iſt bekannt, daß man ihn bei ſolchen Anfällen mit bunt gemahlten Spielkarten amuſirte. Da wäre denn wol möglich, daß man zuweilen zur Abwechſelung Flamel's alchemiſtiſche Hieroglyphen aufgelegt hätte, und darin mag Karl's Alchemie beſtanden haben. Der kunſterfahrne Flamel wird gern erbötig geweſen ſeyn, für ſeinen Herrn ein eigenes Bilderbuch, auch einen Text dazu zu liefern. Er kann das Oeuvre royal als ſein Eigenthum zurückfordern, und der Herausgeber von 1629 hatte wol die Abſicht, ihm ſein gutes Recht zu gewähren.

Siebentes Kapitel.

Alchemie des fünfzehnten Jahrhundertes.

Erste Hälfte.

Ein Nordlicht lodert in farbigen Strahlen an Deutschland's Horizont empor. Es war Basilius Valentinus, der zweimal starb, zuerst eines natürlichen, und dann noch eines gewaltsamen Todes, von welchem er jedoch wieder auferstanden ist. Nachdem er seine Tage in dunkler Verborgenheit gelebt hatte, hinterließ er Schriften, in welchen er seinen Namen nennt und sich zum Bruder des Benediktinerordens bekennt. Von seinen Lebensumständen ist nur das aus einigen Stellen zu ersehen, daß er vom Oberrhein gebürtig war, in der Jugend reisete, in den Niederlanden, in England, auch in Spanien war. Vergl. Triumphwagen des Antimonii, Ausgabe von Thölden, S. 34. 35. 161.; Ausgabe von Peträus, S. 317. 318.

In diesen Schriften lebte sein Geist ein höheres Leben fort, und bald ward er ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, ja: das Orakel der Alchemisten. Man hielt ihn höher als Geber, Arnald und Ramondo, und glaubte mit Zuversicht, daß er in die großen Mysterien der Alchemie eingeweiht gewesen sey. Seine Schriften gingen, durch Abschriften vervielfältigt, von Hand zu Hand, und doch wußte man nicht, woher die Originale gekommen waren. Kaiser Maximilian der Erste hielt noch im höheren Alter diese Frage für wichtig genug, um 1515 deshalb eine Untersuchung zu

orden den alchemiſtiſchen Bruder aus ebendemſelben Grunde verleugnet, aus welchem die Dominikaner und Minoriten ihre berühmten Männer vom Verdachte der Alchemie loszuſprechen ſuchten. Guden's Nachricht iſt nicht angefochten, vielmehr durch zwei ſpäter aufgefundene beſtätigt worden, ſo daß nunmehr das Daſeyn eines Benediktiners Baſilius Valentinus nicht mehr bezweifelt werden kann. Jedoch hat der verſuchte Mord des Namens die Folge gehabt, daß ſelbſt Neuere die alten Zweifel wiederholten, wie z. B. v. Murr in ſ. Geſchichte des ſogenannten Goldmachens, S. 3.

Weitere Nachrichten und Reliquien hat man im Petersklöſter nicht gefunden. Man darf vermuthen, daß Baſilius bei Lebzeiten nur als Arzt in Ruf geweſen ſey, und daß er ſeine alchemiſtiſchen Studien unter der Firma der Pharmazie betrieben habe. Viele Stellen ſeiner Schriften, beſonders ſeiner Vorrede zum „Großen Stein“, deuten jenes Verfahren an. Er erzählt, daß er die Quinteſſenz aller Körper ausgezogen habe, um einem ſteinkranken Bruder zu helfen. Endlich habe er die rechte, den großen Stein nämlich, gefunden, und dem Leidenden damit in wenig Tagen geholfen. Da die Arzneikunſt in jenen Zeiten häufig von Kloſtergeiſtlichen ausgeübt ward, die Aerzte aber faſt überall ihre Arzneien ſelbſt bereiteten, ſo gab es für die geiſtlichen Alchemiſten, welche dem kirchlichen Verbot nicht offenbar entgegentreten wollten, kein ſchicklicheres Inkognito als die mediciniſche Praxis, und wahrſcheinlich verdankt die Panacee des Goldes dieſer geiſtlichen Politik einen großen Theil ihres Rufes.

Unter ſolchen Umſtänden iſt glaublich, daß Baſilius ſeine Gedanken und Erfahrungen, ſo weit ſie Alchemie betrafen, nur dem verſchwiegenen Pergament anvertraut und ſeinen Oberen entzogen habe, wie auch begreiflich, daß ſeine Schriften nicht in die Kloſterbibliothek kamen, ſondern nur den vertrauteſten Freunden mitgetheilt wurden und von dieſen wieder in andere Hände übergingen. Daß dieſe ſtille Ueberlieferung ſo ſtatt gefunden habe, und zwar in Erfurt

ſelbſt, davon haben wir einen Beweis aus dem Ende deſſelben Jahrhundertes. Die Kirchenbibliothek zu Neuſtadt an der Aiſch bewahrt ein Manuſkript auf Pergament, welches die Aufſchrift führt: Magni Basilii Valentini Recepta, dat. Erfordiae Anno Domini 1498, ipso die Sanctorum Simonis et Judae Apostolorum. Es ſind nicht ärztliche, ſondern alchemiſtiſche Vorſchriften, zum Theil von Anderen nachgearbeitet und beſtätigt. So lieſet man unter dem erſten Proceſſe das Zeugniß: Habui, Jo. Casp. Thorer, Badens. Anno (15)25. Aus dieſem wichtigen Dokument iſt zu ſchließen, daß Baſilius Valentinus um 1498 in Erfurt als Alchemiſt ſchon bekannt, auch hochgeſchätzt war, wie das Beiwort Magnus bezeugt; daß er demnach wahrſcheinlich ſchon längſt verſtorben war, welches mit Guden's Angabe wol übereinſtimmt; daß endlich Derjenige, welcher die Recepte aufſchrieb, ſie nicht vom Baſilius ſelbſt, ſondern von einem Dritten erhielt, ſo wie ſie von ihm wieder an J. Kasp. Thorer übergingen, der ſie mit ſich nach Neuſtadt brachte. Vergl. G. M. Schnizer's Dritte Anzeige von der Kirchenbibliothek zu Neuſtadt an der Aiſch, 1784, 4., S. 29.

An dieſe Nachricht reiht ſich zur völligen Beſtätigung noch eine dritte, welche der glaubwürdige Verfaſſer der Edelgebohrenen Jungfrau Alchymia, S. 297., beibringt, daß er nämlich ſelbſt in einer alten Handſchrift, betitelt: Johannis Macarii, Monachi, Descriptio Lapidis Ignis, am Schluſſe folgende Stelle gefunden habe: „Dieſer Macarius iſt des „Fratris Basilii Valentini discipulus geweſen, den er dieſe „Kunſt gelehrt. Er, der Baſilius, hat gelebt 1386, hat „bei dreitauſend Menſchen von großen Krankheiten kurirt, „iſt 136 Jahr alt geweſen, hat auch noch länger gelebt und „ein ruhiges Alter gehabt.“ Es iſt ſehr zu bedauern, daß jener Anonymus, aus Beſorgniß, ſelbſt erkannt zu werden, den Fundort der Handſchrift nicht nachgewieſen hat; indeſſen möchte ſie ſich im Würtembergſchen wol noch finden laſſen.

Andere haben vermuthet, daß Basilius Valentinus in dem Kloster zu Walkenried am Harze gelebt habe. Zur Beglaubigung wird angeführt, daß der gothaische Burgemeister Dr. Waitz in jenem Klostergebäude noch ein unterirdisches Laboratorium mit allem Zubehör gefunden habe. Allein diese Vermuthung hat keinen Grund, weil das Kloster Walkenried nicht mit Benediktinern, sondern mit Cisterziensern besetzt war. Waitz'ens Fund beweiset nur, daß die Mönche zu Walkenried eifrige Alchemisten waren, aber, geschreckt durch Adolph Meutha's Schicksal, ihr Werk insgeheim unter der Erde betrieben, um keinen Anstoß zu geben. Vergl. Reyher Dissertatio de numis quibusdam ex chymico metallo factis, cap. 36. p. 128.

Den Namen des Großen hat Basilius Valentinus allerdings verdient, auch nach dem Urtheil Derer, welche in der Alchemie nichts Großes suchen. Die ungemein ausgebreiteten chemischen Kenntnisse, welche in seinen Schriften hervortreten, legen dar, wie ein großer Geist sich in jener frühen Periode selbstständig entwickelte. Der berühmte Hermann Boerhaave gibt dem Basil in seinen Elementen der Chemie das ehrenvolleste Zeugniß. Er nennt ihn einen Künstler, der in der Chemie hocherfahren gewesen, wie schon sein Triumphwagen des Antimoniums beweise, worin viele Erfindungen schon aufrichtig und bis ins Kleinste (ad amussim) beschrieben würden, welche man neuerlich für neugemacht ausgegeben habe. Noch ausführlicher rühmt Basil's chemische Verdienste Gmelin in s. Geschichte der Chemie, Th. I. S. 140 — 152.

Was die eigentliche Alchemie betrifft, so bekennt sich Basil in seinem letzten Testament (Rentersche Ausgabe, Th. II. S. 167.) ausdrücklich dazu, daß er den Stein der Weisen selbst bereitet habe. Ebenda, S. 254. und 255., erkennt er die Tinktur, das Aurum potabile, zugleich für eine wahre Universalmedicin. Die tingirende Kraft gibt er etwas verschieden an, doch lange nicht so hoch als Lullus. Nach

ſeinem letzten Teſtament tingirt Ein Theil des Pulvers zehn Theile Silber in Gold. Dagegen tingirt nach den Schlußreden Ein Theil des Steins dreißig Theile Silber oder Queckſilber. Die Zweifler haben ihn deshalb bezüchtigen wollen, er bleibe ſich in ſeinen Ausſagen nicht gleich, und verdiene ſchon darum keinen Glauben. Andere haben, ihn zu rechtfertigen, die Aechtheit der Schlußreden angegriffen, wozu doch kein triftiger Grund vorhanden iſt. Aber Anklage und Vertheidigung fallen beide weg; denn Baſil rechtfertigt ſich ſelbſt. Er erzählt ganz offen, daß ihm zu verſchiedenen Zeiten die Bereitung mehr oder weniger gelungen ſey, wobei denn freilich die Kraft des Produkts verſchieden ausfallen mußte. So ſagt er z. B. in denſelben Schlußreden, Tract. II. Cap. II., von einer Partikularveredlung: „Dies iſt mein „erſtes Stück geweſen, Gold und Silber zu machen“, und am Schluſſe: „Ich war der Anfänger, und habe große Mühe „gehabt, ehe ich etwas gelernt und zu Stande gebracht“.

Ueber das Material zur Bereitung der Tinktur läßt er ſeine Leſer freilich im Dunkeln, wiewol er das Verfahren ausführlich in zwölf Akten abhandelt. Soviel iſt aus der Vergleichung mehrer Stellen zu erſehen, daß er die edeln Metalle nicht als nothwendige Requiſite dazu gelten läßt, ſondern vielmehr im Gegentheile den unedeln Metallen im Gehalt an färbender Subſtanz, wie er meint, den Vorzug gibt. Viele Stellen laſſen ſich, was die metalliſche Zuthat betrifft, auf Kupfer und Eiſen deuten. In anderen Stellen zeigt er entſchiedene Vorliebe für das Antimonium, als deſſen Entdecker er füglich betrachtet werden kann, inſofern er den ſchon bekannten Körper nach ſeinem chemiſchen Verhalten und ärztlichen Gebrauche kennen lehrte. Darum haben viele ſeiner Anhänger und Verehrer vorzugweiſe im Spießglanze gearbeitet.

Am ſicherſten glaubten Andere das Rechte in den Buchſtabenräthſeln zu ergründen, welche Baſil in verſchiedener Form geſtellt hat. Das kürzere lautet: Visitando interiora terrae rectificandoque invenies occultum lapidem, ve-

ram medicinam. Wenn die Anfangsbuchſtaben der Worte zuſammen geleſen werden, ſo hat man das Wort Vitriolum. Ebendaſſelbe Wort wußte man auch aus dem Aenigma Basilii Valentini herauszuklauben, welches lateiniſch anfängt: Quinque (V) libros fecit divino Numine Moses etc. Vergl. v. Murr Literariſche Nachrichten, S. 83. In der Ueberſetzung der deutſchen Ausgaben, welche anfängt: Fünf Bücher hat uns zugericht u. ſ. w., iſt das freilich nicht zu finden; man büßt aber nichts dabei ein, weil das, was Baſil ſeinen benedeiten Vitriol, ein ſüßes, flüchtiges, ölartiges Weſen u. ſ. w. nennt, zuverläſſig kein gemeiner Vitriol iſt, weder vom Eiſen, noch vom Kupfer oder einem anderen Metall. Gleichwol haben gar Viele das Wort buchſtäblich nehmen und durch den armen Vitriol reich werden wollen.

Die Zahl der Schriften, welche dem Baſilius zugeſchrieben werden, iſt groß; aber viele davon ſind wahrſcheinlich von neueren Verfaſſern untergeſchoben worden. Dieſe Art von Pſeudonymität hat viel dazu beigetragen, die Exiſtenz des Baſilius zweifelhaft zu machen. Nach dem Werthe des Inhaltes, der Schreibart und anderen Kriterien mußte man erſt das Aechte vom Unächten ſichten. Die von den Meiſten als ächt anerkannten Schriften ſind auch nicht frei von vielen Varianten, Auslaſſungen und fremden Zuſätzen. Morhof verſichert in ſeinem Sendſchreiben, S. 133., daß in den gedruckten Ausgaben gar viele Stellen fehlen, welche doch in den Handſchriften der Wiener Bibliothek zu leſen ſind. Da dieſe Schriften zwei Jahrhunderte hindurch in Abſchriften vervielfältigt wurden, ehe man ſie im Drucke herausgab, ſo wird begreiflich, wie ſich nach und nach Fehler und Abweichungen einſchlichen. Da ſie ferner lateiniſch geſchrieben waren, zu Gunſten der deutſchen Alchemiſten aber deutſch ausgegeben wurden, ſo gab die Ueberſetzung noch mehr Gelegenheit zu Entſtellungen.

Baſil's Schriften ſind mehrmals geſammelt herausgegeben worden. Die einzige lateiniſche Ausgabe erſchien un-

ter dem Titel: Basilii Valentini Scripta chymica, Hamburgi, 1700, 8. Die erſte deutſche Sammlung erſchien unter dem Titel: Vier Traktätlein vom Stein der Weiſen, Frankfurt, 1625, 4. Vollſtändiger iſt die Sammlung von W. S. L. (Lange), unter dem Titel: Fratris Basilii Valentini, Benediktiner Ordens, Chymiſche Schriften alle, ſo viel derer vorhanden u. ſ. w., in zwei Theile verfaſſet, Hamburg, 1677, 8. Neue Auflagen: 1694, 8., und 1700, 8. Mehr berichtigt, aber nicht vollſtändiger, iſt die neue Ausgabe in drei Theilen, welche Benedikt Nikolaus Peträus veranſtaltete und mit einer hiſtoriſchen Vorrede begleitete. Sie erſchien zu Hamburg, 1717, 8., eine zweite Auflage 1740, 8. Die einzelnen Schriften ſind aber folgende:

1) De Magno Lapide antiquorum Sapientum, Vom großen Stein der alten Weiſen („der uhralten" heißt es in den deutſchen Ausgaben). Dieſe Schrift hat unter allen den größten Ruf bei den Alchemiſten und gilt für klaſſiſch. Sie iſt in zwölf Kapitel getheilt, welche Schlüſſel heißen, weshalb ſie auch unter dem Titel der zwölf Schlüſſel angeführt wird, woraus Einige irrig eine beſondere Schrift machen wollen. Die allegoriſchen Bilder zu jedem der Schlüſſel rühren nicht von Baſil, ſondern von den Abſchreibern her, welche ihn nach der von Flamel aufgebrachten franzöſiſchen Mode ausſchmückten. Die kaiſerliche Bibliothek zu Wien bewahrt mehre lateiniſche Handſchriften davon. Eine franzöſiſche Pariſer ſ. bei Hänel, p. 344. Lateiniſch ward die Schrift unter dem Titel: Practica Basilii Valentini, (woraus auch Manche eine beſondere Schrift machen) abgedruckt in (Maier's) Tripus aureus, Francofurti, 1618, 4., N. 1., auch in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. II. N. 96. Ein franzöſiſcher Abdruck findet ſich in der Bibliothéque des philosophes chimistes von Richebourg, Tom. III. N. 1. Eine deutſche Ausgabe, von Joh.

Thölden, erſchien zu Zerbſt, 1602, 8.; eine andere mit Bildern zu Strasburg, 1711, 8. Mit denſelben Bildern ſteht ſie auch in allen Hamburger Ausgaben obenan.

2) Currus triumphalis Antimonii, Siegeswagen des Antimoniums. Die erſte deutſche Ausgabe von Joh. Thölden erſchien zu Leipzig, 1604, 8.; andere zu Nürnberg, 1676, 1724, und 1752, 8.; und zu Frankfurt, 1770, 8.; und Abdrücke in den Hamburger Sammlungen, Th. I. Eine lateiniſche Ausgabe mit Anmerkungen von J. Fabre kam zu Toulouſe, 1646, 8., heraus; eine andere von Theodor Kerkring zu Amſterdam, 1671 und 1685, 12.

3) Tractatus de rebus naturalibus et supernaturalibus metallorum et mineralium, Von natürlichen und übernatürlichen Dingen, auch von der erſten Tinktur, Wurzel und Geiſt der Metalle. Deutſche Ausgaben von Joh. Thölden erſchienen zu Eisleben, 1603, 8., und Leipzig, 1611, 8.; deutſche Abdrücke in den Hamburger Sammlungen, Th. I. Eine lateiniſche Ausgabe erſchien zu Frankfurt, 1676, 8.; eine franzöſiſche von Israel (Révélation des mystères des teintures etc.) zu Paris, 1648, 8.; und eine engliſche Ueberſetzung von Caple (Of natural and supernatural things) zu London, 1671, 8. Dieſe Schrift iſt nicht mit N. 13. zu verwechſeln.

4) De Microcosmo, Von der Welt im Kleinen, oder auch Von der kleinen Welt des menſchlichen Leibes; deutſch herausgegeben von Joh. Thölden, Zerbſt, 1602, 8., auch Strasburg, 1681, 8.; deutſch abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. I. N. 3. Eine lateiniſche Ausgabe von Angelus erſchien zu Marburg, 1609, 8.

5) De occulta Philosophia, Von der verborgenen Weisheit; deutſch herausgegeben von Joh. Thöl-

den, Leipzig, 1603 und 1611, 8.; abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. I. N. 6.

6) Appendix magni lapidis antiquorum Sapientum, Anhang zum großen Steine der alten Weiſen; deutſch abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. I. N. 2.; lateiniſch in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. II. N. 98.

7) Prima materia lapidis philosophici, Von dem Uranfange des Steines der Weiſen; deutſch abgedruckt in Thölden's Sammlung von 1603; lateiniſch in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 97.

8) Opus praeclarum ad utrumque, quod pro testamento dedit filio suo adoptivo, Das Werk auf Beides, (Gold und Silber) welches er ſeinem angenommenen Sohne als Vermächtniß hinterließ. Wir wiſſen freilich nichts von dieſem Adoptivſohne, es müßte denn Bruder Makarius ſein. Ein lateiniſcher Abdruck ſteht im Theatrum chemicum, Vol. IV. N. 137. Eine deutſche Ausgabe erſchien zu Strasburg, 1651, 8.

9) Basilii Testamentum ultimum, Baſil's letztes Teſtament; lateiniſch herausgegeben von Georg Claramontanus (Hellberger) zu Jena, 1626, 8.; deutſch herausgegeben von Joh. Phil. Renter zu Strasburg, 1712, 8., und abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. II. N. 5.

10) Apocalypsis chemica, Offenbarung der verborgenen Handgriffe; wird von Manchen für untergeſchoben gehalten. Eine deutſche Ausgabe erſchien zu Erfurt, 1624, 8.; ein Abdruck in den Hamburger Sammlungen, Th. II. N. 4. Mit Unrecht werden der lateiniſche und der deutſche Titel hie und da als beſondere Schriften aufgeführt.

11) Conclusiones, Schlußreden; werden von Einigen für einen Auszug von einem neueren Verfaſſer gehalten.

Eine deutſche Ausgabe beſorgte Joh. Thölden, Leipzig, 1711, 8. Abgedruckt findet man ſie in den Hamburger Sammlungen, Th. II. N. 6.

12) Azoth Philosophorum, seu Aureliae occultae de materia Lapidis, Das Azoth der Weiſen, oder geheime Vorſchriften über die Subſtanz des Steines. Azot iſt ein Kunſtausdruck, welchen die Araber von den Griechen entlehnten. *Μυστήριον ἄζωτον*, ein entgürteltes, enthülltes Geheimniß, bedeutet ebendas wie Alchemia denudata der Neueren. Aurelia iſt von der bekannten Lex Aurelia der Römer hergenommen, bezieht ſich aber hier nicht auf den Prätor Aurelius, ſondern auf Aurum. Dieſes Wortſpiel bedeutet daher ein Geſetz der Goldkunſt. Viele halten dieſe Schrift für die Arbeit eines Paracelſiſten. Eine lateiniſche Ausgabe erſchien zu Frankfurt, 1613, 4.; ein lateiniſcher Abdruck im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 115. Eine franzöſiſche Ausgabe erſchien zu Paris, 1624', 8.; abgedruckt in der Bibliothéque von Richebourg, T. III. N. 2.

13) De Metallis, Vom Bergweſen; wird in Citaten gewöhnlich Metallurgie genannt. Dieſe Schrift berührt nur die Alchemie, und beſchreibt eigentlich das Berg- und Hüttenweſen damaliger Zeit, deſſen genaue Kenntniß Baſilius auch in anderen Schriften verräth. Eine deutſche Ueberſetzung findet man in den Hamburger Sammlungen, Th. II. N. 1. u. 2.

14) Via veritatis, Einziger Weg zur Wahrheit; wird von Vielen für untergeſchoben gehalten. Eine alte Handſchrift davon liegt in der Kloſterbibliothek zu Thurnſtein bei Crems. Eine deutſche Ueberſetzung von Fr. Rothſcholz erſchien zu Nürnberg, 1718, 8.

15) Haliographia, Von Zubereitung der Salze. Lateiniſche Ausgaben: Bononiae, 1612, 1644, 12.

16) Lux Naturae, Licht der Natur; wahrſcheinlich unächt; ward deutſch herausgegeben von Reichardt, Halle, 1608, 8.

17) De Macrocosmo, Von der großen Heimlichkeit der Welt und ihrer Arznei; iſt wol nur Nachahmung eines Baſilianers, und ſteht deutſch abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. I. N. 4.

18) Universale Mundi, Vom Univerſal der ganzen Welt; hat auch nur einen Baſilianer zum Verfaſſer, und ſteht in den Hamburger Sammlungen, Th. II. N. 3.

19) De Magisterio septem Planetarum, Von der Meiſterſchaft der ſieben Planeten; in deutſchen Reimen abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. I. N. 5.

20) Uebernatürliche, hochtheure Wunderarznei; abgedruckt in den Hamburger Sammlungen, Th. II. N. 5.

Zu dieſer Folge gehören als Anhang die Auszüge und Kommentare, welche gewiß nicht vom Baſilius herrühren, ſondern von älteren und neueren, zum Theil genannten Baſilianern, als:

1) Supplementum Fratris Basilii Valentini, Zugabe, ſeine Handgriffe vollends erklärend; in den Hamburger Ausgaben von W. S. L., Th. II. im Anhange, abgedruckt.

2) Gemma gemmarum, oder Erläuterung des Baſilius Valentinus, von Lorenz Meisner, von Eſchwege in Heſſen. Eisleben, 1608, 8.

3) Auslegung der Rhythmorum Basilii Valentini, von Konrad Schüler, (Rath in Stuttgard). Eisleben, 1608, 8.

4) Das Valete über die Arcana Basilii Valentini, von Hans Chriſtoph Reinhard. Halle in Sachſen, 1608, 8.

5) Commentarius in currum triumphalem Basilii Valentini, auctore Theodoro Kerkring. Amstelodami, 1665, 1671, 1685, 12.

6)

6) Aquila Thuringiae rediviva, oder kurzer Entwurf vom feuchten und trocknen Wege, wie auch vom Alkaheſt, von Jakob Waitz, (herzogl. Gothaiſchem Leibarzt). Gotha, 1683, 8. Neue Ausgabe, (von Lange,) Hamburg, 1685, 12.

7) Exercitatio in Basilii Valentini vitam, auctore Georg. Wolfg. Wedel. Jenae, 1704, 4. Eine deutſche Ueberſetzung hat Peträus in ſeiner Ausgabe der Schriften Baſ. Val. von 1717 nach der Vorrede abdrucken laſſen.

8) Basilius Valentinus redivivus, seu astrum rutilans alchymicum, d. i. Der wieder aufgelebte Baſilius Valentinus, oder hellglänzendes Geſtirn der Alchymie u. ſ. w., von Louis Guil*homme* de Knör. Leipzig, 1716, 8.

9) Frater Basilius Valentinus redivivus, herausgegeben von Joh. Georg Weitbrett. Zwei Theile. 1723, 8.

Johann von Tetzen, lateiniſch Johannes Ticinensis genannt, iſt ein Zeitgenoſſe des Baſilius. Dem deutſchen Namen nach würde man ihn für einen pommerſchen Edelmann, dem lateiniſchen nach für einen Italiäner oder Schweizer halten; er wird aber als ein böhmiſcher Mönch bezeichnet, und mag ſich vom Geburtorte, etwa Teſchen in Oberſchleſien, benannt haben. Er hat ſich als ein Dichter gezeigt, den die Muſe der Alchemie begeiſterte. Man hat von ihm ein Aenigma de Lapide in Proſa und ein lateiniſches Gedicht mit der Ueberſchrift: Processus de Lapide philosophorum. Letzteres beſteht in 141 Stanzen, oder 423 gereimten Verſen, wie folgende:

Lapis candens fit ex tribus.
Nulli datur, nisi quibus
Dei fit Spiramine,
Matris ventre quos beavit,
Hanc ad artem destinavit
Sacroque sancimine.

Die Handschrift des Gedichtes ist vom Jahre 1412. Nach derselben hat W. S. L., der Herausgeber der Schriften des Basilius Valentinus, Gedicht und Räthsel lateinisch und mit einer deutschen Uebersetzung sammt den Schriften von Antonius de Abbatia und Edward Kelley herausgegeben zu Hamburg, 1670, 8. Eine neue Auflage erschien ebendaselbst, 1691, 8.

Ein Mönch zu Oderberg in der Mittelmark soll im Jahre 1426 das Geheimniß besessen und eine schriftliche Anweisung in seinem Kloster hinterlassen haben. Diese bei Aufhebung der Klöster vorgefundene Handschrift hat Hans von Osten in der „Herzstärkung für Chymisten", Berlin, 1771, 8., bekannt gemacht. Um diese Zeit vermauerte auch ein Mönch zu Annaberg in Sachsen alchemistische Processe in seiner Zelle, die nachher Beuther fand. Vergl. Kunkel Laboratorium, S. 569.

In das erste Viertel dieses Jahrhundertes setzt man die niederländischen Alchemisten Isaak und Johann Isaak. Gewöhnlich werden sie unter den Namen Isaacus Hollandus und J. I. Hollandus angeführt, so daß man ihr Vaterland neben den Vornamen angibt, weil ihr Familienname ganz unbekannt geblieben ist. Eine sehr eingezogene Lebensweise mag diese Unbekanntheit möglich gemacht haben, da man doch ihre Schriften kennt. Aus diesen ersieht man nur soviel, daß Beide Vater und Sohn waren und zusammen arbeiteten. Ihr Zeitalter ist nur durch Schlüsse herausgebracht worden. Isaak der Vater citirt keinen neueren Schriftsteller, als Arnald von Villanova, beide Holländer werden aber von den Schriftstellern des sechzehnten Jahrhundertes angeführt, vornehmlich von Paracelsus, welcher ihre Schriften stellenweise abgeschrieben hat, ohne ihr Eigenthumsrecht einzugestehen, woraus zu schließen ist, daß ihre Schriften zu seiner Zeit erst anfingen verbreitet zu werden. Da man nun eines Theils voraussetzen darf, daß solitär lebende Gelehrte schwerlich mit der neuesten Literatur bekannt seyn konnten,

anderen Theils aber, daß die Schriften der unbekannt verlebten Verfaſſer erſt lange nach ihrem Tode bekannt werden konnten, ſo hat man von beiden Gründen Veranlaſſung genommen, die Hollande zwiſchen Arnald und Paracelſus in die Mitte zu ſetzen, d. h. in das Jahr 1425. In jedem Falle hat Torbern Bergmann Unrecht, wenn er ſie in den Anfang des ſiebzehnten Jahrhundertes ſetzen will, weil damals ihre Schriften erſt gedruckt wurden. Vergl. deſſen Historia Chemiae medii aevi, pag. 112.

Gewiß gehörten beide Hollande zu den ausgezeichneten Chemikern jener Zeit, und ſtehen noch jetzt in Achtung bei Denen, die alte Bücher leſen mögen. Boerhaave gibt ihnen nicht minder ein rühmliches Zeugniß als dem deutſchen Baſil. Der gründliche Boyle fand ſich bewogen, ihre Proceſſe nachzuarbeiten. Neuerlich ward des Vaters ehrenvoll von Kaſtner gedacht, welcher vermuthet, daß Iſaak's Tendenz geweſen ſey, das unedle Metall durch desoxydirende Behandlung mit Kolewaſſerſtoff in Subſtanzen von ungleichem Brennwerthe zu zerlegen. Vergl. Gewerbfreund, Bd. II. S. 171.

Beide, Vater und Sohn, beſchreiben die Transmutation mit einer Beſtimmtheit, welche nur ſelbſteigne Erfahrung geben könnte. Johann Iſaak's Tinktur iſt nach ſeinem Opus Saturni ſo kräftig, daß ſie, auf Eintauſend Theile Blei oder Silber im Fluſſe geworfen, daſſelbe noch überſättigt. Erſt dann, wenn von jenen tauſend Theilen einer auf zehn Theile neues Metall kommt, wird es zu Gold, zum beſten, was je auf Erden geſehen worden. Alſo haben ſie es nicht allein geſehen, ſondern gemacht, und oft gemacht, mit abgeänderten Verſuchen, nach Wage und Gewicht berechnet. Wollte man ihre Wahrhaftigkeit bezweifeln, ſo würde die Frage entſtehen, welche denkbare Urſache zwei Männer von Kenntniſſen, die nur für das Pult ſchrieben, zur Unwahrheit bewogen haben könne.

Zur Nachwelt haben ſie reden wollen, aber ohne Ehrgeiz. Sie wollen auch belehren, doch nur ſo weit, als ihnen gut dünkt. Ueber die Bereitung des Steines der Weiſen ſprechen ſie Beide nur mit großer Zurückhaltung, laſſen aber durchblicken, daß er aus Subſtanzen aller drei Reiche zuſammengeſetzt werde; denn in dem Buche vom dreifachen Elixir werden viererlei Steine namhaft gemacht, ein mineraliſcher, ein vegetabiliſcher, ein animaliſcher, und ein zuſammengeſetzter, welcher deutlich genug als das Produkt aus den drei anderen bezeichnet wird. In dieſer Anſicht und Angabe ſind ihnen viele der neueren Alchemiſten gefolgt, deren Wahrheitliebe zu vertrauen man viel weniger Urſache hat; allein dieſe Uebereinſtimmung kann ebenſowenig ein Vorurtheil gegen den eigentlichen Urheber begründen, als wenn ein Laſterhafter zur Beſchönigung ſich auf Bibelſtellen beruft.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Johann Iſaak ausübender Arzt geweſen ſey; denn weder Arnald noch ein anderer Alchemiſt vor ihm ſpricht ſo umſtändlich von der mediciniſchen Anwendung der Tinktur als Panacee. Im Opus Saturni ſagt er: „Dieſer Stein macht alle ausſätzigen Men„ſchen geſund, heilt die Peſt und alle anſteckenden Krank„heiten. Nehmet davon ſoviel als ein Weizenkorn, leget „es in guten Wein und gebet ihn dem Kranken zu trinken. „Alsbald wird er zum Herzen ziehen, durch alle Blutgefäße „ſtreichen und alle Säfte jagen. Der Kranke wird aus allen „Poren ſchwitzen, aber nicht davon ermatten, ſondern fro„her, ſtärker und leichter ſich fühlen; denn der Schweiß „währt nur ſo lange, bis alle böſen Säfte ausgetrieben ſind, „dann hört er auf. Des anderen Tages ſoll der Kranke wie„derum ſoviel als ein Weizenkorn in warm gemachtem Wei„ne nehmen und zu Stuhle gehen. Das wird nicht nach„laſſen, ſo lange er noch etwas Widriges im Leibe hat, aber „um ſo wohler wird ihm ſeyn. Nimmt er am dritten Tage „nochmals ſoviel in Wein, ſo wird das Herz geſtärkt. Man

„fühlt sich über die menschliche Natur erhoben, so leicht und „rührig sind die Glieder.“ Weiterhin empfiehlt er: „man „solle als Präservativ wöchentlich soviel als ein Weizenkorn „in Wein nehmen, so werde man immer gesund bleiben bis „an die letzte Stunde der von Gott bestimmten Lebenszeit“. Dies halten Andere für ein gefährliches Uebermaß.

Vater und Sohn, Beide haben Schriften hinterlassen. Meistens ist der Verfasser bestimmt angegeben, bei einigen aber muß er aus der Schreibart und den Ansichten errathen werden; und da Beide in dieser Hinsicht viel gemein haben, so werden solche Schriften bald dem Einen, bald dem Anderen zugeschrieben. Alle sollen ursprünglich holländisch geschrieben, später erst ins Lateinische und aus diesem in andere Sprachen übersetzt worden seyn. Von Handschriften in holländischer Sprache findet sich keine gewisse Nachricht, wonach noch zweifelhaft bleibt, ob die lateinischen nicht die Originale seyn möchten. Die meisten dieser Schriften finden sich in der Gesammtausgabe unter dem Titel: Isaaci et J. I. Hollandi Opera universalia et vegetabilia, sive de lapide philosophorum, Arnhem., 1617, 8. Eine neue Auflage erschien ebenda, 1670, 8. Mehre findet man deutsch in den „Curieusen und raren chymischen Operationen“, aus einem alten Autographo Manuscripto herausgegeben von R. H. C., Leipzig und Gardeleben, 1714, 8.

Isaak dem Vater werden zugeschrieben:

1) Opera mineralia, Mineralarbeiten, oder zwei Bücher vom Stein der Weisen. Eine lateinische Ausgabe von P. M. G. erschien zu Middelburg, 1600, 8.; ein Abdruck im Theatrum chemicum, Vol. III. N. 76.; eine deutsche Ausgabe zu Hamburg, 1716, 8.

2) Opera vegetabilia, Vegetabilische Arbeiten; dient dem vorhergehenden Traktat zur Erläuterung. Eine lateinische Ausgabe besorgte J. Harprecht, (Filius Sendivogii,) Amsterdam, 1659, 8. Eine deutsche Ausgabe

ſammt dem Opus Saturni erſchien zu Frankfurt a. M., 1667, 8.

3) De triplici ordine Elixiris, et Lapidis Theoria, Von den drei Ordnungen des Elixirs und Erklärung des Steines; ward mit N. 1. zuſammen lateiniſch herausgegeben zu Middelburg, 1600, 8.; mit Penoti Denar. medic. zuſammen zu Bern, 1608, 8.

4) De salibus et oleis metallorum, Von den Salzen und Oelen der Metalle. Eine lateiniſche Ausgabe erſchien ohne Angabe des Druckorts, 1604, 12. Eine deutſche Ueberſetzung ward mit drei anderen Schriften herausgegeben zu Budiſſin, 1677, 8.; abgedruckt mit G. E. Stahl's Chymie, Nürnberg, 1723, 4.

5) De Spiritu urinae, Vom Harngeiſt; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. VI. N. 204.

6) Secreta revelatio verae operationis manualis pro universali opere et lapide sapientum, sicut filio suo Joanni Isaaco Hollando e Flandria paterno animo fidelissimo manu tradidit, (Enthüllung der geheimen Handarbeit zum ganzen Werk des Steins der Weiſen, wie er ſie ſeinem Sohne Johann Iſaak aus Flandern mit väterlicher Treue übergeben); wird in Borelli Bibliotheca chemica aufgeführt.

Dagegen werden dem Sohne, Johann Iſaak, folgende Abhandlungen zugeſchrieben:

1) Opus Saturni, Die Arbeit der Schwärze (nicht etwa des Bleies); wurde mit Baſil's Triumphwagen des Antimons zuſammen herausgegeben von Joh. Thölden, Nürnberg, 1676, 8.

2) De lapide seu Elixir philosophico, Vom Stein oder Elixir der Weiſen. Eine lateiniſche Handſchrift beſaß Peträus. Siehe deſſen Vorrede zu Baſil's Schriften. Eine deutſche Ausgabe erſchien zu Frankfurt, 1669, 8.

Manus Philosophorum cum signaturis, Die Schreibart der Philosophen und ihre Zeichen. Eine deutsche Uebersetzung wurde mit dem Opus Saturni zusammen herausgegeben zu Frankfurt, 1667, 8.

4) Rariores operationes Chymiae, Absonderliche chemische Arbeiten; mit anderen Schriften deutsch abgedruckt in den „Curieusen und raren chymischen Operationen", Leipzig und Gardeleben, 1714, 8.

5) Fragmenta chemica de opere philosophico, Chemische Fragmente vom philosophischen Werke; lateinisch abgedruckt in (Combach's) Tractatus aliquot chymici singulares, Geismariae, 1647, 12., N. 2., und im Theatrum chemicum, Tom. II. N. 33.

In England hatte die Alchemie seit Cremer's Zeit wol nicht geruht, aber eine falsche Richtung genommen, indem man auf frühere Irrthümer zurückkam, Gold und Silber durch Legirung mit anderen Metallen zu vermehren suchte. Wahrscheinlich lernte man damals die vermischte Karatirung des Goldes mit Silber und Kupfer mißbrauchen, um hochgoldfarbige Kompositionen von geringem Gehalt darzustellen. Auch scheint in derselben Zeit die Versetzung des Silbers mit englischem Zinn zu einer sehr weißen und vom feinen Silber schwer zu unterscheidenden Komposition aufgekommen zu seyn. Die daraus entstandenen Mißbräuche bewogen König Heinrich den Vierten und das Parlament im Jahre 1404, durch ein Gesetz die Vermehrung des Goldes und Silbers streng zu verbieten. Die Uebertreter des Gesetzes sollten der Felonie schuldig seyn, d. h. als Hochverräther und Kapitalverbrecher angesehen werden. Vergl. A. Anderson Geschichte des Handels, Th. III. S. 27. Nach Morhof's Zeugniß (Epistola, p. 124.) ist jenes Gesetz in Poulton's Statuten englisch abgedruckt, lateinisch aber in des Aegidius Jacobus Lexicon Juris, und daraus in den Actis Eruditorum Lipsiensium de anno

1730, pag. 326. Wiegleb gebraucht dieſes Geſetz als Beweis für die Betrüglichkeit der Alchemie in ſeiner Hiſtor.-krit. Unterſuchung, S. 230., wiewol Morhof ſchon lange vor ihm gezeigt hatte, daß es nur mit Verfälſchungen, mit der eigentlichen Alchemie aber gar nichts zu ſchaffen habe.

In der Folge kehrten dieſelben Mißbräuche wieder unter der Regierung Heinrich's des Sechsten, 1423 bis 1461. Dieſer Fürſt war von Jugend auf ein Liebhaber geheimer Wiſſenſchaften, der Aſtrologie, der Magie, und der Alchemie. Dieſe Vorliebe ſpornte ihn z. B. an, in die Myſterien der Maſonry einzudringen, wie ſein Examen von 1436 beurkundet. Der Alchemie widmete er ſich zwar nicht ſelbſt; aber die allgemein verbreiteten Gerüchte, mehr noch vielleicht archivariſche Nachrichten von den Erfolgen des Raimund Lullus, erregten ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und machten ihn geneigt, die Alchemiſten zu begünſtigen. Dazu fand er um ſo mehr Veranlaſſung, als er theils in Frankreich unglücklich war und die von den Vorfahren eroberten Provinzen größtentheils wieder verlor, theils auch im Lande ſelbſt durch den Krieg der beiden Roſen mehr und mehr in Verlegenheit gerieth. Dabei wären ihm einige Goldmacher höchſt willkommen geweſen. Weit entfernt, ſie zu verfolgen, munterte er vielmehr in vier auf einander folgenden Verordnungen zur Alchemie auf. Alle Edeln, Doktoren, Profeſſoren und Geiſtliche wurden darin eingeladen, daß ſie ſich befleißigen möchten, den Stein der Weiſen zu erfinden, damit man Mittel gewinne, die Staatsſchulden zu bezahlen. Insbeſondere rechnete er auf die Prieſter, nicht allein wegen der guten Muße, ſondern aus einem beſonders namhaft gemachten Grunde. Da ſie ſo glücklich wären, Brod und Wein in Chriſti Leib und Blut zu verwandeln, ſo werde es ihnen ein Leichtes ſeyn, mit Gottes Hülfe Metall zu veredeln (transsubstantiare). Jene vier Verordnungen hat John Petty in ſeinem Buche: Fodinae regales, P. I. cap. 27., aufbewahrt. Morhof erfuhr in London, daß die Origi-

nale noch im Archiv vorhanden wären. Vergl. Epistola ad Langelottum, p. 125.

Dieſe Ordonnanzen brachten eine ſehr verſchiedenartige und nicht die beabſichtigte Wirkung hervor. Der Klerus betrachtete mit Unwillen Aeußerungen und Ausdrücke, welche die Myſterien der Religion, wo nicht zu verſpotten, doch auszuſetzen ſchienen. Die Kloſtergeiſtlichen waren demnach diejenigen nicht, welche ſich beeilten, einem Wunſche des Königes entgegenzukommen, welcher ohnedies die kirchlichen Satzungen unbeachtet ließ Es konnte jedoch nicht fehlen, daß weltliche Künſtler ſich einfanden, ihre Dienſte anzubieten und goldene Berge zu verheißen. Ob das die rechten waren, iſt ſehr zu bezweifeln; indeſſen ſcheint es, daß Heinrich mit ihnen kein ſehr rigoroſes Examen angeſtellt habe, und ſchon zufrieden geweſen ſey, wenn irgend etwas der Art wie Gold zum Vorſchein kam, um Geld daraus zu machen.

Im Jahre 1440 ertheilte er der Kompagnie Fàuceby, Kirkeby und Ragny ein Privilegium, Gold zu machen und nebenbei Lebenselixir zu verkaufen. Aehnliche Patente erhielten von ihm John Cobbe 1444, Thomas Trafford und Thomas Asheton 1446, Robert Bolton 1449, und John Mistledon in Verbindung mit drei Anderen 1452. Letztere hatten die Erlaubniß, in allen Metallen zu arbeiten, „weil ſie das Mittel gefunden hätten, allerlei unedle Me„talle in probehaltiges Gold oder Silber zu verwandeln“. Vergl. Henry History of Great Britain, Vol. V. cap. 4. Thom. Rymer Foedera, Conventiones, Literae etc., Vol. V. P. I. pag. 136. P. II. p. 40. 100. A. Anderſon Geſchichte des Handels, Th. III. S. 172. 186. 194.

Man fragt billig, was bei allem dem herausgekommen ſey. Das verlegene Stillſchweigen der engliſchen Geſchichte iſt eine halbe Antwort darauf. Das Ergebniß war falſches Gold und falſche Münze, die man mit den Stempeln der Roſenobel prägte und dann freundnachbarlich nach Frankreich ſpielte, wovon weiter unten bei Le Cor die Beweiſe vorkom-

men. Die Operation der Ephraimiten des siebenjährigen Krieges war demnach keine neue Erfindung. Die englischen Unterthanen scheint man mit jenen falschen Gold- und Silberstücken verschont zu haben; denn es findet sich keine Nachricht, daß man damals in England über Münzverfälschung gemurrt habe. Man hatte auch nicht nöthig, das zu wagen, da bei allem Kriegsverlust doch Calais, das Thor von Frankreich, immer noch in der Gewalt der englischen Truppen blieb.

Aber nicht blos in Frankreich wurde das heillose Produkt eingeschwärzt, sondern auch in Schottland, welches zur Folge hatte, daß das schottische Parlament im Jahre 1449 befahl, in allen schottischen Häfen und „vornehmlich „längs der englischen Gränze" zu wachen, damit kein falsches Gold- und Silbergeld eingebracht werde. Vgl. Anderson, Th. III. S. 187. Ebendasselbe Parlament beschloß im Jahre 1450 „aus verschiedenen Ursachen", das schottische Gold umzuprägen, und den neuen Goldstücken zwar gleiches Gewicht zu geben, als die englischen Nobel der Zeit hatten, den Nennwerth aber auf das Doppelte zu erhöhen, damit sie nicht im Gränzverkehr gegen die englischen ausgetauscht würden. Ebenso verfuhr man auch mit dem Silbergelde. Vgl. Anderson, Th. III. S. 192. f. Dieses will um so mehr sagen, wenn man erwägt, daß früherhin die schottischen Münzen in England als zu geringhaltig devalvirt worden waren. Vgl. Anderson, Th. II. S. 542. 569. Man muß es arg getrieben haben, da die schottische Regierung sich genöthigt sah, zu so auffallenden, allen Handel zerstörenden Maßregeln zu greifen, um das Machwerk der englischen Goldköche abzuwehren.

Es wäre wol interessant, dergleichen alchemistische Nobel von Heinrich VI. aufzufinden, um ihre Mischung zu untersuchen; allein es ist zu spät. Die falschen Nobel, soviel ihrer gewesen seyn mögen, sind vernichtet worden, so wie man sie erkannte, und nur die guten haben sich zum Theil erhalten. Der äußere Anschein muß sehr täuschend gewesen

ſeyn, bis man ſie zum Feuer brachte, ſonſt würde man in Schottland die Merkmale der unächten zur Warnung bekannt gemacht haben. Da Schottland kräftig abwehrte, ſo ſind die meiſten gewiß nach dem Kontinent ausgewandert. Da nun die Franzoſen immer willig waren, ihre Nachbaren, die guten Holländer, an ihrem Glücke Theil nehmen zu laſſen, ſo wird man nicht fehl gehen, die letzten Ueberreſte jener Nobleſſe in den Niederlanden aufzuſuchen. In der That finden wir bei den holländiſchen Chemikern den beſten Aufſchluß, woraus die falſchen Heinrichsnobel beſtanden haben mögen.

Nach Barchuyſen beſtand das berüchtigte Aurum sophisticum oder Truggold, welches zu ſeiner Zeit noch zu gegoſſenen Bildern verwendet wurde, aus einem Kupferamalgama, welches man nicht auf trockenem Wege, ſondern auf naſſem, und ſeiner Beſchreibung zufolge durch einen elektro-chemiſchen Proceß zuſammenſetzte. Man kochte Queckſilber mit der geſättigten Auflöſung des Kupfervitriols in eiſernen Töpfen. Während das Kupfer durch Eiſen reguliniſch gefällt wurde, löſte es ſich im Queckſilber auf und verdickte daſſelbe. Der entſtandene Quickbrei wurde mit Waſſer abgewaſchen, um die Oxyde zu entfernen, dann aber durch Leder gedrückt, um das überflüſſige Queckſilber abzuſondern. Das zurückbleibende Amalgama wurde zuſammengeſchmolzen und hatte dann eine goldgelbe Farbe. Es ließ ſich leicht ſchmelzen und in Formen gießen, auch nach dem Guſſe prägen, nahm beim Putzen einen ſchönen Goldglanz an, und beſaß, wenn nicht die Eigenſchwere des Goldes, doch eine größere als Silber und Blei. Nur in ſtarkem Feuer beſtand es nicht, da das Queckſilber verflog und verbranntes Kupfer zurückblieb. Vielleicht iſt es ebendaſſelbe Kunſtgold, deſſen Albertus Magnus gedenkt. Vergl. Jo. Conr. Barchusen Pyrosophia succincta, Iatrochymiam, rem metallicam et Chrysopoeiam breviter pervestigans, Lugduni Batavorum, 1698, 4., pag. 427.

Jaques Le Cor, auch Le Coeur oder Le Couar genannt, ſtand gegen die Mitte des Jahrhundertes in Frankreich im Rufe eines Alchemiſten, und nicht in beſſerem als jene engliſchen Laboranten. Er war Kaufmann zu Bourges, hatte durch glückliche Spekulationen ſeine Handlung in Schwung gebracht, und gebot über ein großes Vermögen, auch über Schiffe auf der See. Der König von Frankreich, Karl der Siebente, hatte um 1440 ſeine Reſidenz zu Bourges. Zur Beſtreitung des Krieges gegen die Engländer nahm er oft bedeutende Vorſchüſſe von Le Cor und ernannte ihn zu ſeinem Finanzrath. Viele hielten Le Cor für den beſten Finanzrath in der Welt, d. h. für einen Adepten, und rühmten, daß er dem Könige mit großen Maſſen ſelbſtgemachten Goldes beigeſtanden habe. Vor Anderen hat Borel dieſe Meinung vertheidigt. Vergl. P. Borel Dictionnaire de Recherches et Antiquités gauloises et françoises, p. 272. su.

Nach Anderen, die beſſer unterrichtet ſcheinen, verhielt die Sache ſich alſo: So lange die Engländer noch im Beſitz der Hauptſtadt und der beſten Provinzen waren, half es dem Könige von Bourges, wie Karl VII. ſpottweiſe genannt wurde, wenig, daß er große Summen aufnahm und verwendete. Das gute Geld nahmen die Feinde an ſich und ließen ihm ihr böſes. Darum rieth Le Cor ſeinem Gebieter, daß er ſein gutes Gold ſparen und die Engländer mit gleicher Münze bezahlen ſolle. Möglich iſt, daß man zu Bourges das Arkanum des ſophiſtiſchen Goldes auch kannte, oder kennen lernte, und daß Le Cor davon Gebrauch machte; aber vielleicht hat er nur die falſchen Heinrichnobel umgießen und franzöſiſche Schildkronen daraus prägen laſſen. Dieſe Münze wurde vom Freunde wie vom Feinde gern genommen, und ſomit der Zweck erreicht. Als Beleg zu dieſer Thatſache dient eine Stelle in Claudii Seysselii Historia Ludovici XI., welche beſagt, daß Karl der Siebente ſich des von Le Cor gemachten chemiſchen Goldes im Kriege gegen die

Engländer bedient habe, „wodurch der Mißbrauch „der Lulliſchen Roſenobel Eduard's III. wie„der vergolten worden ſey“. Vgl. Edelgebohrene Jungfrau Alchymia, S. 249.

Beiläufig iſt hier eine Anmerkung einzuſchalten, welche die Geſchichte des Raimund Lullus angeht. Aus der eben angeführten Stelle will Wiegleb in ſeiner Unterſuchung, S. 219., beweiſen, daß Lullus nur falſches Gold gemacht habe; aber das folgt daraus keinesweges. Wol ſcheint es, daß Seyſſel ſo etwas gemeint habe; da er aber unter Ludwig XII. lebte und 1520 geſtorben iſt, ſo kann er keinen Zeugen für das abgeben, was 1330 unter Eduard III., alſo zweihundert Jahre vor ſeiner Zeit geſchah. Da die Güte der Eduardnobel hinreichend dargethan iſt, ſo kann Seyſſel's Meinung ſie nicht verdächtig machen. Sein Zeugniß iſt darum doch nicht zu verwerfen, wenn man es auf die damals noch umlaufenden Heinrichnobel bezieht; denn vermuthlich hat Heinrich VI. ſeine falſchen Goldſtücke mit den alten Stempeln Eduard's des Dritten ausprägen laſſen. So wurden ſie denn als altes Geld in Frankreich deſto leichter an den Mann gebracht; die Betrogenen ſchoben aber nachher die Schuld auf den ehrlichen Lullus.

So fein Le Cor ſeine Finanzoperation ausgedacht zu haben glaubte, lief ſie doch nicht gut ab und brachte ihm einen böſen Namen. So wie der Feind durch den Enthuſiasmus, welchen das Mädchen von Orleans erregte, nach und nach zurückgedrängt ward, verſchwand durch ſeine Erpreſſungen vollends alles gute Gold, aber die falſchen Schildkronen ließ er zurück. So war am Ende das Land mit falſcher Münze überſchwemmt, die doch des Königes Bild und Namen trug und von Bourges ausgegangen war. Man hatte die eigenen Unterthanen betrogen. Es erregte allgemeine Erbitterung unter dem Volke, und dieſe entlud ſich am meiſten gegen den Miniſter Le Cor, weil man den Kö-

nig selbst für betrogen hielt. Vergl. Du Fresnoy Histoire de la philos. hermétique, T. I. p. 248 — 263.

Der allgemeine Haß suchte Gelegenheit, Le Cor zu stürzen, und fand sie. Der König hatte ihn 1448 als Gesandten nach Lausanne verschickt. In seiner Abwesenheit starb Agnes Sorel, des Königes Geliebte, eines plötzlichen Todes, man glaubte, an Gift. Man wußte dem Könige glaublich zu machen, daß Le Cor sie habe vergiften lassen. Darum ward er nach seiner Rückkehr verhaftet und peinlich verhört. Nun traten neue Kläger auf, welche den gefallenen Günstling bezüchtigten, daß er König und Land als Falschmünzer betrogen habe. Die Giftklage ward nicht erwiesen, und was an der zweiten Beschuldigung sey, wußte der König wol, durfte sich aber des Mitschuldigen nicht annehmen, mußte ihn vielmehr verleugnen. Frankreich erwartete ein Bluturtheil, und erstaunte über die königliche Milde, welche dasselbe endlich 1453 in Landesverweisung verwandelte. Le Cor, über dem die Stimme des Volks schon den Stab gebrochen hatte, verlor nicht einmal sein Vermögen, und ging damit nach Cypern, wo er sich anbaute und mit einer eingebornen Fürstin verheirathete. Die Erzählung dieser Begebenheiten findet sich in der Vorrede zu Hurtius Nachrichten vom holländischen Handel, auch in Daniel Histoire de France, T. II. col. 1188.

Pierre Borel hält den Verwiesenen getrost für einen Adepten, und gibt zu verstehen, daß der cyprische Reichthum aus dem Tiegel ihm neu zugewachsen seyn möge. Er führt ihn sogar zu noch mehrer Beglaubigung als alchemistischen Schriftsteller auf, eignet ihm eine französische Abhandlung: Sur la transmutation des métaux, zu, und versichert, Biblioth. chem., p. 63., die Handschrift in einer Privatbibliothek zu Montpellier gesehen zu haben.

Auch an deutschen Höfen ward zur Zeit des Le Cor fleißig in der Alchemie gearbeitet, und zwar von Fürsten, sogar von Fürstinnen. Unter letzteren glänzt nicht, aber flim-

mert die Kaiſerin Barbara als die erſte bekannt gewordene Alchemiſtin nach Maria Prophetissa. Barbara war die zweite Gemahlin des Kaiſers Siegmund, eine geborne Gräfin von Cilley, deren Familie ſich in Steiermark und Ungarn ausbreitete. Durch deren Einfluß half ſie ihrem Gemahl 1401 wieder zu der verlornen ungariſchen Krone. Nach des Kaiſers Tode zog ſie ſich 1437 auf ihren Witwenſitz zu Königsgrätz zurück und lebte da bis 1451. Sie war eine Gelehrte, übrigens nach milderem Ausdruck etwas lebhaft und frei. Man vergleicht ſie wol mit Meſſalina. Ihr Lieblingſtudium war die Alchemie, und ſie hatte die Eitelkeit, für eine Adeptin gelten zu wollen. Daß ſie ihre Kunſt nur bis zum Anſchein brachte, hätte man ihr gern zugut gehalten; aber daß ſie dieſen Anſchein zum Trug mißbrauchte, entehrt das Weib, die Reichsgräfin dreifach, die Kaiſerin zehnfach. Bei ihrem hohen Range würde viel bemäntelt und wenig offenbar geworden ſeyn, wenn nicht ein treuherziger Skribent ſie vor der Nachwelt angeklagt hätte, deſſen Schrift eben dadurch einiges Intereſſe für die Geſchichte gewinnt.

Johann von Laaz, auch Lasnioro oder Lasnionoro genannt, ein Alchemiſt aus Böhmen, iſt der Ankläger. Er beſuchte Italien's Univerſitäten, und rühmt als ſeinen Lehrmeiſter in der Alchemie den Antonio de Fiorenza. Sein Studium war kein Geheimniß, machte ihn aber auch eben nicht berühmt. Es iſt ein bedenkliches Zeugniß über den Erfolg ſeines Strebens, daß die Italiäner ſeinen deutſchen Namen Laaz in Laz-nien-oro umwandelten, welches ſoviel ſagt als „Laaz kein Gold“. Doch fühlte er ſelbſt, wieviel ihm fehle, und beſchloß, zu reiſen, um ſich im Umgange mit Alchemiſten zu vervollkommnen. Zum Ruhme gereicht es ihm, daß er ſich ſelbſt nicht täuſchte, auch Andere nicht täuſchen wollte, vielmehr mit Unwillen den Betrug verwarf, wo er ihn fand. Wir haben von ihm eine lateiniſche Abhandlung, betitelt: Tractatus aureus de lapide philosophorum. Eine Ausgabe von Schurer erſchien 1612, 8.

Mit zwei anderen Schriften wurde sie zu Hanau, 1618, 8., herausgegeben, findet sich auch im Theatrum chemicum, Tom. IV. N. 121., abgedruckt. Eine andere alchemistische Schrift von ihm, betitelt: Via universalis, kommt nur handschriftlich vor. Petraus hatte nach seiner Vorrede zu Basilius eine Handschrift auf Pergament vom Jahre 1440 mit der Ueberschrift: Via universalis, composita per famosum Jo. de Laaz, Philosophum peritum in arte Alchymiae. Darin erzählt der Verfasser Folgendes:

„Da ich von mehren Seiten hörte, daß die Gemahlin „des höchstseligen Königes Sigismund“ (demnach ist die Schrift nach 1437 verfaßt) „in Naturwissenschaften er„fahren sey, so machte ich ihr meine Aufwartung, und prüfte „sie ein wenig in der Kunst. Sie wußte ihre Antworten mit „weiblicher Feinheit abzumessen. Vor meinen Augen nahm „sie Queckſilber, Arsenik und noch anderes, was sie nicht „nannte (quas ipsa scivit bene). Daraus machte sie ein „Pulver, von welchem das Kupfer weiß gefärbt wurde. Es „hielt Strich wie Silber, vertrug aber den Hammer nicht. „Damit hat sie viele Menschen betrogen.“

„Desgleichen sah ich bei ihr, daß sie heißgemachtes „Kupfer mit einem Pulver bestreute, welches eindrang, und „das Kupfer wurde wie feingebranntes Silber. Wenn es „aber geschmolzen wurde, so ward es wieder Kupfer wie zu„vor. Und solcher falschen Kunststücke zeigte sie mir viele.“

„Ein andermal nahm sie Eisensafran, Kupferkalk und „andere Pulver, mischte sie und cementirte damit gleiche „Theile Gold und Silber. Dann hatte das Metall von in„nen und außen das Ansehen wie feines Gold; aber wenn „es geschmolzen ward, verlor es die Farbe wieder. Damit „sind viele Kaufleute von ihr angeführt worden.“

„Da ich nun lauter Lug und Trug sah, machte ich „ihr deshalb Vorwürfe. Sie wollte mich ins Gefängniß „werfen lassen; doch mit Gottes Hülfe kam ich noch so „davon.“

Nicht

Nicht minder eifrig laborirte der zweite Sohn Friedrich's des Ersten, Kurfürsten von Brandenburg, Markgraf Johannes, welcher nach des Vaters Testament 1440 die Burggrafschaft Nürnberg oberhalb des Gebirges erbte und auf der Plassenburg vor Culmbach seine Residenz hatte. In der Geschichte des Brandenburgischen Hauses wird er von dieser Vorliebe Johann der Alchemist genannt. Vielleicht war er ein Schüler der Barbara; denn sein Oheim, Johannes der Dritte, der ihn erzog, war mit Kaiser Siegmund befreundet und lebte meistens an dessen Hofe.

Auch der jüngere Bruder Johann's des Alchemisten, Markgraf Albrecht, mit dem Beinamen: der deutsche Achilles, welchem 1440 die Burggrafschaft unterhalb des Gebirges, 1464 auch die obere, 1470 aber die Kur und Mark Brandenburg zufiel, muß der Alchemie nicht abhold gewesen seyn, wiewol er meistens als Feldherr beschäftigt war. Für jene Vermuthung sprechen zwei sonderbare Urkunden, welche Spies im Archiv der Plassenburg aufgefunden, von Murr aber in seinen Literarischen Nachrichten zur Geschichte des Goldmachens, S. 21 — 25., hat abdrucken lassen. Sie lauten, wie folgt:

I. Urphed Heinrich's von Freyberg d. d. 27. Jun. 1447.

„Ich Heinrich von Freyberg zu Waule, der sich schreibt „Ritter, bekenn offentlich mit dem Brive, als ich gegen der „hochgebornen Furstin und Frawen, Frawen Margarethen „von Brandenburg, meiner gnedigen Frawen uber mein aid „und glubd gehandelt und sie Grave Hannsen verkuppelt „wolt haben, das die frum Furstin auch der frum Grave „nicht thun wolten, umb solch Posheit und Unthat, die ich „an meinem gnedigen Hern Marggrave Albrechten gethan „han, und deßhalben trewlos und meinaidig worden bin, „dorumb mich sein gnad zu handen genommen und straff an „mein leib und leben billich verdint hett, hab ich durch bete

„meiner Freund, auch Frawen und Mannen, die do an„sahen mein Unsynn, als ich dann layder mennysch wurde, „in welcher Unsynn ich mein veterlich erbe auch verwurkt „han, die umb gots willen fur mich gebeten haben, dem„nach ich mich sein gnaden zu aigen gebe und gib mich in „crafft diß briffs uff den aid, den ich doruff sein gnaden ge„sworn han, nymmermer wider In oder kein seiner zuge„wanten geistlich oder weretlich Zuthun, Auch all mein kunst „zu leren, on gabe und on myet, und sein gnaden die kunst „der alchamei uff mein aigen kosten und schaden und sein „nutz arbeiten, da er alle Jar forderlich darvon hundert tau„sent gulden sol haben, und was ubrig, das ich davon ha„ben mag, sol ich gotz hewser umb stifften und nichts un„nutzlichs davon enwerden dann mein schlechte leibs narung, „und welchs Jars ich das nicht thu, sol ich trewlos, erelos, „meinaidig und henkmeßig sein, als ich verfaymt und In „acht und bann were, als ich auch bin meiner Unthat hal„ben, und sol nymants freveln an mein leib und gut, was „er an mir begynnt oder furnymbt, dafur sol mich nicht „schutzen einicherlej, das yemants gedenken kan, darinnen „verzigen volkomen bebstlichs und keiserlichs gewalts, auch „der barmherzigkeit gots und furbete der heiligen, und mich „zelen in die gesellschaft lucifers. Und des zu urkund han „ich wolbedechtlich und zu den zeitten, do ich mein vernunft „wider hett, mit guten rath Herren und Freunde mein In„sigel zu end uff disen Brive gedruckt, der geben ist am Din„stag nach Johannis Baptiste. Anno Domini Im siben und „viertzigisten Jare.“ L. S.

II. „Dem Durchleichtigen Hochgepornn Fürsten und Hern „Heren Marggraf albrecht von Pranburck purgraff zu „nürnberck meinem gnedigen Heren.“

„Durchleichtiger Hochgeporner Fürst genediger Her, ich „fueg euren furstlichen genaden zu bissen, das zu mir kumen „ist ein frommer gutter abenteuerlicher gesell und sich mir zu

depracht der Kirchenfenſter, welche ohne gründliche Kenntniſſe in der metalliſchen Chemie nicht hergeſtellt werden konnte, viel dazu beigetragen habe, den Betrieb der Alchemie zu entſchuldigen und jene päpſtlichen Verbote immer mehr in Vergeſſenheit zu bringen. Uebrigens hat P. Fiſcher nichts über Alchemie geſchrieben. Vergl. Joh. Lezner's geſchriebene Hildesheimſche Chronik, im Beitrag zur Geſchichte der höheren Chemie oder Goldmacherkunde, Leipzig, 1785, 8., S. 122 — 124. 488.

Noch gehört in dieſe Zeit der Edle von Lambſpringk, als alchemiſtiſcher Dichter. Man betrachtet dieſen Namen als den Familiennamen eines adligen Geſchlechtes; aber wahrſcheinlicher bezeichnet er einen Kloſtergeiſtlichen der Benediktinerabtei Lammſpring bei Hildesheim, welche darum ſo benannt iſt, weil im Kloſtergarten das Flüßchen Lamm entſpringt. Von jenem Edeln hat man ein lateiniſches Carmen de Lapide, oder Lobgedicht auf den Stein der Weiſen. Es gehören dazu fünfzehn allegoriſche Figuren, welche das Gedicht in ſo viel Abtheilungen erläutert. Man findet darin die Manier von Flamel's Hieroglyphen auf deutſchen Boden verpflanzt. Es iſt demnach kein Originalwerk, ſondern eine Nachahmung, und dieſe läßt vermuthen, daß der Verfaſſer ſeine Studien zu Paris gemacht habe. Gedicht und Figuren ſind abgedruckt in Barnaud Triga chemica, (1599,) N. 1.; im Museum hermeticum, (Edit. 1677,) N. 10.; und im Theatrum chemicum, T. III. N. 88.; kommt auch in deutſchen Sammlungen vor.

ihm doch ihre Aufmerksamkeit. Zu den letzteren gehört der Kardinal Nicolaus de Cusa, welcher 1464 starb. Mit Unrecht zählt man ihn zu den Alchemisten, weil unter seinen mathematischen Schriften Abhandlungen von der geometrischen Transmutation und von der mathematischen Perfektion vorkommen, in welchen Ausdrücken er auf die chemischen anspielt.

Unter den geistlichen Alchemisten dieser Zeit wird ein Frater Macarius genannt, von welchem wir nur wenig wissen. Er lebte in Erfurt und war ein Schüler des Basilius Valentinus, also wahrscheinlich Benediktiner, und seine Zeit 1440. Er schrieb eine alchemistische Abhandlung unter dem Titel: Descriptio Lapidis Ignis, welche in Handschriften vorkommt, aber nicht abgedruckt worden ist. Lapis Ignis, oder Feuerstein, ist ein Kunstwort des Basilius. Er versteht darunter eine aus dem Antimonium bereitete Tinktur, welche kein anderes Metall als nur Silber, und von diesem nur fünf Theile in Gold veredeln kann. Vgl. Triumphwagen des Antimonii, Hamburger Ausgabe der Basil. Schriften von 1700, S. 442.

Ferner wird der Canonicus Friedrich Gottfried zu Stendal als ein fleißiger Alchemist jener Zeit gerühmt. Vergl. Anweisung eines Adepti, hermetische Schriften zu lesen, Leipzig, 1782, 8., S. 116.

Johann Fischer, oder Johannes Piscator, ein Franziskaner zu Hildesheim, ward um die Mitte des Jahrhundertes berühmt als der geschickteste Künstler in der enkaustischen Glasmalerei. Er wußte nicht allein buntfarbige Zeichnungen, sondern auch Gold und Silber in Glas einzubrennen. Da die buntfarbigen Glasfenster damals in Deutschland schon ziemlich allgemein zur Ausschmückung der Kirchen dienten, so galt die Glasmalerei gewiß für ein frommes Werk; und wenn Pater Fischer ein Alchemist war, wie gemeldet wird, so hat er der Kirche für seine verbotene Liebhaberei reiche Sühnopfer gebracht. Man darf muthmaßen, daß jene Mo-

Alle, die ihm genannt wurden, ſuchte er auf, und ſuchte denen, welche eingeweiht zu ſeyn ſchienen, mit Feinheit ihr Geheimniß abzulocken. So wanderte er durch Italien und verweilte in Rom, Neapel und Sicilien, ging dann nach Spanien, England, Schottland, Holland, Frankreich und Deutſchland, nach der Barbarei, nach Aegypten, Paläſtina und Perſien. Am längſten verweilte er in Griechenland, welches er im Süden durchkreuzte, während nördlich die Türken immer weiter vordrangen. Ueberall auf ſeinen Reiſen forſchte er beſonders in Klöſtern nach, arbeitete mit Geiſtlichen und Weltlichen zuſammen, ſetzte dabei den Reſt ſeines Vermögens zu, und fand ſich doch in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Die wahren Künſtler, wenn es deren gab, verbargen ſich zu gut; aber Schwärmer und Betrüger drängten ſich überall um ihn.

Verarmt und muthlos kam er endlich 1472 nach der Inſel Rhodos. Ein Kaufmann, welcher ſeine Familie kannte, ſchützte ihn durch ein Darlehn vor gänzlichem Mangel, und ſo begann er wieder zu arbeiten. Nach manchen vergeblichen Verſuchen, die er in Geſellſchaft eines Prieſters unternommen hatte, ſtellte er eine ſorgfältige Reviſion der Alchemiſten an, um aus der Konkordanz ihrer Ausſagen die Wahrheit zu enthüllen. Da gingen ihm endlich die Augen auf, und nach einer Arbeit von zwei Jahren gelang ihm 1481 nicht allein die Bereitung des Steines der Weiſen, ſondern auch deſſen Verſtärkung bis auf den höchſten Grad. Ein Greis von fünfundſiebzig Jahren, hatte er freilich wenig mehr Genuß von dem erreichten Ziele, als davon zu ſchreiben; denn er ſtarb 1490. Sonach iſt billig, daß man ihm wenigſtens glaubt, was er von ſich und ſeiner Kunſt erzählt.

Bernhard's treuherzige Schreibart erwarb ihm allerdings Vertrauen. Er ſchont ſich ſelber nicht und macht ſich weidlich luſtig über die ſechzig Jahre lang hitzig verfolgten Irrthümer und Thorheiten, wie er bald aus Eyern, bald aus Menſchenkoth, bald aus Harn, aus den Exkrementen

der Thiere und anderen Dingen laborirt habe. Sein Hallelujah am Final machte deshalb um so mehr Eindruck auf Leser, welche ihr eigenes Treiben in dem seinigen beschrieben fanden. Er hatte gefehlt wie sie; darum hofften sie auch zu treffen wie er. Zwar hatte man eben keine bestimmte Nachricht von Rhodos, daß der Adept über Goldhaufen eingeschlafen sey; doch ließ sich glauben, daß der Weise nur zur Nothdurft, also wenig tingirt haben werde. Seine Weise sprach nun einmal das Gemüth an, und solchen glaubt man wol ohne Beweise.

Es ist höchlich zu bedauern, daß der Graf, was ihm nicht weiter nützen konnte, nicht Anderen gegönnt, sondern sein Geheimniß mit sich ins Grab genommen hat. Zwar hat er uns geschrieben; aber aus seinen Schriften ist wenig zu entnehmen. Wenn er uns belehrt, man müsse den Merkur mit reifem Golde vermischen, so mag er freilich wissen, was er damit meint; nur weiß der Wißbegierige dann immer nicht, welcher Merkur zu nehmen und wie das Gold zur Reife zu bringen sey. Zwar hat der Adept sich endlich herabgelassen, im dritten Buche seiner Hermetischen Philosophie das Geheimniß noch zu offenbaren, aber nicht etwa mit deutlichen Worten, sondern in die Parabel vom König und seiner fontina verkleidet, welche füglich auf mancherlei Weise ausgelegt werden kann. Der Schalk scheint anzudeuten, daß Andere auch eine Grafschaft daran setzen könnten, wie er gethan, um in den letzten Tagen, zur Beerdigung, etwas Gold zu machen.

Bernhard hatte einen Freund, den Thomas de Bononia, an welchen ein Brief gerichtet ist, der unter Bernhard's Schriften vorkommt. Beide Freunde sollen in fortwährender alchemistischer Korrespondenz gestanden haben. Auch wird erzählt, daß jeder dem anderen Proben von seinem Golde geschickt habe, was dahingestellt seyn mag. Indessen hat dieser Freund wenigstens zur Berichtigung eines Fehlers in der Zeitrechnung gedient. In den Ausgaben der Bern-

hardſchen Schriften findet man meiſtens die Angabe, daß er die Hermetiſche Philoſophie im Jahre 1453 geſchrieben habe. Das will nun zu ſeiner eigenen Erzählung durchaus nicht paſſen. Sein Freund Thomas von Bologna war aber Leibmedikus des Königes von Frankreich, Karl's des Achten, und ſollte bei deſſen Thronbeſteigung im Jahre 1483 zugleich Gubernator Galliae werden. Aus dieſem Umſtande vermuthet der Verfaſſer der Edelgebohrnen Jungfrau Alchymia, S. 251., mit Recht, daß Bernhard nicht 1453, ſondern 1483 geſchrieben habe, da freilich aus einer undeutlich geſchriebenen 8 leicht eine 5 werden kann.

Bernhard's Schriften ſind nicht eben zahlreich, und es ſcheint, daß er nur in der letzten Periode ſeines Lebens geſchrieben habe, welches allerdings den Glauben erwecken kann, daß er nicht vor dem vollen Licht habe leuchten wollen. Sie würden demnach ſämmtlich von Rhodos ausgegangen ſeyn, was jedoch nicht nachgewieſen werden kann. Wahrſcheinlich hat er nicht in ſeiner Mutterſprache, der italiäniſchen, auch nicht in der Sprache der Gelehrten, der lateiniſchen, ſondern in der franzöſiſchen geſchrieben. Vielleicht wählte er dieſe darum, weil ſie ſchon damals in allen Ländern und unter allen Ständen ſich verbreitete und die Sprache des europäiſchen Verkehrs zu werden anfing. Die ſechs Schriften, welche ihm allgemein zugeſchrieben werden, ſind folgende:

1) De la Chimie, oeuvre historique et dogmatique, oder De Chemia, opus historicum et dogmaticum, ex Gallico in Latinum simpliciter versum. Man hat nur lateiniſche Ausgaben, und dieſe erſchienen: zu Strasburg, 1567, 8.; zu Baſel, 1583, 8.; zu Urſeren, (Ursellis,) 1598, 8.; zu Frankfurt a. M., 1625, 8.; und in Combach's Ausgabe zu Geismar, 1647, 12.

2) La Philosophie naturelle des métaux, ou l'oeuvre secret de la Chimie, lat. Philosophia naturalis metallorum, sive de secreto philosophorum opere chemico, Naturphiloſophie der Metalle, oder Vom

chemiſchen Geheimniß der Weiſen. Beide Titel findet man zuweilen als beſondere Schriften angegeben. Das Original iſt franzöſiſch. In der Tankſchen Geſammtausgabe findet man einen Theil davon im Altfranzöſiſchen der damaligen Zeit abgedruckt. Ob und wo noch Handſchriften vorkommen, iſt unbekannt. Man hat dieſe Naturphiloſophie immer als ſein Hauptwerk betrachtet, vornehmlich wegen der Parabel am Schluſſe, worin man das Geheimniß ſucht. Er verſichert, daß ſeine vollſtändig ausgearbeitete und verſtärkte Tinktur 1200000 Theile veredle. Franzöſiſch findet man dieſe Schrift in Salmon Bibliothéque des philosophes chimiques, Vol. I. N. 4., abgedruckt, die Parabel beſonders in der Antwerpener Ausgabe des Denys Zacchaire, 1567, 8. Ein lateiniſcher Abdruck ſteht in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. II. N. 93. Die Parabel von dem Fontinlein lieſet man auch deutſch im Anhange zur Edelgebohrnen Jungfrau Alchymia, S. 407 f.

3) De chemico miraculo, quod lapidem philosophorum appellant, Von dem chemiſchen Wunderwerke, dem ſogenannten Steine der Weiſen; ward mit Dionys. Zacharias von Gerhard Dornäus lateiniſch herausgegeben zu Baſel, 1583, 8.; eine neue Auflage erſchien ebenda, 1600, 8.; ein lateiniſcher Abdruck im Theatrum chemicum, Vol. I. N. 21.

4) La parole délaissée, Verbum dimissum, Das überlaſſene Wort; ward mit der Turba, Ripley und anderen Schriften zuſammen franzöſiſch herausgegeben zu Paris, 1618, 8., und 1672, 12.

5) Traité de la nature de l'oeuf des philosophes, Abhandlung von der Natur des philoſophiſchen Eyes; ward franzöſiſch ausgegeben zu Paris, 1659, 8.

6) Lettre à Thomas de Boulogne, Responsum ad Thomam de Bononia, Antwort an Thomas von Bologna; iſt lateiniſch abgedruckt in Artis auriferae

Vol. II. N. 2., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, Tom. II. N. 94.

Außerdem wird von Borel noch eine Schrift: De mineralibus et elixiriis, angeführt.

Die erste Gesammtausgabe der Bernhardschen Schriften erschien französisch zu Antwerpen, (Anvers,) 1565, 8. Deutsche Ausgaben sind: Bernhardi Chymische Schriften von der hermetischen Philosophie, Strasburg, 1574, 8.; neue Auflagen 1586 und 1597, 8. In vier Theilen erschien die vollständigere Ausgabe von Joachim Tank zu Leipzig, 1605, 8. Eine dritte Ausgabe, von Kaspar Horn, erschien zu Nürnberg, 1643, 8.; neu aufgelegt 1717 und 1746, 8.

Ein französischer Kommentar über Bernhard's Schriften kam zu Lyon, 1576, heraus, und eine lateinische Uebersetzung davon unter dem Titel: Bernardus Trevisanus redivivus, zu Frankfurt, 1625, 8. Robertus Vallensis gab zu Montbeliard, 1601 in 4., Tabellen über das Sendschreiben an Thomas heraus, welches dabei französisch und lateinisch abgedruckt ist. Endlich schrieb Michael Potier über Bernhard's Lehren ein Compendium philosophicum, Frankfurt a. M., 1611, 12.

Marsilius Ficinus, geboren zu Florenz 1433, gestorben 1499, war als platonischer Philosoph das Orakel seiner Zeit in Italien, verbreitete sich aber auch über Arzneikunde, Astrologie und Alchemie. Wiewol er ein Zeitgenosse des Grafen Bernhard war, scheint er doch den entfremdeten Landsmann nicht gekannt zu haben, da er ihn nicht nennt. Er schrieb unter anderem eine Abhandlung: De arte chemica, in welcher er zwar weder neue Erfahrungen noch neue Ansichten vorträgt, aber die herrschende Meinung bestätigt, daß durch gewisse Goldpräparate das menschliche Leben bedeutend verlängert werde. Diese Schrift ist in der Sammlung seiner Werke, (Basel, 1561 und 1576, Fol.,) wie auch in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 77., lateinisch

abgedruckt. Eine deutsche Ueberſetzung, unter dem Titel: Marſilii Ficini Buch vom Stein der Weiſen, findet man in dem Hermetiſchen Kleeblatt, Nürnberg, 1667, 8., N. 3.

Wiewol ein angeſehener Philoſoph der Alchemie das Wort redete, ſo hatte doch Italien in dieſem Zeitraume keinen in der Praxis berühmten Alchemiſten, viel weniger noch einen Adepten aufzuweiſen. Bernhard's vergebliche Nachforſchungen beweiſen das für den Anfang, ſo wie der Bericht des weiter unten vorkommenden Trißmoſinus für das Ende des Zeitraums. Falſche Adepten gab es freilich in Menge, und dieſe verübten ſo viele Betrügereien, daß der Hohe Rath von Venedig ſich bewogen fand, im Jahre 1488 die Beſchäftigung mit Alchemie ſtreng zu verbieten. Vom Trißmoſinus erfahren wir, daß viel ſophiſtiſches Gold und Silber zum Vorſchein kam, woraus man ſieht, daß die Mißbräuche der engliſchen und franzöſiſchen Pſeudoadepten um dieſe Zeit Eingang in Italien gefunden haben.

In den Gegenden des Oberrheines machte damals der Alchemiſt Georg Aurach, oder George Aurac, — denn man weiß nicht, ob er Franzoſe oder Deutſcher war, — einiges Aufſehen. Im Jahre 1470 lebte er in Strasburg. Die alchemiſtiſchen Schriften, welche man von ihm hat, zeugen mehr von Beleſenheit in älteren Schriften als von eigener Erfahrung. Er ſchrieb:

1) De Lapide Philosophorum. Er will ihn aus dem Antimonium bereitet wiſſen, und folgt darin dem, was Baſilius vom Lapis Ignis lehrt. Eine lateiniſche Ausgabe erſchien zu Baſel, 1686, 8.
2) Rosarius. Dieſes iſt in der Zeitfolge der fünfte alchemiſtiſche Roſengarten. Er kommt nur in Handſchriften vor, iſt größtentheils franzöſiſch geſchrieben, aber mit deutſchen Verſen untermiſcht, und nach Flamel's Weiſe mit allegoriſchen Figuren ausgeſchmückt.
3) Hortus divitiarum, Jardin des richesses; kommt in lateiniſchen und franzöſiſchen Handſchriften vor. Eine der

letzteren besaß Lenglet du Fresnoy. Vergl. Histoire de la philos. hermét., T. I. p. 470.

Unter den deutschen Alchemisten jener Zeit steht obenan Johannes Trithemius, ein gelehrter Abt, dessen Schriften besonders für die Geschichte der Alchemie nicht ohne Interesse sind. Er benannte sich von dem Orte Tritenheim bei Trier, wo er 1462 geboren ward. Er studirte zu Trier und Heidelberg, trat in den Benediktinerorden, und ward 1483 Abt zu Spanheim, späterhin Abt zu Würzburg, wo er 1516 starb. Sein ganzes Leben war gelehrten Arbeiten gewidmet, welches seine theologischen, historischen und philosophischen Schriften beurkunden. Unter letzteren sind auch einige alchemistische, aus welchen zu ersehen ist, daß er die Alchemie nicht blos als einen Gegenstand der Spekulation betrachtet, sondern selbst Hand angelegt habe. In seinen historischen Schriften gibt er manche biographische und literarische Nachrichten, welche sich auf Alchemie beziehen. Namentlich nennt er in den Annalibus Hirsaugiensibus, oder seiner Chronik der Benediktinerabtei Hirschau im Würtembergschen, eine Menge der vornehmsten Geistlichen, die eifrige Alchemisten waren, als z. B. den Erzbischof Johann von Trier, den Abt Bernhard von Northeim, den Abt Andreas von Bamberg, den Prior der Kartheuser zu Nürnberg, den Bischof zu Brixen, Melchior a Mocka, und Andere. Seine alchemistischen Schriften sind:

1) Tractatus de Lapide Philosophorum. Eine lateinische Ausgabe erschien ohne Angabe des Druckortes, 1611, 8.; ein Abdruck im Theatrum chemicum, T. IV. N. 122.

2) De septem secundeis (indiciis secundis), Von den sieben glückverheißenden Anzeichen. Eine lateinische Ausgabe erschien zu Köln, 1567, 8.

3) De tribus primordiis artis physicae, Von den drei Anfängen der Natur und Kunst; deutsch heraus-

gegeben von Joh. Schaubert, Magdeburg, 1602, 4.; neue Ausgabe: Frankfurt a. M., 1681, 12.

Ein ungenannter Verfaſſer ſchrieb einen Kommentar über Tritheim's Grundſätze, betitelt: Axiomata Physicae chemicae Trithemii, welcher im Theatrum chemicum, T. II. N. 31., abgedruckt iſt.

Ein Anderer ſchrieb: Trithemius von Sponheim Güldnes Kleinod, ſeiner Unſchätzbarkeit wegen vom Bruder Baſilius Valentinus aus dem Lateiniſchen überſetzt, Leipzig, 1782, 8. Der Titel bezeichnet ſchon das Buch als ein ungeſchickt untergeſchobenes Machwerk.

Als einen großen Adepten rühmte man vordem den hochwürdigen Georg Angelus, Abt zu Waldſaſſen bei Eger. Seiner alchemiſtiſchen Virtuoſität ſchrieb man den Erfolg zu, daß er dreihundert Kirchen gebaut hat, und dennoch, als er 1470 ſtarb, ſeinem Nachfolger einen Schatz von 24000 Goldgülden hinterlaſſen konnte. Vgl. Bruschii Chronologia monasteriorum Germaniae, p. 262. Wenn man aber erwägt, daß die Ciſterzienſerabtei Waldſaſſen damals über dreizehn Quadratmeilen Land gebot und von 19000 Einwohnern des Gebietes jährlich 150000 Gulden Einkünfte bezog; ſo begreift man, daß der Abt nicht nöthig hatte, ſich zu bemühen, um Gold zu machen, ſondern um es auszugeben.

Ulrich Poyſel, ein baierſcher Prieſter, welcher am herzoglichen Hofe lebte und 1471 ſtarb, ſoll auch Adept geweſen ſeyn. Man hat von ihm einen Proceß aus dem Antimonium, welcher in Handſchriften vorkommt. Vergl. Chymiphili Offenbahrung chymiſcher Weisheit, S. 169. f.

Heinrich Eſchenreuter, auch ein baierſcher Prieſter, gebürtig von Regensburg, lebte in thüringiſchen Klöſtern, wirkte als Arzt und Alchemiſt, und gehört zur Schule des Baſilius Valentinus. Nicht durch eigene Schriften iſt er bekannt geworden, ſondern gewiſſermaßen als Sammler älterer Schriften, welche Petraus in den dritten Theil der

Schriften des Basilius aufgenommen hat, weil sie Basilianer zu Verfassern haben. Durch Eschenreuter erfahren wir, wie man damals in den Klöstern die kirchlich doch immer verbotenen alchemistischen Schriften gegen etwanige Visitationen zu sichern pflegte. Im Eingange zu den fünf Traktätlein findet man nämlich folgende Beischrift:

„Ich, Mag. Heinrich Eschenreuter, lege hier in das „Kloster St. Marienzell im Thüringer Lande diese fünf klei„nen Büchlein in das Mauerwerk, an welchem der heilige „Vater abgebildet ist, nahe bei meiner Zelle, und verwahre „sie wieder, gleich als ich sie gefunden habe in dem Kloster „Schwarzbach Anno 1403 den 6. Mai. Das fünfte ist „mir von einem Augustiner Bruder Franz Lothrach aus dem „Kloster Frauenthal, im Unterfrankenlande gelegen, zuge„schickt worden, welches ich dabei lege. Dieses lege ich „jetzo wieder in das Verborgene, im Jahre Christi 1489 „den 10. Oktober, und bitte Den, der es nach meinem Ab„schied finden wird, daß er es wieder verwahre als ich ge„than. Amen.“

Vincenz Koffsky, ein Dominikanermönch aus Polen, der erste Alchemist seiner Nation, lebte in einem Kloster zu Danzig, wo er 1488 gestorben ist. Er schrieb eine lateinische Abhandlung: De prima materia veterum lapidis philosophorum, gezeichnet den 4. Oktober 1478, welche in zwei Abtheilungen die Arbeit aus dem Antimonium lehrt, woraus erhellt, daß der Verfasser ebenfalls zur Basilianischen Schule gehörte. Den Text begleiten allegorische Bilder und Figuren, welche das philosophische Ey und andere alchemistische Apparate darstellen. Nach der Reformation fand man das Manuscript eingemauert im Kreuzgange des Schwarzen Mönchsklosters im Jahre 1560. Die Schrift wurde seitdem durch Abschriften vervielfältigt, auch 1612 ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: „Frater Vincenz Koffs„kji Bericht von der ehrsten Tinktur Bürtzel“. Das lateinische Original ward abgedruckt in Benedicti Figuli The-

saurinella olympica aurea tripartita, Francofurti, 1608, 4., N. 1., ſo auch in der Oktavausgabe von 1682. Die Ueberſetzung ward zu Danzig, 1681, 4., herausgegeben. Eine neue deutſche Ausgabe erſchien unter dem Titel: Fratris Vincentii Koffskhii, eines großen Philoſophen und Mönchs des Predigerordens zu Danzig, Hermetiſche Schriften u. ſ. w. Zwei Theile. Nürnberg, 1786, 8.

In England gewann die Alchemie in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhundertes einen rechtlicheren Charakter. Die Licenzen, welche Heinrich der Sechste den Alchemiſten ertheilt hatte, waren erloſchen oder von dem Nachfolger unterdrückt worden. Zwar wurden in der Folge ähnliche bewilligt, aber in einem beſſeren Sinne. Eduard der Vierte gab im Jahre 1468 dem Richard Carter Wohnung im Schloſſe Woodſtock, und die Erlaubniß, drei Jahre lang in allen Metallen und Mineralien Alchemie zu treiben. Vergl. Rymer Foedera, Edit. Hag., P. II. pag. 167. Anderſon Geſchichte des Handels, Th. III. S. 244. Ebenderſelbe König ertheilte auch im Jahre 1476 einer Kompagnie auf vier Jahre die Erlaubniß: „natürliche „Philoſophie zu treiben und Gold aus Queckſilber zu ma„chen“. Vergl. Anderſon Geſchichte des Handels, Th. III. S. 274. Man findet nicht, daß dieſe Vergünſtigungen Mißbrauch oder Betrug im Münzweſen zur Folge gehabt hätten. Vielmehr ſcheint es, daß der unter Gelehrten und Gebildeten ſehr verbreitete Glaube an Raimund's Leiſtung die Regierung bewogen habe, der Kunſt Raum zur Entwickelung zu gönnen, um zu verſuchen, ob es vielleicht Einem gelingen wolle, das Kunſtſtück wieder zu erfinden. Dieſes Verfahren munterte auch Naturforſcher zu neuen Verſuchen auf, und ſo hatte England in dieſer Zeit einige ſehr ehrenwerthe Alchemiſten aufzuweiſen.

Georg Ripley, gewöhnlich Georgius Riplaeus genannt, gebürtig und benannt von Ripley in Yorkshire, iſt ganz Zeitgenoſſe des Grafen Bernhard, denn er iſt geboren

1415

1415 und ſtarb 1490 im fünfundſiebzigſten Jahre. In früheren Jahren war er Auguſtinermönch zu Burlington. Er liebte die mathematiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften, vor allen die Alchemie. Wol erkannte er die Unzulänglichkeit des Unterrichtes, welchen die Schriftſteller gewährten, und begab ſich auf Reiſen, um nähere Aufſchlüſſe zu erlangen. In dieſer Abſicht durchkreuzte er Frankreich, Deutſchland und Italien. Am längſten verweilte er in Rom, wo man ihm mit Achtung entgegenkam. Papſt Innocenz der Achte ernannte ihn 1477 zu ſeinem Kämmerling und wünſchte ihn in Rom zu behalten; indeſſen hatte Ripley vielleicht den Zweck ſeiner Reiſe erreicht, und wünſchte in ſein Vaterland zurückzukehren, welches 1478 geſchah.

Nach ſeiner Rückkehr, welche in die Regierung Eduard's des Vierten fiel, ging er nicht wieder in ſein Auguſtinerkloſter, ſondern trat mit Bewilligung des römiſchen Stuhles in den Carmeliterorden, und privatiſirte zu Bridlington in klöſterlicher Eingezogenheit, ganz ſeinen Studien gewidmet. Seine Schriften bezeugen, daß er eifrig gearbeitet hat. Daß ſolches nicht ohne Genehmigung der Regierung geſchah, erhellt daraus, daß er einige ſeiner Schriften Eduard dem Vierten zugeeignet hat. Unter deſſen Schutze kümmerte es ihn wenig, daß die neidiſchen Kloſterbrüder ihn für einen böſen Zauberer und Schwarzkünſtler ausſchrieen, wie man früher unter ähnlichen Umſtänden dem Roger Bako gethan.

Ripley wird von den Alchemiſten zu den Epopten der hermetiſchen Myſterien gerechnet. Da er ohne äußere Veranlaſſung, ſogar mit Aufopferung mancher Vortheile, von ſeiner Reiſe zurückkehrte, ſo ſetzte man voraus, daß er ſein Ziel erlangt habe. Noch mehr ward dieſer Glaube durch eine Tradition beſtärkt, daß er in den letzten Jahren ſeines Lebens zu frommen Zwecken Summen verwendet habe, die das Vermögen des reichſten Privatmannes weit überſteigen. Da er nun nicht einmal namhaftes Vermögen von Hauſe hatte, welches auch ſein Kloſter in Anſpruch genommen haben

würde, so glaubte man um so fester, daß ihm geheime Goldquellen zu Gebote gestanden hätten.

Der Johanniterorden, welcher seit 1310 die Insel Rhodos inne hatte, ward 1480 von den Türken hart bedrängt. Sultan Muhamed II. schickte 160 Schiffe zur Eroberung aus. Kaum vermochten die Rhodiser sich zu behaupten unter dem tapfern und kriegserfahrnen Monteil. Man besorgte, daß wiederholte Angriffe diesen wichtigen Haltpunkt der Christen überwältigen würden. Es fehlte an Schiffen und sonstigem Material. Vergebens heischte man Beistand vom Abendlande; denn der fromme Eifer der europäischen Fürsten war längst erstorben. In dieser Noth kam Hülfe von unbekannter Hand, welche den Rittern die Mittel gab, noch vierzig Jahre Stand zu halten. Ripley, sagt man, schickte den Rhodisern jährlich den ganzen Ertrag seiner Kunst, nach und nach an hunderttausend Pfund, oder jährlich so viel, wie Andere meinen. Auch über die Währung weichen die Angaben von einander ab; denn Einige sprechen von 100000 Pfund Gold, die 38,000000 Reichsthaler betragen würden, Andere nur von 100000 Pfund Sterling, oder 600000 Reichsthalern.

Geschenke soll man so genau nicht wägen. Auch ist die Geschichte nicht interessirt bei der Abschätzung und gern zufrieden mit dem geringsten Betrag für Alles in Allem. Möchten es nur Einmalhunderttausend Thaler gewesen seyn, so würde dieses Geschenk eines Alchemisten für die Geschichte der Alchemie großen Werth haben, wenn nur die Thatsache überhaupt genugsam beglaubigt wäre. Allein sie ist es nicht, und die Erzählung kann nur für eine Sage gelten. Wir haben dafür kein älteres Dokument als ein Sendschreiben, welches Theodor Mundan 1684 an Edmund Dickinson erlassen hat. Es ward 1686 zu Oxford lateinisch abgedruckt. Eine Uebersetzung davon hat Schröder seiner Alchymistischen Bibliothek, Bd. I., einverleibt, wo die angezogene Stelle S. 121. steht. Die Sage war also zu Mun-

dan's Zeit zweihundert Jahre alt. Zwar beruft sich Mundan auf archivarische Quellen, hat sie aber nicht nachgewiesen. Englische konnten es nicht seyn, weil in England seit 1477 die Ausfuhr edler Metalle bei Konfiskation verboten war. Vergl. Anderson Gesch. des Handels, Th. III. S. 275. Man müßte zu Ferrara nachfragen, ob sich in den Archiven der Malteser etwas vorfinde.

Wenn gleich demnach unentschieden bleibt, ob Ripley Adept gewesen sey oder nicht, so leuchtet doch aus seinen Schriften hervor, daß er ein erfahrner Chemiker war, ein guter Theoretiker sogar für seine Zeit. Auch der Alchemie versucht er klare Begriffe unterzulegen, die er von mehren Schulen entlehnt und in ein System vereinigt. Ein gewisser Merkurius, nicht der gemeine, ist ihm das Wesen der Metallität, und die edeln Metalle sind reichhaltiger daran, vor allen das Gold. Bereicherung eines Metalles mit jenem Merkurius ist Veredlung. Es gibt eine Substanz, die alle Metalle ölartig auflöst, und dieses Oel ist ein Extrakt des Merkurius. Durch wiederholte Läuterung geben die metallischen Oele eine Quintessenz der Metallität, und durch diese können arme Metalle bereichert, d. h. veredelt werden. Die Elemente dieser Theorie findet man allerdings bei Geber, Arnald und Basilius, aber nicht also kombinirt.

Ob diese Theorie den Forderungen der Kritik genugthun könne, ist wol zu bezweifeln. Die Materia prima sucht er einzig in den Metallen, und betrachtet jene lösende Substanz nur als Vehikel der Extraktion. Aber jene findet er in allen Metallen, und die wirkende Kraft nur in Einem Solvens. Demnach wäre dieses Solvens allein nothwendig zum Konflikt, jedes Metall aber durch andere ersetzbar. Daraus würde zu folgern seyn, daß eben das Solvens eigentlich den veredelnden Merkurius darbiete. Aber die Geschichte gibt nicht viel auf den Werth einer Theorie, bevor die Erfahrung außer allem Zweifel gestellt ist. Sie beachtet nur, daß man einem gründlichen und ernsten Naturforscher Erfahrungen

zutrauen dürfe, wenn er sich so beflissen zeigt, eine Theorie zu bauen, die ohne Gegenstand nur Thorheit wäre.

Auch Ripley rühmt die Tinktur, oder vielmehr die Quintessenz, als eine Panacee für die Krankheiten der Menschen. Indessen hat er sich über diese Beziehung nicht mit jener Ausführlichkeit eröffnet, welche ihm hinsichtlich des Technischen eigen ist. Da er nicht Arzt war, so konnte er hierin nicht aus eigner Erfahrung urtheilen, und folgte darum wol nur fremden Autoritäten. Bei ärztlicher Prüfung wäre ihm nicht entgangen, daß eine Panacee nur unter der Voraussetzung denkbar sey, wenn alle Krankheiten aus einer und derselben Wurzel kämen, welches gegen alle Erfahrung streitet. Er würde dann die Behauptung eingeschränkt und die Fälle näher bezeichnet haben.

Ripley's alchemistische Schriften belaufen sich der Gesammtzahl nach auf fünfundzwanzig; allein viele davon werden ihm von Einigen zugeschrieben, von Anderen abgesprochen. Eben deshalb sind nicht alle gedruckt worden, und die Hälfte kommt nur in Handschriften vor. Nur acht oder zehn werden ihm ziemlich allgemein beigemessen. Man findet sie in mehren Sammlungen zusammengedruckt. Die erste lateinische Gesammtausgabe erschien zu Frankfurt a. M., 1614, 8.; eine zweite, von zwölf Schriften, gab Combach heraus zu Kassel, 1649, 12. Eine deutsche Ausgabe erschien zu Nürnberg, 1717, 8., und noch eine zu Wien, 1756, 8. Die wichtigeren sind:

1) Liber duodecim portarum, Das Buch der zwölf Thore. Der Ausdruck: Thore, ist offenbar den zwölf Schlüsseln des Basilius analog gewählt, woraus zu folgern ist, daß Ripley in Deutschland Basil's Schriften kennen gelernt hat. Die Thore bedeuten die zwölf Hauptarbeiten, als: Calcination, Solution, Separation, Conjunction, Putrefaction, Congelation, Cibation, Sublimation, Fermentation, Exaltation, Multiplication, und Projection. Dieses Werk ist sein Meisterstück und wird

als klaſſiſch angeſehen. Es ward lateiniſch abgedruckt in Nicolai Bernaudi Quadriga aurifica, (Lugduni, 1599, 8.,) N. 2.; in der Combachſchen Sammlung, N. 1.; im Theatrum chemicum, Tom. II. N. 29.; und in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. II. N. 86. Eine Erläuterung der zwölf Thore ſchrieb G. Starkey (Philaletha) in engliſcher Sprache, welche zu London, 1678, 8., herauskam.

2) Clangor Buccinae, Ruf des Kinkhorns; nicht minder geſchätzt; wird von Baläus, und nach ihm von Lenglet du Fresnoy, Hist. de la phil. hermét., T. I. p. 267., dem Ripley zugeſchrieben, wiewol es gewöhnlich für die Arbeit eines anonymen Verfaſſers gilt. Es iſt abgedruckt in: Opuscula complura de Alchymia, Francofurti, 1550, 4., N. 2.; in Artis auriferae Vol. I. N. 22.; und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 75.

3) Medulla philosophiae chymicae, Kern der chemiſchen Naturphiloſophie. Dieſer Titel erinnert an eine Schrift des Roger Baco, der ein Großoheim des Ripley geweſen ſeyn ſoll. Die Medulla iſt abgedruckt in: Opuscula quaedam chymica, Francof., 1614, 8., und in der Combachſchen Sammlung, N. 3.

4) Liber de Mercurio philosophico, Das Buch vom Merkur der Weiſen; worin ſeine Theorie der Transmutation aufgeſtellt iſt; abgedruckt in Bernaudi Quadriga aurifica, N. 3., und in der Combachſchen Sammlung, N. 2.

5) Compound of Alchymie, Kompendium der Alchemie; iſt engliſch geſchrieben. Eine Handſchrift davon bewahrt die Leydener Bibliothek. Abgedruckt iſt es in Ashmole Theatrum chem. britann., N. 2.

6) Philorcium Alchymistarum, Friedensſchluß der Alchemiſten, ſonſt auch betitelt: Practicale Compen-

forderlichen Nachweisungen. Vergl. v. Murr Literarische Nachrichten, S. 26.

Der dritte, Ludwig von Neus oder Neisse, aus Schlesien, soll eine rothe Tinktur besessen haben, von welcher Ein Theil sechzehn Theile Queckſilber in gutes Gold verwandelte. Er zeigte seine Kunst 1483 am Marburgschen Hofe vor vielen Zuschauern. Man erzählt, Hans von Dörnberg habe von dem Adepten die Mittheilung seines Geheimnisses verlangt, und als er sich dessen weigerte, ihn einkerkern und foltern, sogar endlich im Gefängnisse verhungern lassen. Vergl. v. Rommel Geschichte von Hessen, Th. III. Anm. S. 37. Gmelin's Gesch. der Chemie, Th. I. S. 259.

Außer G. Horn citirt Gmelin am angeführten Orte noch Senkenberg's Selecta juris et historiarum, und zwar fünf Stellen; allein diese handeln nicht von Ludwig von Neiß, sondern nur von Dörnberg, dessen Name freilich der Erzählung einigen historischen Halt gibt. Dieser Hans von Dörnberg war Hofmeister des Landgrafen Heinrich's III. gewesen und behielt unter dessen Regierung großen Einfluß. Da sein Fürst nur für die Jagd Sinn hatte und ihm die Regierung ganz überließ, übte er eine höchst willkürliche Gewalt aus, die noch drückender ward, als er nach Heinrich's Tode 1483 die vormundschaftliche Regierung für dessen unmündigen Sohn, Wilhelm den Dritten, übernahm. Vgl. Winkelmann's Beschreibung von Hessen, Th. VI. S. 402. Teuthorn's Hessische Geschichte, Bd. VII. S. 603. 618.

Da sonach die Persönlichkeit des übel berüchtigten Hans von Dörnberg den ihm zur Last gelegten Mord nicht unwahrscheinlich macht, auch die Zeit zutrifft, und andere Nachrichten besagen, daß er sich als Regent alles erlaubte; so ist kein Grund vorhanden, die Thatsache des Mordes in Zweifel zu ziehen. Nur folgt daraus noch nicht, daß es mit dem Goldmachen seine Richtigkeit habe. Viel wahrscheinlicher

iſt es, daß die blinde Habſucht des Tyrannen von einem geſchickten Taſchenſpieler geäfft worden ſey.

Mit dieſem Ludwig von Reiß beginnt die durch mehre Jahrhunderte fortlaufende Reihe der fahrenden Alchemiſten. Weil Arnald, Lullus, Cremer, Flamel, Baſilius, Bernhard, und Ripley die Meiſterſchaft durch Reiſen erlangt haben ſollten, ſo ward der Glaube herrſchend, daß man nur auf dieſem Wege zum Ziel gelangen könne. So wie zu jener Zeit die fahrenden Schüler überhaupt umherzogen, folgten ihnen auch die Schüler der hermetiſchen Kunſt. Die möchten hingehen, wenn nicht ſo viele Betrüger ſich angeſchloſſen hätten, die nicht als Lernende, ſondern als Lehrer und Meiſter ſich ankündigten. Der größte Theil dieſer Menſchen verdient nicht genannt zu werden, und fällt dem Autor wie dem Leſer zur Laſt; denn ihr diebiſches Andenken betrügt Beide um Zeit und Mühe. Gleichwol darf man ſie nicht ganz außer Acht laſſen, weil unter ihnen zuweilen ehrliche Thoren vorkommen, die aus Rechthaberei die Wahrheit vom Dache predigen.

Salomon Trismoſin, oder Trismosinus, der vielleicht Pfeifer hieß und ſich von τρισμός umtaufte, hat unter allen fahrenden Alchemiſten jener Zeit den meiſten Ruf erlangt. Nach ſeiner eigenen Angabe hat er 1490 geſchrieben, wonach ihn du Fresnoy viel zu ſpät in das Jahr 1570 ſetzt. Er war ein Deutſcher, vielleicht ein Sachſe, und reiſete als Laborant. Bei der damaligen großen Zahl alchemiſtiſcher Dilettanten, welche eifrig laſen, aber mit Kolen ſich nicht beſudeln mochten, ſondern lieber Gehülfen für ſich arbeiten ließen, konnte das Geſchäft eines chemiſchen Laboranten für ein nahrhaftes Gewerbe gelten. Wenigſtens fand Jeder, der dreiſt auftrat und ſich ein Anſehen zu geben wußte, Aufnahme und Unterhalt, auch Sold für einige Zeit, ſolange des Gebieters Zutrauen währte; dann ging er weiter.

So führte ſein Weg den Trismoſinus nach Venedig, wo er in der Umgegend mehren Herren diente. Ein jeder hatte andere Manuſkripte, nach denen er arbeiten ließ. Bald waren es lateiniſche, bald griechiſche oder arabiſche. Aber man ärndete überall nur ſophiſtiſches Gold und Silber. Trismoſinus geſteht frei, daß er damals von der Wahrheit weit entfernt geweſen ſey, wie auch, daß unter ſeinen Konſorten gar oft Betrügereien ſtattgefunden hätten. Ein Zufall führte ihm gewiſſe arabiſche Vorſchriften in die Hände, welche er nicht leſen konnte. Als er ſie aber hatte überſetzen laſſen und nun danach arbeitete, fand er ſie probat, und ward im hohen Alter noch ein Meiſter der Kunſt. In der Folge ſoll er nach Konſtantinopel gegangen ſeyn, wo Paracelſus ihn kennen gelernt haben will. Dieſe Umſtände, ohne den letzten, erzählt er in dem Aufſatze: „Trißmoſin's Wanderſchaft“, welcher im erſten Theile des Güldnen Vließes abgedruckt iſt.

Trismoſinus gibt ſich in ſeinen Schriften mit der größten Zuverſicht für einen Adepten, und verſichert, mit ſeiner Tinktur große Maſſen Gold erzielt zu haben. Er geſteht zu, daß alle Tinkturen der Alchemiſten aus einer und derſelben Wurzel gingen; aber die Abweichung in Zuſätzen und Handgriffen erzeuge Produkte von ſehr verſchiedener Art und Kraft. Auch wären die Schriften der Alchemiſten meiſtens durch fehlerhafte Abſchrift entſtellt. Sein Siegesruf, verbunden mit dem Geſtändniß früherer Irrwege, hat ihm Vertrauen erweckt, und zahlreiche Anhänger, die ihn vorzugweiſe zum Führer wählten. Zwar führt er mancherlei Proceſſe auf, ohne ſich beſtimmt darüber auszulaſſen, ob der rechte arabiſche darunter ſey, und das iſt eben kein gewichtiger Anlaß, zu glauben, daß er mehr als ein gewöhnlicher Laborant geweſen ſeyn möchte; doch muß man anerkennen, daß er ſein Verfahren offen und umſtändlich darlegt. Zum Beweiſe deſſen folge hier ſein ausführlichſter Proceß, wie er im Güldnen Vließ, Th. I. S. 7. f., beſchrieben wird, im Auszuge.

A. Acht Loth gebrannter Alaun, acht Loth gebrannter Salpeter, und vier Loth gebranntes Kochsalz werden mit zwanzig Loth Queckſilberſublimat zuſammengerieben und in einem irdenen Sublimatorium auffſublimirt. Das Auffſublimirte wird vorſichtig ausgenommen und nochmals mit zwanzig Loth friſchen Salzen ſublimirt. Bei dieſer Arbeit ſoll man der ſchädlichen Dämpfe wegen dickgeſchmiertes Butterbrod eſſen.

B. Das Auffſublimirte wird in einem Glaskolben mit Alkohol übergoſſen und im Waſſerbade überdeſtillirt, bis die Hälfte der Flüſſigkeit als ein Oel zurückbleibt. Von dem übergegangenen Spiritus wird auf den Rückſtand zurückgegoſſen, ſo daß dieſer eine Fingerbreite hoch bedeckt wird. So wird die Deſtillation dreimal wiederholt, ſo geht endlich der Sublimat mit dem Spiritus in die Vorlage über. Dieſe Deſtillation muß noch zweimal wiederholt werden, ſo erhält man den Mercurius Philosophorum, das Merkurialwaſſer, gleichſam „hölliſch Feuer in Waſſer“. Dieſes Merkurialwaſſer dampft ſehr und muß wol verſchloſſen werden.

C. Dünngeſchlagenes Gold übergießt man in einem Glaskolben mit dem Merkurialwaſſer, ſo daß es eben davon bedeckt werde, und ſetzt den Kolben in gelinde Wärme, ſo fängt das Waſſer an zu arbeiten und löſt das Gold auf, aber nicht flüſſig, ſondern ſo, daß es auf dem Boden liegen bleibt, anzuſehen wie Schmalz. Dann gießt man das Merkurialwaſſer ab, welches zu demſelben Behuf noch öfter gebraucht werden kann.

D. Den Goldſatz theilt man in zwei Hälften. Die eine Hälfte übergießt man mit Alkohol und läßt das Gemiſch fünfzehn Tage in der Wärme putrificiren, ſo wird es roth wie Blut; das iſt das Löwenblut.

E. Dieſes Löwenblut gießt man in einen andern Kolben auf die andere Hälfte des Satzes, ſetzt den dicht verſchloſſenen Kolben halb in ein Aſchenbad und gibt ihm nur Hundstagshitze, ſo wird es erſtlich ſchwarz, dann buntfarbig,

dann hellgrau, bei verstärkter Hitze ferner gelb, und endlich hochroth; das ist dann die Grundlage der Tinktur, a.

F. Die rothe Tinktur (a) wird feingerieben. Davon wird Ein Gran in Papier gewickelt und so auf Eintausend Gran geschmolzenes Gold getragen. Wenn es drei Viertelstunden mit einander fließt, so wird das Gold zur eigentlichen Tinktur, b.

G. Macht man mit Einem Theile der Tinktur b die Projektion auf Eintausend Theile feines Silber, so wird es zum höchsten Golde.

H. Trägt man Einen Theil der Tinktur a, in Papier gewickelt, auf Eintausend Theile reines Queckſilber, welches zuvor erhitzt worden, bis es raucht, so wird das Queckſilber zur Tinktur c.

I. Macht man mit Einem Theile der Tinktur c, in Papier gewickelt, die Projektion auf Eintausend Theile heißes Queckſilber, so wird alles zum höchsten Golde.

K. Wird Ein Theil der Tinktur b auf Eintausend Theile Zinn (oder Blei, vergl. S. 5.) im Fluſſe getragen, so wird alles zu gutem Golde.

L. Trägt man Einen Theil der Tinktur b auf Eintausend Theile fließendes Kupfer, so wird das Kupfer zu gutem, aber sehr hochrothen Golde.

M. Wird von der Tinktur b etwas auf glühendes Eiſen getragen, das Eiſen aber dann wieder ins Feuer gehalten, so wird es zu Gold, aber zu einem spröden und brüchigen Golde.

N. Schmelzt man das spröde Gold vom Eiſen (M) mit gleichen Theilen des Goldes vom Queckſilber (I) zuſammen, so geben beide ein sehr geſchmeidiges und gutes Gold.

O. Wird die Tinktur b in feurigem Wein aufgelöst und davon früh Morgens ein Löffel voll getrunken, so stärkt das die menſchliche Natur, macht alte Leute wie neugeboren, auch die Frauen fruchtbar.

P. Wird die Tinktur c in feurigem Wein aufgelöst und davon früh Morgens ein Weinglas voll getrunken, so heilt es den Aussatz in wenig Tagen.

Die arzneiliche Wirksamkeit seiner Tinktur behauptet er nicht blos im Allgemeinen, wie Andere vor ihm gethan, sondern er führt bestimmte Fälle an, in welchen die Wunder der Panacee offenbar wurden. Sich selbst verjüngte er mit einem halben Gran derselben dergestalt, daß seine gelbe, runzlige Haut wieder glatt und weiß, die Wange roth, sein graues Haar wieder schwarz wurde, und der gekrümmte Rücken sich kerzengerade emporhob. Siebzigjährige Frauen gebaren wiederum Kinder, nachdem er ihnen von dem rothen Löwen eingegeben hatte. Er ist nicht abgeneigt, zu glauben, daß man das menschliche Leben mit dieser Arznei nach Belieben, etwa bis zum jüngsten Tage, verlängern könne.

Uebertreibungen, die so offenbar allen Gesetzen der Natur Hohn sprechen, waren wol geeignet, ihrem Urheber in den Augen der Gemäßigten zu schaden, die dann mit dem Panaceisten auch den Alchemisten verwarfen. Dagegen ließen Andere durch solche Zweifel und Bedenken sich in ihrem Vertrauen nicht wankend machen. Man berief sich wol auf eine unverbürgte Sage, daß Trismosinus kraft seiner Medicin ein Alter von hundertfünfzig Jahren erreicht habe. Vornehmlich sind des Paracelsus Jünger stark in diesem Glauben. Vergl. Elucidarius chymicus, (1617, 8.,) Vorrede S. 11.

Die von Trismosinus hinterlassenen Schriften, von denen man keine Nachricht hat, woher sie gekommen sind, finden sich gesammelt in der Güldenen Schatz- und Kunstkammer, auch Aureum Vellus betitelt, und zwar im ersten Bande, welcher zu Rorschach am Bodensee 1598 in 4. gedruckt ist. Ein zweiter Band erschien zu Basel, 1604, 4. Dieselbe Sammlung ward bald ins Französische übersetzt, und erschien unter dem Titel: La Toison d'or, ou la fleur des trésors, mit ausgemahlten Figuren, zu Paris,

1602 und 1612, 8. Eine zweite deutsche Ausgabe erschien zu Hamburg, 1708, 4.; und eine dritte, unter dem Titel: Eröffnete Geheimnisse des Steins der Weisen, oder Schatzkammer der Alchymei, zu Hamburg, 1716, 8.

Philipp Ulsted, gewöhnlich Ulstadius genannt, ein Zeitgenosse des Trismosinus, war 1500 öffentlicher Lehrer der Arzneikunst zu Freiburg im Breisgau und, wie jener, Alchemist und Panaceist. Die Panacee zum ärztlichen Gebrauche bereitete er durch Verkalkung des Goldamalgama. In beiden Beziehungen erwarb er sich großen Ruhm als akademischer Docent, hat aber schwerlich auf den Ruhm eines Adepten Anspruch machen wollen. Er schrieb lateinisch: Caelum Philosophorum, seu Secreta naturae, id est, quomodo ex rebus omnibus Quinta Essentia paretur, Himmel der Weisen, oder Geheimnisse der Natur, das ist, wie aus allen Dingen die Quintessenz ausgezogen werde. Dieses Buch ward zu Strasburg, 1526, 1528, 1551, und 1555, in Folio gedruckt, ebenda auch 1530, 8.; zu Paris, 1543 und 1544, 8.; zu Leyden, 1553, 1557, und 1571, 12.; zu Frankfurt, 1600, 12.; zu Trier, 1630, 12.; und zu Augsburg, 1680, 12. Eine französische Uebersetzung erschien zu Paris, 1547, 8. Eine deutsche Uebersetzung, unter dem Titel: Caelum Philosophorum voll Heimlichkeiten der Natur, nebst Marsilii Ficini Regiment des Lebens, kam zu Frankfurt am Main, 1551, in Folio heraus. Noch eine deutsche Uebersetzung des Himmels der Weisen erschien zu Dresden und Leipzig, 1739, 8.

In diese Zeit gehört wahrscheinlich ein alchemistisches Gedicht, welches den Namen: „Uralter Ritterkrieg", führt. Das Original ist deutsch geschrieben. Es ist eine Fabel in Prosa, zum Theil in Gesprächform, zum Theil erzählend vorgetragen, der Inhalt aber kürzlich dieser:

Sol (Gold) und Mercurius (Queckſilber) gehen zusammen aus, den Stein der Weisen zu befehden, weil sie glauben, daß ihr Ansehen durch seinen Ruhm beeinträchtigt

werde. Der Stein läßt ſich finden, und erwartet ſeine Gegner mit derjenigen Gelaſſenheit, welche ſeinem Geſchlecht eigen iſt.

Anfänglich ſcheint es nicht auf Gewaltthätigkeiten abgeſehen zu ſeyn. Die Götter machen nur von den Waffen der Dialektik Gebrauch, um den Stein zu bewegen, daß er freiwillig des angemaßten Vorzugs ſich begebe. Sie verſuchen aus hiſtoriſchen Gründen ihren alten Adel geltend zu machen, und laſſen es dabei nicht an Seitenblicken fehlen, welche geeignet ſcheinen, den Sohn des Staubes zu beſchämen und zur geziemenden Demuth herabzuſtimmen.

Der Stein iſt nicht ſo unempfindlich für die Ehre, als ſie erwarteten, und die ruhige Beſonnenheit, welche er unveränderlich beibehält, liefert ihm reiche Mittel zur Erwiederung. Er leugnet gar nicht ſeinen dunkeln Urſprung, behauptet aber den ſelbſt erworbenen Verdienſtadel, und überführt ſeine Widerſacher mit ſiegenden Gründen.

Da übermannt der Jähzorn die Söhne des Zeus. Mit vereinter Gewalt fallen ſie über den Stein her, ihn zu zermalmen. Allein jetzt zeigt ſich, daß er auch ſolchen Kampf nicht ſcheue und mehren Feinden gewachſen ſey. In Kurzem hat er Beide verſchlungen und behauptet als Sieger das Feld.

Soweit der Dichter. Die Lehre und Nutzanwendung herauszunehmen, hat er uns überlaſſen.

Wenn dieſe Fabel weiter nichts andeuten ſoll, als daß der Stein der Weiſen köſtlicher ſey denn die edeln Metalle, die durch ihn geſchaffen werden, ſo muß man geſtehen, daß der Dichter zuviel Aufwand gemacht habe, um eine ſo einfache Wahrheit zu beglaubigen. Wäre das aber ſeine ganze Abſicht geweſen, ſo würde dann wol Luna (Silber) mit den Waffen der Diana dem Sonnengotte beigeſtanden haben. Auch fiele dann die eigentliche Idee eines Kampfes zwiſchen ihnen und dem Steine weg.

Die Alchemiſten haben vielleicht aus ſolchen Gründen tiefer geforſcht, und waren geneigt, zu glauben, daß unter

der Fabel ein wichtiges Geheimniß der Alchemie verborgen ſey. Ob ſie darin Recht hatten, muß auf ſich beruhen, bis ein Eingeweihter das Verborgene enthüllt. Indeſſen erklärt ſich daraus die Aufmerkſamkeit, welche man im In- und Auslande einem Produkt gewidmet hat, welches dem Unbefangenen als ein ziemlich mattes Späßchen erſcheinen kann.

Man fragt billig, warum die Fabel ein Ritterkrieg genannt ſey. Abgeſehen davon, daß Zwei gegen Einen nicht eben ritterlich kämpfen, ſo ſieht man auch nicht ein, wie die beiden Götter zur Ritterſchaft kommen. Die Vergleichung iſt ſo weit hergeholt, daß Derjenige entſchuldigt werden dürfte, welcher den Titel gar nicht für Titel, ſondern für den Namen des Verfaſſers halten wollte. Es gab nämlich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ein adliches Geſchlecht des Namens in Zürich. Die Ritter Krieg von Bellicken haben ſich nicht allein durch Tapferkeit, ſondern zum Theil, wie Ulrich und Johannes, als Gelehrte und Hiſtoriker hervorgethan. Angenommen, daß Einer von ihnen ein Alchemiſt geweſen ſey und dieſer ſeiner Fabel ſeinen Namen vorgeſetzt habe, ſo wäre denkbar, daß ſpätere Abſchreiber den Namen nicht gekannt und einen erſten Titel daraus gemacht hätten; denn das Gedicht hat deren allerdings zwei.

Das Zeitalter des Gedichts zu beſtimmen, iſt ſchwer. Wir wiſſen nur, daß es bis 1604 in Handſchriften vorkam, die vielleicht nicht mehr vorhanden ſind. Damals muß man es für uralt gehalten haben, wie die erſte Ausgabe beſagt. Die ſtreitenden Parteien berufen ſich darin auf die Autorität berühmter Alchemiſten, citiren unter Anderen den Richardus Anglus und den Raimund Lullus. Daraus ergibt ſich, daß das Alter der Fabel über 1350 nicht hinausgeſetzt werden dürfe, weil damals erſt Lullo's Schriften in Deutſchland bekannt wurden. Neuere Autoren werden nicht angeführt, wonach zwiſchen jenem Zeitpunkt und der erſten Ausgabe immer ein Spielraum von 254 Jahren übrig bleibt. Will man, um möglichſt wenig zu fehlen, den Mittelpunkt dieſes

Zeit-

Zeitraumes annehmen, so fällt er auf 1477. Die Sprache scheint diesem Alter zu entsprechen, wiewol man ohne Vergleichung der Handschriften darüber kaum urtheilen kann.

Die erste Ausgabe erschien unter dem Titel: Uralter Ritter-Krieg, d. i. Alchymistisch Gespräch unseres Steines, des Goldes und des Merkurii von der wahren Materie, Leipzig, 1604, 8. Bald darauf gab der Alchemist Fabre zu Montpellier eine französische Uebersetzung unter dem Titel: L'ancienne guerre des Chevaliers, à Paris, 1608, 8. Die zweite deutsche Ausgabe, welche in Georgi's Bücherlexikon aufgeführt wird, scheint eine Umarbeitung zu seyn; denn der Titel lautet: Ritterkrieg, oder Philosophische Geschichte in Form eines Processes, wie Sol und Mars durch Urtheil zusammen verbunden, Hamburg, 1680. Eine zweite französische Ausgabe erschien zu Amsterdam, 1689, 8. Die Fabersche ward abgedruckt in Richebourg Bibliothéque des philos. chim., (1741,) Tom. III. N. 3. Die neueste deutsche Ausgabe ist eine Uebersetzung der Amsterdamer französischen, begleitet von einem Kommentar in Gesprächform, und erschien unter dem Titel: Hermetischer Triumph, oder der siegende philosophische Stein, Frankfurt und Leipzig, 1765, 8.

Neuntes Kapitel.

Alchemie des sechzehnten Jahrhundertes.

Erste Hälfte.

Kalliope hebt ihre Tuba, feierlich den neuen Anfang zu verkünden. Ihr Ruf erschallt vom Vatikan aus, oder doch von Rom, zur großen Verwunderung vieler frommen Leute, welche bis dahin der kirchlich verbotenen Alchemie nur ganz verstohlen huldigten.

Giovanni Aurelio Augurelli, gebürtig von Rimini, ein Poëta laureatus, schrieb ein episches Gedicht in drei Büchern zum Lobe der Alchemie, unter dem Titel: Chrysopoeia. Seine lateinischen Hexameter überbieten noch, wie billig, die Prätensionen der prosaischen Alchemisten, wenn er z. B. vom Steine der Weisen sagt:

Illius exigua projecta parte per undas
Aequoris, argentum vivum si tunc foret aequor,
Omne vel immensum verti mare posset in aurum.

Er dedicirte sein Werk 1514 dem Papste. Leo der Zehnte war wol ein großer Freund des Goldes, wie man aus seinem Ablaßhandel entnehmen kann, aber dabei kein sonderlicher Verehrer der Alchemie, so wenig als sein Taufkind, Leo der Afrikaner. Zwar nahm er das Gedicht höflich an, verehrte aber lächelnd dem Poeten einen leeren Beutel, mit den Beifügen: „wer solche Kunst besitze, dem fehle nur der „Beutel“.

Den zahlreichen Freunden der hermetiſchen Kunſt mag Augurelli's Muſe mehr Vergnügen gewährt haben, weil das Gedicht oft genug abgedruckt worden iſt. Es erſchien zu Baſel, 1518, 4.; zu Antwerpen, 1582, 8. Abgedruckt findet man es in der von Gratarolus zu Baſel, 1572, 8., herausgegebenen Sammlung alchemiſtiſcher Schriften, Vol. II. N. 13., (wo auch N. 41. ein Aenigma Augurelli vorkommt); im Theatrum chemicum, T. III. N. 71., (wo auch N. 14. ein Geronticum Augurelli zu leſen); in der Frankfurter Sammlung von 1614; in Albinei Bibliotheca chemica contracta, Genev., 1653 und 1673, 8., N. 1.; und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 91. Eine franzöſiſche Ueberſetzung in Proſa erſchien zu Lyon, 1548, 32., unter dem Titel: Facture de l'or; eine andere in Verſen zu Paris, 1628, 8. Eine deutſche Ueberſetzung von Valentin Weigel ward zu Amſterdam, 1715, 8., und zu Hamburg, 1716, 8., herausgegeben.

Ein Zeitgenoſſe des Augurelli trat im fürſtlichen Purpur als ein beredter Vertheidiger der Alchemie auf, nämlich Giovanni Francesco Pico, Principe della Mirandola, welcher gewöhnlich Picus Mirandolanus genannt und deshalb oft mit ſeinem Oheim verwechſelt wird. Dieſer Prinz ſchrieb 1515 eine gelehrte lateiniſche Abhandlung in drei Büchern: De Auro, worin er theils die Möglichkeit der Metallveredlung philoſophiſch darzuthun ſucht, theils hiſtoriſche Beweiſe beibringt, daß ſie wirklich ausgeübt worden ſey. Er verſichert, mehre Perſonen gekannt zu haben, welche die Kunſt beſaßen, ja: daß er das Werk mit ſeinen Augen geſehen habe. „Noch lebt mir ein Freund," ſagt er Lib. III. cap. 2., „der mehr als ſechzigmal in meiner Gegenwart „Gold und Silber aus anderen Dingen gemacht hat, und „zwar auf mancherlei Weiſe. Er zeigte mir ein metalliſches „Waſſer, wozu weder Gold noch Silber geſetzt ward, und „dennoch kam dergleichen unerwartet zum Vorſchein, aber „freilich nicht in ſolcher Menge, daß es die Mühe belohnte;

„denn die Koſten überſtiegen den Ertrag.“ Man erräth leicht, daß er ſich da am Dianenbaum und ähnlichen metalliſchen Niederſchlägen ergetzt habe, mit welchen die Dilettanten ſchon damals ſpielten, die auch in der Folge noch oft gemißbraucht worden ſind, Unkundige zu täuſchen. Demnach iſt ſein ehrliches Zeugniß doch in der Hauptſache nichtig. Sein Buch wurde zuerſt 1586 in Venedig in 4. gedruckt, dann zu Ferrara, 1587, 8. Auch iſt es abgedruckt im Theatrum chemicum, T. II. N. 42., und in Mangeti Bibliotheca chem. curiosa, T. II. N. 105.

Da Purpur und Lorbeer ſich vereinigten, die Alchemie zu ſchmücken, ſo ward ſie bald wieder in Aufnahme gebracht, und die Alchemiſten Italien's ließen ſich vernehmen.

Giovanni Agostino Pantheo, ein Prieſter in Venedig, ſchrieb: De arte et theoria transmutationis metallicae, Von der Kunſt und dem Begriffe der Metallverwandlung. Dieſe Abhandlung ward 1530, 1550, und 1556 zu Venedig in 8., und zu Paris, 1550, 8., gedruckt; auch im Theatrum chemicum, Tom. II. N. 47., abgedruckt.

Giovanni Lacini, ein Mönch in Kalabrien, hat um dieſe Zeit fleißig in der Alchemie gearbeitet, auch als Schriftſteller. Man hat von ihm eine Abhandlung, unter dem Titel: Pulvis, dans Malcum et dulcedinem metallis, Pulver, welches die Metalle in eine liebliche Süßigkeit verwandelt. Sie findet ſich im Theatrum chemicum, T. III. N. 65., abgedruckt. Außerdem kommentirte er den Petrus Bonus, und gab Collectanea chimica aus älteren Alchemiſten, welche zu Venedig, 1546, 8., nachher auch zu Nürnberg, 1554, 4., gedruckt worden ſind.

Giovanni Braceschi, von Brescia, ſchrieb einen Kommentar über Geber's Alchemie in lateiniſchen Geſprächen, welche zu Leyden, 1548, 8., und zu Hamburg, 1673, 8., gedruckt wurden, auch in der Sammlung des Gratarolus, N. 1. und 2., abgedruckt ſind.

Felippe Rouillac, ein piemonteſiſcher Minorit, ſchrieb einen Tractatus de Lapide Philosophorum, welcher in Handſchriften vorkommt, über welchen aber Borel und du Fresnoy nicht ſehr günſtig urtheilen, und eine Praxis magni operis, welche zu Leyden, 1582, 8., gedruckt worden iſt.

In Spanien zeigten ſich damals noch Alchemiſten, die ſpäter ausſtarben, als durch Amerika's Schätze ihre Kunſt überflüſſig ward. Don Diego Alvarez Ohacan ſchrieb einen Kommentar über die Schriften Arnald's von Villanova, welcher 1514 zu Sevilla (Hispalis) in Folio gedruckt ward. du Fresnoy nennt dieſen Ohacan irrig den einzigen ſpaniſchen Alchemiſten, Hist., I. p. 472.

In den Niederlanden hatten die beiden Hollande in dieſem Zeitraum einige Nachfolger, welche ebenfalls erſt nach ihrem Tode durch Schriften bekannt geworden ſind. Der erſte derſelben,

Reyner Snoy, ſoll nach Lenglet du Fresnoy zu Torgau (vielleicht Tournay) gelebt haben, wo er 1477 geboren ward und 1537 ſtarb. Er hat eine lateiniſche Abhandlung: De arte Alchimiae, geſchrieben, welche mit einigen anderen Schriften von demſelben Verfaſſer zu Frankfurt a. M., 1620, in Folio gedruckt ward.

Jodocus Grewer, ein niederländiſcher Prieſter, von deſſen Lebensumſtänden nichts bekannt iſt, ſchrieb lateiniſch: Secretum magni Philosophi. Dieſes Geheimniß hat Joſt Balbian zu Leyden, 1588 und 1599, 8., herausgegeben. Auch ward es im Theatrum chemicum, T. III. N. 79., abgedruckt.

In Deutſchland führte Luther's Reformation eine freiere Publicität herbei, in welcher Manches zur Verhandlung kam, was vorher kaum leiſe berührt ward. Die Aufhebung der Klöſter zerſtörte manche Werkſtatt der Alchemiſten, brachte aber hermetiſche Schriften in Umlauf, wie z. B. die von Koffsky, Eſchenreuter u. A. Ohne Zweifel gab die Zerſtreuung der Kloſtergeiſtlichen Veranlaſſung, daß die Mei-

nungen für und wider die Alchemie zur Aeußerung und Reibung kamen. Doch wurde durch die Reformation keine Veränderung im Stande der Sache hervorgebracht, weil die beiden Koryphäen von Wittenberg in ihren Ansichten einander das Gleichgewicht hielten.

Melanchthon adoptirte die Meinung des Petrarka, und nannte die Alchemie, wenn die Rede darauf kam, auch in seinen Vorlesungen, Imposturam quandam sophisticam, eine gleißende Betrügerei. Seine Kenntniß der griechischen Alchemisten hatte ihn wol in diesem Urtheile bestärkt.

Dagegen war Luther, wahrscheinlich von seinem Klosterleben in Erfurt her, ein Gönner der Alchemie. In seiner Canonica sagt er: „Die Kunst der Alchemey ist recht „und wahrhaftig der alten Weisen Philosophey, welche mir „sehr wol gefällt, nicht allein wegen ihrer Tugend und vielerlei Nutzbarkeit, die sie hat mit destilliren und sublimiren „in den Metallen, Kräutern, Wassern und Olitäten, sondern auch von wegen der herrlichen schönen Gleichniß, die „sie hat mit der Auferstehung der Todten am jüngsten Tage. „Denn eben wie das Feuer aus einer jeden Materie das Beste „auszieht und vom Bösen scheidet, und also selbst den „Geist aus dem Leibe in die Höhe führt, daß er die obere „Stelle besitzt, die Materie aber, gleichwie ein todter Körper, in dem keine Seele mehr ist, unten am Boden oder „Grunde liegen bleibt: also wird auch Gott am jüngsten „Tage durch sein Gericht, gleichwie durch das Feuer, die „Gerechten und Frommen scheiden von den Ungerechten und „Gottlosen. Die Gerechten werden auffahren gen Himmel „und werden leben, die Ungerechten aber werden hinunterfahren in die Hölle, da sie ewiglich todt bleiben.“

Wiewol offenbar der Reformator in jener Stelle die Chemie mit der Alchemie verwechselt und sein Lob nur der ersteren gilt, so hat es doch gewiß zur Aufnahme der letzteren unter den Protestanten beigetragen. Uebrigens wurde das harte Urtheil seines Kollegen durch die Vorgänge der dama-

ligen Zeit weit mehr gerechtfertigt: denn Ruhmsüchtige benutzten den allgemein verbreiteten Sinn für Alchemie, um sich schnell einen Namen zu machen, Aerzte zur Förderung ihrer Praxis, Laboranten zu mühlosem Broderwerb. Alle diese Mißbräuche waren damals häufiger und schreiender als je zuvor; und wenn die Nachkommen sich mehr und mehr dahin neigten, den Alchemisten zu mißtrauen, und auf der anderen Seite zu weit gehend die Idee der Alchemie selbst als ein leeres Hirngespinnst zu verwerfen, so ist das großentheils dem Unfug beizumessen, den damals Leute von weit verbreitetem Rufe mit der Alchemie trieben. Ein solches Irrlicht war

Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, geboren zu Köln 1486, gestorben zu Grenoble 1535. Er war Doktor der Rechte und der Medicin, kaiserlicher Eques auratus, bald Theolog, bald Philosoph, Arzt, Advokat, Historiograph, Soldat, Magus, Astrolog und Alchemist, wie es sich fügte, lebte zu Köln, Dole, Pavia, Metz, Freyburg, Brüssel, Bonn, Lyon und Grenoble, hatte nirgend Ruhe, ward aber berühmt genug, wie denn jederzeit die Menge das Excentrische anstaunt. In verschiedenen Perioden war er eifriger Alchemist und laborirte am Stein der Weisen, bis er die Geduld verlor, oder Geldmangel ihn nöthigte, etwas Einbringliches zu treiben. Das bekennt er selbst in seinen Briefen, N. 4. und 10. Am Ende seines Lebens hatte er den Glauben an die Möglichkeit der Transmutation aufgegeben, und eiferte nun sehr gegen die Alchemie in einer Schrift: De vanitate Scientiarum. Man erschrickt vor solch einem Titel, aber das wollte er eben. Sein Streben war, immerfort von sich reden zu machen, und das erreichte er so freilich am besten.

Von seinem früheren alchemistischen Treiben hat man mancherlei Wundersagen, die zu erörtern ganz überflüssig seyn möchte. Was und worin er gearbeitet hat, ersieht man aus seinem Briefe: De occulta Philosophia, welcher im

Theatrum chemicum, Tom. III. N. 96., abgedruckt iſt. Er nahm des Baſilius Worte buchſtäblich, und ſuchte die Materia prima im Vitriol. Sein Proceß (p. 961—967.) möge hier im Auszuge folgen.

„Nimm guten römiſchen Vitriol, das iſt der Stein, den die Weiſen verbergen. Stoße ihn gröblich, ſetze ihn in einer irdenen Schale auf Kolen und kalcinire ihn ſchwach zu einem gelblich-weißen Pulver, laß ihn aber nicht roth werden. Dann reibe ihn im Mörſer ſo fein als möglich. Davon fülle Ein Pfund in eine gläſerne Retorte und gib nach und nach verſtärktes Feuer, bis weiße Dämpfe in die wol lutirte Vorlage übergehen. Das übergegangene Waſſer hebe beſonders auf. Es iſt der Merkurius der Weiſen.“

„In der Retorte blieb ein hochrothes Pulver. Das reibe fein, koche es mit vielem Regenwaſſer aus und filtrire die Auflöſung. Dieſe dampfe ab, bis alles Waſſer verflogen iſt, ſo bleibt eine weiße Erde zurück. Reibe ſie fein, ſchütte ſie in einen Glaskolben und viermal ſo viel von dem Merkurius darauf, verſchließe den Hals gut und digerire acht Tage im Sandbade, bis die Erde ſich ganz aufgelöſt hat. Beide gerinnen zu einer Maſſe, und das heißt die Conjunction. Bei dieſer Arbeit ſteigen und fallen die Dämpfe fortwährend. Dann ſetze einen Helm auf den Kolben und deſtillire, ſo wird blos Waſſer übergehen, weil der Geiſt zurückbleibt und ein neues Salz bildet.“

„Das trockene Salz reibe fein, fülle es in einen Kolben, gieße dazu gleiche Theile vom Merkurius, digerire es 24 Stunden im Sandbade, ſetze dann den Helm auf und deſtillire die Feuchtigkeit ab, die abermals nur Waſſer iſt. Dieſe Deſtillation muß aber ſehr gelinde geſchehen; denn ſtarkes Feuer zerſtört die Verbindung.“

„Dieſelbe Inbibition, Digeſtion und Deſtillation muß ſo oft wiederholt werden, bis ein wenig von dem Rückſtande, auf ein glühendes Blech geworfen, ganz und gar verraucht. Die Maſſe wird bei der zweiten Tränkung bleigrau, bei der

dritten ſchwarz. Geſchieht das nicht, ſo wird nichts daraus. Dieſe Schwärzung heißt die Putrefaktion.“

„Bei den folgenden Wiederholungen erſcheinen vielerlei Farben, doch endlich wird die Maſſe wieder gelblich-weiß. Nun tröpfle etwas von dem Merkurialwaſſer auf die weiße Erde, fülle ſie in einen langhalſigen Kolben, ſetze ihn ins Sandbad, ſchließe den Hals und gib ſtärkeres Feuer, ſo ſublimirt ſich die ganze Maſſe in den Hals auf, und das iſt die Terra foliata.“

„Nimm nun den ganzen Reſt des Merkurialwaſſers und deſtillire es gelinde im Sandbade ab, bis keine Dämpfe mehr übergehen. Es bleibt davon ein hochrother Rückſtand. Dieſer muß im ſtärkſten Feuer getrieben werden, bis ein Oel zurückbleibt.“

„Sodann gieße das Oel nach und nach in einen Glaskolben auf die terra foliata und digerire ſie im Sandbade. Sobald die Maſſe trocken wird, muß nachgegoſſen werden, bis die Erde ein Viertel ihres Gewichts an Oel eingeſogen hat. Dann wird ſie fließen wie Wachs, ohne zu rauchen.“

„Endlich wirf von dieſer wachsflüſſigen Tinktur Einen Theil auf zehn Theile fließendes Gold, ſo wird letzteres zerſtört und in eine vollkommene Tinktur verwandelt.“ (Geſchieht das aber nicht, ſo wird nichts daraus.)

Außer jenem Briefe wird vom Agrippa noch ein Commentarius in artem brevem Raimundi Lullii als eine alchemiſtiſche Schrift angeführt; allein dieſer hat keine Beziehung auf Alchemie, ſondern handelt von der Ars inventiva, welche Lullus der ſtudirenden Jugend zum ſchnelleren Erlernen der Wiſſenſchaften dargeboten und empfohlen hatte. Vergl. Gmelin's Geſchichte der Chemie, Th. I. S. 191.

Ein noch blendenderes Irrlicht hatte jener Zeitraum an Philippus Aureolus Paracelſus Theophraſtus Bombaſt von Hohenheim, einem Schweizer, geboren 1493 zu Einſiedeln, wovon er auch zuweilen Eremita zube-

nannt wird, gestorben zu Salzburg 1541. Er ist der größte Marktschreier in der Geschichte der Arzneikunst und der Alchemie, wird also nicht ohne Grund oft der Große genannt. In der Jugend zog er als fahrender Schüler umher, stellte den Leuten die Nativität, citirte Geister, verschnitt Schweine, half Schätze graben, und lehrte alchemistische Processe um ein Billiges. So durchkreuzte er Deutschland, Holland, Schweden, Preußen, Polen und Ungarn, besuchte auch Spanien, Portugal, Aegypten und die Türkei, kam als Wunderdoktor ins Vaterland zurück, und ward 1525 Professor der Arzneikunde zu Basel. Da aber sein Wahlspruch: Alterius non sit, qui suus esse potest, sich mit Amtspflichten nicht vertragen wollte, so verließ er seine Lehrstelle bald wieder und trieb sich lieber umher, meistens unter der Hefe des Volkes, schrieb aber viel, gewöhnlich in voller Trunkenheit, und galt für das Orakel seiner Zeit.

Ueber Alchemie hat er aus den damals noch ungedruckten Schriften des Basilius und der beiden Hollande vieles abgeschrieben. Indessen behauptete er dreist, Adept zu seyn, und daß Trismosinus ihn im Jahre 1520 zu Konstantinopel in das Geheimniß eingeweiht habe. Er will Schätze dadurch erlangt haben, „die weder der römische Leo, noch der deut„sche Karl bezahlen könnte“. Doch bleibt er sich nicht gleich, wie von ihm zu erwarten ist. Er gesteht anderwärts, — in vino veritas — daß er zwar kein Anfänger, aber auch „kein „Ender“ der Kunst sey, und noch anderswo sagt er gar: „die Alchemisten dreschen leeres Stroh“. Den Mercurius vitae rühmt er beharrlich, meint aber damit seine Quecksilberarzneien. Sie dienten ihm freilich als Tinktur, weil er durch sie das Gold seiner Kunden gewann. Bei dem allen glaubten doch seine Verehrer, daß er den Stein der Weisen besessen habe. Man trug sich mit mancherlei Anekdoten, daß er zuweilen, wenn er eben kein Geld hatte, in der ersten der besten Schenke Gold gemacht habe. Die sich an ihn hängten und mit ihm berühmt werden wollten, hatten wol Ursache,

ſeinen Kredit aufrecht zu erhalten, und thaten das Mögliche. Vergl. Riſt's Alleredelſte Thorheit, S. 285.

Seine Schriften hat er meiſtens deutſch geſchrieben und als Handſchriften verkauft. Seine Anhänger überſetzten viele ins Lateiniſche und beförderten ſie zum Drucke. Die Geſammtzahl derſelben ſoll ſich auf 364 belaufen. Davon ſind folgende zehn alchemiſtiſchen Inhalts:

1) De Tinctura Physicorum, Von der Tinktur der Phyſiker, d. h. der Nichtärzte, der Alchemiſten. Eine lateiniſche Ausgabe von Dorn erſchien zu Köln, 1570, 8.; eine neue Ausgabe ebenda, 1575, 8.; eine deutſche Ausgabe zu Baſel, 1571, 4.; ein Abdruck im Aureum Vellus, Tr. II. N. 2.

2) Tesaurus tesaurorum Alchemistarum, Der größte Schatz der Alchemiſten. Die Orthographie des lateiniſchen Titels läßt vermuthen, daß er von ihm ſelbſt ſey. Ein Abdruck findet ſich im Anhange der Ausgabe der Archidoxa von Toxites, Strasburg, 1574, 8.

3) Manuale, Handbuch des Alchemiſten; abgedruckt in derſelben Ausgabe von Toxites; auch im Aureum Vellus, Tr. II. N. 4.; wird aber von den Alchemiſten verworfen.

4) De metallorum transmutationibus et caementis, Von den Metallverwandlungen und Cementirungen; abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 99.; iſt von Kennern verworfen worden. Vgl. Fegefeuer der Scheidekunſt, S. 70.

5) De Mercuriis metallorum, Von den Metallmerkuren; lateiniſch herausgegeben zu Köln, 1582, 8.

6) Aurora Philosophorum, Morgenröthe der Weiſen; herausgegeben zu Baſel, 1575 und 1577, 8.

7) Caelum Philosophorum, seu Liber vexationum, Himmel der Weiſen, oder Buch in Nöthen; abgedruckt in der Sammlung ſeiner Werke, Frankfurt, 1603, Fol.

8) De projectionibus, Von den Projektionen (der rothen und weißen Tinktur); ebenda abgedruckt.

9) Crocus metallorum seu Tinctura, Metallensafran, oder Färbung der Metalle; ebenda abgedruckt.

10) Epistola, in qua totius Philosophiae adeptae methodus ostenditur, Sendschreiben, worin das ganze Verfahren der Adeptenkunst gezeigt wird. Eine lateinische Ausgabe in 8. erschien zu Basel, ohne Jahrzahl.

Gesammtausgaben seiner Schriften erschienen zu Basel, 1589, 4.; zu Strasburg, 1605, 1613, und 1616, Fol.; und zu Frankfurt, 1603, Fol. Michael Toxites, Arzt zu Hagenau, und Gerhard Dorn, Arzt zu Frankfurt, haben Kommentare über seine alchemistischen und ärztlichen Schriften geschrieben. Adam v. Bodenstein gab unter dem Titel: Metamorphosis, eine Sammlung der alchemistischen Schriften des Paracelsus heraus zu Basel, 1572, 8.; Alexander von Suchten einen Auszug der alchemistischen Hauptstellen, und Glauber einen Kommentar dazu.

Bartholomäus Korndörffer figurirte gegen die Mitte des Jahrhundertes in Deutschland als fahrender Alchemist, und ward von Vielen für einen Adepten gehalten, wenn schon einige Kenner ihn besser durchschauten. In einem Briefe von Oswald Croll, welcher aus dem Plassenburgschen Archiv bekannt gemacht worden ist, heißt es z. B.: „Herr Heusser theilte mir vor einiger Zeit viele Partikular„processe aus den Korndörfferschen Handschriften mit; allein „ich habe sie ihm zurückgegeben und nichts davon abgeschrie„ben.“ Vgl. v. Murr Literarische Nachrichten, S. 39.

Korndörffer verkaufte den Gläubigen alchemistische Vorschriften für ein Viatikum, wie seines Gleichen pflegte, zufrieden, wo nicht Gold, doch Geld zu machen. Die Gläubigen haben seine Recepte nicht verloren gehen lassen, sondern

gesammelt, wie Heusser, und sogar der Ehre des Druckes gewürdigt, nachdem der Meister verschollen war. Im Güldenen Vließ Salomonis Trismosini, (Rorschach und Basel, 1598 — 1604, 4.) findet man viele derselben abgedruckt, (Tr. II. S. 55. f.). Eine neuere und vollständigere Sammlung derselben führet den Titel: Korndörfer's und Anderer Chemische Schriften von der Tinktur und dem Steine der Weisen. Helmstädt, 1677, 8.

In dieselbe Zeit gehört auch Hieronymus Crinot, welcher viele Länder durchreiset, die Wissenschaft des Steines mit nach Hause gebracht, und ein ungeheures Vermögen damit erworben, dasselbe aber, wie Flamel, zu frommen Stiftungen verwendet, und 1300, sage dreizehnhundert, Kirchen erbaut haben soll. Wer sie gezählt hat, wissen wir nicht. Man weiß auch sonst nichts von seinem Leben, als nur Obiges, welches im Aureum Vellus Sal. Trismosini, I. pag. 47., mitgetheilt wird, wo auch einige seiner Processe abgedruckt sind.

Ein anderer Zeitgenosse, der sich Chrysogomus Polydorus nennt, gab eine Sammlung alchemistischer Schriften heraus, unter dem Titel: Collectio aliquot veterum scriptorum de Alchemia. Norimbergae, 1541, 4.

Georg Agricola, geboren 1494 zu Glaucha in Sachsen, gestorben zu Chemnitz 1555, ein berühmter Metallurg, gehört auch den Alchemisten jener Zeit an, wiewol es scheint, daß er sich in höheren Jahren von ihnen losgesagt habe. Er studirte die Medicin zu Leipzig. Sein Forschergeist, der ihm den Beinamen: Philopeustes, erwarb, trieb ihn in jüngeren Jahren, die Tiefen der Alchemie ergründen zu wollen. Er laborirte viel, und schrieb alchemistische Abhandlungen, die damals gedruckt wurden, aber erst später Aufmerksamkeit erregten, als er durch andere Arbeiten berühmt geworden war. Da diese Erfolge ihm selbst nicht genugthaten, ging er auf Reisen, und suchte die Meister der Kunst in Italien auf. Die fand er nun zwar nicht, erwarb sich

8) De projectionibus, Von den Projektionen (der rothen und weißen Tinktur); ebenda abgedruckt.

9) Crocus metallorum seu Tinctura, Metallensafran, oder Färbung der Metalle; ebenda abgedruckt.

10) Epistola, in qua totius Philosophiae adeptae methodus ostenditur, Sendschreiben, worin das ganze Verfahren der Adeptenkunst gezeigt wird. Eine lateinische Ausgabe in 8. erschien zu Basel, ohne Jahrzahl.

Gesammtausgaben seiner Schriften erschienen zu Basel, 1589, 4.; zu Strasburg, 1605, 1613, und 1616, Fol.; und zu Frankfurt, 1603, Fol. Michael Toxites, Arzt zu Hagenau, und Gerhard Dorn, Arzt zu Frankfurt, haben Kommentare über seine alchemistischen und ärztlichen Schriften geschrieben. Adam v. Bodenstein gab unter dem Titel: Metamorphosis, eine Sammlung der alchemistischen Schriften des Paracelsus heraus zu Basel, 1572, 8.; Alexander von Suchten einen Auszug der alchemistischen Hauptstellen, und Glauber einen Kommentar dazu.

Bartholomäus Korndörffer figurirte gegen die Mitte des Jahrhundertes in Deutschland als fahrender Alchemist, und ward von Vielen für einen Adepten gehalten, wenn schon einige Kenner ihn besser durchschauten. In einem Briefe von Oswald Croll, welcher aus dem Plassenburgschen Archiv bekannt gemacht worden ist, heißt es z. B.: „Herr Heusser theilte mir vor einiger Zeit viele Partikular„processe aus den Korndörfferschen Handschriften mit; allein „ich habe sie ihm zurückgegeben und nichts davon abgeschrie„ben.“ Vgl. v. Murr Literarische Nachrichten, S. 39.

Korndörffer verkaufte den Gläubigen alchemistische Vorschriften für ein Viatikum, wie seines Gleichen pflegte, zufrieden, wo nicht Gold, doch Geld zu machen. Die Gläubigen haben seine Recepte nicht verloren gehen lassen, sondern

gesammelt, wie Heusser, und sogar der Ehre des Druckes gewürdigt, nachdem der Meister verschollen war. Im Güldenen Vließ Salomonis Trismosini, (Rorschach und Basel, 1598 — 1604, 4.,) findet man viele derselben abgedruckt, (Tr. II. S. 55. f.). Eine neuere und vollständigere Sammlung derselben führt den Titel: Korndörffer's und Anderer Chemische Schriften von der Tinktur und dem Steine der Weisen. Helmstädt, 1677, 8.

In dieselbe Zeit gehört auch Hieronymus Crinot, welcher viele Länder durchreiset, die Wissenschaft des Steines mit nach Hause gebracht, und ein ungeheures Vermögen damit erworben, dasselbe aber, wie Flamel, zu frommen Stiftungen verwendet, und 1300, sage dreizehnhundert, Kirchen erbaut haben soll. Wer sie gezählt hat, wissen wir nicht. Man weiß auch sonst nichts von seinem Leben, als nur Obiges, welches im Aureum Vellus Sal. Trismosini, I. pag. 47., mitgetheilt wird, wo auch einige seiner Processe abgedruckt sind.

Ein anderer Zeitgenosse, der sich Chrysogomus Polydorus nennt, gab eine Sammlung alchemistischer Schriften heraus, unter dem Titel: Collectio aliquot veterum scriptorum de Alchemia. Norimbergae, 1541, 4.

Georg Agricola, geboren 1494 zu Glaucha in Sachsen, gestorben zu Chemnitz 1555, ein berühmter Metallurg, gehört auch den Alchemisten jener Zeit an, wiewol es scheint, daß er sich in höheren Jahren von ihnen losgesagt habe. Er studirte die Medicin zu Leipzig. Sein Forschergeist, der ihm den Beinamen: Philopeustes, erwarb, trieb ihn in jüngeren Jahren, die Tiefen der Alchemie ergründen zu wollen. Er laborirte viel, und schrieb alchemistische Abhandlungen, die damals gedruckt wurden, aber erst später Aufmerksamkeit erregten, als er durch andere Arbeiten berühmt geworden war. Da diese Erfolge ihm selbst nicht genugthaten, ging er auf Reisen, und suchte die Meister der Kunst in Italien auf. Die fand er nun zwar nicht, erwarb sich

aber nebenbei gründliche Kenntniſſe im Berg- und Hüttenfache. Als er nach Sachſen zurückkam, war er im Stande, vortheilhafte Verbeſſerungen darin anzugeben, wofür er vom Herzog Moritz eine Penſion erhielt. Seitdem privatiſirte er zu Chemnitz, und ſchrieb daſelbſt die metallurgiſchen Werke, die ſeinen Namen verewigt haben. Er darf mit dem ſpäteren Alchemiſten Johann Agricola nicht verwechſelt werden. Vergl. Reimmann Histor. litterar., III. 531.

Seine alchemiſtiſchen Schriften ſind weder zahlreich, noch von großer Bedeutung. Die darin ausgeſprochenen Anſichten hat er ſchon 1546 in dem Buche: De ortu et causis subterraneorum, l. 5, widerrufen. Sie ſind:

1) Rechter Gebrauch der Alchimie, mit viel bißher verborgenen nutzbaren und luſtigen Künſten. Köln, 1531, 4.

2) Galerazeya, sive revelator secretorum, 1) De lapide philosophico, 2) De arabico Elixir, 3) De auro potabili. Coloniae, 1531, 16. Eine neue Ausgabe erſchien ebenda, 1534, 16. Der aus γαλερός und ἄζα gebildete erſte Titel bedeutet: Die fröhliche Schwärze, und bezieht ſich auf das Produkt der Putrefaktion, welches ſonſt von den Alchemiſten Caput Corvi oder Rabenhaupt genannt wird.

Auch in den ſarmatiſchen Landen hatte ſeit Koffsky die Alchemie mehr Boden gewonnen. Mähren hatte ſeinen erſten Alchemiſten und, wenn man glauben darf, Adepten an Wenzeslav Lavin, welcher aus einem edeln Geſchlechte des Landes ſtammte. Er hatte ausländiſche Univerſitäten beſucht, auch lange in Paris verweilt, und brachte glücklich den Stein der Weiſen ins Vaterland zurück. Es war ein rothes Pulver, und er beſaß es in ſolcher Fülle, daß er Vielen davon verehrte, woraus man folgerte, daß er es ſelbſt bereite. Diejenigen, welche keinen anderen Gebrauch davon machten, als daß ſie es ihren geſammelten Curioſitäten beifügten und ihren Freunden gelegentlich vorzeigten, waren

Muſter vorgeſchwebt habe, welches allerdings dem Zweifel Nahrung geben könnte. Vergl. L. du Fresnoy Hist. de la philos. hermétique, T. I. p. 286. s.

Was man außerdem von ſeinem ferneren Schickſal erfahren hat, iſt wenig, und eben genug, um ſeiner Kunſt Zutrauen zu erwerben. In Lauſanne arbeitete er mit ſeinem Gehülfen und heirathete ein ſchönes Mädchen. Dann beſchloß er, zu reiſen, um alle Freuden des Lebens aufzuſuchen. Die des Weines ſagten ihm vor anderen zu; aber die Gattin verband Göthe'ns Wahlverwandſchaft mit dem jüngeren Gefährten. Ihn führte Bacchus auf der Reiſe den Rhein hinab und 1556 nach Köln. Der Adept hatte ſich berauſcht und war eingeſchlafen. Der undankbare Vetter ermordete ihn im Schlafe, nahm ſeinen Schatz und flüchtete mit der Einverſtandenen über den Rhein nach Deutſchland. Von dieſen Verbrechern hat man nicht wieder gehört; aber die Geſchichte des Mordes ward ruchtbar. Kaiſer Rudolph's Hofdichter, de Delle, faßte ſie in folgende Reime, welche der Verfaſſer des Fegefeuers der Scheidekunſt aus der Handſchrift mitgetheilt hat:

Dionys Zachries, ein junger Mann,
Gar bald zum Stein der Weiſen kam,
Hatte Luſt, die Welt zu beſchauen,
Nahm ſich eine ſchöne Frauen,
Auch einen Diener, der ihm verwandt,
Und zog damit in fremde Land.
Der Diener und das Wib
Hatten einander gar lieb.
Fein heimlich und im Stillen
Buhlirten ſie nach Willen,
Bis ſie nach Cöln kamen am Rhein.
Sich vollgetrunken im ſüßen Wein
Der Zacharias lag und ſchlief,
Da bald zu ihm der Diener lief,

Philosophes chimiques, T. I. N. 5. Außerdem iſt es mehrmals mit anderen Autoren zuſammen franzöſiſch ausgegeben worden. Lateiniſch wurde daſſelbe Werkchen unter dem Titel: Dionysii Zachariae, Galli, De chimico miraculo, mit erläuternden Anmerkungen und verglichenen Stellen aus anderen Alchemiſten herausgegeben von Gerhard Dorn, Baſel, 1583, 8. Eine zweite Ausgabe erſchien ebenda, 1600, 8. Unter dem urſprünglichen Titel: Opusculum Philosophiae naturalis metallorum, wurde daſſelbe im Theatrum chemicum, Tom. I. N. 22., abgedruckt, und wiederum unter der Aufſchrift: Opusculum chemicum, in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 90. Eine deutſche Ueberſetzung, von G. Forberger, erſchien unter dem Titel: Drei Traktate von der natürlichen Philoſophie und der Verwandlung der Metalle in Gold und Silber, Halle, 1609, 8.; eine zweite Ueberſetzung ward zu Dresden und Leipzig, 1724, 8., herausgegeben; und eine dritte zu Wien, 1774, 8.

Außerdem hat man von demſelben Verfaſſer noch eine kleinere Schrift, oder vielmehr den erſten Entwurf zu einer Schrift, welche er auszuarbeiten Willens geweſen iſt. Es ſind Anmerkungen über Flamel's Hieroglyphen. Ob ſie franzöſiſch vorkommen, iſt ungewiß. Man findet ſie lateiniſch abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. I. N. 23., unter dem Titel: Annotationes ex Flamello. Manget hat ſie in ſeiner Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 90., mit der Naturphiloſophie zuſammen abdrucken laſſen, aber, wie es ſcheint, nicht recht geleſen, weil es in der Ueberſchrift heißt: Cum commentario Flamelli. Neuere haben daher gemeint, Flamel habe über den Zacharias kommentirt, der 150 Jahre nach ihm lebte. Gmelin rügt dieſen Anachronismus und erklärt den Commentarius Flamelli für untergeſchoben. Vgl. Deſſen Geſchichte der Chemie, Th. I. S. 60.

Zu den franzöſiſchen Alchemiſten jener Zeit gehört ferner Petrus Arlensis de scudalupis, von deſſen Perſönlich-

Erwürget ihn zur Hand,
Nahm alles, was er fand,
Das Weib und den Schatz ſo ſchon,
Dann fuhr er über den Strom
Wol in ein fremdes Land,
Da waren ſie unbekannt.

Dieſe Reime beglaubigen, daß die darin erzählten Umſtände um 1600 am kaiſerlichen Hofe bekannt waren und für faktiſch galten, worauf die Geſchichte bauen darf, indem Kaiſer Rudolph II. mit großer Sorgfalt von Adepten Nachrichten einzog. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 252. Beitrag zur Geſchichte der höheren Chemie, S. 489.

Man hat von Dionyſius Zacharias nur zwei Schriften, welche er in Lauſanne geſchrieben zu haben ſcheint, nicht eben in der Abſicht, ſeine Kunſt zu offenbaren, ſondern um ſeines Namens Gedächtniß zu ſtiften und ſich der Nachwelt als Adepten anzukündigen. Wahrſcheinlich hat er in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, da die Schreibart der erſten franzöſiſchen Ausgaben wol ſeiner Zeit entſpricht; aber man hat ihn ſehr bald ins Lateiniſche überſetzt, wodurch die Sprache des Originals zweifelhaft geworden iſt. Die größere und wichtigere Abhandlung, welche den Stoff zur Geſchichte liefert, führt in der erſten Antwerpener Ausgabe folgenden Titel:

Opuscule tres eccelent de la vraye Philosophie naturelle des Metaux, par Maistre Denys Zecaire, Gentilhomme et Philosophe Guiennois. Anvers, MDLXVI. 8. (Vortreffliches Werkchen von der wahren Naturphiloſophie der Metalle, vom Herrn Dionyſius Zacharias, Edelmann und Philoſophen aus Guienne.)

Die Abhandlung beſteht in drei Abtheilungen. Die dritte, worin man die allegoriſche Eröffnung des Geheimniſſes ſucht, iſt in ihrer altfränkiſchen Schreibart abgedruckt in der Edelgebornen Jungfrau Alchymia, S. 397 — 406. Das ganze Buch findet man abgedruckt in Salmon Bibliothéque des

Philosophes chimiques, T. I. N. 5. Außerdem iſt es mehrmals mit anderen Autoren zuſammen franzöſiſch ausgegeben worden. Lateiniſch wurde daſſelbe Werkchen unter dem Titel: Dionysii Zachariae, Galli, De chimico miraculo, mit erläuternden Anmerkungen und verglichenen Stellen aus anderen Alchemiſten herausgegeben von Gerhard Dorn, Baſel, 1583, 8. Eine zweite Ausgabe erſchien ebenda, 1600, 8. Unter dem urſprünglichen Titel: Opusculum Philosophiae naturalis metallorum, wurde daſſelbe im Theatrum chemicum, Tom. I. N. 22., abgedruckt, und wiederum unter der Aufſchrift: Opusculum chemicum, in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 90. Eine deutſche Ueberſetzung, von G. Forberger, erſchien unter dem Titel: Drei Traktate von der natürlichen Philoſophie und der Verwandlung der Metalle in Gold und Silber, Halle, 1609, 8.; eine zweite Ueberſetzung ward zu Dresden und Leipzig, 1724, 8., herausgegeben; und eine dritte zu Wien, 1774, 8.

Außerdem hat man von demſelben Verfaſſer noch eine kleinere Schrift, oder vielmehr den erſten Entwurf zu einer Schrift, welche er auszuarbeiten Willens geweſen iſt. Es ſind Anmerkungen über Flamel's Hieroglyphen. Ob ſie franzöſiſch vorkommen, iſt ungewiß. Man findet ſie lateiniſch abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. I. N. 23., unter dem Titel: Annotationes ex Flamello. Manget hat ſie in ſeiner Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 90., mit der Naturphiloſophie zuſammen abdrucken laſſen, aber, wie es ſcheint, nicht recht geleſen, weil es in der Ueberſchrift heißt: Cum commentario Flamelli. Neuere haben daher gemeint, Flamel habe über den Zacharias kommentirt, der 150 Jahre nach ihm lebte. Gmelin rügt dieſen Anachronismus und erklärt den Commentarius Flamelli für untergeſchoben. Vgl. Deſſen Geſchichte der Chemie, Th. I. S. 60.

Zu den franzöſiſchen Alchemiſten jener Zeit gehört ferner Petrus Arlensis de scudalupis, von deſſen Perſönlich-

5) Dialogus Alexandri et Bernardi, Geſpräch Alex. von Suchten mit dem Grafen Bernhard.
6) De tribus facultatibus, Von den drei Kräften.
7) Explicatio Tincturae Theophrasti Paracelsi.
8) De vera medicina, Von der wahren Tinktur.
9) Elegia ad Brysogonum Sophistam.

Peter Kerzenmacher, deſſen Perſon unbekannt iſt, ſchrieb eine deutſche „Alchimia, oder vom rechten Ge„brauch der Alchimey“. Sie wurde nachher mit Gilberti Cardinalis Bericht von Solvirung der Metalle, Probirung der Edelſteine u. ſ. w. zuſammen herausgegeben zu Frankfurt, 1570, 8.

Georg Phädro Rodacher, ein Alchemiſt aus derſelben Schule, nennt ſich Gelleinenhusio-Francus, und war demnach wol von Gelnhauſen gebürtig, lebte aber als Arzt zu Ingolſtadt. Er ſchrieb eine lateiniſche Abhandlung: De Lapide Philosophorum, welche Joh. Andr. Schenk mit ſeinen übrigen Schriften herausgab zu Frankfurt, 1611, 8. Eine deutſche Ueberſetzung mit erläuternden Anmerkungen findet man im Wegweiſer zur höheren Chemie, Breslau und Leipzig, 1773, 8. Eine zweite Abhandlung deſſelben Verfaſſers: De Hermaphrodito, iſt abgedruckt im Theatrum chemicum, T. V. N. 163.

Johannes Chrysippus Fanianus, ein Baſelſcher Juriſt, unterſuchte um dieſelbe Zeit die Frage, ob die Alchemie eine rechtlich erlaubte Kunſt ſey. Zuerſt ſchrieb er: Liber de Metamorphosi metallica, et an sit. Basileae, 1560, 4. Dann folgte: De arte metallicae Metamorphoseos. Accedunt variorum JCtorum judicia et responsa de jure artis Alchemiae, an sit ars legitima. Basileae, 1675, 8. Montisbelgardi, 1602, 8. Abgedruckt im Theatrum chemicum, T. I. N. 2., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 12.

Noch gehört endlich in dieſe Periode der Adept Trautmannsdorf, welcher drei Jahrhunderte geſehen haben

ſoll; denn man findet, daß er 1462 geboren und 1609 geſtorben ſey. Dieſes Alter von 147 Jahren ſoll er durch ſeine Panacee erreicht haben. Wenn er die bekannte Panacee des Lebens, Mäßigkeit, daneben gebraucht haben ſollte, ſo wäre ein ſo langes Leben nicht ganz beiſpiellos, und in ſo fern dürfte man die Wahrheit der Sache dahingeſtellt ſeyn laſſen, ohne ſie geradezu zu verwerfen. Er war aus dem Geſchlechte der Reichsgrafen von Trautmannsdorf und lebte als Einſiedler in der Einöde St. Michael. Orte dieſes Namens gibt es in Tyrol, im Salzburgſchen, in Steyermark und anderwärts; der Erzählung nach iſt aber wahrſcheinlich Wälſch Michael in der Gegend von Trient gemeint, denn ein Reiſender, welcher ſich Fridericus Gallus nennt, will ihn im Jahre 1602 aufgefunden haben, nachdem er von Augsburg über Innsbruck 42 Meilen gereiſet war.

Anfänglich war der Eremit ſehr zurückhaltend, faßte aber nach und nach Vertrauen zu dem Gaſte, und zeigte ihm endlich auf inſtändiges Bitten ſeine Tinktur, die er aus einem Wandſchränkchen der Clauſe nahm. Sie war in eine goldene Büchſe eingeſchloſſen. Als er ſein Licht auslöſchte und nun die Büchſe öffnete, warf der darin liegende Körper einen deutlichen Schein an die Wand. Bei Licht betrachtet erſchien er eyförmig, ſo groß wie eine Bohne, roth wie ein böhmiſcher Granat, überaus glänzend, und ſchwerer als Gold, denn er wog 4½ Loth. Dieſe Beſchreibung ſtimmt großentheils mit anderen überein, nur nicht im Leuchten, welches an den Bologneſerſtein erinnert, in welchem die Alchemiſten vordem viel ſuchten. Da dieſer aber erſt 1630 erfunden wurde, ſo würde das den Gallus Lügen ſtrafen, man müßte denn annehmen, daß Trautmannsdorf ebendieſelbe Erfindung ſchon vor dem Cascariolo gekannt habe.

Von jenem Trautmannsdorf hat man eine „Gründliche Beſchreibung der Partikular- und Univerſaltinkturen, in deren Ueberſchrift er ſich N. de Tr., E. ad S. M., d. i. Nobilis de Trautmannsdorf, Eremita

ad St. Michael, nennt. Die dabei ſtehende Jahrzahl hat man 1590 geleſen. Er citirt darin den Paracelſus oft und nennt ihn Philosophus nostro seculo peritissimus. Demnach bekennt er ſich doch nur zu Einem Jahrhundert, iſt vielleicht ein Zeitgenoſſe des Paracelſus, und die Jahrzahl könnte wol 1540 geheißen haben. Angeblich aus dem Lateiniſchen überſetzt, iſt die Schrift abgedruckt in dem Theoretiſchen und praktiſchen Wegweiſer zur höheren Chemie, Breslau und Leipzig, 1773, 8.

Die Reiſe des Fridericus Gallus nach der Einöde St. Michael ward deutſch gedruckt mit Biedermann's Unterweiſung zur wahren Univerſalmedicin, (Nürnberg, 1725, 12.); auch mit Mehun's Spiegel der Alchymie, (Ballenſtedt und Bernburg, 1771, 8.); und im Theoretiſch-praktiſchen Wegweiſer zur höheren Chemie, Breslau und Leipzig, 1773, 8.

Zehntes Kapitel.

Alchemie des sechzehnten Jahrhundertes.

Zweite Hälfte.

Wenn schon Zacharias in Paris allein über hundert Alchemisten fand, und viele andere in den südlichen Provinzen von Frankreich, so wurde die gemeine Goldmacherei doch in Deutschland noch weit stärker getrieben. Die Menge der kunstbegierigen Liebhaber rief eine eben so große Menge loser Wichte hervor, die der Meisterschaft keck sich rühmten, den Gläubigen Gold versprachen und ihnen ihr Silber abnahmen. Der Nürnberger Meistersänger Hans Sachs nahm davon im Jahre 1566 Gelegenheit, vor solchen Betrügern zu warnen. Das geschah in einem Gedicht, welches überschrieben ist: Geschicht Keyser Maximiliani mit dem Alchimisten. Er erzählt darin, daß ein Venediger im Jahre 1513 an des Kaisers Hofe gelebt und demselben zehn Mark Gold gemacht, sodann aber sich heimlich entfernt und folgende Zuschrift hinterlassen habe:

O Keyser Maximilian!
Wellicher diese Künste kan,
Sieht Dich noch römisch Reich nit an,
Daß er Dir solt zu Gnaden gan.

In der Kemptener Ausgabe seiner Gedichte steht dieses S. 215. Auch ist es vollständig abgedruckt in v. Murr Literarischen Nachrichten, S. 27. Murr sucht darin eine wirkliche Begebenheit, die sich am Hofe zu Wels zugetragen

habe; allein es ist offenbar die Legende vom Römer Morienes und dem Sultan Kalid, welche der Dichter in deutschen Reimen wiedergab, um seinen Zeitgenossen, zunächst den guten Nürnbergern, welche große Lust hatten, das Goldmachen ihren gesperrten Künsten beizugesellen, die gute Lehre einzuschärfen, daß den für Bezahlung dienstfertigen Adepten nicht zu trauen sey. Manche beherzigten die Wahrheit und machten aus obiger Stelle das Sprichwort: Wer diese Kunst recht weiß und kann, der beut um Geld sie niemand an.

Aber die Mehrheit war nicht zu belehren, und die fahrenden Artisten fuhren wol dabei. Ihr Anführer war damals Leonhard Thurneysser, genannt Zum Thurn, geboren zu Basel 1530, gestorben zu Köln 1595. Er war der Sohn eines Goldschmieds, hörte von Paracelsus, und mißbrauchte die vom Vater erlernte Kunst schon im achtzehnten Jahre zum Betrug, indem er übergoldete Bleistangen bei den Juden als pures Gold versetzte, weshalb er flüchten mußte. Nun wanderte er nach England und Frankreich, gesellte sich zu Goldmachern seiner Art und lernte ihre Kunstgriffe. Als Meister kam er nach Deutschland zurück, unter anderen 1555 nach Nürnberg, wo er viel Geld erwarb und vielleicht den Meistersänger zu jener Warnung veranlaßte. Es glückte ihm, das Vertrauen des Erzherzogs Ferdinand zu gewinnen, welchem er sich klüglich nicht als Adepten darstellte, sondern als Einen, dem wenig mehr fehle. Auf dessen Kosten reiste er 1560 bis 1570 nach Schottland, Spanien und Portugal, durch die Barbarei, Aegypten, Arabien, Syrien, Griechenland, Ungarn und Italien, um das letzte Geheimniß der Adepten zu holen. Das brachte er nicht; doch ward im Orient aus dem Goldschmied ein Arzt!

Nach seiner Rückkehr trat er als Leibarzt in Dienste des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg und dirigirte zugleich das alchemistische Laboratorium der Kurfürstin zu Halle. Der Hof schmeichelte einem Manne, von welchem

man in zwiefacher Hinsicht so viel erwartete. Er legte Druckereien an, um seine Schriften, denen ein großes Publikum sehnsüchtig entgegensah, würdig auszustatten. Seine Praxis breitete sich schnell aus und gab den Aerzten von Berlin unwillkommene Muße. Er war einige Zeit das Orakel für Stadt und Land, erwarb auch ein großes Vermögen. Indessen ward er von den Verkürzten scharf beobachtet und nicht geschont, auch dem zufolge in seiner Blöße erkannt. Im Jahre 1584 verließ er Berlin, streifte wieder umher und machte Gold, verlor aber sein Vermögen durch einen in Basel gegen ihn erhobenen Proceß, verarmte ganz und starb, ein Gegenstand des Mitleids, in einem Kloster. Vgl. Möhsen's Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Brandenburg, Berlin und Leipzig, 1783, 4., N. 1., S. 55 — 198.

Auf seiner letzten Fahrt legte er eine Probe seiner Kunst ab, welche den Charlatan genugsam bezeichnet. Er speisete in Rom bei dem Kardinal Ferdinand von Medicis, der nachher Großherzog von Toskana ward. Bei der Tafel verwandelte er zum Erstaunen der Anwesenden einen eisernen Nagel halb in Gold. Dieser Nagel ward nachher im Schlosse zu Florenz als eine große Merkwürdigkeit gezeigt, nebst folgendem Zeugniß von der Hand des Großherzogs:

„Doktor Leonhard Thurnheisser hat diesen eisernen Na„gel, den er heiß machte und in ein gewisses Oel tauchte, „dadurch in meiner Gegenwart und vor meinen Augen bei „der Mittagstafel in Gold verwandelt. Rom, den 20. „November.“ (1586.)

Es täuschte Viele, die den Nagel mit eisernem Kopf und goldener Spitze sahen. Man rühmte ihn als einen untrüglichen Beweis für die Wahrheit der Alchemie, und das geschah noch 1772 in Schröder's Alchymistischer Bibliothek, Th. I. Samml. II. S. 77. Indessen hatte Otto Tachen schon 1668 in seinem Hippocrates chymicus, pag. 252., die Sache verdächtig gemacht, und muthmaßlich

angegeben, wie es mit dem Kunſtſtück zugegangen ſeyn möchte. In Florenz hatte man ſeitdem beſſer nachgeſehen, und befunden, daß die goldene Spitze angelöthet war. Als Keyßler 1730 in Florenz darnach fragte, wurde der Nagel ſchon lange nicht mehr gezeigt. Vergl. Deſſen Reiſen, Th. I. Brief 42. S. 503.

Unter Thurneyſſer's Schriften ſind folgende alchemiſtiſchen Inhaltes:

1) Archidoxa (Hauptlehren) in acht Büchern. Darin ſind Aſtrologie, Magie und Alchemie in deutſchen Reimen vorgetragen. Er hat dieſes Machwerk auf einer Seereiſe zu Stande gebracht. Die erſte Ausgabe erſchien zu Münſter, 1569, 4.; eine zweite im Selbſtverlag zu Berlin, 1575, Fol.

2) *Μεγάλη Χυμία*, vel Magna Alchymia, (Die große Chemie oder Alchemie,) in dreißig Büchern; handelt von Allem in der Welt. Die erſte Ausgabe erſchien zu Berlin, 1583, Fol.; eine zweite zu Köln, 1587, Fol.

3) De Transmutatione Veneris in Solem, (Von der Verwandlung des Kupfers in Gold). Dieſe Offenbarung hat er nur auserwählten Freunden gegönnt, weshalb ſie nur in Handſchriften vorkommt. Vergl. Möhſen's Beiträge zur Geſchichte u. ſ. w., S. 127. 198.

In Thurneyſſer's Glücksperiode fällt die Geſchichte des Adepten Sebaſtian Siebenfreund. Derſelbe war von Schkeuditz bei Leipzig gebürtig und eines Tuchſcheerers Sohn. Als Knabe trat er in Dienſte bei einem polniſchen Herrn, der ihn mit ſich nach Italien nahm, dort aber ſtarb. Siebenfreund fand Aufnahme in einem Kloſter zu Verona und ward Mönch. Ein alter Bruder des Kloſters gewann ihn lieb und entdeckte ihm auf ſeinem Sterbelager das Geheimniß vom Steine der Weiſen, hinterließ ihm auch eine ſchriftliche Anweiſung. Siebenfreund ging damit nach Preußen, und arbeitete im Kloſter Oliva bei Elbing nach der empfangenen Vorſchrift die Tinktur in drei Vierteljahren aus.

Darauf ging er nach Deutschland zurück, um frei vom klösterlichen Zwange die Frucht seiner Arbeit zu genießen.

Zu Hamburg traf er im Wirthshause einen schottischen Edelmann, der an der Gicht litt und das ganze Haus mit seinem Wehruf beunruhigte. Der Mönch gab dem Kranken mit einer Arznei in vierundzwanzig Stunden seine völlige Gesundheit wieder. — Soweit stimmen die Nachrichten überein. Dagegen wird der weitere Verfolg abweichend erzählt. Die glaublichere Fortsetzung ist aber folgende:

Die schnelle Heilung des Schotten setzte den Wirth, seine Hausgenossen und Gäste in Verwunderung. In demselben Wirthshause wohnten damals zwei Wittenberger Studenten, Nikolaus Clobes und Jonas Agrikola von Freyburg, außer ihnen auch noch ein Zwickauer, welcher nicht genannt wird. Die Studiosen vermutheten, daß jene kräftige Arznei nur der Stein der Weisen seyn könne. Sie regten den Schotten an, daß er den Mönch darüber ausholen und die Bereitung zu erfahren suchen solle. Auf dessen Befragen gestand Siebenfreund ein, die gebrauchte Arznei sey ebendasselbe Ding, womit man die Metalle veredeln könne. Zum Beweise nahm er einen Löffel von Zinn, erhitzte ihn über einer Feuerflamme, und rieb die Hölung mit einigen Stäubchen der Arznei, welche sofort eindrang und das Zinn, so weit sie es berührte, in Gold verwandelte. Der Schotte bat vergebens um einen Theil der Tinktur und erhielt nur den Löffel zum Andenken.

Der Adept reisete mit seinem Diener von Hamburg ab, und schlug, um von den Neugierigen nicht weiter belästigt zu werden, einen anderen Weg ein, als er im Gasthause angegeben hatte. Er ging über Lüneburg und Magdeburg nach Wittenberg, wo er bei dem Professor Bach vier Monat wohnte. Nicht lange nach ihm kamen auch die drei Studenten an, zu welchen sich noch der Schotte und Dr Leonhard Thurneysser von Berlin gesellten. Siebenfreund's Diener besuchte auf einige Tage seine Aeltern, die

in der Nähe von Wittenberg wohnten. Unterdeſſen wohnte ſein Herr einer Hochzeit bei und kam berauſcht nach Hauſe. In dieſem Zuſtande überfielen ihn jene fünf Neider, ſchnitten ihm den Hals ab, und warfen den Leichnam über die Stadtmauer in den Zwinger, wo man ihn erſt zwei Jahre nachher fand. Die Mörder verſchwanden aus Wittenberg. Der zurückkehrende Diener fand den Nachlaß ſeines Herrn unberührt, aber keine Tinktur. Auf ſeiner Ausſage beruht dieſe Erzählung. Vergl. Quadratum alchymisticum, (Hamburg, 1705,) S. 61. f. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 33 — 42.

Wiewol dieſe Erzählung durch genannte Perſonen und örtliche Umſtände beglaubigt wird, ſo fehlt doch viel daran, daß man aus ihr einen triftigen Beweis für die Wahrheit der Alchemie entnehmen könnte. Es iſt darin Manches, was den Prüfenden zum Zweifel ſtimmt, und vermuthen läßt, Siebenfreund ſey nicht mehr und weniger geweſen, als die meiſten ſeiner fahrenden Brüder. Parteiiſche Erzähler haben die Legende von ihm künſtlich aufgeputzt, um einigen Wahrſchein herauszuſtellen. Wenn Leonhard Thurneyſſer an dem Morde Theil genommen hat, worin alle Angaben übereinſtimmen, und von Berlin dazugekommen iſt, ſo muß der Vorfall um das Jahr 1570 ſtattgefunden haben, und dann liegt zwiſchen ihm und der Ausgabe des Alchemiſtiſchen Quadrats ein Zeitraum von 135 Jahren. Es entſteht alſo die Frage, woher der Verfaſſer des Quadrats ſeine Nachricht genommen habe, und das hat er nicht deutlich nachgewieſen. Allerdings meldet Theobald van Hoghelande ſchon 1600 davon, aber nur verworrene Gerüchte. Er und der Verfaſſer des Fegefeuers der Chymiſten nennen andere Perſonen und Umſtände.

Will man dem Verfaſſer des Alchemiſtiſchen Quadrats glauben, daß Siebenfreund's Diener jene Erzählung entweder ſelbſt niedergeſchrieben, oder einem Anderen, der ſie aufſchrieb, mitgetheilt habe; ſo bleibt doch ſehr unwahrſchein-

ſcheinlich, daß der Diener die ferneren Schickſale der Mörder habe erfahren können, die er zum Theil in England, zum Theil in Schweden und auf der See verunglücken läßt, um poetiſche Gerechtigkeit zu üben. Das Auffallendſte bei der Sache iſt, daß auch die ferneren Schickſale des Zwickauers gemeldet werden, wiewol deſſen Name ungenannt bleibt. Wie konnte man erfahren, was dem Unbekannten in der Folge begegnete? Zwar haben Einige behaupten wollen, der Zwickauer ſey Sebald Schwertzer geweſen; aber das iſt eine Konjektur, die mit Schwertzer's bekanntem Lebenslauf nicht wol vereinbart werden kann.

Zugeſtanden endlich, daß Siebenfreund zu Wittenberg von den genannten Perſonen in der beſagten Abſicht ermordet worden ſey, ſo folgt daraus nicht, daß er ein Adept geweſen, ſondern nur, daß ſie ihn dafür gehalten haben. Es könnte leicht ſeyn, daß da nur Ein Schelm den anderen überboten hätte. Die Probe mit dem Löffel iſt höchſt verdächtig, und mag nur eine Vergoldung geweſen ſeyn, die mit feinzertheiltem Golde, wie der Vitriol es fällt, leicht hervorgebracht werden konnte. Etwas Beſſeres hat auch Thurneyſſer nicht davongebracht, weil er ſich in Rom mit einem ſo erbärmlichen Taſchenſpielerkunſtſtück behelfen mußte. Die ganze Sage reducirt ſich alſo auf eine eingebildete Tinktur und einen vorgeblichen Adepten.

Eine ganz ähnliche Begebenheit erzählt Matthias von Brandau aus derſelben Zeit. Albrecht Beyer, ein Carmelitermönch, der im Jahre 1570 aus Italien nach Deutſchland zurückgekommen war, ſoll in Augsburg und Nürnberg Proben abgelegt haben, nach welchen man nicht zweifelte, daß er Adept ſey; aber böſe Buben überfielen ihn bei Nacht, erſtickten ihn im Bette und raubten ſeine Tinktur. Derſelbe Beyer wird als Schriftſteller angeführt. Er ſoll einen Kommentar über den Grafen Bernhard und ein Geſpräch mit dem Spiritu Mercurii hinterlaſſen haben. Vgl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 38.

Mehr ſolcher Scheingoldmacher aus jener Zeit werden in dem Beitrag zur Geſchichte der höheren Chemie aufgezählt. Zu dieſer Sippſchaft gehörte auch eine Frau, Anna Maria Ziegler, genannt Schlüter's Ilſe, welche dem Herzog Julius von Braunſchweig-Lüneburg goldene Berge vorſpiegelte, endlich aber des Betruges überwieſen und 1575 auf eine grauſame Weiſe hingerichtet wurde. Man verbrannte ſie in einem eiſernen Stuhle. Vgl. Beckmann's Beiträge zur Geſchichte der Erfindungen, Bd. III. S. 404.

Das Unweſen betrügeriſcher Alchemiſten hatte ſchon früher zur Folge gehabt, daß Viele an der Wahrheit der Alchemie zweifelten, ihre Zweifel auch öffentlich kund gaben. Nach den erzählten Vorgängen geſchah das mit größerem Nachdrucke und mit allgemeinerem Beifall. Thomas Lieber, der ſich in ſeinen Schriften Erastus nannte, unter welchem Namen er mehr bekannt ward, trat als ein erklärter Widerſacher der Alchemie auf. Er war 1523 zu Auggen bei Baſel geboren und ſtarb 1583 als Profeſſor der Medicin zu Baſel. Sein Hauptgegenſtand war, die Widerſprüche und Prahlereien des Paracelſus und ſeiner Jünger aufzudecken. Da nun Paracelſus die Alchemie ſeinem Syſtem, wenn man ſo ſagen kann, als eine Hauptſtütze untergeſchoben hatte, ſo war ſeines Gegners Trachten, ſie zu vernichten. Theils ſuchte er die Nichtigkeit der Alchemie aus philoſophiſchen Gründen darzuthun, theils aus hiſtoriſchen Thatſachen zu erweiſen. Seine theoretiſchen Einwendungen ſind hauptſächlich gegen den Trimaterialismus gerichtet. Mit leichter Mühe erweiſet er, daß Salz, Schwefel und Queckſilber die Urſtoffe der Metalle nicht ſeyn können, nimmt alſo mit Unrecht die tropiſchen Benennungen der Alchemiſten im eigentlichen und buchſtäblichen Sinne. Schon dadurch verfehlt er ſein Ziel, welches er auch dann nicht treffen würde, wenn es ihm gelungen wäre, den Trimaterialismus in der That zu widerlegen. Die Alchemie konnte immer wahr ſeyn, wenn auch die Alchemiſten eine falſche Theorie hatten, ſo wie Ver-

brennung, Gährung und andere Erſcheinungen darum nicht minder wahr ſind, weil man damals irrige Anſichten davon hatte. Es kam alſo in der Hauptſache auf die Erfahrung an. Seinen hiſtoriſchen Beweis baut er auf die Erzählung mehrer Fälle, wo man notoriſch Betrüger entlarvt hatte. Aber tauſend ſolcher Thatſachen genügen noch nicht zu einem indirekten Beweiſe gegen die Alchemie, dagegen eine einzige unbeſtreitbare vom Gegentheile zum direkten Beweiſe für die Alchemie ſchon zureichend iſt. Alſo ſteht keiner von beiden Beweiſen für ſich feſt. Einer ſoll den andern unterſtützen, aber ſie fallen mit einander. Doch muß billigerweiſe anerkannt werden, daß Lieber für ſeine Zeit nicht mehr leiſten konnte, weil die Alchemie ihre beſten praktiſchen Beweiſe erſt nach 1600, und ihre theoretiſchen ſeit 1800 angefangen hat. Diejenige ſeiner Schriften, in welcher er vorzugweiſe die Alchemie beſtritt, iſt ſeine Explicatio quaestionis famosae illius, utrum ex metallis ignobilibus aurum verum et naturale arte conflari possit, (Unterſuchung jener berüchtigten Frage, ob aus unedeln Metallen wahres und dem natürlichen gleiches Gold durch Kunſt herausgebracht werden könne,) Basileae, 1572, 4. Ebendieſelben Grundſätze und Folgerungen finden ſich auch in ſeiner Disputatio de Auro potabili, (Streitſchrift vom trinkbaren Golde,) Basileae, 1578, 1584, 4., und anderen Schriften, welche der mediciniſchen Literatur angehören.

Italien war das Land, woher die Deutſchen Licht erwarteten, weil Laaz, Trismoſinus, Siebenfreund, Beyer und Andere mehr von dort erleuchtet zurückkamen. Dagegen hatte man in Italien gleiches Vertrauen zu den Deutſchen, wie Thurneyſſer's achtungvolle Aufnahme in Rom zeigt. Ohne Zweifel war man dieſſeit und jenſeit der Alpen in gleichem Falle. Falſche Adepten gab es auch dort. Einer derſelben, Antonius Tarvisinus, benannt von einem Städtchen im Gebiete von Venedig, wo er Apotheker war, erfrechte ſich im Jahre 1568, den Doge und Rath von Vene-

dig zu Zeugen seiner Kunst zu machen und Gold aus Queckſilber zu zaubern; allein der Betrug ward entdeckt und er ſchimpflich beſtraft, wie Th. Lieber in ſ. Explicatio quaestionis etc., p. 110., umſtändlich erzählt.

Nicht lange nachher ſandte der Orient ein Probeſtück ſeiner Myſterien in dem berüchtigten Mamugnano oder Bragadino. Er hieß eigentlich Mamugna, war ein Grieche, gebürtig von der Inſel Cypern, und gab ſich für einen Sohn des venetianiſchen Gouverneurs von Famaguſta, des Grafen Marco Antonio Bragadino, welcher 1571 von den Türken gefangen und ermordet ward. Unter dem Namen Mamugna hatte er im Orient die Rolle des Adepten mit Glück geſpielt. Der Reiſende de Villamont berichtet in ſeiner Reiſe nach Jeruſalem, Bd. III. Kap. 18., daß er ihn dort angetroffen und ſich von ſeiner Kunſt überzeugt habe. Nach dieſen Vorübungen ging der Künſtler 1578 nach Italien, wo er ſich einen Grafen Mamugnano nannte. In Brescia gelang es ihm, den Markgrafen Martinengo für ſich einzunehmen, der ſeiner Kunſt und Herkunft Glauben ſchenkte und ihn mit Empfehlungen an einige Große in Venedig verſah. Er glänzte in den Kreiſen der Nobili als eine neue Erſcheinung und machte großen Aufwand. Insgeheim vertraute er einigen Freunden, daß der Stein der Weiſen die Quelle ſeines Reichthums ſey. Im Hauſe des Nobile Cantareno machte er zur Probe Gold aus Queckſilber, oder vielmehr aus Goldamalgama, indem man erzählt, daß er es abrauchte, und daß nur ein Theil als Gold zurückblieb. Dieſelbe Probe wiederholte er im Palaſt Dandolo zur größten Verwunderung des Adels, verehrte auch dem Doge ein graues Pulver, als die vorgebliche Tinktur, und gab ihm ſogar eine ſchriftliche Anweiſung zu deren Verfertigung. Durch Otto Tachen, welcher ſpäterhin die Sache zu unterſuchen veranlaßt ward, wiſſen wir, daß die Tinktur falſch war, die Anweiſung aber von dem Arabiſten Ariſtoteles herrührt, und ebendieſelbe iſt, welche im Theatrum chemicum, T. III.

N. 50., abgedruckt ſteht. Vgl. Clauder's Abhandlung vom Univerſalſteine. Schröder's Alchymiſt. Bibliothek, Bd. II. S. 106. f.

Im Jahre 1588 verließ er Venedig und ging nach Deutſchland. Hier nannte er ſich den Grafen Marco Bragadino, und gab vor, daß ſeine Familie ihn verfolge. In mehren Hauptſtädten prahlte er mit ſeiner Kunſt, durch Hülfe der Magie Gold zu machen. Zur Beglaubigung ſeiner Macht über die Geiſter führte er zwei ſchwarze Bullenbeißer mit ſich, die freilich ein ſataniſches Anſehen hatten. In Wien hatte er großes Aufſehen erregt, und ging von da nach München, wollte auch Prag und Dresden noch beſuchen. In München machte er ſeine Probe am Hofe; allein man entdeckte die Betrügerei; und da er zugleich des falſchen Namens überführt worden war, wurde er 1590 in einem mit Flittergold beklebten Kleide an einem gleichfalls vergoldeten Galgen aufgehängt. Die unſchuldigen Dämonen wurden zugleich unter dem Galgen erſchoſſen. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 262. v. Murr Literariſche Nachrichten, S. 53.

Neben ſolchen Adepten hatte Italien auch ſeine alchemiſtiſchen Schriftſteller in dieſem Zeitraume, ſelbſt in Venedig, wo zwar die Alchemie ſeit lange ſchon geſetzlich verboten war, die regirenden Patricier aber ſelbſt nicht ungläubig waren und das Geſetz umgingen. So durfte es geſchehen, daß der venediſche Dottore Lorenzo Ventura die Alchemie in Schriften pries und lehrte. Er ſchrieb ein Buch: De ratione conficiendi Lapidis philosophici, welches aber nicht in Venedig, ſondern zu Baſel, 1571, 8., gedruckt ward. Abgedruckt iſt es im Theatrum chemicum, T. II. N. 40. Eine deutſche Ueberſetzung gab Töpfer (Figulus) mit ſeinem Rosarium novum olympicum heraus zu Baſel, 1608, 4.

Guilielmo Gratarolo, der gewöhnlich lateiniſch Gratarolus citirt wird, geboren zu Bergamo 1516, ging

1549 nach Deutſchland, um Proteſtant zu werden, ward Profeſſor der Medicin zu Marburg, und dann zu Baſel, wo er 1568 ſtarb. Zu den Alchemiſten gehört er mehr als Herausgeber, denn als Verfaſſer eigener Schriften. Er redigirte zwei Sammlungen von Alchemiſten. Die erſte erſchien unter dem Titel: Vera Alchymiae artisque metallicae Doctrina certusque modus, wie auch unter dem Titel: Verae Alchymiae scriptores aliquot collecti et una editi, in zwei Bänden zu Baſel, 1561, Fol. Die zweite Sammlung in drei Bänden iſt erſt nach ſeinem Tode gedruckt worden, unter dem Titel: Artis auriferae, quam Chemiam vocant, Vol. II, Basileae, 1572, 1593, 8. Vol. III., 1610, 8. Die erſtere Sammlung enthält von ihm ſelbſt eine Artis secretissimae et certissimae Defensio, und eine alchemiſtiſche Nomenklatur.

Giovanni Baptista Nazari, gebürtig von Brescia, wo er auch lebte, war Gratarol's Zeitgenoſſe, und arbeitete vierzig Jahre in der Alchemie, aber nicht praktiſch, ſondern literariſch. Unermüdlich las er alle Schriften der Alchemiſten, und ſuchte durch Vergleichung vieler Stellen das Geheimniß herauszubringen, wozu die Geſtändniſſe des Grafen Bernhard und des Denys Zachaire Veranlaſſung gaben. Die Reſultate dieſer Nachforſchungen machte er bekannt unter dem Titel: Della trasmutazione metallica Sogni tre, (Drei Träume von der metalliſchen Transmutation). Die erſte Ausgabe erſchien zu Brescia, 1572, 4.; eine zweite 1599. Die verglichenen Stellen ſelbſt ordnete er in ſeiner Concordanza dei filosofi, (Uebereinſtimmung der Weiſen,) Brescia, 1599, 4.

Alessandro Carreri, Profeſſor zu Padua, ſchrieb eine lateiniſche Dissertatio, an possint arte simplicia veraque metalla gigni, (ob einfache und wahre Metalle durch Kunſt erzeugt werden können,) Padua, 1579, 4. Eine zweite Ausgabe erſchien zu Baſel, 1582, 8. Auch wurde

die Schrift mit Wittſtein's Quinta essentia chemicorum wieder abgedruckt.

Francesco Quadrammo, ein Auguſtinermönch, ſchrieb eine Vera dichiarazione di tutte le metafore degli Alchimisti e dell' inganni degli Alchimisti moderni, (Erklärung der bildlichen Ausdrücke der Alchemiſten und der Betrügereien der neueren Alchemiſten). Dieſe Schrift erſchien zu Rom, 1587, 4., nach Thurneyſſer's Anweſenheit.

Fabio Glissenti, von Vestone gebürtig, Arzt in Venedig, wo er 1620 ſtarb, ſchrieb eine italiäniſche Abhandlung: Della pietra de filosofi, gedruckt zu Venedig, 1596, 4.; und nochmals, 1609, 4. Eine lateiniſche Ueberſetzung erſchien zu Gießen, 1671, 8.

Leonardo Fioravanti aus Bologna, Arzt zu Palermo, ein gefeierter Panaceiſt, ſchrieb ein Compendio di secreti rationali, (Vernunftgeheimniſſe,) zum Theil alchemiſtiſchen Inhalts, Venedig, 1571, 8.

Isabella Cortese ſchrieb über verborgene Künſte der Alchymie u. ſ. w. eine italiäniſche Abhandlung, Venedig, 1561, 8. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien zu Hamburg, 1592, 8., auch zu Frankfurt, 1596, 8.

Frankreich hatte in dieſem Zeitraume einige Alchemiſten von Ruf, von denen jedoch keiner die Inſignien des Adeptengrades erlangte.

Bernard Palissy, gebürtig von Xaintes, bekannt durch die Fabrikation der Fajence, die er in Frankreich einführte, beſchäftigte ſich mit der metalliſchen Chemie und Alchemie. Dieſer gelehrte Töpfer, wie man ihn oft nennt, hat mehre Schriften hinterlaſſen, welche in die Technologie und Alchemie einſchlagen und von 1557 bis 1580 gedruckt worden ſind. Darunter iſt ein Récepte véritable, par la quelle tous les hommes de la France pourront apprendre à multiplier leurs trésors, (Wahrhafte Anweiſung, wie alle Franzoſen ihr Vermögen vergrößern können,) auch

unter dem Titel: Moyen de devenir riche avec plusieurs secrets des choses naturelles, (Mittel, durch verſchiedene Naturgeheimniſſe reich zu werden,) gedruckt zu Rochelle, 1563, 4.; auch zu Paris, 1636, 8.; zuletzt in ſeinen ſämmtlichen Schriften zu Paris, 1777, 8.

Jean Digop, lateiniſch Digopius, ſchrieb eine Alchimia, sive auri multiplicatio, welche zu Paris, 1573, 8., gedruckt ward.

Louis Lazarel ſchrieb ſein Bassin d'Hermes, gedruckt zu Paris, 1577, 8.

Blaise de Vigenère, geboren zu Pourçain 1522, geſtorben zu Paris 1596, war ein Diplomat, welcher ſich in Zeiten der Muße mit Alchemie beſchäftigte. Er hinterließ eine Abhandlung: Du feu et du sel, welche nach ſeinem Tode zu Paris, 1608, 4., gedruckt wurde. Neue Ausgaben erſchienen zu Rouen, 1642 und 1651, 4. Eine lateiniſche Ueberſetzung iſt im Theatrum chemicum, Tom. VI. N. 169., abgedruckt.

Gaston de Claves, lateiniſch Gasto Clavaeus, zubenannt le Doux oder Dulco, war ein Rechtsgelehrter und Stadtpräſident zu Nevers, daneben ein eifriger Verehrer der Alchemie. Mit Feuer warf er ſich zum Anwalt derſelben auf und vertheidigte ſie gegen Thomas Lieber. Sein guter Styl erwarb ihm den Beinamen des Angenehmen, und die Alchemiſten trauten ihrem Freunde geheime Kenntniſſe zu, hörten wenigſtens gern ihr Lied. Seine Schriften ſind:

1) Apologia Argyropoeiae et Chrysopoeiae contra Erastum, (Rechtfertigung der Gold- und Silberkunſt gegen Lieber). Erſte Ausgabe: Nevers, 1590, 8.; neuere Genf, (Coloniae Allobrogum,) 1598, 1612, 8.

2) De triplici praeparatione auri et argenti, (Von der dreifachen Bereitung des Goldes und Silbers,) Nevers, 1592, 8.; ward mit N. 1. zuſammen herausgegeben zu Urſeren, (Ursellis,) 1601, 8.; und zu Frankfurt, 1602,

8.; auch abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 110. Eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchien zu Paris, 1695, 12.; eine deutſche erſchien unter dem Titel: Köſtliches Büchlein vom Stein der Weiſen, zu Halle, 1617, 8.

3) De recta et vera ratione progignendi lapidis philosophici seu salis aurifici et argentifici Tractatus duo, (Zwei Abhandlungen von der rechten und wahren Erzeugung des gold- und ſilbermachenden Salzes,) Nevers, 1592, 8. Abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 111.

4) Philosophia chemica. Dieſe erſchien nach ſeinem Tode zu Genf und Leyden, 1612, 8.

Bernard Gabriel Penot, gebürtig von St. Marie in Guienne, hatte in Baſel ſtudirt, und war durch Bodenſtein der Schule des Paracelſus gewonnen worden. Zuverſichtlich widmete er ſein ganzes Streben der Erfindung des Steins der Weiſen, ſetzte dabei ſein ganzes Vermögen zu, und ſtarb in der größten Armuth im Hospital zu Jfferten. Am Ende ſeines Lebens verfluchte er die Alchemie, und meinte, wer ſeinen Todfeind ſicher verderben wolle, müſſe ihn bereden, Alchemie zu treiben. Bevor dieſe Verzweiflung über ihn kam, vertheidigte er die Alchemie gegen Michelius und andere Widerſacher in folgenden lateiniſchen Schriften:

1) Quaestiones et Respons ones philosophicae, (Philoſophiſche Fragen und Antworten); abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. II. N. 34

2) Canones philosophici, (Philoſophiſche Vorſchriften); abgedruckt im Theatr. chem., T. II. N. 35.

3) Extractio Mercurii ex auro, (Ausziehung des Merkurs aus dem Golde); abgedruckt im Theatr. chem., T. II. N. 36.

4) Dialogus de arte chemica, (Geſpräch von der chemiſchen Kunſt); abgedruckt im Theatr. chem., T. II. N. 37.

5) Libellus de Lapide philosophorum, (Büchlein vom Stein der Weiſen); abgedruckt mit ſeinen Tractatus va-

rii de praeparatione et usu medicamentorum chemicorum, Francofurti, 1594, 8.; Ursellis, 1602, 8.; Basileae, 1606, 8.

6) Abditorum chymicorum tractatus varii, (Verſchiedene Abhandlungen von chemiſchen Geheimniſſen,) Francofurti, 1595, 8.

7) Apologia Chemiae transmutatoriae, (Rechtfertigung der Chemie der Metallverwandlung); abgedruckt mit ſeinem Libellus de Denario medico, Bernae, 1608, 8.

8) Vademecum Theophrasticum, (Taſchenbuch des Paracelſiſten); deutſch herausgegeben von Joh. Hippodamus, Magdeburg, 1607, 4.

9) Aegidii de Vondis Dialogus inter naturam et filium philosophiae, (Aegidii de Vondis Geſpräch der Natur mit dem Sohne der Weisheit,) Francof., 1595, 8.

Nicolas Barnaud, lateiniſch Barnaudus citirt, gebürtig von Crest im Delphinat, machte um dieſelbe Zeit Aufſehen als Zeuge für die Alchemie. Dem Märtyrer Penot ſtellte man ihn als den Glücklichen gegenüber; denn ein Gerücht, welches wol nicht ohne ſein Zuthun entſtand, verlautbarte, daß er durch die Alchemie großen Reichthum erlangt habe. Vgl. Libavii Defensio Alchymiae contra Guibertum, p. 234. 250. Er hatte als angehender Arzt in Prag ſeine Schule gemacht und dort merkwürdige Projektionen mit angeſehen. Für deren Wahrhaftigkeit trat er nachher als Augenzeuge auf, und gab ſich das Anſehen, als ob er das Geheimniß mit davongetragen habe. Letzteres wird durch nichts beglaubigt, und vermindert nur die Glaubwürdigkeit ſeines Zeugniſſes, welches die Nachwelt außerdem dankbar erkennen würde. Ihn verführte der damalige Zeitgeiſt, vermöge deſſen der Schein alchemiſtiſcher Kenntniſſe einem Arzte Ruf, mittelbar auch Gold verſchaffen konnte, und dieſen Zweck erreichte er freilich bei den Zeitgenoſſen. Er prakticirte einige Zeit in Genf, ſpäter in Holland, und ſchrieb fleißig. Seine alchemiſtiſchen Schriften ſind folgende:

1) Brevis elucidatio arcani philosophorum, (Kurze Erläuterung des Geheimniſſes der Weiſen); gedruckt zu Leyden, 1599, 8.; abgedruckt im Theatrum chemicum, Tom. III. N. 92.

2) Theosophiae Palmarium, tractatulus chemicus anonymi cujusdam philosophi antiqui, (Palmenhain der Theoſophie,) angeblich von einem alten, ungenannten Philoſophen; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. III. N. 95.

3) De occulta Philosophia, Epistola cujusdam patris ad filium, (Brief eines Vaters an ſeinen Sohn über die verborgene Weisheit); erſchien zu Leyden, 1601, 8.; abgedruckt im Theatr. chem., T. III. N. 96.

4) Dicta Sapientum de Lapide, (Sprüche der Weiſen vom Steine); abgedruckt im Theatr. chem., T. III. N. 97.

5) Processus aliquot chemici, (Chemiſche Proceſſe); abgedruckt im Theatr. chem., T. III. N. 86.

6) Carmen de Lapide, (Gedicht vom Steine); abgedruckt im Theatr. chem., T. III. N. 87.

7) In aenigmaticum quoddam epitaphium Bononiae lapidi insculptum Commentariolus, (Ueber eine Inſchrift zu Bologna); abgedruckt in Mangeti Biblioth. chem., T. II. N. 117.

8) Extractum e Caroli Caesaris Malvasii Tractatu super eodem Epitaphio; abgedruckt in Mangeti Biblioth. chem., N. 118.

9) Triga chemica, eine Sammlung von drei alchemiſtiſchen Schriften; erſchien zu Leyden, 1599, 8.; abgedruckt im Theatr. chem., N. 93.

10) Quadriga aurifica, eine ähnliche Sammlung von vier Schriften; erſchien zu Leyden, 1599, 8.; abgedruckt im Theatr. chem., N. 94.

In den Niederlanden war damals zugleich mit Barnaud Jooſt van Balbian, gebürtig von Aelſt in Flandern, für die Literatur der Alchemie thätig, indem er

Abhandlungen von älteren Alchemiſten ſammelte und aus den Handſchriften abdrucken ließ, unter dem Titel: Tractatus septem de lapide philosophico, e vetustissimo codice desumpti, in lucem dati a Justo a Balbian, Alostano. Lugduni Batavorum, 1599, 8. Es ſind meiſtens Schriften anonymer Verfaſſer, die aber doch Aufmerkſamkeit erregten. Die Sammlung ward nachher im Theatrum chemicum, T. III. N. 78., abgedruckt. Eine italiäniſche Ueberſetzung erſchien zu Rom, 1624, 8., die 1629 neu aufgelegt wurde.

Kaiſer Rudolph der Zweite war in jenem Zeitraum gleichſam Fürſt der Alchemiſten, und ſeine Reſidenz der Sonnenpunkt der Alchemie. Geboren zu Wien 1552, erzogen aber in Spanien am Hofe Philipp's des Zweiten, faßte er früh ſchon Neigung zu geheimen Wiſſenſchaften. Nach ſeiner Rückkehr ward er 1572 König von Ungarn, 1575 König von Böhmen, folgte dem Vater 1576 auf dem Kaiſerthrone und nahm ſeine Reſidenz zu Prag. In den nächſten Jahren widmete er ſich den Sorgen der Regierung mit Treue, und ſeine Lieblingſtudien, Aſtrologie, Magie und Alchemie, füllten nur die Stunden der Erholung aus. Als aber durch die Händel der Katholiſchen und Proteſtanten, durch Türkenkriege und Anmaßungen der Reichsfürſten die Verhältniſſe immer verwickelter und ſchwieriger wurden, war ſein friedliebender Sinn der Zeit nicht mehr gewachſen. Die Erfüllung der Regentenpflichten ward ihm läſtig, mehr und mehr entzog er ſich den Geſchäften, verſchloß ſich in ſeine Hofburg, und gab ſich ganz den Forſchungen hin, welche er über alles Irdiſche ſetzte. In dieſem Zuſtande tritt er hier als handelnde Perſon auf.

Nur Eingeweihte der genannten Myſterien umgaben ihn fortan. Tycho de Brahe und Kepler mußten ihre Talente ſeinen aſtrologiſchen Berechnungen leihen, der Magus Dee ſchloß ihm das Reich der Geiſter auf, und ſeine Leibärzte waren Alchemiſten, wie z. B. Thaddaus von

Hayek, nach ihm Michael Mayer und Martin Ruhland. Seine Kammerdiener waren vornehmlich als Gehülfen seiner unabläſſigen alchemiſtiſchen Arbeiten beſchäftigt, namentlich Hans Marquard, genannt Dürbach, Johannes Frank, Martin Rutzke, und Mardochäus de Delle. Der Letzte, ein Italiäner, gebürtig von Vitri im Mailändiſchen, machte den Hofpoeten, und brachte die Adeptengeſchichten zum Vergnügen ſeines Herrn in deutſche Reime, zu welchen mehre Hofmaler die Bilder in auserleſenen Farben lieferten. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 63. f.

Außerdem waren alle fahrende Alchemiſten bei ihm willkommene Gäſte. Faſt täglich hatte er Zuſpruch von ihnen, und beſchenkte ſie reichlich, wenn ſie intereſſante Verſuche anzuſtellen wußten. Die etwa nicht von ſelbſt kamen, ließ er holen, ſo weit des Römiſchen Reiches Gränzen reichten, und mit Ausländern von Ruf korreſpondirte er fleißig. Die Alchemiſten waren nicht undankbar gegen ihren Schutzherrn, nannten ihn den deutſchen Hermes Trismegiſtos, und rühmten ſeine Wiſſenſchaft an den Kreuzwegen. Von Vielen wurde er ſogar zu den Adepten gezählt. Man ward in dieſer Meinung beſtärkt, als er 1612 geſtorben war. da man unter ſeinem Nachlaß, außer einer aſchgrauen Tinktur, vierundachtzig Centner Gold und ſechzig Centner Silber vorfand, die in Ziegelſteinformen gegoſſen waren. Vgl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 66. 77.

Wennſchon ſolche Beweiſe auf der Wage ſchwer ins Gewicht fallen, wiegen ſie doch die Zweifel nicht auf, die dem Unbefangenen aus allen Umſtänden entgegentreten. Von jener Tinktur wird mancherlei Widerſprechendes erzählt. Nach Einigen ſoll Rutzke ſie geſtohlen haben; nach Anderen iſt ſie an die Familie gekommen; aber nichts hat einen ſichern hiſtoriſchen Grund. Das Gold, und Silber will wenig ſagen, da er bei kaiſerlichen Einkünften und einer ſo beſchränkten Hofhaltung leicht zurücklegen konnte. Wahrſcheinlich ſind

land. Soweit beruht die Erzählung auf der Aussage eines Dieners, der lange bei Kelley gedient hatte. Vergl. Morhof's Epistola ad Langelottum, p. 152. sq. Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. I. p. 306 — 310.

Wir finden Beide in Prag wieder, wo Kaiser Rudolph's bekannte Vorliebe für Alchemisten sie anzog. Die Zeit ihrer Ankunft fiel in das Jahr 1585. Hier übte Kelley die von Dee erlernte Handhabung der Tinktur fleißig aus; denn er brauchte viel Gold. So sehr auch Dee, sein Mentor, zur Mäßigung ihn mahnte, überließ er sich doch allen Ausschweifungen. Vornehmlich ergab er sich dem Trunke, welcher Umstand obigen Aussagen schon einiges Gewicht gibt, weil nach dem Sprichwort der Trinker kein Geheimniß vor seinem Diener hat. Im Rausche prahlte er gern mit seiner Kunst. Das machte Aufsehen in der Stadt und öffnete ihm alle Zirkel; denn er war leicht zu bewegen, in jeder Gesellschaft Probe abzulegen, sobald man Zweifel äußerte. Das gemachte Gold schenkte er dann Denen, die sich für überführt bekannten und ihn bewunderten. Gegen hohe Personen war der Geschmeichelte noch gefälliger; denn er verehrte dem Freiherrn von Rosenberg sogar ein wenig von seiner Tinktur. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 76.

Im Hause des kaiserlichen Leibarztes, Thaddäus von Hayek, (Hagecius,) ward in zahlreicher Versammlung von Personen aus den höheren Ständen eine Hauptprobe veranstaltet. Mit einem einzigen Tropfen eines blutrothen Oeles verwandelte Kelley ein ganzes Pfund zuvor erhitztes Queckſilber in gutes Gold. Obenauf blieb noch etwas zurück, wie ein kleiner Rubin, als wenn der Tinktur für diese Masse des Queckſilbers noch zuviel gewesen wäre. Diesen Erfolg berichten mehre Schriftsteller, als z. B. Gassendus in seinem Buche: De metallis, cap. 7., der Verfasser der Recreatio mentalis, p. 352., und Matthäus von Brandau in seinem Buche von der Universalmedicin, S.

13. Wichtig ist die Aussage eines Augenzeugen, des oben erwähnten Arztes Nicolas Barnaud, welcher damals in Hayek's Hause lebte und dem Versuche mit beiwohnte, auch das Gold in seinen Händen gehabt hat. Vergl. Libavii Censura sententiarum scholae Parisiensis, pag. 16. Die Hayekschen Erben haben noch lange nachher ein Stück Gold von zwölf Loth besessen, welches von jener Projektion herrührte und Nachfragenden vorgezeigt ward. Vergl. Edelgeborne Jungfräu Alchymia, S. 70.

In dieser Erzählung ist ein Umstand, welcher als widersprechend auffallen und Zweifel erregen könnte, daß nämlich von einem tropfbaren rothen Oel die Rede ist, da doch die vorhergehende Geschichte des Fundes von einem trockenen rothen Pulver spricht. Man könnte die Vermuthung anführen, das Pulver sey vielleicht zerfließlicher Natur gewesen und so zerflossen angewendet worden; doch würde es als Hydrat keinen Ingreß gehabt haben. Besser wird der scheinbare Widerspruch durch neuere Thatsachen gehoben. Jene flüssige Tinktur war vermuthlich mit Oel angerieben, statt daß Andere mit Wachs inpastirten.

Kaiser Rudolph ließ darauf den Britten vor sich kommen, und die Probe ward in seinem Beiseyn mit demselben Erfolge wiederholt. Hoch erfreut, nun der lange gesuchten Kunst gewiß zu seyn, ernannte der Monarch ihn zum Freiherrn von Böhmen, zog ihn an seinen Hof und überhäufte ihn mit Gnadenbeweisen. Kelley widersprach nicht der Voraussetzung, daß er selbst Adept sey und die Bereitung der Tinktur verstehe. Man hoffte also, daß er sein Geheimniß mittheilen werde. Der unbesonnene Prahler versetzte sich in die mißlichste Lage; denn die alte Handschrift lehrte die Bereitung nicht, und zum größten Unglück war sein Vorrath an Tinktur durch seine Verschwendung erschöpft. Einige Zeit hielt er den Kaiser mit Versprechungen hin; als man aber wahrnahm, daß er zu entweichen beabsichtige, ward er 1591 verhaftet und im Schlosse Zobeslau verwahrt.

Kelley wehklagte über den Verluſt ſeiner Freiheit, und verſprach, zu offenbaren, was er wiſſe, wenn man ihn der Haft entlaſſen wolle. Mit Genehmigung des Kaiſers kehrte er nach Prag zurück, arbeitete mit dem Doktor Dee, und Beide ſuchten das Geheimniß der Handſchrift auszugrübeln, nahmen auch andere Schriften der Alchemiſten zu Hülfe, riefen ſogar mit Dee's magiſchem Apparat die infernaliſchen Geiſter um Beiſtand an. Alles war vergebens. Er konnte ſein Verſprechen nicht erfüllen, auch nicht entfliehen. In ſtörriſcher Wuth erſtach er den Georg Hunkler, der vermuthlich beſtellt war, auf ihn Acht zu haben. In Folge deſſen ward er gefeſſelt nach dem Zernerſchloſſe abgeführt, wo man ihn ſtreng behandelte. In ſeinem Gefängniß ſchrieb er eine lateiniſche Abhandlung vom Steine der Weiſen, und ſandte ſie dem Kaiſer den 14. Oktober 1596. Er beklagte ſich darin bitterlich, daß der böhmiſche Freiherr nun ſchon zum zweiten Mal in Böhmen Gefangener ſey. Er verſprach alles Mögliche, wenn er freigelaſſen würde, bat aber dieſes Mal vergebens.

Dee, den man nicht verhaftet, hatte unterdeſſen Mittel und Wege gefunden, die Königin von England für Kelley zu intereſſiren. Das Gerücht von ſeinen Projektionen in Prag hatte ſchon die Aufmerkſamkeit des Londoner Hofes erregt. Eliſabeth ließ ihren Unterthanen reklamiren, aber ganz ohne Erfolg. Darauf wurde, man weiß nicht recht, auf weſſen Veranſtaltung, der Verſuch gemacht, ihn aus dem Zernerſchloſſe zu entführen. Man wußte Kelley ein Seil zuzuſtellen, woran er ſich aus ſeinem Fenſter herablaſſen ſolle. Unten im Schloßzwinger warteten einige Landsleute, und die weitere Flucht war vorbereitet. Allein das Seil war entweder zu kurz oder riß. Kelley ſtürzte hinab und brach ein Bein. Sein Wehgeſchrei zog die Wachen herbei. Er ward in ſein Gefängniß zurückgebracht und ſtarb nach einigen Tagen an den Folgen des Sturzes. Das geſchah im Jahre 1597. Er war etwas über 42 Jahr alt geworden.

Sein Thun und Leiden beſchreibt de Delle in folgenden Reimen:

Ein Engelländer Kelley zu Prag,
Von dem ich noch wahrhaftig ſag,
Kam zu dem Herrn von Roſenbergk,
Und gab da vor ein großes Werk,
Tingirt in lauter Gold, ganz hoch.
Keyſer Rudolph erfuhr es och,
Ließ vor ihn kommen dieſen Held,
Gab ihm groß Gut und vieles Geld.
Der Keyſer mit ſeinen Augen ſach,
Was die Natur und Kunſt vermag.
Das thät dem Keyſer baß behagen,
Ließ offentlich ihn zum Ritter ſchlagen.
Nach großer Freud kam Traurigkeit.
Mit Gürgen Hunkler kam in Streit.
Kelley den Hunkler hat erſtochen.
Das ließ der Keyſer nit ungerochen.
Kelläus ins Gefängniß kam,
Dadurch er auch ſein Ende nahm.
Zerbrach im Fliehn das eine Bein,
Mußt alſo ſterben ganz allein.
Ach wo mag ſeine Tinktur ſeyn?
Sie iſt noch nicht erfunden
Wol auf die heutge Stunden.

Aus dieſen Reimen, welche aus der Handſchrift abgedruckt ſind im Fegefeuer der Scheidekunſt, auch in der Edelgebornen Jungfrau Alchymia, S. 68., erhellt ſo viel, daß Kaiſer Rudolph von der Aechtheit der Kelleyſchen Tinktur überzeugt war, und dem Inhaber die Verfertigung derſelben zutraute, auch daß man noch einen Reſt von ihr bei ihm vermuthet, und angelegentlich, wiewol vergeblich, danach geſucht habe.

Die Abhandlung vom Steine der Weiſen, welche Kelley 1596 aus dem Gefängniſſe an den Kaiſer ſandte, und

noch einen Aufſatz von ihm hat Elias Aſhmole in ſeinem Theatrum chemicum britannicum, (Lond., 1652, 4.,) unter N. 12. engliſch abdrucken laſſen. Aſhmole glaubt, das ſey eigentlich die Schrift des alten Biſchofs. Johann Lange gab dieſelben Schriften lateiniſch heraus, unter dem Titel: Eduardi Kellaei Tractatus duo egregii de lapide philosophorum — in gratiam filiorum Hermetis in lucem editi, Hamburgi, 1673, 8., und 1676, 8. Bruchſtücke davon hatte ſchon vor Aſhmole Ludwig Combach in einer alchemiſtiſchen Sammlung geliefert, welche zu Geismar, 1647, 12., herauskam. Eine deutſche Ueberſetzung des Aſhmoleſchen Textes von Johann Lange erſchien mit Johannes Ticinensis und Antonius de Abbatia Abhandlungen vom Stein der Weiſen zu Hamburg, 1670, 12.

John Dee, der ſonſt auch Arthur Dee oder Edmund Dee, und Londinensis genannt wird, war 1526 zu London geboren, und alſo viel älter als Kelley, den er überlebte, denn er ſtarb 1608, 82 Jahr alt. Er war Mathematiker, daneben Aſtrolog, Alchemiſt und Magus, ein arger Schwärmer, übrigens aber ein ehrlicher Mann, auf deſſen Zeugniß man bauen kann, ſo weit auf Schwärmer zu bauen iſt. Daß er ſich Kelley anſchloß und mit ihm England verließ, iſt kein unwichtiger Grund zur Beglaubigung jener Tinktur. Beſonders merkwürdig iſt aber, daß Dee in Prag ein Tagebuch führte, in welches er einſchrieb, wieviel Unzen Gold ſie Beide täglich machten. Dieſes Tagebuch beſaß Elias Aſhmole im Original, wie Morhof in ſeinem Briefe an Langelot, p. 157., bezeugt.

Im Jahre 1589 ging Dr. Dee nach England zurück, ward von der Königin Eliſabeth mit Auszeichnung empfangen, erhielt auch eine Penſion, und den Auftrag, das Kelleyſche Pulver auszuarbeiten; denn in London hielt man Kelley allerdings für einen Adepten, und meinte, Dee könne ihm Manches abgeſehen haben. Allein er bemühete ſich vergebens und konnte nichts zu Stande bringen. Der Eliſabeth

Nachfolger, König Jakob der Erſte, hielt nichts von der Alchemie, noch weniger von Dee's Magie, bezeigte ihm Verachtung und entzog ihm 1604 ſeine Penſion. Im Verdruß wollte der Greis England nochmals verlaſſen, als der Tod ihn zu den Geiſtern geſellte.

Dee's Schriften ſind meiſtens aſtrologiſchen und magiſchen Inhalts und gehören nicht hierher. Doch hat er auch einige chemiſche oder alchemiſtiſche Abhandlungen geſchrieben, als:

1) Fasciculus chemicus. Basileae, 1575, 12. Neue Ausgabe: 1629, 12. Parisiis, 1631, 8.
2) Tractatus varii Alchemiae. Francofurti, 1630, 4.
3) Testamentum; abgedr. im Theatr. britann., N. 14.

Francis Anthony, öfter lateiniſch genannt: Franciscus Antonius Londinensis, ein engliſcher Arzt und Panaceiſt derſelben Periode, hinterließ folgende Abhandlungen:

1) De Lapide Philosophorum et Lapide Rebis, (Vom Steine der Weiſen und dem Steine Rebis). Der alchemiſtiſche Ausdruck Re-bis ſoll ſoviel heißen, als re binus, der zwiefache, aus Zweien zuſammengeſetzte. Vgl. Heptas alchymica, p. 94. Andere ſuchen darin die Vorſylben von Regulus Bismuthi. Die Abhandlung ſteht abgedruckt in Joh. Rhenani Harmonia imperscrutabilis, Dec. II. N. 3.
2) Panacea aurea, seu de auro potabili, (Goldene Panacee, oder vom Trinkgolde); beſteht in zwei Abtheilungen. Die erſte Ausgabe erſchien zu London, 1598, 8.; eine zweite zu Cambridge, 1610, 8.; eine dritte zu Hamburg, 1618, 8.

Hieronymus Scotus, der dem Namen nach ein Schotte war, ſonſt aber auch ein italiäniſcher Graf genannt wird, hat als fahrender Adept Aufſehen gemacht. Er reiſete ſeit 1575 in Deutſchland, und machte Gold zu Nürnberg, Köln und anderwärts. Im Jahre 1590 lebte er am Hofe des Markgrafen Johann Friedrich von Ansbach, und

wurde der Ehre gewürdigt, „in Roth“, d. h. auf Gold, mit ihm zu speisen. In Koburg ward er von dem Herzoge Johann Casimir und seiner Gemahlin so hoch gehalten, daß die böse Welt einigen Argwohn hegte. In Nürnberg ließ man ihn dreimal mahlen, um die Züge des Verehrten vor Augen zu behalten, wenn er scheiden würde, die Mitwelt zu beglücken. In Becher's Chymischer Concordanz finden sich einige Processe von ihm; indessen mag er nur ein Glücksritter von einnehmender Gestalt gewesen seyn. Vergl. v. Murr Literarische Nachrichten, S. 34.

Die fahrenden Alchemisten fanden, wie man sieht, nicht blos in Prag, sondern auch an anderen deutschen Höfen gute Aufnahme, weil man sich von ihren Leistungen einträgliche Regalien versprach. Rudolph's Beispiel erweckte besonders an dem benachbarten sächsischen Hofe eifrige Nachahmung.

Kurfürst August von Sachsen, welcher von 1553 bis 1586 regirte, arbeitete eigenhändig und fleißig am Stein der Weisen. Er hatte sein eignes Laboratorium zu Dresden, welches nur das Goldhaus genannt wurde. Gern ließ er von sich sagen, daß er die Meisterschaft erlangt habe, gestand es auch wol selbst, wie er denn z. B. in einem 1577 geschriebenen Briefe an den italiänischen Alchemisten Francesco Forense sagt: „Soweit bin ich nun in der Sache gekommen, daß ich aus acht Unzen Silber drei Unzen „gutes Gold täglich machen kann“. Vergl. Böhme De Augusti, Sax. Ducis, in literarum et artium studia amore, Lips., 1764, 4., p. 20.

Auch die Gemahlin des Kurfürsten, Anna von Dänemark, welche ihrer Wolthätigkeit wegen im Volke „Mutter Anne“ genannt wurde, war eine eifrige Alchemistin. Auf ihrem Leibgedinge zu Annaberg hatte sie ein großes Laboratorium im Fasanengarten aufbauen lassen, worin vier große Oefen nebst mehren kleineren fortwährend im Gange waren. Kunkel rühmt, daß dieses Laboratorium in Europa nicht seines Gleichen gehabt habe. Vergl. Dessen

Laboratorium, Th. III. S. 592. Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daß beide Gatten von Alchemiſten häufig Zuſpruch hatten. Zwei derſelben, Beuther und Schwertzer, haben lange in ihren Dienſten geſtanden und eine zweideutige Berühmtheit erlangt.

David Beuther, ein geborner Sachſe, hat in den Jahren 1575 bis 1582 mit dem Kurfürſten laborirt, wovon Kunkel in ſeinem Laboratorium, Kap. 41. S. 568., Folgendes erzählt: „Kurfürſt Auguſtus hatte David Beuther erziehen und die Probirkunſt lernen laſſen, auch denſelben hernach als Probirer in der Münze zu St. Annaberg eingeſetzt. In dem daſelbſt geweſenen Kloſter, worin er Stube und Laboratorium hatte, ſieht dieſer einſt einen Faden aus der Wand herabhängen. Da er an demſelben zieht, löſt ſich etwas Kalk ab und er wird einen viereckten Stein gewahr. Den hebt er aus, und findet dahinter drei Partikularproceſſe, welche er nachher ſeine drei Feuerkünſte nannte. — Als er ſie verſucht und richtig befunden, begab er ſich in ein liederliches Leben, und hat Einige an ſich gezogen, deren zwölf geweſen, von welchen Einer Oertel, ein Anderer Heidler geheißen. Die ſind mit ihm ſo vertraut geworden, daß er ſie alles mit anſehen ließ. Nachdem ſie alles Ihrige hintangeſetzt und viel darauf gewandt hatten, und zwar anfänglich in der Stille, daß der Kurfürſt nichts davon erfuhr, Beuther aber ſeines Dienſtes auch nicht mehr geachtet, die Proben und Gegenproben, ſowol der Gewerke, als in der Münze nachläſſig verſehen, des Kurfürſten Inſtrumente, Materialien und Laboratorium nach Willkür gebraucht, haben jene Beiden, vornehmlich, weil ſie nichts nachmachen konnten, was er ihnen gewieſen, und ſie dadurch faſt in Armuth gerathen waren, ſich endlich vereinigt, dem Kurfürſten alles zu offenbaren. Beuther ward gefordert, da ſich dann zugleich alle zwölf wider ihn klagend mit einfanden. Da er ſolches nicht leugnen konnte, hat er es geſtanden.“

„Darauf that der Kurfürst den Ausspruch, daß Beu„ther vermöge des mit ihnen geschlossenen Kontrakts schuldig „sey, sie alles zu lehren, sie aber sollten dagegen gehalten „seyn, in Dresden zu wohnen und dem Kurfürsten den Zehn„ten an Gold und Silber zu geben, auch das Uebrige um „einen gewissen Preis in die Münze zu liefern. Der Kur„fürst wollte das Werk auch für sich besonders treiben. In„zwischen blieb Beuther im Arrest, und das verdroß ihn so „sehr, daß er mit seiner Kunst nie recht herausrücken wollte. „Wenn er es mit den Anderen machte und selbst dabei war, „ging die Sache allezeit richtig; in seiner Abwesenheit aber „konnte es keiner treffen. Darüber ward der Kurfürst sehr „ungnädig, da er ihm doch sonst viel Gnade erwies, und „z. B., da Beuther's Frau schwanger ging, ihm erlaubte, „daß er ihn selbst zu Gevattern bitten, und dann nicht mehr: „Eure Kurfürstlichen Gnaden! oder: Gnädigster Herr! son„dern nur: Herr Gevatter! nennen solle."

„Weil aber kein gutes Wort geholfen und er in die „von sich gegebenen Processe viel abergläubische und unaus„führbare Possen gesetzt, ließ ihn der Kurfürst 1580 in das „Gefängniß, zum Kaiser genannt, setzen, da zumal her„auskam, daß er sich hatte nach England wenden wollen. „Darauf wurde um ein Urtheil nach Leipzig gesandt und „wurden alle Gravamina mit angeführt. Das Urtheil lau„tete, man solle ihn erstlich wegen der Processe, die er in „des Kurfürsten Gebäude gefunden, peinlich befragen, we„gen seiner Untreue zur Staupe schlagen, ihm die beiden „Finger seines Meineids wegen abschlagen, und ihn gefan„gen halten, damit er die Processe nicht anderen Potentaten „brächte. Dieses Urtheil ward ihm an einem Sonnabend „vorgelesen, und der Kurfürst schrieb ihm eigenhändig diese „Worte dabei: „Beuther! gib mir wieder, was mir von „„Gott und Rechts wegen zukommt, sonst muß ich auf den „„Montag etwas mit Dir vornehmen, dessen ich gern möchte

„„überhoben seyn! Ich bitte Dich, laß es nicht dazu kom„„men.““

„Beuther hatte im Gefängniß angeschrieben: „Ver„„sperrte Katzen mausen nicht!“ Es ward ihm zugeredet, „daß er ein Schreiben an den Kurfürsten richte, darin seine „Halsstarrigkeit beklage, um Gnade bitte, und sich an Eides „Statt erbiete, nunmehr nichts verschweigen zu wollen. Das „nahm er an, ward wieder nach dem Goldhause gebracht „und in seine Ehre wieder eingesetzt; doch gab man ihm „einen gewissen Schirmer zu, den er die Kunst ausführ„lich lehren solle. Darauf gab er den Proceß ganz anders „an und beschwor ihn mit einem Eide, lehnte auch Eintau„send Gulden von dem Kurfürsten, die er nachher wieder „bezahlt hat, indem er soviel Gold und Silber lieferte. So „hat er den Schirmer die Kunst ziemlich sehen lassen, jedoch „nicht völlig unterwiesen.“

„Als Beuther endlich einen Regulus von einigen Mark „gehabt, der so schön wie Gold, aber so spröde wie Pferde„dreck gewesen, hat er gesagt: „Nun könnte ich Dir mit „„neun Pfennigen helfen, daß es völlig gut werden sollte.“ „Er schickt den Schirmer weg, etwas zu holen, nachdem „er ihm zuvor ein Feuer vor dem Gebläse anlegen müssen. „Schirmer wird im Hinausgehen gewahr, daß Beuther sein „Wams aufknöpft und etwas ins Feuer wirft. Wie er nun „nach Verrichtung des Auftrages zurückkommt, liegt Beu„ther auf dem Rücken ohne alle Besinnung. Obschon in „Eil Geistliche und Medici berufen worden, hat doch nichts „an ihm verfangen wollen, sondern er ist vor ihren Augen „gestorben, daher man geschlossen, er habe sich vergeben.“

In den Akten fand Kunkel angemerkt, daß der Kurfürst Beuther's Proceß fünfmal, und Kurt Heller achtmal zu Stande gebracht habe, da nämlich Beuther zugegen war.

Wiegleb, in seiner Historisch-kritischen Untersuchung der Alchemie, S. 242., theilt nicht Kunkel's günstige Mei-

nung, und das wol mit Recht, wenn auch die Gründe seines Zweifels nicht zulässig seyn möchten. Er vermuthet nämlich, Beuther habe den Kurfürsten um einen Theil der Annaberger Silberausbeute betrogen, für dieses Silber Gold gekauft, und dieses, wenn er bei den Versuchen zugegen war, in den Tiegel prakticirt. Der erste Theil dieser Angabe ist ganz nichtig. Wer den Gang der Hüttenarbeiten kennt, wird die Möglichkeit nicht zugestehen, daß der Hüttenprobirer bedeutende Silbermassen unterschlagen könne. Und wie hätte er das vollends in Dresden vermocht? Daß er beim Goldmachen Gold untergeschoben habe, ist nur zu glaublich; aber woher er das Gold genommen, läßt sich wahrscheinlicher erklären.

So lange er zu Annaberg in jener Verbindung mit Oertel, Heidler, Heller und Konsorten stand, hat er ohne Zweifel Vorschüsse von ihnen genommen, und einen Theil derselben wieder in den Tiegel gebracht, um sie bei guter Hoffnung zu erhalten und zu neuen Opfern zu bereden. Das folgt schon aus der Erzählung, daß die Genossen das Ihrige zusetzten, ihn aber hernach für den Ersatz verantwortlich machten. In Dresden hatte er andere und ergiebigere Goldquellen zu seinem Zwecke. Er fand da Liebhaber, welche an ihn glaubten, weil der Kurfürst an ihn glaubte, und die gern unter der Hand an dem Goldsegen Theil nehmen wollten. Denen verkaufte er falsche Processe, und das gelöste Geld setzte er in Gold um, womit er im Goldhause Wunder that. Peträus sagt von ihm: „und hat derselbe auch hin und „wieder falsche Processe vor Geld verkauft, wie ich dann „noch dergleichen im Manuscript von ihm gesehen habe, „wobei Der, dem er sie communicirt, geschrieben hatte: „„Vor diese zwei Processe Mercurii und Jovis habe ich „„dem David Beuther Achthundert Thaler baar Geld, so „„ich mit seiner Handschrift beweisen kann, gegeben, wo„„mit er mir hoch geschworen, daß ich es also und nicht „„anders finden würde. Anno 1608.““ Vergl. Basilii

Valentini Schriften, Ausgabe von Peträus, in der Vorrede S. 38.

Auf solche Weise fand der Kurfürst in seinem Tiegel die Geldbuße, welche seine Unterthanen für ihre Leichtgläubigkeit bezahlt hatten, und demnach hatte er sich weniger als sie zu beklagen. Als nachher Beuther in strenger Haft gehalten ward, hatte er keine Gelegenheit mehr, Gold für Papier einzutauschen, und da konnte er sich nicht anders helfen, als daß er vom Kurfürsten selbst die tausend Gulden borgte, die er ihm eingeschmolzen wiedergab.

Man wende nicht ein, daß nur ein Unsinniger so verfahren könne. Anfänglich betrog Beuther aus Gewinnsucht; aber späterhin setzte er den schnöden Gewinn wieder zu, um Frist zu erhalten und die Gelegenheit zur Flucht abzusehen. Er war zum Bösewicht nicht schlau genug und hatte sich zu sehr verstrickt. So führte die Verzweiflung ihn endlich zum Selbstmord.

Demungeachtet glaubten doch Viele, daß er nur aus Trotz so geendet habe, weil eingesperrte Katzen nicht mausen. Man forschte in diesem Glauben nach seinen Processen, die er etwa heimlich auf die Seite gebracht haben möchte. Dienstwillige Autoren versorgten auch das Publikum mit Beutherschen Schriften, als:

1) David Beuther's Universal und vollkommener Bericht von der hochberühmten Kunst der Alchymie. Frankfurt a. M., 1631, 4.
2) Zwei rare chymische Traktate, darinnen nicht nur alle Geheimnisse der Probirkunst, sondern auch die Möglichkeit der Verwandlung der geringen Metalle in bessere gar deutlich gezeigt werden, aus einem alten, raren, von 1514 bis 1582 geschriebenen Buche zum ersten Mal in Druck gegeben. Leipzig, 1717, 3.
3) Universal und Partikularia, worin die Verwandlung geringer Metalle in Gold und Silber deutlich gelehrt wird. Hamburg, 1718, 8.

Sebald Schwertzer, ein Deutscher von unbekannter Herkunft, kam nach Michaelis 1584 aus Italien, meldete sich in Dresden bei dem Kurfürsten August, wie Kunkel in seinem Laboratorium, S. 586. f., erzählt, übergab zu seiner Legitimation ein alchemistisches Manuskript, und erbot sich, eine Probe von seiner Kunst abzulegen. Diese fand am 5. Mai 1585 in Gegenwart des Kurfürsten statt, und wurden dabei drei Mark Queckſilber in feines Gold tingirt, wovon der Kurfürst der mit anwesenden Gräfin Hallach acht Loth schenkte. Der Rechenmeister des Schatzes berechnete, daß die Tinktur 1024 Theile Metall verwandelt habe. Schwertzer gab auch ein Partikular an, vermöge dessen täglich zehn Mark rheinisch Gold gemacht werden könnten. Er arbeitete nun mit dem Kurfürsten bis zu dessen Tode, der den 11. Februar 1586 erfolgte. August hinterließ in seinem Schatze siebzehn Millionen Reichsthaler. Kunkel, und mit ihm viele Alchemistenfreunde, betrachten diesen Reichthum als Ergebniß der neun Monate lang fortgesetzten Schwertzerschen Arbeiten.

Kurfürst Christian, August's Nachfolger, setzte das Werk ebenfalls fort bis an seinen Tod, d. h. bis zum 25. September 1591. In dieser Zeit wurden die Arbeitleute bei den Hofbauten nur in rheinischen Goldgülden bezahlt, worüber sie sich beschwerten, weil es an Scheidemünze fehlte. In dem Schatze, welchen Christian hinterließ, wurden mehre Millionen in Gold gefunden, wie Kunkel aus den damals geführten Rechnungbüchern ersehen zu haben versichert.

Christian hinterließ drei unmündige Söhne, für welche der Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg als Administrator die Regirung führte. Kunkel schildert diesen Herrn als einen Trunkenbold und dissoluten Mann. Da Schwertzer sich bei ihm gemeldet und um seine Befehle gebeten, habe er unwillig ausgerufen: „Ich habe jetzt mehr zu thun, als „auf Eure Bärenhäuterei zu denken!“ Damals habe Schwer-

Valentini Schriften, Ausgabe von Peträus, in der Vorrede S. 38.

Auf ſolche Weiſe fand der Kurfürſt in ſeinem Tiegel die Geldbuße, welche ſeine Unterthanen für ihre Leichtgläubigkeit bezahlt hatten, und demnach hatte er ſich weniger als ſie zu beklagen. Als nachher Beuther in ſtrenger Haft gehalten ward, hatte er keine Gelegenheit mehr, Gold für Papier einzutauſchen, und da konnte er ſich nicht anders helfen, als daß er vom Kurfürſten ſelbſt die tauſend Gulden borgte, die er ihm eingeſchmolzen wiedergab.

Man wende nicht ein, daß nur ein Unſinniger ſo verfahren könne. Anfänglich betrog Beuther aus Gewinnſucht; aber ſpäterhin ſetzte er den ſchnöden Gewinn wieder zu, um Friſt zu erhalten und die Gelegenheit zur Flucht abzuſehen. Er war zum Böſewicht nicht ſchlau genug und hatte ſich zu ſehr verſtrickt. So führte die Verzweiflung ihn endlich zum Selbſtmord.

Demungeachtet glaubten doch Viele, daß er nur aus Trotz ſo geendet habe, weil eingeſperrte Katzen nicht mauſen. Man forſchte in dieſem Glauben nach ſeinen Proceſſen, die er etwa heimlich auf die Seite gebracht haben möchte. Dienſtwillige Autoren verſorgten auch das Publikum mit Beutherſchen Schriften, als:

1) David Beuther's Univerſal und vollkommener Bericht von der hochberühmten Kunſt der Alchymie. Frankfurt a. M., 1631, 4.
2) Zwei rare chymiſche Traktate, darinnen nicht nur alle Geheimniſſe der Probirkunſt, ſondern auch die Möglichkeit der Verwandlung der geringen Metalle in beſſere gar deutlich gezeigt werden, aus einem alten, raren, von 1514 bis 1582 geſchriebenen Buche zum erſten Mal in Druck gegeben. Leipzig, 1717, 8.
3) Univerſal und Partikularia, worin die Verwandlung geringer Metalle in Gold und Silber deutlich gelehrt wird. Hamburg, 1718, 8.

eingebracht hat. Der Gesammtbetrag an Bergzehnt, Schlagschatz und Ausbeute von Kuxen wird von demselben Revier in 66 Jahren auf 164466 Tonnen Goldes berechnet, (welches auf Ein Jahr im Durchschnitt 250 Millionen beträgt!). Vergl. S. 269.

3. Wenn Schwertzer's Kunst zu jenem Schatze beigetragen hätte, so würde er nach Christian's Tode von dem Administrator, der anderen Nachrichten zufolge kein übler Mann gewesen, ferner in Ehren gehalten worden seyn; aber die verächtliche Verabschiedung ist kein sonderliches Zeugniß für seine Verdienste.

4. Wäre Schwertzer's Kunst probat gewesen, so würde er von den gleichzeitigen Schriftstellern rühmlich erwähnt worden seyn, da das Goldhaus kein Geheimniß war; aber die Nekrologe von August und Christian berühren die Klage, daß Beide oft Anfechtungen von Betrügern gehabt hätten. Deutlicher sagt Thomas Moresinus in seinem Buche: De metallorum causis, Francofurti, 1593, p. 106.: „Der letztverstorbene Kurfürst von Sachsen und der noch „regirende Herzog in Florenz haben jährlich Tausende auf Al„chemisten verwendet, aber mit welchem Erfolg, das weiß „Jedermann, mit Verlust der Zeit und der Kosten".

Daß Kaiser Rudolph den Schwertzer aufgenommen und angestellt habe, betrachtet Wiegleb nicht als Beweis für dessen Kunst, und darin wird man ihm gern beipflichten; nur irrt er sehr, wenn er S. 290. meint, man habe dem Ueberläufer aus Mitleiden eine Münzmeisterstelle gegeben, da doch bei Kunkel von der Würde eines Berghauptmanns die Rede ist. Letzteres bestätigt Matthesius in seiner Chronik von Joachimsthal, (Leipzig, 1618, 4.,) nach welcher Sebald Schwertzer 1598 als Berghauptmann zu Joachimsthal gestorben ist. Uebrigens bezog er nur den Gehalt sine cura; denn er blieb bei dem Kaiser in Prag. Vergl. v. Murr Literarische Nachrichten, S. 50. 52.

Es ist Wiegleb gelungen, Schwertzer'n, welchen Viele bis dahin für einen wahren Adepten gehalten hatten, in einem sehr zweideutigen Lichte darzustellen; unerklärt bleibt aber dabei, wie es Schwertzer'n möglich geworden sey, sich sechs Jahre lang in Gunst zu erhalten, wenn er nichts leisten konnte. Was schützte ihn so lange vor Beuther's Schicksal? Jedenfalls muß er feinere Kunstgriffe angewendet haben. Worin diese bestanden haben können, darüber gibt uns der ehrliche Kunkel selbst eine Vermuthung an die Hand, indem er gläubig berichtet, August habe nicht allein veredelnde Tinkturen gehabt, sondern „daneben auch „Lapides bereitet, womit man Gold und Sil„ber zurück in Kupfer, Eisen, Zinn und Blei „tingiren und reduciren können", wobei er sich auf einen eigenhändigen Aufsatz des Kurfürsten beruft. Jene Verunedlung muß oft bewirkt worden seyn, weil man so mancherlei Produkte erhalten hat. Da ist dann freilich denkbar, daß der Gehülfe des fürstlichen Alchemisten die unedeln Metalle untergeschoben, das Gold aber gestohlen, und ebendasselbe wiederum bei Veredlungversuchen zum Vorschein gebracht habe. Der alte Glaubensartikel der Alchemisten: Wer Gold zerstören könne, könne es auch machen, hätte dann wol den guten Herrn überredet, daß man auf dem rechten Wege sey und die Spur verfolgen müsse.

Die alchemistische Abhandlung, welche Schwertzer 1584 einreichte, ward nach Kunkel's Zeugniß auf dem Probirsaal zu Dresden aufbewahrt. Späterhin wurde sie nebst einigen anderen Aufsätzen von ihm und mit einem von Tutschky verfaßten Schlüssel im Druck herausgegeben, unter dem Titel: Chrysopoeia Schwertzeriana, d. i. Sebald Schwertzer's Manuscripta von der wahren Bereitung des philosophischen Steines, wie selbige vor diesem mit seiner eigenen Hand entworfen und bei dem kurfürstlich sächsischen Hause in originali verwahrlich aufbehalten worden, nebst dem rechten zu solchen Manuscriptis gehörigen Schlüssel, auch unter-

eingebracht hat. Der Gesammtbetrag an Bergzehnt, Schlagschatz und Ausbeute von Kuxen wird von demselben Revier in 66 Jahren auf 164466 Tonnen Goldes berechnet, (welches auf Ein Jahr im Durchschnitt 250 Millionen beträgt!). Vergl. S. 269.

3. Wenn Schwertzer's Kunst zu jenem Schatze beigetragen hätte, so würde er nach Christian's Tode von dem Administrator, der anderen Nachrichten zufolge kein übler Mann gewesen, ferner in Ehren gehalten worden seyn; aber die verächtliche Verabschiedung ist kein sonderliches Zeugniß für seine Verdienste.

4. Wäre Schwertzer's Kunst probat gewesen, so würde er von den gleichzeitigen Schriftstellern rühmlich erwähnt worden seyn, da das Goldhaus kein Geheimniß war; aber die Nekrologe von August und Christian berühren die Klage, daß Beide oft Anfechtungen von Betrügern gehabt hätten. Deutlicher sagt Thomas Moresinus in seinem Buche: De metallorum causis, Francofurti, 1593, p. 106.: „Der letztverstorbene Kurfürst von Sachsen und der noch „regirende Herzog in Florenz haben jährlich Tausende auf Al„chemisten verwendet, aber mit welchem Erfolg, das weiß „Jedermann, mit Verlust der Zeit und der Kosten".

Daß Kaiser Rudolph den Schwertzer aufgenommen und angestellt habe, betrachtet Wiegleb nicht als Beweis für dessen Kunst, und darin wird man ihm gern beipflichten; nur irrt er sehr, wenn er S. 290. meint, man habe dem Ueberläufer aus Mitleiden eine Münzmeisterstelle gegeben, da doch bei Kunkel von der Würde eines Berghauptmanns die Rede ist. Letzteres bestätigt Matthesius in seiner Chronik von Joachimsthal, (Leipzig, 1618, 4.,) nach welcher Sebald Schwertzer 1598 als Berghauptmann zu Joachimsthal gestorben ist. Uebrigens bezog er nur den Gehalt sine cura; denn er blieb bei dem Kaiser in Prag. Vergl. v. Murr Literarische Nachrichten, S. 50. 52.

Es iſt Wiegleb gelungen, Schwertzer'n, welchen Viele bis dahin für einen wahren Adepten gehalten hatten, in einem ſehr zweideutigen Lichte darzuſtellen; unerklärt bleibt aber dabei, wie es Schwertzer'n möglich geworden ſey, ſich ſechs Jahre lang in Gunſt zu erhalten, wenn er nichts leiſten konnte. Was ſchützte ihn ſo lange vor Beuther's Schickſal? Jedenfalls muß er feinere Kunſtgriffe angewendet haben. Worin dieſe beſtanden haben können, darüber gibt uns der ehrliche Kunkel ſelbſt eine Vermuthung an die Hand, indem er gläubig berichtet, Auguſt habe nicht allein veredelnde Tinkturen gehabt, ſondern „daneben auch „Lapides bereitet, womit man Gold und Sil„ber zurück in Kupfer, Eiſen, Zinn und Blei „tingiren und reduciren können", wobei er ſich auf einen eigenhändigen Aufſatz des Kurfürſten beruft. Jene Verunedlung muß oft bewirkt worden ſeyn, weil man ſo mancherlei Produkte erhalten hat. Da iſt dann freilich denkbar, daß der Gehülfe des fürſtlichen Alchemiſten die unedeln Metalle untergeſchoben, das Gold aber geſtohlen, und ebendaſſelbe wiederum bei Veredlungverſuchen zum Vorſchein gebracht habe. Der alte Glaubensartikel der Alchemiſten: Wer Gold zerſtören könne, könne es auch machen, hätte dann wol den guten Herrn überredet, daß man auf dem rechten Wege ſey und die Spur verfolgen müſſe.

Die alchemiſtiſche Abhandlung, welche Schwertzer 1584 einreichte, ward nach Kunkel's Zeugniß auf dem Probirſaal zu Dresden aufbewahrt. Späterhin wurde ſie nebſt einigen anderen Aufſätzen von ihm und mit einem von Tutſchky verfaßten Schlüſſel im Druck herausgegeben, unter dem Titel: Chrysopoeia Schwertzeriana, d. i. Sebald Schwertzer's Manuſcripta von der wahren Bereitung des philoſophiſchen Steines, wie ſelbige vor dieſem mit ſeiner eigenen Hand entworfen und bei dem kurfürſtlich ſächſiſchen Hauſe in originali verwahrlich aufbehalten worden, nebſt dem rechten zu ſolchen Manuſcriptis gehörigen Schlüſſel, auch unter-

6) Physica Hermetis Trismegisti; abgedruckt im Theatr. chem., T. I. N. 11.
7) Physica Trithemii; abgedruckt im Theatr. chem., T. I. N. 12.
8) Congeries Paracelsicae Chemiae de transmutationibus metallorum; abgedruckt im Theatr. chem., T. I. N. 18.
9) Physica Genesis; abgedruckt im Theatr. chem., T. I. N. 10.
10) In Tabulam smaragdinam Commentarius; abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 18.

Heinrich Kunrath, von Leipzig, Arzt in Dresden, nachher in Magdeburg und Hamburg, wußte den Ruf eines Adepten zu erlangen, und schrieb:

1) Amphitheatrum sapientiae aeternae christiano-caballisticum, divino-magicum, nec non physico-chemicum. Magdeburg, 1598, Fol.; Hanau, 1609, Fol.; Hamburg, 1611, Fol.; Frankfurt, 1613, Fol.
2) De Chao triuno physico Chemicorum catholico, d. i. Vom primaterialischen oder allgemeinen Chaos u. s. w. Magdeburg, 1598, 1606, 1616, 8.; Strasburg, 1599, 1700, 12.
3) Magnesia catholica Philosophorum, oder Höchst nothwendige Anweisung, die verborgene Magnesia des Universalsteins zu erlangen. Magdeburg, 1599, 8.; neue, berichtigte Ausgabe: Leipzig, 1784, 4.
4) De igne Magorum, d. i. Philosophische Erklärung des Feuers der uralten Philosophen. Strasburg, 1608, 8.; neue Ausgabe, mit Joh. Arnd's philosoph. Judicio, Leipzig, 1784, 8.
5) Symbolum physico-chymicum. Hanoviae, 1599, 8.
6) Die Kunst, den Lapidem Philosophorum nach dem Hohen Liede Salomon's zu verfertigen. Die Handschrift liegt in der Jenaischen Universitätsbibliothek.

Theophilus Cäsar gab einen Alchimeyspiegel heraus, welcher eigentlich eine Uebersetzung von Ro-

berti Castrensis Speculum Alchymiae iſt. Die erſte Ausgabe erſchien zu Frankfurt, 1595, 8.; eine zweite zu Darmſtadt, 1613, 8.

Hieronymus Reußner ſchrieb: Epimethei Pandora, oder Stein der Weiſen, mit welchem die alten Philoſophen, auch Theophraſtus Paracelſus, die unvollkommenen Metalle durch Gewalt des Feuers verbeſſert haben. Baſel, 1598, 8.

Elftes Kapitel.

Alchemie des siebzehnten Jahrhundertes.

Erstes Viertel.

Mit diesem Abschnitte nimmt die Geschichte der Alchemie einen festeren, gleichsam männlichen Charakter an. Die alte Geschichte, die der Griechen, Araber und Lateiner, bot in acht Jahrhunderten wenig mehr als eine Idee, viele Bücher und einige Fabeln. Die mittlere liefert in vier Jahrhunderten eine mehrfach abgeänderte Idee, weit mehr Bücher, viel Unsinn und manchen offenbaren Betrug; Manches, was dahingestellt bleiben muß und nicht angefochten werden kann, weil man die näheren Umstände zu wenig kennt; einiges Wahrscheinliche endlich, was aber doch über einen gewissen Grad der Glaubwürdigkeit nicht erhoben werden kann, selbst bei Kelley nicht. Die neue Geschichte, welche mit 1600 beginnt, leistet in zwei Jahrhunderten mehr als beide vorige zusammen. Zwar läßt noch immer die Afterweisheit ihr Gekrächze hören; zwar begegnet das Auge noch auf allen Wegen dem unheimlich einherschleichenden Betruge, und der Thorheit, die sich willig plündern läßt; aber daneben ist dieser kurze Zeitraum reich an höchst merkwürdigen, noch unbestrittenen Thatsachen, welche die Gewißheit näher und näher heranführen, daß es Einzelnen gelungen sey, die alte Aufgabe endlich zu lösen.

Diejenigen, welche zu prüfen vermögen, sind nicht etwa gläubiger geworden. Wol betrachtet die gebildete Welt, ein-

gedenk ſo oft wiederholter Täuſchung, die Vorgänge nun mit einem argwöhniſchen Auge, dem ſchwerlich eine Blöße entgeht. Den Zweifel hat die Probirkunſt gut bewaffnet, und kaum iſt ein Städtchen zu finden, das nicht ſeinen Chemiker hätte, die Nachbarn zu berathen. Die Theoretiker, welche vordem bemüht waren, das wankende Gebäude der Alchemie zu ſtützen, haben ſich von ihr losgeſagt, vereinigen ſich vielmehr zu deren Unterdrückung. Und doch vermögen ſie ſo wenig, daß im Gegentheil die Theorie am Ende ſelbſt in einige Verlegenheit geräth. Der Stein des Anſtoßes, den man wegwerfen, zum wenigſten wegwälzen wollte, liegt unbeweglich und kämpft einen zweiten Ritterkrieg, verſchlingt aber niemand, denn er iſt ſicherer und großmüthiger geworden.

Kein Dichter beſingt die Kunſt, wie früher wol geſchah, zur Säkularfeier; aber ein Herold ruft, wie es zur Fehde ſich gebührt, und fordert den Feind heraus. Er eilt von Ort zu Ort, verkündet laut, das Wunder ſey vollbracht, und zeigt Beweiſe auf in beiden Händen. Des Herolds Ruf thut weniger zur Sache, als ſein Beweis vor vielen Zeugen, die in langem Zuge ihn begleiten, und beſtätigen, was er ſagt. Nicht dasjenige Publikum iſt es, welches den Affen nachläuft, ſondern achtbare, verſtändige Männer ſind es, und Sachkundige, auf deren Wort man unbedenklich bauen kann.

Der Herold war ein Schotte und nannte ſich ſelbſt gewöhnlich den Kosmopoliten; wer aber durchaus einen ordentlichen Namen wiſſen wollte, dem nannte er ſich auch Alexander Setonius Scotus. Daraus hat die plappernde Fama gar mancherlei Namen gemacht; denn man findet ihn bald Sethonius, bald Sitonius, Sidonius, Sutoneus, Suchtonius, oder Suchthenius genannt. Scotus bezeichnet das Vaterland, wie bei Duns, Michael und Hieronymus. Alexander wird wol der rechte Vorname ſeyn; aber Setonius iſt gewiß kein Zuname, ſondern ſcheint den früheren Wohnort zu betreffen, etwa den Flecken Seton oder

Seatown in Mid-Lothian. Das dabei liegende Schloß Seton-house war der Sitz der Grafen von Winton, wie aus Camden's Britannia, (1603,) zu ersehen ist. Ob der Kosmopolit dieser Familie angehöre, würde dort vielleicht zu erforschen seyn. Schade, daß Walter Scott den Landsmann nicht zu kennen scheint! Die Geschichte des Kosmopoliten beschränkt sich, so lange man seine Herkunft nicht weiß, auf die Jahre 1602 bis 1604; aber diese Jahre sind durch sein Wirken für die Geschichte der Alchemie so inhaltreich geworden, daß seine flüchtige Erscheinung Epoche macht.

Zu Enkhuysen am Zuyderse wohnte ein holländischer Schiffer, Namens Jakob Hanssen, nach Andern Haussen, welches aber kein holländischer Name und wol ein Druckfehler ist. Hanssen ward im Sommer 1601 auf der Nordsee von einem Sturm überfallen und übel zugerichtet an die schottische Küste getrieben, wahrscheinlich in den Fyrth of Forth, wo Seatown unweit Edinburgh an der Küste liegt. Der Grundbesitzer der Gegend, wo Hanssen strandete, half mit edler Humanität Schiff und Menschen retten, nahm den Schiffer in sein Landhaus auf, und verschaffte ihm die Mittel, sein Fahrzeug zur Rückkehr auszubessern. Durch Güte, Dankbarkeit und gegenseitiges Gefallen wurden sie Freunde, und versprachen einander beim Abschiede, sich wiederzusehen.

Im nächsten Frühjahr schon kam der Schotte, unser Setonius, nach Enkhuysen, den Gastfreund zu besuchen, und blieb einige Wochen bei ihm. Ihre Herzen schlossen sich noch mehr zu brüderlichem Vertrauen auf, und im traulichen Gespräch entdeckte der Gast dem Schiffer, daß er die Kunst besitze, Metalle zu veredeln. Hanssen war geneigt, daran zu zweifeln; aber Setonius erbot sich, ihn ohne weiteres durch den Augenschein zu überzeugen. Er tingirte ein Stück Blei in Gold, bezeichnete darauf mit einer Nadel Tag und Stunde der Projektion, den 13. März 1602, Nachm. 4 Uhr, und verehrte ihm das Probestück zum Andenken.

Hanſſen vertraute dieſen merkwürdigen Vorfall nachher ſeinem Freunde und Hausarzt Dr. van der Linden zu Enkhuyſen, und ſchenkte ihm einen Theil des Goldes. Der Enkel des Arztes, Johann Antonidas van der Linden, lebte funfzig Jahre ſpäter als Arzt in Amſterdam, kannte die erzählten Umſtände durch Ueberlieferung, bewahrte auch noch das Gold, und zeigte es dem berühmten Morhof, auf deſſen Erzählung dieſer Theil von der Geſchichte des Kosmopoliten beruht. Vergl. D. G. Morhofi De transmutatione metallorum Epistola ad Langelottum, p. 148. sq.

Von Enkhuyſen ging Setonius nach Amſterdam und Rotterdam. An beiden Orten hat er auch Projektion gemacht, wie man aus einer ſpäteren Aeußerung von ihm erfährt; aber es ſind darüber keine näheren Nachrichten vorhanden. Das nächſte Ziel ſeiner Reiſe war Italien, und dahin ging er, wie es ſcheint, von Rotterdam aus zur See. Ob er in Italien irgendwo ſich kund gegeben habe, iſt nicht bekannt geworden. Wir finden ihn erſt im folgenden Jahre auf der Reiſe nach Deutſchland wieder, da er mit Dr. Dienheim zuſammentraf.

Johann Wolfgang Dienheim, Doktor der Rechte und der Medicin, Profeſſor zu Freyburg im Breisgau, ein kundiger Zeuge, welcher überdies gegen die Alchemie ſehr eingenommen war und mit Zweiflers Augen ſah, erzählt darüber Folgendes:

„Im Jahre 1603, als ich mitten im Sommer von „Rom nach Deutſchland zurückkehrte, geſellte ſich unter We„ges zu mir ein ſchon ziemlich betagter, verſtändiger und „ungemein beſcheidener Mann, klein von Wuchs, aber „wohlgenährt, blühender Geſichtfarbe und heiteren Tempe„raments, mit einem kaſtanienbraunen, nach franzöſiſcher „Mode geſtutzten Barte, in einem ſchwarzſeidenen geblüm„ten Kleide, begleitet von einem einzigen Bedienten, der „mit ſeinem rothen Haar und Bart unter Tauſenden heraus-

„zufinden war. Des Mannes Name war, wenn er anders „den rechten gesagt hat, Alexander Setonius. Er war „von Molia, einem Inselreiche des Oceans.“ — Diese Entstellung des Namens Scotia geschah aus Diskretion, wie man aus dem Schlusse errathen kann.

„In Zürich, wo ihm der Pfarrer Eghlin einen Brief „an Dr. Zwinger in Basel mitgab, mietheten wir ein „Schiff und machten die Reise nach Basel zu Wasser. Als „wir zu Basel im goldenen Storch abgetreten waren, hob „mein Gefährte an: „Ihr werdet Euch erinnern, wie Ihr „„auf dieser ganzen Reise, und zumal auf dem Schiffe, die „„Alchemie und die Alchemisten durchgezogen und verun„„glimpft habt, und wie ich versprochen habe, darauf zu „„antworten, nicht mit philosophischen Vernunftschlüssen, „„sondern mit einer philosophischen Thatsache. Die Sonne „„soll nicht untergehen, bis ich mein Wort gehalten. Ich „„erwarte nur noch jemand, den ich nebst Euch zum Zeu„„gen des Schauspiels machen will, damit die Widersacher „„desto weniger an der Wahrheit der Sache zweifeln kön„„nen.““

„Darauf ward ein Mann von Stande herbeigerufen, „den ich nur vom Ansehen kannte und der nicht weit vom „goldenen Storche wohnte. Nachher erfuhr ich, daß es Dr. „Jakob Zwinger war, dessen Geschlecht so viel berühm„te Naturforscher zählt. Wir drei gingen nun zu einem „Goldarbeiter. Dr. Zwinger brachte einige Tafeln Blei mit. „Wir nahmen einen Schmelztiegel vom Goldschmied, und „gemeinen Schwefel, den wir unter Weges kauften. Ale„xander rührte von dem allen nichts an, befahl, Feuer an„zumachen, Blei und Schwefel schichtenweise einzutragen, „den Blasebalg anzulegen, und die Masse durch Umrühren „zu mischen. Unterdessen scherzte er mit uns. Nach einer „Viertelstunde sagte er: „Nun werft dieses Brieflein in das „„fließende Blei, aber hübsch mitten hinein, und nicht da„„neben ins Feuer!““

„In dem Papier war ein schweres, fettiges Pulver. „Es hatte etwas Zitrongelbes in sich; aber man mußte „Luchsaugen haben, um es auf einer Messerspitze wahrzu„nehmen. Wir thaten, wie er geheißen, wiewol wir un„gläubiger waren, als Thomas selbst. Nachdem die Masse „noch eine Viertelstunde gekocht hatte und mit einem glü„henden Eisen umgerührt worden war, mußte der Gold„schmied den Tiegel ausgießen. Aber da hatten wir kein „Blei mehr, sondern das reinste Gold, welches nach des „Goldschmieds Prüfung das ungarische und das arabische „Gold weit übertraf. Es wog ebensoviel, als vorher das „Blei gewogen hatte.“

„Da standen wir nun, sahen einander an, und glaub„ten unsern Augen kaum; er aber lachte uns aus und höhn„te: „Nun geht mir hin mit Euren Schulfüchsereien und „„vernünftelt nach Gefallen! Hier seht Ihr die Wahrheit „„in der That, und die geht über alles, auch über Eure „„Syllogismen.“ Dann ließ er ein Stück von dem Golde „abschneiden und gab es Zwinger'n zum Andenken. Auch „ich erhielt ein Stück, fast vier Dukaten schwer, wel„ches ich zur Erinnerung an das große Schauspiel aufbe„wahre.“

„Was rümpft Ihr nun darüber die Nase, Ihr Miß„günstigen? Hier lebe ich noch, und bin leibhafter Zeuge „dessen, was ich sah. Auch Zwinger lebt noch, und wird „sich nicht weigern, die Wahrheit durch sein Zeugniß zu be„kräftigen, wenn er darum befragt wird. Auch Setonius „und sein Diener leben noch, dieser jetzt in England, und „jener in Deutschland, wie man sagt. Wol könnte ich auch „hinzufügen, wo er zu Hause ist, wenn ich nicht besorgen „müßte, daß dem großen Manne, dem Heiligen, dem Halb„gott! Nachtheil daraus erwachse.“ Vgl. J. W. Dienheim, De universali medicina, Argentorati, 1610, 8., Cap. 24. Diese Abhandlung ist auch deutsch gedruckt in der „Dreifachen chemischen Fackel“, Nürnberg, 1674, 8.

Stückchen feines Gold. Als nachher der Rathsherr Kohllöffel gestorben war, heirathete die Witwe den Rathsschreiber Glaser, welcher späterhin als französischer Kommissar den Frieden zu Münster mit unterhandelte. Glaser zeigte das Kohllöffelsche Gold 1647 in Paris dem Zweibrückschen Arzte Dr. Johann Jakob Heilmann, und erzählte ihm dessen Geschichte, welche dieser im Theatrum chemicum, Tom. VI., (1661,) bekannt machte, woraus sie in Mangeti Bibl. chem. curios., Praefat. T. I., abgedruckt ward.

Auf nochmaligen Bericht befahl Kaiser Rudolph, man solle ihm den Adepten senden. Ungeachtet Güstenhöver nun die Wahrheit aussagte, daß er das Wunderpulver nicht selbst bereitet habe, auch nicht bereiten könne, ward er dennoch transportirt. Er wiederholte seine Aussage vor dem Kaiser, fand aber nicht Glauben, und sollte nun durchaus Gold machen, da er doch kein Pulver mehr hatte. In der Angst entlief er, ward aber wieder zurückgebracht und in den weißen Thurm gesperrt, erhielt auch seine Freiheit nicht wieder, da der sonst menschenfreundliche Monarch in der einmal gefaßten Meinung beharrte, dieser Mann wisse mehr, als er gestehen wolle. Der kaiserliche Kabinetspoet de Delle hat den Vorgang in folgenden Reimen besungen, die man im Fegefeuer der Scheidekunst, und in der Edelgebornen Jungfrau Alchymia abgedruckt findet:

Gossenhauer, von Offenburg genannt,
Dem Keyser Rudolpho wolbekannt,
Daß er in Alchymia erfahren wär,
Ganz fröhlich war der neuen Mähr.
Sprach: „Johann Franke, Du mußt hin,
„Daß wir der Sachen werden inn
„Und erfahren den rechten Grund.
„Darum säume Dich nicht zur Stund.
„Ein Gnadenpfennig mit Demant schön
„Sollt Du ihm verehren thun,

„Und ſagen ihm, daß Wir begehren
„Seine Kunſt gänzlich zu lehren.
„Kan aber daß nit geſchiehn,
„Muß er Unſer Gefangener ſin.“
Er iſt in weißen Thurn gebracht,
Kam aber weg in einer Nacht.
Ward zu Strasburg wieder gefangen.
Der Keyſer trug groß Verlangen,
Bis er wieder nach Prage kam.
Muß im weißen Thurme ſitzen
Und vor großer Angſt ſchwitzen.
Was das End wird weiſen aus,
Erfahren wir aus Keyſers Haus.

Von Strasburg begab ſich Setonius nach Frankfurt am Main. Auch hier hat er Projektion gemacht, wie er nachher in Köln ſelbſt ausſagte; er verbarg ſich aber etwas vorſichtiger, wohnte auch, wie es ſcheint, nicht in Frankfurt, ſondern in dem nahegelegenen Offenbach. Wenn er in Frankfurt war, verkehrte er viel mit dem Kaufmann Koch, welcher am Schnabelsbrunnen wohnte, und gab ſich für einen franzöſiſchen Grafen aus. Wahrſcheinlich fand er in Koch einen gebildeten Mann, der ſeiner Laune zuſagte, weshalb er öfters zu ihm kam, in ſeiner Materialhandlung etwas zu kaufen. Endlich ließ er ihn mit eigner Hand Gold machen, wie ſolches Koch in einem Briefe an Theobald van Hoghelande mit folgenden Worten erzählt:

„In Offenbach hatte ſich einige Jahre ein Alchymiſt „unter dem Namen eines Grafen aufgehalten, welcher ein „und andere Materialien bei mir kaufte, und vor ſeiner Ab„reiſe mir die Transmutation zeigte, oder vielmehr mich ſol„che ſelbſt verrichten ließ, ſo daß er keine Hand anlegte. „Er gab mir ein braunrothes Pülverchen, welches auf mei„ner Goldwage drei Gran wog. Solches that ich auf zwei „Loth Mercurii vivi in einen Tiegel. Hernach füllte ich „den Tiegel mit Pottaſche etwa um die Hälfte an und gab

„ihm Anfangs gelindes Feuer. Nachher füllte ich den Wind-
„ofen mit Kolen bis über den Tiegel an, so daß er vollkom-
„men in starkem Glühfeuer stand, welches etwa eine kleine
„halbe Stunde von Anfang bis zu Ende dauerte. Wie nun
„der Tiegel in starker Glut war, hieß er mich ein kleines
„Stückchen gelbes Wachs hineinwerfen, zur Erhöhung der
„Farbe, welches ich that. Als ich nach einer Weile den
„Tiegel herausnahm und solchen zerschlug, fand sich auf des-
„sen Boden ein Stückchen Gold, welches sechs Quentchen und
„sechs Gran wog. Bei einem Juwelirer ward es in meiner
„Gegenwart fünfmal umgeschmolzen, und dann auf der Ka-
„pelle probirt, da es denn 23 Karat 15 Gran feines Gold
„von besonders hoher Farbe und 6 Gran feines Silber gab.
„Von der einen Hälfte habe ich mir einen Hemdknopf ma-
„chen lassen. Wenn ich nicht alles selbst verrichtet hätte,
„würde ich nicht glauben, daß der Mercurius, als ein flüch-
„tiges Metall, dazu zu gebrauchen sey.“ Diesen Brief hat Th. van Hoghelande in der Vorrede zu seinem Trak-tate: Historiae aliquot Transmutationis metallicae etc., bekannt gemacht. Dieselbe Erzählung liefert auch aus Koch's Munde der Frankfurtsche Arzt Dr. Burggraf, in seinen Novellis Actorum physico-medicorum, Observat. 79. p. 310. Knopf und Gold waren noch lange nachher im Kochschen Hause zu sehen. Vgl. Güldenfalk's Samm-lung von Transmutationsgeschichten, S. 14. 37.

Von Frankfurt ging Setonius nach Köln. An die-sem Orte, scheint es, haben die Manen Albrecht's von Boll-stedt, des Denys Zachaire und Leonhard Thurneysser's ihn mit einander inspirirt; denn er war wie besessen, die Ehre der Alchemie zu verfechten, und das ohne die mindeste Vor-sicht. Er war nicht lange im Gasthause zum heiligen Geist eingekehrt, da mußte sein Diener, Namens William Ha-milton, schon auf den Straßen umhergehen, sich zu er-kundigen, ob jemand in Köln sich mit Destilliren nähre und ob es keinen Alchemisten daselbst gebe. Die Befragten wie-

sen ihn zu einem Destillator, dieser nannte ihm aber den Alchemisten Anton Verdemann. Den besuchte Seton sogleich selbst; und da er ihm zusagte, nahm er noch desselben Tages mit seinem Diener Wohnung in Verdemann's Hause. Er wohnte bei ihm vier Wochen. Verdemann's Nachweisungen führten ihn auch zu anderen Kunstverwandten.

Am 5. August trat ein Fremder in die Apotheke auf der Martisthorgasse und fragte nach Lapis Lazuli. Die vorgezeigt wurden, gefielen ihm nicht. Der Apotheker verspricht, ihm schönere vorzulegen, wenn er des anderen Tages wieder zusprechen wolle. In der Officin waren noch einige Gäste, die Magentropfen negociirten, der alte Apotheker Raimund und ein Ordensgeistlicher. Der Eine bemerkt, es habe schon Jemand aus dem Lasur durch Alchemie Silber machen wollen. Der Andere entgegnet, von Alchemie sey viel Gerede, aber man sehe doch Keinen, der etwas ausrichten könne. Dem geben Alle Beifall, bis auf den Fremden, welcher ganz ernsthaft anhebt, es sey nicht alles Lug, was man davon geschrieben, und es dürfte wol Künstler geben, die noch Größeres verrichten könnten. Darüber lachen nun die Magentröpfler laut auf. Der ihnen unbekannte Käufer scheint beleidigt, bricht kurz ab, geht murrend hinaus, gestikulirt auf dem Wege, kommt zornig nach Hause, klagt dem Verdemann sein Leid, wird von ihm getröstet, auch berathen, und nimmt sich vor, die unartigen Spötter zu beschämen.

Den folgenden Tag geht er wieder in dieselbe Apotheke, behandelt den Lasurstein und fordert dann Vitrum Antimonii. Das dargebotene tadelt er und findet es nicht kunstmäßig bereitet, erbietet sich aber, dem Apotheker eine bessere Bereitung zu zeigen, wenn er Gelegenheit fände, vor dem Blasebalg zu arbeiten. Der Apotheker nimmt das Erbieten an, und schickt ihn mit seinem erwachsenen Sohne, der den gestoßenen rohen Spießglanz trägt, zu dem Goldschmied Hans Löhndorf, welcher nicht weit davon bei der St. Lorenzkirche wohnte. Der Goldschmied schüttet den Spieß-

glanz in einen Tiegel und ſetzt ihn ins Feuer. Unterdeſſen nimmt Setonius ein Papier aus der Taſche, theilt das darin enthaltene Pulver in zwei Theile, und gibt die beſonders in Papier gewickelte Hälfte dem Goldſchmied, damit er ſie auf das bereits fließende Antimonium werfe. Nach einer Weile wird auf ſein Geheiß der Tiegel in einen Inguß ausgegoſſen, und da ſieht der Goldſchmied mit höchſter Verwunderung, daß das Antimonium zu Gold geworden ſey. Des Apothekers Sohn, zwei Geſellen des Goldſchmieds und ein Nachbar ſtehen dabei, und ſehen verblüfft den Fremden an, der nicht zum Tiegel gekommen war.

Löhndorf begreift wol, wen er vor ſich habe, und bittet ihn, die andere Hälfte des Pulvers zu einem zweiten Verſuche zu verwenden. Der Fremde willigt ein und heißt ihn ein gewiſſes Gewicht Blei einſetzen. Der Goldarbeiter beſchließt bei ſich, den Adepten wieder anzuführen, und wirft mit dem Blei ein Stück Zinn in den Tiegel. Weil das Gold vom Zinne brüchig wird und ſich dann nicht treiben läßt, ſo hoffte er es damit zu verderben, um den Künſtler auszulachen. Dieſer ſtellt ſich, als ob er nichts bemerkt habe, läßt den Tiegel einſetzen und gibt die andere Hälfte des Pulvers hin. Der Goldſchmied macht es wie zuvor, gießt den Tiegel aus, und findet abermals Gold; aber es war nicht ſpröde, ſondern es ließ ſich ſchlagen, hämmern und laminiren, wie er wollte. Er glüht es über Kolen aus, löſcht es in Waſſer ab, bringt es wieder unter den Hammer, prüft es mit dem Koloritz, und findet in allen Proben das beſte Gold.

Wenige Tage darauf erfährt Setonius von Verdemann, daß ein Landsmann von ihm zu Köln auf der Katzenbochgaſſe wohne, Meiſter Georg, ein Chirurgus, der ein grimmiger Feind der Alchemiſten ſey. Vielleicht war Verdemann ſelbſt von ihm geſchmäht worden, und freute ſich nun, den Widerſacher aufs Haupt ſchlagen zu können. Sein Rächer läßt ſich zu dem Chirurgen führen, es war am 11. Auguſt 1603, unterhält ſich mit ihm über Gegenſtände

der

der Wundarzneikunſt, und fragt unter anderem, ob er ein gutes Mittel wiſſe, das wilde Fleiſch wegzubeizen. Beiläufig äußert er, daß ihm ſelbſt ein ſolches bekannt ſey, womit man das Fleiſch bis auf den Knochen wegnehmen könne, ohne die Nerven zu verletzen. Georg erſtaunt, und bittet, ihm das Mittel anzuzeigen. Der Fremde fragt, ob er kein Blei im Hauſe habe, fordert auch Schwefel und einen Tiegel. Der Chirurg bringt das Verlangte, und weil er ſelbſt weder Schmelzofen noch Blaſebalg hatte, ſchlägt er vor, zu einem ihm bekannten Goldarbeiter zu gehen, der nicht weit von ihm wohne.

Der Goldarbeiter, Hans von Kempen, wohnhaft am Markt, im goldenen Anker, war nicht zu Hauſe; aber ſein Sohn arbeitete in der Werkſtatt mit vier Geſellen und einem Lehrling. Während der Barbier ſeinen Tiegel mit Blei und Schwefel beſchickt, wie ihm geheißen, läßt ſich der Fremde mit den Geſellen in ein Geſpräch ein, und erbietet ſich, ſie zu lehren, wie ſie altes Eiſen in guten Stahl verwandeln könnten. Der Altgeſell erwiedert, das zu lernen, würde ihm lieb ſeyn. Er bringt eine zerbrochene Zange herbei, und wird angewieſen, ſie ſtückweiſe in einen zweiten Tiegel mit Schwefel einzutragen. Beide, Barbier und Geſell, erhalten ihre Vorſchrift, wie jeder ſeinen Tiegel zum Feuer bringen und zublaſen ſolle.

Indem ſie das verrichten, nimmt Setonius ein Papier aus der Taſche, theilt das darin enthaltene rothe Pulver mit einer Meſſerſpitze in zwei Theile, wickelt jeden beſonders in Papier, läßt in jeden Tiegel einen werfen, befiehlt, mehr Kolen anzulegen und ſtärker zuzublaſen. Nach einer Weile läßt er beide Tiegel ausgießen. Da ruft der Altgeſell: Das Eiſen iſt ja Gold geworden! und der Barbier ſieht mit Erſtaunen ebenfalls Gold ſtatt des Bleies. Erſterer hämmert ſein Metall, glüht es durch, löſcht es ab und laminirt es; aber es iſt und bleibt Gold. Der Lehrling ruft des Goldſchmieds Frau herbei, die im Probiren wol erfahren war. Sie läßt

das Gold noch einmal glühen und hämmern, ſtreicht es auf dem Probirſtein an und prüft es mit dem Koloritz. Das Gold aus beiden Tiegeln iſt völlig gleich und beſteht in allen Proben. Sie bietet auf der Stelle acht kölniſche Thaler für das Loth, um einen Rathkauf zu thun, bei ſo wolfeilem Gewächs. Der Jubel der Geſellen zog indeſſen ſchon die Nachbarſchaft herbei; da meinte der Adept, nun ſey es Zeit, zu gehen, und zog ſich mit dem Barbier zurück.

„Das war alſo das Aetzmittel, das Ihr mich lehren „wolltet?“ hob Meiſter Georg auf der Straße zu ſchmähen an; Setonius aber fiel begütigend ein: „Seyd nicht un„gehalten, Landsmann! Ich hörte von Verdemann', Ihr „wäret ein Alchemiſtenfeind, und da wollte ich Euch gern „zeigen, was an der Sache ſey. Denſelben Spaß habe ich „mir auch in Rotterdam und Amſterdam, in Frankfurt, „Strasburg und Baſel gemacht.“

„Aber, Landsmann,“ warnte Georg, „Ihr thut nicht „wol, daß Ihr Euch damit alſo an den Tag gebt. Wenn „die Fürſten davon hören, werden ſie Euch nachſpüren laſſen und Euch gefangen nehmen, um das große Geheim„niß zu erhaſchen!“

„Ei was!“, meinte der Adept, „jetzt bin ich in einer „freien Stadt. Geſchähe es, daß ein Fürſt mich feſtnehmen „ließe, ſo wollte ich lieber tauſendmal ſterben, als mein Ge„heimniß offenbaren. Will Einer gern eine Probe ſehen, „ſo werde ich es ihm nicht verſagen; und wenn man es auch „in Maſſen bewähren wollte, ſo würde ſichs wol auf ein „fünfzig- bis ſechzigtauſend Dukaten einrichten laſſen.“

Meiſter Georg war ſeitdem ganz umgekehrt. Zur Verwunderung ſeiner Bekannten pries er nun die Macht der Naturkräfte, erhob er die Kunſt der Alchemie, und bekannte, daß er früher im Irrthum geweſen ſey. Die Bewohner von Köln waren in ihren Meinungen getheilt. Die nicht mit zugeſehen, ſpotteten ihn aus, daß er ſich von dem Landsmann habe betrügen laſſen. Andere hegten Argwohn, Meiſter

Georg ſey der Betrogene nicht, zeuge aber für das Gold, welches er empfangen habe. Doch war er in der Stadt als ein ſtarr rechtlicher Mann bekannt, ſo was man damals „biderb“ nannte, und gegen die Anſchuldigung, daß er ſich habe täuſchen laſſen, verwahrte er ſich ſtandhaft. Er berief ſich auf ſeine Mitzeugen in der Goldſchmiede, wo man noch einige Körner Gold in den Tiegeln gefunden hatte und Jedem vorzeigte. Er und der Geſell bezeugten, daß kein Betrug möglich geweſen ſey, weil ſie ihr Blei und Eiſen ſelbſt jeder in ſeinen Tiegel eingeſetzt und ganz allein behandelt hätten, der Adept aber gar nicht dazugekommen ſey. Er glaube, ſo ſchloß der Meiſter jeden Streit darüber, ſeinen geſunden Augen mehr als allem Geſchwätz.

Bei dieſen Verſuchen hatte man 11¾ Loth Gold erhalten, und dazu war nicht mehr als höchſtens Ein Gran Tinktur gebraucht worden. Verdemann berechnete daraus, daß dieſe Tinktur 2820 Theile unedeln Metalles veredelt habe. Setonius bemerkte dabei, die Rechnung ſey wol richtig, aber nicht der Schluß. Wenn er die Proben recht angeſtellt hätte, müßte er zwanzig Loth Gold erhalten haben, weil ſeine Tinktur fünftauſend Theile Metall veredle.

Verdemann fragte, warum er den Metallen Schwefel zuſchlage, und warum er nicht lieber Queckſilber zur Veredlung nehme. Darauf antwortete Setonius, er wolle nur den Laien die Möglichkeit zeigen, daß auch die unedelſten Metalle veredelt werden könnten; aber die wahren Vortheile der Arbeit brauchten ſie nicht zu wiſſen.

Im Vertrauen geſtand er ſeinem Wirthe noch, daß er ſeit drei Jahren mehr Gold ausgegeben und zum Theil verſchenkt habe, als er ſammt ſeinem Diener ſchwer ſey. Daraus darf wol geſchloſſen werden, daß er die Meiſterſchaft vor 1600 nicht erlangt habe.

Alle dieſe Nachrichten ſammelte der weiter unten aufgeführte Theobald van Hoghelande, welcher ſich damals in Köln aufhielt. Er vereinigte ſie in einem Briefe an

ſeinen Bruder Ewald, und dieſer machte ſie dann bekannt in ſeinen Historiae aliquot Transmutationis metallicae, pro defensione Alchymiae contra hostium rabiem, Coloniae, 1604, 8., f. 25.

Von Köln ging Setonius nach Hamburg. Auch da ſoll er merkwürdige Projektionen gemacht haben, von welchen nach Morhof's Citat, (Epistola de metallorum transmutatione, pag. 151.,) in Lavateri Libro de Censu, welches ich mir, leider! nicht verſchaffen konnte, Nachricht zu finden ſeyn wird.

In dieſe Zeit fällt eine Begebenheit, welche ſich in Helmſtädt zutrug und mit großem Wahrſchein unſerm Setonius zugeſchrieben werden kann.

Cornelius Martini, Profeſſor der Philoſophie zu Helmſtädt, welcher 1621 geſtorben iſt, pflegte in ſeinen Vorleſungen gegen die Alchemiſten zu Felde zu ziehen, weil das eben ein vielbeſprochener Gegenſtand philoſophiſcher Spekulation war. Als er einſt vom Katheder herab die Unmöglichkeit der Metallverwandlung in allen Beweisformen dargethan hatte, trat ein fremder Edelmann hervor, welcher pro hospite zugehört hatte, und bat um Erlaubniß, aus Gründen der Erfahrung zu opponiren. Er verlangte ein Kolenbecken, einen Schmelztiegel, und ein Stück Blei, tingirte es auf der Stelle in Gold, und reichte dieſes dem Profeſſor mit den Worten: Solve mihi hunc Syllogismum! Widerlege mir dieſen Beweis!

Dieſen Vorfall erzählt Zwelffer in der ſeiner Pharmacopoea Regia, (Wien, 1652, 4.,) angehängten Mantissa spagirica, pag. 329., mit dem Beifügen, daß der Edelmann den Profeſſor zuvor geſprochen, und ihn zu einer Disputation aufgefordert, ſich aber zum Opponenten angeboten habe, welches die Sache noch glaublicher macht. Zwelffer berichtet auch, daß Martini ſeit jenem Tage ſeine Meinung ganz geändert und die zuvor angefochtene Alchemie nun anerkannt habe. Freilich ſagt Martini in der zweiten

Ausgabe seiner Logik, Kap. 8.: „Ich will von der Wahr-
„heit dieser Kunst nichts sagen; denn ich verlange sie nicht
„zu behaupten, und doch kann ich das Zeugniß so vieler vor-
„trefflichen Männer nicht verwerfen, welche heilig versichern,
„daß sie die Verwandlung eines Metalles in das andere mit
„ihren Augen gesehen, mit ihren Händen begriffen, sogar
„selbst verrichtet haben. Hier wäre das Leugnen Thor-
„heit, und keine Sache für einen Schüler der Weltweis-
„heit.“

Diese Stelle hat allerdings das Ansehen wie der Rück-
zug eines Belagerers mit klingendem Spiel. Wenn der Ver-
fasser die eigne Erfahrung nicht eingesteht, so ist das eben
kein Grund, sie zu bezweifeln, da der Amtzweck gewisser-
maßen fordert, daß der akademische Docent auf seinem Ka-
theder unüberwindlich erscheine. Die Art und Weise der
Ueberführung ist ganz im Geiste des Schotten, der nur darum
reisete, um die Antagonisten der Alchemie zu demüthigen.
Auch die Worte des Opponenten erinnern an das, was Se-
ton zu Dienheim und Zwinger sagte. Da Seton von Ham-
burg nach München ging, so lag ihm Helmstädt nicht außer
dem Wege. Es ist leicht möglich, daß er von Martini's
Eifern gehört habe, und dadurch bestimmt worden sey, ihn
heimzusuchen, herauszufordern, mit seinem Experiment zu
überraschen, und ein volles Auditorium zum Zeugen seines
Sieges zu machen.

Daß Setonius in München gewesen sey, darin stim-
men alle Nachrichten überein; aber keine spricht davon, daß er
sich dort als Adept kundgegeben habe. Vielleicht wirkte Mei-
ster Georg's Warnung nach, und noch wahrscheinlicher hat
Eros, der manches Gemüth verwandelt, ihn bewogen, sich
gegen seine Gewohnheit still zu verhalten, auch eben so ge-
räuschlos die Stadt zu verlassen. Er verliebte sich nämlich
daselbst in eine schöne Bürgertochter, und entführte sie den
Ihrigen. Die besiegte Siegerin wird nicht genannt, wol
aber kommt in der Folge der Baier Adam Rockosch als

ihr naher Verwandter vor. Unter solchen Umständen darf man sich nicht verwundern, wenn der Kosmopolit in Baiern verschwindet und erst in Sachsen wieder znm Vorschein kommt. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 219.

Im Herbst desselben Jahres, 1603, finden wir ihn zu Crossen auf dem kurfürstlichen Schlosse, wo damals der sächsische Hof weilte. Der angehende Ehemann ist so beschäftigt, daß er selbst nicht Zeit hat, den Zweck seines Kreuzzuges, die Bekehrung der Ungläubigen, zu verfolgen. Er hat seinem Begleiter, dem William Hamilton, Tinktur gegeben, mit welcher dieser in Gegenwart des Kurfürsten und mehrer fürstlichen Gäste vortreffliches Gold aus Blei macht, welches Schmelzfeuer und alle Proben aushält. Vergl. Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 49.

Nach diesem Probestücke trennte sich Hamilton von seinem Herrn, oder Freunde; denn in welchem Verhältniß eigentlich Beide standen, ist nie recht klar geworden. Er ging über Holland nach England zurück, kommt aber in der Geschichte nicht weiter vor, wenigstens nicht unter demselben Namen. So ist auch ungewiß, ob Seton's sorglose Offenheit den Gefährten schlimme Folgen besorgen ließ, oder ob diese schon eingetreten waren und ihn zur Flucht nöthigten. Für Letzteres spricht das Folgende. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 219.

Christian der Zweite, Kurfürst von Sachsen, hatte 1601 das achtzehnte Jahr und die Regirung angetreten. Die unlöbliche Gemüthsart dieses jungen Despoten bezeugen manche seiner Handlungen. Des Vaters Glaube an die Alchemie war ihm bis dahin lächerlich erschienen, und er war nichts weniger als Alchemist; allein der zu Crossen geführte Beweis hatte seine ganze Habsucht aufgeregt, und so benahm er sich denn wie ein Nero verjüngten Maßstabes. Der arglose Adept, welcher sich Dresden gedacht haben moch-

te, wie es unter Auguſt und Chriſtian I. war, hätte keinen gefährlicheren Ort zum Aufenthalte wählen können.

Anfänglich ward er vom Kurfürſten ausgezeichnet, der ihm ſchmeichelnd ſein Geheimniß entlocken wollte. Als er aber darauf nicht einging, ward er verhaftet. Nachdem man ſich ſeiner Perſon verſichert hatte, ging man von Verſprechungen zu Drohungen über, und machte dieſe bald wahr. Der Unglückliche ward der Folter übergeben. Man reckte ſeine Glieder mit Schrauben und brannte ſie mit glühenden Eiſen; aber er ertrug die Schmerzen ſtandhaft, ohne irgend etwas zu geſtehen. Man ließ ihm Zeit zur Heilung, dann ward er nochmals gefoltert, und das wiederum ohne Erfolg, wiewol ſein Körper an mehren Stellen zerriſſen ward.

Als man ſich überzeugt hielt, daß eine nochmalige Tortur ihn tödten, aber nicht zum Geſtändniß bringen würde, hörte man auf, ihn zu martern. Man hoffte, daß langwierige Gefangenſchaft ihn noch willig machen werde. Ein ungeſundes und ekelhaftes Thurmgefängniß ward nun ſeine Wohnung. Vierzig Mann von der Leibwache wurden befehligt, ſein Gefängniß abwechſelnd zu bewachen. Seine Gattin, die noch in einem Gaſthauſe wohnte, ward nicht zu ihm gelaſſen, auch ſonſt niemand. Dieſe empörende Behandlung hat er, wie ſich berechnen läßt, an drei Monate dulden müſſen.

Eben damals hielt ſich Michael Sendivogius, ein polniſcher Edelmann, in Dresden auf. Er bewarb ſich um das Vertrauen des Kurfürſten, und wirkte von ihm die Erlaubniß aus, den Gefangenen zu beſuchen, indem er ſich erbot, ihn auszuholen. Sobald er ihn ohne Zeugen ſprechen konnte, rückte er mit ſeiner eigentlichen Abſicht heraus, und warf die Frage hin, was er ihm geben würde, wenn er ihn befreiete. Soviel, erwiederte Setonius, daß er auf Lebenszeit mit den Seinigen genug haben ſolle. Damit zufrieden, reiſete Sendivog nach Krakau, wo er ein Haus hatte, verkaufte daſſelbe, und kehrte mit dem Gelde nach

Dresden zurück. Kraft seiner Vollmacht war er nun täglich im Gefängniß, bewirthete die Wache freigebig, und gewann ihr Vertrauen mehr und mehr.

Eines Abends trank er den Soldaten so reichlich zu, daß sie endlich alle berauscht waren. Dann setzte er den Gefangenen, der seine verrenkten Glieder nicht gebrauchen konnte, auf einen bereit gehaltenen Wagen, und entführte ihn aus der Haft, zunächst nach seiner Wohnung. Hier unterrichtete Seton seine Gattin, wo er die Tinktur verborgen hätte. Nach deren Herbeischaffung verließen sie Dresden, fuhren Tag und Nacht, erreichten die Gränze unangehalten, und gingen nach Krakau. Aber die Befreiung kam zu spät. Die grausame Behandlung hatte Seton's Körper so sehr zerrüttet, daß auch die Panacee, wie er selbst fühlte, ihm nicht wieder aufhelfen konnte. Nachdem er seine Tinktur unter seine Gefährten getheilt hatte, starb er in Krakau im Januar 1604.

Diese Begebenheiten erzählt Desnoyers, Sekretär der Königin von Polen, Marie Gonzaga, nach der Aussage mehrer Zeugen in einem Briefe, den er 1651 nach Paris schrieb. Der Brief ist abgedruckt im Trésor de Recherches et Antiquités Gauloises et Françoises par Pierre Borel, pag. 479. s., daraus in Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, Tom. I. pag. 334 — 349.

Die Geschichte Seton's gehört in jeder Hinsicht zu den merkwürdigsten Beweisen für die Wahrheit der Alchemie, und sie wird durch die Sendivog's bald noch mehr unterstützt werden. Sie gewährt alles, was man von historischen Beweisen verlangen kann. Ihre Beweiskraft würde sogar dann noch vollständig seyn, wenn man, überstreng, die Thatsachen von Güstenhöver, Koch und Martini, als nur vermuthungweise herangezogen, aussondern wollte. Dienheim und Zwinger sind vollkommen sachkundige Augenzeugen, und was v. Hogheland den Augenzeugen in Köln abhörte, ist

allein ſchon hinreichend, Jeden zu überzeugen, der ſich überzeugen laſſen will, daß Seton in der That Adept war, und eine Tinktur von wunderbarer Kraft beſaß, welche Antimon, Blei, Zinn und Eiſen in Gold zu verwandeln vermochte. An Taſchenſpielerkünſte iſt bei den erzählten Umſtänden nicht zu denken, auch nicht an chemiſchen Betrug, noch weniger an eigennützige Zwecke. Von Keinem wollte er etwas, und überall blickt als Triebfeder ſeines Thuns nur Rechthaberei hervor, die den Märtyrer ſeiner eignen Thorheit endlich dem Tyrannen überlieferte.

Dieſen Setonius behandelt Wiegleb in ſeiner Hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung der Alchemie als unbedeutend, und fertigt ihn S. 301. mit zwei Zeilen ab. Die Materialien lagen damals (1777) ſo vollſtändig als jetzt zur Benutzung vor. Sein Verfahren beweiſet demnach, daß er nicht immer Wahrheit ſuchte, ſondern mehr die vorgefaßte Meinung durchzuſetzen bemüht war.

Setonius hinterließ eine einzige alchemiſtiſche Abhandlung in lateiniſcher Handſchrift, unter dem Titel: Cosmopolitae Novum Lumen chymicum. Sie handelt den Stein der Weiſen in zwölf Kapiteln ab, wobei die zwölf Thore Ripley's dem Verfaſſer vorgeſchwebt haben mögen. Daß von dieſer Schrift kein Aufſchluß über das Geheimniß zu erwarten ſey, ſetzen die oben angeführten mündlichen Aeußerungen des Verfaſſers außer Zweifel. Der in der Hitze des Disputirens und unter Qualen nichts verrieth, wird ſich am Schreibpult gewiß noch beſſer vorgeſehen haben.

Die Abhandlung wurde nach ſeinem Tode von Sendivogius herausgegeben. Die erſte Ausgabe erſchien zu Prag, 1604, 8.; eine zweite, beſorgt von Ruland, zu Frankfurt a. M., 1606, 8.; eine dritte zu Paris, 1606, 8.; eine vierte zu Köln, 1610, 8.; eine fünfte ebenda, 1617, 12. Lateiniſch abgedruckt ward ſie im Theatrum chemicum, T. IV. N. 112.; in Albinei Bibliotheca chemica, N. 2.; und in Mangeti Bibl. chem. curiosa, T. II.

N. 100. Französische Uebersetzungen erschienen zu Paris, 1609, 8.; 1618, 8.; 1629, 8.; und 1691, 12. Eine deutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel: Chymisches Kleinod, zu Strasburg, 1681, 8.; eine andere zu Frankfurt und Leipzig, 1682, 8. Johann Oertel (Orthelius) schrieb einen lateinischen Kommentar dazu, welcher im Theatrum chemicum, T. VI. N. 182., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 104., abgedruckt ist.

Wo der Wahrheit ein Tempel erbaut wird, setzt sicherlich auch die Lüge für sich ein Kapellchen daneben. Seton's Beweise mußten dazu dienen, ein Possenspiel auszuschmücken, welches eben damals ein muthwilliger Student aufführte, damit ja die Welt nicht belehrt werde, sondern eines mit dem andern verwerfe. Das Possenspiel war die Gesellschaft der Gold- und Rosenkreuzer. Johann Valentin Andreä, ein würtembergischer junger Theolog, lernte auf einer Studienreise das Treiben der Alchemisten, Panaceisten und Theosophen kennen. Vom Autorkitzel angeregt, schrieb er in deren Sinn und Sprache die Chymische Hochzeit des Christian Rosenkreuz, wie auch die Fama Fraternitatis Roseae Crucis, oder Confession der Fraternität des Ordens vom Rosenkreuze, welche anfänglich in Handschriften umliefen, seit 1613 aber, wiewol anonym, durch den Druck noch bekannter gemacht wurden.

Ein Deutscher, Namens Rosenkreuz, so berichtet der Ordensstifter, bereisete 1378 den Orient und ward dort in die Mysterien der Weisen eingeweiht. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland vertraute er diese Geheimnisse nur Wenigen. Die schriftliche Enthüllung derselben fand man erst 1604 in seinem Grabe, und seitdem wurden die wichtigsten Kenntnisse, namentlich von Bereitung des Steines der Weisen und von Verlängerung des menschlichen Lebens auf mehre Jahrhunderte, nur den Würdigsten unter dem Siegel der

Verſchwiegenheit mitgetheilt, — und das waren die erlauchten Roſenkreuzer.

Dieſe dreiſt und plauſibel vorgetragene Fabel täuſchte Viele, die dann eifrig nachfragten, wo die erhabene Verbrüderung zu finden ſey, damit man ſich hinſichtlich der Würdigkeit ausweiſen und an ihrer Weisheit Theil nehmen könne. Andere waren minder leichtgläubig, fanden aber die ſchnell verbreitete Legende dienlich zu ihren Zwecken, genehmigten ſie mit wichtiger Miene, und verhalfen gefällig den Wißbegierigen zur näheren Verbindung mit den unbekannten Oberen. Gar bald war ſomit die Brüderſchaft wirklich vorhanden, wie der Anonymus die Idee hingeworfen hatte, und übertraf dieſe noch an hol tönendem Schwall.

Das Roſenkreuz ward von Emiſſarien in Deutſchland, Frankreich, Holland und England gepredigt. Man ſtiftete mehr und mehr neue Zirkel, und dieſe wurden Sammelplätze für alle Liebhaber des Myſtiſchen. Den allermeiſten Adſpiranten war vornehmlich am Steine der Weiſen gelegen. Es ward dafür geſorgt, ſie zu beſchäftigen, und man verſprach ihnen denſelben. Sie mußten ihn aber ſelbſt ſuchen, und ihren Oberen getreulich anzeigen, was ſie arbeiteten, damit man brüderlich theilen könne, wenn etwa Einer das goldene Geheimniß zufällig erfinden ſollte. Dadurch bildete ſich eine weitverbreitete alchemiſtiſche Korreſpondenz, die wol beiläufig nützliche Kenntniſſe verbreiten half, wenn auch das ganze Syſtem der Verbindung auf Wahn gebaut war, durch Täuſchungen erhalten ward und in die ſchnödeſten Mißbräuche ausartete. Vergl. Teutſcher Merkur, 1782, März, S. 228. f. Semler's Unparteiiſche Sammlungen zur Hiſtorie der Roſenkreuzer, Leipzig, 1786, 1787, 8. Meine Allotrien zur Unterhaltung u. ſ. w., S. 304. f.

So wenig in Wahrheit die Roſenkreuzerei mit der Alchemie zu ſchaffen hatte, waren doch beide in der Meinung der Zeitgenoſſen eng verbunden, weshalb freilich erſtere tief in die Geſchichte der letzteren eingreift. Die Prätenſioner

der Rosenkreuzer veranlaßten heftige Reibungen, theils zwischen ihnen und den Antalchemisten, welche nun die Alchemie als Rosenkreuzerei lächerlich zu machen wußten, theils unter den Alchemisten selbst, von welchen einige für, und andere gegen das Rosenkreuz Partei nahmen. Letztere warnten vor Betrug, nannten den Orden eine „Nebelkappe“ und einen „Mummenschanz“, dagegen erstere die „hocherleuchtete, „glorwürdige und fromme Societät“ nicht genug rühmen konnten. Das alles gab einen Wirrwarr und Tumult, aus welchem sich die Meisten nicht finden konnten, bis man endlich gerathen fand, alles Für und Wider wie ein Schachspiel zusammenzuwerfen und nichts zu glauben. Die Rosenkreuzer bleiben hier, als solche, mit Recht beseitigt, um nur die eigentlichen Alchemisten, und zwar die wichtigeren beider Fahnen, auszuheben.

Andreas Libau, gewöhnlich Libavius genannt, gebürtig von Halle in Sachsen, Arzt zu Rotenburg an der Tauber, gestorben zu Koburg 1616, ein Schüler Brunner's und ausgezeichneter Chemiker, war nicht der Meinung, daß die Chemie mit der Alchemie in Widerstreit sey, und redete der letzteren das Wort mit Nachdruck gegen Erastus, Guibert, Riolan und die Fakultät der Aerzte zu Paris in folgenden Schriften:

1) Alchymia. Francofurti, 1595, Fol.; 1597, 4.
2) Commentationum metallicarum Libri IV. Francofurti, 1597, 4.
3) Examen censurae scholae Parisiensis contra Alchymiam. Francofurti, 1601, 1604, 4.
4) Defensio et declaratio Alchymiae transmutatoriae, Nicolao Guiberto opposita. Ursellis, 1604, 8.
5) Praxis Alchymiae, addito Tractatu de arte hermetica. Francofurti, 1605, 1607, 8.
6) Commentariorum Alchymiae Pars I. Praemissa est defensio Alchymiae et refutatio objectionum ex Censura scholae Parisiensis. Francofurti, 1606, Fol.

7) Alchymia triumphans, iniqua collegii Galenici spurii censura, et Riolani Maniographia funditus eversa. Francofurti, 1607, 8.
8) Characteres, et de Lapide conficiendo. Francofurti, 1607, 8.
9) Syntagma selectorum Alchymiae arcanorum. Francofurti, 1611, Fol.; neue Ausgabe: 1660, Fol.
10) Defensio altera Alchymiae transmutatoriae. Francofurti, 1615, 8.

Benedikt Töpfer, bekannter unter dem latiniſirten Namen Benedictus Figulus, gebürtig von Utenhofen in Franken, hat ſich als ein fruchtbarer Schriftſteller unter den Liebhabern der Alchemie einen gewiſſen Ruf erworben, welche durch ſeine launige Schreibart gewonnen wurden. Er fand um ſo mehr ſein Publikum, da er deutſch ſchrieb und Vielen das Leſen der Lateiner ſchon beſchwerlich zu werden anfing. Die Laune dieſes Schriftſtellers artet zuweilen in Töpferwitz aus. So wird z. B. in ſeinem Rosarium, S. 30., gelehrt, wie man Gold aus Juden machen könne. Er verſichert, daß 24 Juden 1 Loth Gold geben, berechnet auch, daß bei täglicher Wiederholung des Proceſſes jährlich aus hundert Juden, nach Abzug der Feſttage, 1248 Loth Gold zu machen ſind. Er ſchrieb:

1) Paradisus aureolus hermeticus, in cujus perlustratione ostenditur, quomodo aureola Hesperidum poma ab arbore benedicta philosophica sint decerpenda. Francofurti, 1600, 1608, 4.
2) Pandora magnalium naturalium aurea et benedicta, de benedicto Lapidis philosophici mysterio. Argentorati, 1600, 8.
3) Thesaurinella olympica aurea tripartita, d. i. Himmliſch güldenes Schatzkämmerlein, von vielen auserleſenen Kleinodien zugerichtet, darinnen der uralte und große Carfunkelſtein und Tinkturſchatz verborgen. Frankfurt, 1608, 4. Eine neue Ausgabe erſchien ebenda, 1682, 8.

4) Hortulus olympicus aureolus, d. i. Himmliſch güldenes hermetiſches Luſtgärtlein, von alten und neuen philosophis gepflanzt, darinn zu finden, wie die coeleſtiviſche, Edle, Hochgebenedeyte Schwelroß und Scharlachbaum des Carfunkelſteins zu brechen ſey. Frankfurt, 1608, 4.

5) Rosarium novum olympicum et benedictum, d. i. Neuer gebenedeyter und philoſophiſcher Roſengarten, darin vom allerweiſeſten König Salomon gewieſen wird, wie der gebenedeyte güldne Zweig und Tinkturſchatz vom unverwelklichen orientaliſchen Baum der Hesperidum vermittelſt göttlicher Gnaden abzubrechen und zu erlangen ſey. Baſel, 1608, 4.

6) Auriga benedictus spagyricus. Norimb., 1609, 12.

Joachim Tank, gebürtig von Perleberg in der Mark, Profeſſor der Medicin zu Leipzig, beſorgte eine Ausgabe der Schriften des Grafen Bernhard, wie auch der Clavis philosophorum des Paul Eck von Sulzbach, und ſchrieb außerdem:

1) Succincta artis chemicae instructio, oder Bericht von der rechten und wahren Alchemey. Leipzig, 1605, 8.

2) Promtuarium Alchemiae; zwei Theile. Leipzig, 1610, 1612, 1614, 1619, 8.

Oswald Croll, gebürtig aus Heſſen, fürſtlich-Anhaltſcher Leibarzt, betrieb die Alchemie in Nebenſtunden eifrig, wie ſeine Briefe zeigen, welche in v. Murr's Literariſchen Nachrichten, S. 49. f., abgedruckt ſind. Seine Basilica chymica handelt von chemiſchen Arzneimitteln, nicht von Alchemie.

Heinrich Roll, Arzt zu Steinfurt, ſchrieb:

1) Sanctuarium Naturae. Frankfurt, 1613, 1619, 8.

2) Theoria philosophiae hermeticae. Hanau, 1617, 8.

3) Philoſophiſche Alchymie. Frankfurt, 1619, 8.

Johann Brückner, genannt Pontanus, Profeſſor der Medicin zu Königsberg, ſuchte zugleich den Stein der Weiſen, arbeitete nach dem Artephius, und will nach deſſen

Anweiſung, wiewol nach mehr als zweihundert Fehlverſuchen, die Meiſterſchaft erlangt haben. Er ſchrieb eine Epistola de Lapide Philosophorum, welche zu Frankfurt, 1614, 8., herauskam, und im Theatrum chemicum, T. III. N. 83., abgedruckt iſt.

Johann Graßhof, welcher ſich unter ſeinen Briefen verſchiedentlich Grassaeus, Chortolassaeus und Condesyanus nannte, war Syndikus zu Stralſund. Er gehört zu den geleſenſten Schriftſtellern dieſer Zeit. Wiewol er eigentlich nur die Lehren des Baſilius in ein gewiſſes Syſtem brachte und in einem neuen Gewande vortrug, erwarb ihm doch ſeine muntere Schreibart Vertrauen, bei Vielen ſogar den Ruf eines Adepten. Manche waren geneigt, ihm zuzuſchreiben, was Seton geleiſtet hatte, deſſen Schickſal damals nicht bekannt ward, wie denn auch Graßhof's Name erſt ſpäter genannt wird. Er ſchrieb mehre alchemiſtiſche Abhandlungen, als: De naturae mysteriis, Consensus Philosophorum, Lilium inter spinas, Praxis hermetica, Figura cabalistica, und Physica naturalis, welche zuſammen im Theatrum chemicum, Tom. VI. N. 174 — 179., abgedruckt ſind.

Aber am meiſten gefiel ſein deutſch geſchriebener „Kleiner Bauer", welcher zuerſt in Strasburg, 1618, 8., gedruckt ward. Dazu kam noch ein „Großer Bauer". Beide zuſammen wurden mit Walch's von Schorndorf Kommentar und anderen Zugaben mehrmals neu herausgegeben, als: zu Frankfurt, 1623, 8.; zu Strasburg, 1658, 8.; zu Breslau, 1658, 8.; zu Leipzig, 1658, 8.; zu Hamburg und Stockholm, 1687, 8.; zu Hamburg und Halle, (unter dem Titel: Aperta arca arcani artificiosissimi, oder Des großen und kleinen Bauers offenſtehender Kaſten,) 1705, 8.; und zu Strasburg, 1731, 8.

Der Hauptinhalt iſt eine Fabel, welche das Geheimniß vom Stein der Weiſen allegoriſch andeuten ſoll. Der ſuchende Jünger des Hermes geht auf einen Berg, trifft da

einen kleinen Mann in Bauerntracht, der aber kein gewöhnlicher Bauer seyn mag, sondern dem betrübten Laboranten mit gutem Rath auf den rechten Weg hilft. Er zeigt ihm das Magisterium unter dem Bilde einer weißen und einer rothen Blume, die auf Einem Stängel blühen, und hebt einen Stein vom Boden auf, das war die rohe Materia. Die Kleidung des Bauers hat auch ihre Bedeutung. Er trägt einen grauen Rock, eine schwarze Hutbinde, ein weißes Feldzeichen, eine gelbe Leibbinde, und blutrothe Stiefeln, womit die stufenweise Farbenveränderung der Tinktur angezeigt wird.

Der Alchemist geht nach Hause, denkt über die Erscheinung nach, und findet endlich das gesuchte Ziel. Anfänglich gebraucht er starkes Feuer. Da beschweren sich die Schmiede, daß er ihnen die Kolen theuer mache. Dann geht er auf Reisen und lernt es besser. Nach seiner Rückkehr führt man keine Klage; denn er bedarf der Kolen nicht mehr. — Den Liebhabern der Alchemie machten diese Späße viel Vergnügen, und sie bemühten sich wacker, seine Gleichnisse gehörig auszulegen.

Ambrosius Siebmacher, ein Alchemist, welcher in Nürnberg und später in Augsburg privatisirte, schrieb, ohne seinen Namen zu nennen, das bei den Zunftverwandten hochgeachtete Buch: Wasserstein der Weisen, darin der Weg gezeigt wird, zu dem Geheimniß der Universaltinktur zu kommen, Frankfurt, 1619, 8. Eine neue Ausgabe erschien ebenda, 1760, 8.

Johann Clajus, Pfarrer zu Bandeleben, schrieb eine Satyre auf die Alchemisten, unter dem Titel: Alkumistica, oder Wahre Kunst, aus Kuhmist durch seine Operation und Proceß gut Gold zu machen, Mühlhausen, 1616, 8.

Johann Schaubert übersetzte des Pantheus Bericht von dem Fundament der hohen Kunst Vorarchadumia, wider die falschen und untreuen Alchemisten, Magdeburg, 1608, 8.

Jo-

Johannes Rhenanus, der entweder Rheinländer hieß, oder nur die Rheinlande als sein Vaterland zu erkennen gab, schrieb:

1) Solis e puteo emergentis, sive Disputationis chymico-technicae Libri III. Darin wird die Materia des Steins der Weisen, seine Auflösung und Bearbeitung abgehandelt. In der Vorrede wird die Wahrheit der Alchemie erwiesen. Die erste Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1613, 4.; eine zweite ebendaselbst, 1623, 4.
2) Binae Epistolae de solutione materiae. Francofurti, 1615, 8.
3) Harmoniae imperscrutabilis chymico-philosophicae Decades duae, quibus continentur auctores de Lapide. Francofurti, 1625, 8. Diese hier oft angeführte Sammlung liefert zwanzig ältere und neuere Alchemisten.

Johann Konrad Gerhard, Professor der Medicin zu Tübingen, schrieb außer Kommentarien über Geber und Lullus:

1) Extractum chymicarum quaestionum, sive responsiones ad theoriam Lapidis philosophici. Argentorati, 1616, 8.
2) Disputatio pro Lapide philosophico. Argentorati, 1616, 8.; Tubingae, 1641, 8.
3) Decas physico-chymicarum quaestionum graviorum de metallis, cui adjuncta medulla Gebrica de Lapide philosophico. Jenae, 1620, 8.; Tubingae, 1643, 8.; Ulmae, 1643, 4.

Michael Mayer, gebürtig von Rendsburg in Holstein, Leibarzt Kaiser Rudolph's des Zweiten, wie auch des Landgrafen Moritz von Hessen, kaiserlicher Pfalzgraf und Ritter, war gleichsam der Leibskribent des Kaisers, dessen Ideen und Erfahrungen er abhandelte, zugleich auch Rosenkreuzer, und in beiden Beziehungen ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Einige seiner Schriften wurden ins Französische übersetzt, und ohne den eigentlichen Namen des Verfassers, nur

mit der Bezeichnung: Chevalier Impérial, herausgegeben, welcher ungewöhnliche und myſteriöſe Titel dazu beitrug, die Aufmerkſamkeit zu erregen. Seine geleſenſten Schriften ſind:

1) Lusus serius, quo Hermes seu Mercurius rex mundanorum omnium, post longam disceptationem, in concilio octovirali habitam, judicatus et constitutus est. Oppenheimii, 1616, 4.; Francofurti, 1617, 4.; Oppenheimii, 1619, 4. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien zu Frankfurt, 1615, 8.
2) Symbola aureae mensae duodecim nationum, h. e. Heroum selectorum totius Chymicae. Francofurti, 1617, 4.
3) Silentium post clamores, (eine Apologie der Roſenkreuzer). Francofurti, 1617, 8.
4) Atalanta fugiens, h. e. Emblemata nova de Secretis Naturae chymica. Oppenheimii, 1618, 4.; Francofurti, 1687, 8.
5) Tripus aureus, (eine Sammlung von drei alchemiſtiſchen Traktaten). Francofurti, 1618, 4.; abgedruckt im Museum hermeticum, N. 11.
6) Themis aurea. Francofurti, 1618, 8.

Johann Nikolaus Furich ſchrieb: De Lapide philosophico, seu Chryseidos Lib. IV. Ohne Druckort, 1622, 8. Eine zweite Ausgabe: Argentorati, 1631, 4.

Italien betrieb die Alchemie in dieſem Zeitraume fortwährend. Wiewol man keine Erwähnung findet, daß Setonius den dortigen Alchemiſten bekannt geworden ſey, ſo ward doch ihr Glaube erhalten, und die öffentliche Meinung zeigt ſogar auf einen eingebornen Adepten hin, das war

Antonio Neri, ein florentiniſcher Prieſter, der 1614 ſtarb. Dieſer berühmte Techniker ſammelte auf ſeinen Reiſen in Italien und den Niederlanden in den Jahren 1601 bis 1610 gründliche Kenntniſſe in der Hyalurgie, welche er in ſeinem klaſſiſchen Buche: De arte vitraria, niederlegte. Es ward erſt nach ſeinem Tode zu Venedig, 1668, 12., ge-

druckt. In dieſem Werke, welches Kunkel mit Merret's und ſeinen eignen Anmerkungen zu Frankfurt und Leipzig, 1689, 4., deutſch herausgab, finden ſich allerdings hin und wieder Andeutungen, daß er an Metallveredlung glaubte. Wiewol er über eigentliche Alchemie nichts geſchrieben hat, ſo beſagt doch eine Tradition, welche v. Lobkowitz aus Italien mitgebracht und bekannt gemacht hat, daß Neri eine Tinktur beſeſſen habe, die er anfänglich in zwei Monaten, bei mehrer Uebung aber in vierzehn Tagen bereiten konnte. Von dieſer Tinktur habe nach ſeinem Tode der Großherzog von Florenz den Reſt bekommen. Bei der Projektion habe Neri in ein ausgehöltes Stückchen Wachs einen Tropfen grünes Oel und ein Körnchen rothes Pulver gethan, das Wachs zuſammengerollt, auf fließendes Blei oder heißes Queckſilber geworfen, und dieſes dadurch in Gold von 22 Karat Gehalt verwandelt. Vgl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 255.

Giovanni Baptista Birelli, von Sems, ſchrieb eine Alchimia nova, welche zu Florenz, 1602, in 4., herauskam; eine neue Ausgabe: 1660, 4. Eine deutſche Ueberſetzung von P. Uffenbach erſchien zu Frankfurt am Main, 1603 und 1654, 4.

Giovanni de Padua ſchrieb eine Philosophia sacra, seu Praxis Lapidis mineralis. Eine deutſche Ueberſetzung von Joh. Schaubert erſchien zu Magdeburg, 1602, 8., und eine zweite zu Frankfurt, 1680, 12.

Andrea Brenzi, ein Italiäner, der in Deutſchland reiſete, ſchrieb lateiniſch: Farrago Philosophorum, worin ſiebzehn alchemiſtiſche Proceſſe gelehrt werden. Die erſte Ausgabe ward zu Amberg, 1606, 8., eine zweite, 1611, 8., gedruckt. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien ebenda, 1616, 8.

Angelo Sala, von Vicenza, reiſete ebenfalls und hielt ſich meiſtens in der Schweiz auf, wird aber mit Unrecht unter den Alchemiſten aufgeführt. Zwar ſchrieb er eine

Abhandlung: De septem planetis terrestribus, (Amsterdam, 1611, 1614, 12.,) und eine Chrysologia, (Hamburg, 1622, 8.); allein in beiden Schriften ist weder von der Metallveredlung die Rede, noch glaubte er als Arzt an die Panacee des Goldes.

In Frankreich machte damals eine Transmutation großes Aufsehen, welche mit einer Tinktur bewerkstelligt wurde, deren Ursprung man von Nicolas Flamel herleitete. Borel weiset aus alten Urkunden nach, daß Flamel's Nachlaß einem Schwesterſohne der Petronelle, dem Nicolas Perrier, als nächstem Erben zugefallen sey. Ein Urenkel jenes Erben, der Arzt Perrier, starb unter der Regirung Ludwig's des Dreizehnten, und hinterließ sein Vermögen einem jungen Vetter, Namens Dubois. Dieser fand unter den Papieren des Erblassers ein „goldmachendes Pulver". Neugierig, die Kraft des Pulvers zu versuchen, machte er damit Projektion auf Blei; da er aber das rechte Verhältniß nicht kannte und zuviel Tinktur genommen hatte, erhielt er kein Gold, sondern eine multiplicirte Tinktur, welche erst bei weiterem Bleizusatze zu Gold ward. In der Folge traf er die Proportion besser und machte viel Gold, war aber so unbesonnen, damit zu prahlen, und gab sich das Ansehen, als ob er die Tinktur selbst zu bereiten verstehe.

Die Sache machte Aufsehen in Paris. Der Minister, Kardinal Richelieu, hörte davon und ließ Dubois verhaften. In seiner und des Königs Gegenwart verwandelte der junge Mensch die Flintenkugel der Schildwache in Gold. Dieses Gold bewahrte die Nichte des Kardinals, die Herzogin von Aiguillon, als eine Merkwürdigkeit auf, und zeigte es späterhin dem Olaus Borrich selbst vor. Man verlangte nun von Dubois, in Folge seiner früheren Aussagen, daß er die Bereitung des Pulvers angeben solle. In dieser Verlegenheit gab er Processe an, die man bald als falsch erkannte, und da er nichts Besseres wußte, machte man ihm selbst einen sehr kurzen Proceß; denn der Kardinal

ließ ihn aufhängen! Vgl. Borel Trésor des Antiquités gauloises et françoises, p. 488. Ol. Borrichii De ortu et progressu Chemiae, p. 163. Morhof Epistola de transmutatione metallorum, p. 137. du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. II. p. 26 — 28.

Nicolas Guibert trat in dieſer Periode als Gegner der Alchemiſten auf und ſuchte dieſelben Gründe wie Thomas Lieber gegen ſie geltend zu machen. Er ſchrieb:

1) Alchimia, ratione et experientia impugnata et expugnata. Argentinae, 1603, 8.
2) De interitu Alchimiae metallorum transmutatoriae. Tulli, 1614, 8.

Bassaeus Melusinus, vielleicht ein Lusignan, griff nicht ſowol die Alchemiſten, als die falſchen Adepten an, deren Betrügereien er aufdeckte. Seine Schrift ward ins Deutſche überſetzt unter dem Titel: Unterricht von den falſchen alchymiſtiſchen Proceſſen. Halle, 1619, 8.

Jean d'Espagnet, Stadtpräſident zu Bordeaux, ward gleichſam der Nachfolger des Gaston de Claves als Vertheidiger der Alchemie. Er fand ein nicht minder dankbares Publikum, und ward nicht nur gern geleſen, ſondern auch für einen wirklichen Adepten gehalten. Die beiden Worträthſel, welche er ſeinen Leſern aufgab, Spes mea in agno est, und Penes nos unda Tagi, haben daher den Auslegern viel zu ſchaffen gemacht, wiewol ſie nur Anagramme des Namens Espagnet enthalten. Er ſchrieb:

1) Enchiridion Physicae restitutae. Die erſte lateiniſche Ausgabe erſchien ohne ſeinen Namen zu Paris, 1608, 8. Neue Ausgaben erſchienen ebendaſelbſt, 1623 und 1638, 8.; ferner 1647 und 1650, 32. Abgedruckt ward die Abhandlung in Albinei Bibliotheca chimica, N. 3., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 108. Eine franzöſiſche Ueberſetzung ward unter dem Titel: La Philosophie naturelle rétabli en sa pureté,

zu Paris, 1651, 8., herausgegeben. Eine deutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel: Geheimes Werk der hermetischen Philosophie, zu Leipzig, 1685, 8. Joh. Ludw. Hannemann schrieb einen lateinischen Kommentar dazu, Lübeck, 1714, 4.

2) Arcanum hermeticae philosophiae. Diese Schrift ist eigentlich ein zweiter Theil zu der vorigen, und lehrt 138 Sätze, dagegen der erste 245 enthält. Sie ward mit der vorigen in denselben Jahren ausgegeben, und abgedruckt bei Albineus, N. 3., bei Magnet, N. 109.

Jaque Nuysement, Obereinnehmer der Grafschaft Ligny im Herzogthume Bar, hat nicht dasselbe Vertrauen sich zu erwerben gewußt; denn man hielt ihn für einen Kompilator, der sich mit fremden Federn schmücke. Er schrieb eine Erklärung der Tafel des Hermes in Versen, und eine Abhandlung vom philosophischen Salze, welche zusammen französisch zu Paris, 1620, 8., herauskamen. Eine neue Ausgabe erschien zu Haag, 1639, 12.; eine lateinische Uebersetzung von Ludw. Combach zu Kassel, 1651, 8.; zu Leyden, 1671, 8.; und zu Frankfurt, 1716, 12.

Michel Potier, lateinisch Poterius genannt, war in Frankreich geboren, durchwanderte aber ganz Europa und brachte einen großen Theil seines Lebens in Deutschland zu. Er prahlte mit seiner Kunst, und schrieb in einem Tone, als wenn er ein gemachter Adept sey, zog sich aber weislich zurück, wo man Beweise verlangte. Er gerieth nach und nach in Verachtung und starb in der größten Armuth. Vergl. Lenglet du Fresnoy Hist. de la philos. hermétique, T. I. p. 387. Er schrieb lateinisch:

1) Compendium philosophicum. Francofurti, 1610, 12.
2) De materia vera. Francof., 1617, 8.
3) Philosophia pura. Francof., 1617, 1629, 8.
4) De conficiendo Lapide philos. Francof., 1622, 8.
5) Veredarius hermetico-philosophicus, (Hermetischer Postreiter!). Francof., 1622, 8.

6) Apologia hermetico - philosophica. Francofurti, 1630, 4.
7) Fons chymicus. Coloniae, 1637, 4.
8) Philosophia chymica. Francof., 1648, 4.
9) Vera inveniendi Lapidis methodus.

Gabriel de Chataigne, auch de Castagne genannt, ein Franziskaner und Almoſenier Ludwig's des Dreizehnten, gehört zu den Ohrenzeugen der Alchemie. Er ſchrieb: Le grand miracle de la Nature métallique, à Paris, 1615, 8., worin er berichtet, daß Jean Saigner aus Meerſalz eine Tinktur auf Weiß und Roth bereitet habe, und beruft ſich auf das Zeugniß einer vornehmen Dame in der Dauphiné, die beide Tinkturen verſucht und probat gefunden habe. Der Hochwürdige hätte freilich wol die Liebenswürdige nennen, und mehr oder nichts ſagen ſollen.

David Lagneau ſchrieb lateiniſch: Harmonia philosophorum chemicorum, Paris., 1601, 8.; 1611, 12.; abgedruckt im Theatr. chem., T. IV. N. 125. Eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchien zu Paris, 1636, 8.

Pierre Paumier (Palmarius) ſchrieb eine Streitſchrift gegen Libavius, unter dem Titel: Lapis Philosophorum dogmaticus. Paris., 1609, 8.

Jean Baptiste Besard, von Besançon, ſchrieb: Antrum philosophicum, Arcana chimica et de Lapide physico. August. Vindel., 1617, 4.

Der Sieur de l'Angélique ſchrieb: La vraye pierre philosophale, trouvée par le moyen de sept planètes. à Paris, 1622, 12.

In den Niederlanden lebte damals Cornelius Drebbel, geboren zu Alkmaar in Holland 1572, geſtorben in London 1634. Dieſer geſchickte Künſtler, berühmt durch die zufällige Erfindung der Scharlachfärberei, war allerdings auch Alchemiſt, und ſtand als ſolcher in Briefwechſel mit Kaiſer Rudolph dem Zweiten. Er hat in holländiſcher Spra-

che eine Abhandlung Von der Quinteſſenz geſchrieben, welche Joachim Morſius 1621 lateiniſch herausgab. Dieſelbe wurde mit ſeiner Abhandlung Von den Elementen zuſammen lateiniſch herausgegeben zu Hamburg, 1621, 8. Ein neuer Abdruck erſchien zu Genf, 1628, 12.; eine franzöſiſche Ueberſetzung zu Paris, 1673, 12.; eine deutſche Ueberſetzung von Polykarp Chryſoſtomus zu Hof, 1723, 8.; ein Abdruck derſelben in Kleeblatt's Chymiſchen Traktätlein, Frankfurt und Leipzig, 1768, 8.; auch in Schröder's Alchymiſt. Bibliothek, Bd. I. St. II. N. IV.

Anſelm Boëtius de Bödt, von Brügge in Flandern, einer von den Leibärzten Kaiſer Rudolph's, konnte in dieſer Eigenſchaft nicht umhin, auch Alchemiſt zu werden. Man erzählt von ihm, daß er lange gegen die Alchemie geſtritten habe, dann aber mit Einmal von der Wahrheit derſelben überführt worden ſey. Er hatte nämlich ein altes Buch erhalten, in deſſen Schale er ein in Papier eingeſchlagenes Pulver fand, durch welches Queckſilber in gutes Gold verwandelt wurde. Uebrigens iſt von den Umſtänden dieſes Vorfalles zu wenig bekannt, als daß man einiges Gewicht darauf legen könnte. Vergl. Güldenfalk's Transmutationsgeſchichten, S. 117.

Peter van Brachel, ein Arzt, ſchrieb eine „Widerlegung Derjenigen, welche das Aurum potabile ohne „den Stein der Weiſen machen wollen", Köln, 1607, 8.

van Mennens, von Antwerpen, ſchrieb lateiniſch: Aureum Vellus, sive Sacra Vatum Philosophia, gedruckt zu Antwerpen, 1604, 4.; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. V. N. 151.

Theobald van Hoghelande, gebürtig von Middelburg, iſt für die Geſchichte der Alchemie wichtig geworden, indem er als ein verſtändiger Zweifler das Weſen der Alchemie ſtreng unterſuchte, aber von ihrer Wahrheit überführt ward und dieſes freimüthig bekannte. Er ſchrieb:

1) De Alchymiae difficultatibus, in quo demonstratur, quid facere, quidque vitare debeat verae Chymiae studiosus ad perfectionem adspirans. Coloniae, 1594, 8. Dieſe Abhandlung ward abgedruckt im Theatrum chemicum, T. I. N. 6., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. I. N. 16. Eine deutſche Ueberſetzung, unter dem Titel: Von den Irrwegen der Alchemiſten, erſchien zu Frankfurt a. M., 1600, 4.; eine neue Ausgabe davon zu Gotha, 1749, 8.

2) Historiae aliquot transmutationis metallicae, pro defensione Alchymiae contra hostium rabiem. Coloniae, 1604, 8. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien unter dem Titel: „Beweis, daß die Alchymey oder Gold„macherkunſt ein ſonderbares Geſchenk Gottes ſey“, zu Leipzig, 1604, 8.

3) Merces Alchymistarum in singulari et plurali numero. Francofurti, 1610, 4.

In England verlautete damals nichts weiter von dem Begleiter Seton's, William Hamilton; ſey es nun, daß er nicht Mitwiſſer des Geheimniſſes war, oder daß er weiſer ſich ſelbſt lebte. An ſeiner Statt erſcheint aber in London ſelbſt ein Nachfolger Kelley's in Butler, deſſen Geſchichte, ſo kurz ſie iſt, durch eine Menge von Umſtänden einen gewiſſen Wahrſchein erhält.

James Butler war ein irländiſcher Edelmann, wahrſcheinlich aus der Familie der Butler, Grafen von Ormond, und ſeine Zeit fällt in die Regirung Jakob's des Erſten, 1610 bis 1625. Von Jugend auf, erzählt man, hatte er eine große Begierde zu reiſen, gerieth aber auf ſeiner erſten Seereiſe im Mittelmeer in die Gefangenſchaft der Barbaresken und ward in Afrika als Sklave verkauft. Ein arabiſcher Alchemiſt ward ſein Herr und gebrauchte ihn als Gehülfen in ſeinem Laboratorium. Butler ſah hier die Transmutation bewirken, und bemerkte, daß ſein Herr ein Pulver dazu gebrauchte, welches er an einem gewiſſen Orte verbor-

gen aufbewahrte. Auf dieſe Beobachtung baute Butler den Plan zu ſeiner Befreiung. Unter der Hand bewog er einen Landsmann, den er daſelbſt kennen gelernt hatte, daß er ihn loskaufe, und ſtahl dem Araber die Büchſe mit dem Pulver, als er deſſen Haus verließ. Darauf ging er nach England, wohnte in London, und machte großen Aufwand. Seinen Verwandten, die ſich darüber wunderten, blieb die Quelle ſeines Reichthums kein Geheimniß, indem er ohne Vorſicht von ſeiner Beute Gebrauch machte.

Ein Landsmann von ihm, der davon erfahren hatte, trat in ſeine Dienſte, mit der Abſicht, ihm das Geheimniß abzulernen. Butler wurde nun behutſamer, und übte ſeine Kunſt nur dann, wenn er allein war, bei verſchloſſenen Thüren. Einſt ſchickte er den Diener aus, um Queckſilber und Blei zu kaufen. Dieſer merkte wol, warum er entfernt werde. Vom Hauswirth hatte er ſich den Schlüſſel zu einer Kammer verſchafft, welche nur durch eine dünne Wand von ſeines Herrn Laboratorium geſchieden war, und durch dieſe Wand hatte er in der Höhe einige Löcher gebohrt. In dieſen Verſteck begab er ſich nun, ſtatt ſeinen Auftrag auszurichten.

Auf zwei übereinander geſtellten Stühlen ſtehend beobachtete er, wie Butler den Schmelzofen einfeuerte, einen Tiegel mit Queckſilber und Blei einſetzte, unter einem loſen Steine des Fußbodens eine Büchſe hervorlangte, daraus etwas rothes Pulver nahm und es auf den Tiegel warf. Vor Begierde hatte der Lauſcher nicht Acht auf ſich, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte mit den Stühlen um. Durch das Gepolter entdeckte Butler die Hinterliſt, verfolgte den Flüchtling und wollte ihn umbringen. In der Wuth ging der würdige Diener ſeines Herrn hin, und gab dieſen als Falſchmünzer an, um ſich wenigſtens an ihm zu rächen, da er die Hoffnung aufgeben mußte, den Schatz mit ihm zu theilen.

In Folge der Anzeige ward Butler verhaftet. Man durchſuchte ſeine Wohnung, fand aber keine Spur von Münzgeräthſchaften, ſondern nur vierzig Pfund Gold in Stangen

bei ihm. Man argwöhnte, daß dieſes Gold ſophiſtiſch ſeyn möge; allein die Probirer erkannten es für ganz feines Gold. Unter dieſen Umſtänden ward Butler freigelaſſen; doch wagte er nach einer ſolchen Entdeckung nicht, länger zu bleiben, und verließ England 1625. Man ſagte, er habe ſich in Spanien niederlaſſen wollen, ſey aber durch Schiffbruch umgekommen.

Dieſe Umſtände berichten v. Helmont (Opera omnia, p. 582.), Morhof (Epistola ad Langelottum, p. 158.), Lenglet du Fresnoy, in ſ. Histoire de la philosophie hermétique, T. I. p. 398., und Gmelin, Geſchichte der Chemie, Th. I. S. 510.

Durch die gerichtliche Unterſuchung ward die Sache ſo bekannt, daß man kaum noch zweifeln kann, Butler habe in der That zu London Gold gemacht. Die afrikaniſche Erzählung ſieht freilich einem Mährchen ähnlich, und ſonach dürfte man eher muthmaßen, daß dieſer Butler Derſelbe ſey, der 1603 unter dem Namen Hamilton Seton's Gefährte war. Daß er zuletzt auf der See verunglückt ſey, iſt auch keineswegs erwieſen. Es könnte wol ſeyn, daß er ſelbſt dieſes Gerücht veranlaßt habe, um anderswo deſto ſicherer zu leben. Wenn man nun erwägt, daß in der nächſtfolgenden Zeit in Italien und der Schweiz unzweifelhafte Spuren von einem wahren, aber durch Erfahrung gewitzigten und darum unbekannt gebliebenen Adepten vorkommen, über welchen Berigard, Bureau und Morgenbeſſer Zeugniß ablegen, ſo dürfte man wol glauben, Seton's Schüler in ihm wiederzufinden.

Unter den engliſchen Alchemiſten jener Zeit verdienen folgende angemerkt zu werden.

John Thornbourgh, Biſchof von Wincheſter, ſchrieb eine lateiniſche Abhandlung, unter dem Titel: Nil, aliquid, omnia, in gratiam eorum, qui artem auriferam physico-chymice et pie profitentur, (Nichts, Etwas, Alles, für Diejenigen, welche der Goldkunſt mit Kopf und Herz zugethan ſind). Oxonii, 1621, 4.

Robert Fludd a Fluctibus, gebürtig aus Kent und Arzt in London, ein eifriger Gold- und Roſenkreuzer, ſchrieb lateiniſch: Clavis Philosophiae et Alchymiae, sive ad epistolam Petri Gassendi Responsio. Londini, 1617, Fol.; neue Ausgabe: Francofurti, 1633, Fol.

Samuel Northon ſchrieb, zum Theil unter dem angenommenen Namen Edmund Deane, neun alchemiſtiſche Abhandlungen, welche in den Jahren 1620 bis 1630 einzeln herauskamen, im letzteren Jahre aber zu Frankfurt in 4. zuſammen lateiniſch herausgegeben wurden. Man rühmt ſeine Ausführlichkeit, tadelt aber ſeine zu große Aufrichtigkeit, welche verräth, daß er in der Hauptſache mit ſich ſelbſt nicht einig war. Die Abhandlungen ſind:

1) Catholicon Physicorum de compositione lactis virginei.
2) Venus vitriolata in Elixir conversa.
3) Mercurius redivivus, seu modus Lapidem faciendi, tam album, quam rubeum, e Mercurio.
4) Elixir, sive Medicina vitae, id est, modus conficiendi verum aurum et argentum potabile, cum utriusque virtutibus.
5) Saturnus saturatus dissolutus et oculis restitutus, sive modus componendi Lapidem philosophicum, tam album, quam rubeum, e plumbo, Jove et stanno.
6) Alchimiae Complementum, sive modus et processus augmentandi seu multiplicandi omnes lapides et Elixiria.
7) Metamorphosis lapidum ignobilium in gemmas quasdam pretiosas, sive modus transformandi perlas parvas et minutolas in magnas et nobiles, ac construendi carbunculos artificiales aliosque lapides pretiosos naturalibus praestantiores.
8) Alchimiae perfectio, seu modus multiplicandi lapides.
9) De antiquorum Philosophorum considerationibus in Alchimia.

Von der Alchemie der Araber findet ſich in dieſem Zeitraume die erſte Nachricht ſeit dem Leo Afrikanus, nach einem Zwiſchenraume von hundert Jahren; ſie hat aber nicht mehr hiſtoriſchen Werth, als das, was von Butler's Aufenthalt in Afrika erzählt wird.

Giovanni Pieroni, ein italiäniſcher Baumeiſter und Mathematikus, erzählte dem Matth. v. Brandau, im Jahre 1610 wären einige Pilgrime in eine Stadt des glücklichen Arabien's gekommen, und einer derſelben ſey mit Peſtbeulen behaftet geweſen. Ein alter Mann in der Herberge habe ſich des Kranken erbarmt, und ihm einen Tropfen rothen Oels in Wein zu trinken gegeben, worauf er ſchwitzte und Beſſerung ſpürte. Von einem zweiten Tropfen ſey er geneſen, und vom dritten noch geſunder geworden, als er vor der Krankheit war. Darauf habe der gute Alte die Pilgrime in eine Kammer geführt, ſechsunddreißig Pfund Blei in einem Tiegel geſchmolzen, drei Quentchen ſeines Oels darauf gegoſſen, und das Blei damit in Gold verwandelt, dieſes aber den Wallfahrern als Zehrpfennig auf den Weg gegeben, damit ſie erzählen könnten, daß in Arabien auch Leute wohnten, die etwas verſtänden. Vergl. Matth. Erb. v. Brandau Descriptio medicinae universalis, (Leipzig, 1689, 8.,) S. 18. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 189.

Zwölftes Kapitel.

Alchemie des siebzehnten Jahrhundertes.

Zweites Viertel.

Der Befreier Seton's, welcher sich lateinisch Michael Sendivogius nannte, hieß eigentlich Michal Senſophax, war 1566 zu Sandez bei Krakau geboren, und der natürliche Sohn eines mährischen Edelmanns, Jakob Sendimir, von welchem er ein Haus in Krakau erbte, als dessen Besitzer er gewöhnlich ein Pole genannt wird. Dieses Erbtheil hatte er, wie schon gesagt, für Seton's Befreiung aufgeopfert, und forderte nun zur Belohnung, daß er ihm sein Geheimniß mittheile. Das verweigerte der Adept. Er zeigte auf seinen elenden Körper, und fragte, ob es wol soweit mit ihm gekommen seyn würde, wenn er nicht unabänderlich entschlossen sey, seine Wissenschaft niemand mitzutheilen. Sein Versprechen zu erfüllen, schenkte er ihm eine Unze von seinem Pulver. Damit hatte er allerdings genug gethan; denn da diese Tinktur fünftausend Theile Metall veredelte, so war die Unze etwa 120000 Thaler werth.

Nach Seton's Tode heirathete Sendivog dessen Witwe, welche ihm den Rest der Tinktur und jene Handschrift des Adepten zubrachte. Durch erstere ward er wenigstens noch einmal so reich, und wäre geborgen gewesen, wenn er innere Anlage zum Glück gehabt hätte; aber ihm war die Mitgift der schönen Witwe Pandorens Büchse. Er begann damit in Krakau einen fürstlichen Aufwand zu machen, welcher den

Verbrauch des Pulvers sehr beschleunigte. Das gemachte Gold verkaufte er durch Vermittelung eines Juden, welchen Desnoyers noch am Leben fand und darüber abhörte. Vgl. du Fresnoy Hsit., T. I. pag. 341.

Daneben hatte Sendivog die Eitelkeit, für einen Adepten gelten zu wollen. Er that daher mit seiner Tinktur nicht sonderlich geheim und gebrauchte sie im Beiseyn Anderer. Man hörte davon am polnischen Hofe und wünschte seine Kunst zu sehen. Sendivog ließ sich nicht lange bitten, und tingirte in Gegenwart Siegmund's des Dritten Silber in Gold, wie Desnoyers, Sekretär der Königin Maria Gonzaga, bezeugt. Vergl. du Fresnoy Hist., T. I. p. 341.

Im Jahre 1604 schon ging er nach Prag, und war ein höchst willkommener Gast bei Kaiser Rudolph dem Zweiten. Er überreichte dem Kaiser ein wenig von seinem Pulver, womit der Monarch die Transmutation eigenhändig vollbrachte. Voll Freude über diesen Erfolg ließ er in demselben Zimmer des Schlosses, worin der Versuch stattfand, zum Andenken eine Marmorplatte in die Wand einsetzen, mit der Inschrift:

Faciat hoc quispiam alius,
Quod fecit Sendivogius Polonus!

Man sieht, der gute Kaiser konnte auch reimen, trotz seinem de Delle. Mögen aber die Verse immerhin schlecht seyn, so sind sie doch Zeugen des Enthusiasmus, in welchen die Wirkung von Seton's Tinktur den Kaiser versetzt hatte. In so fern ist diese Tabula marmorea Pragensis für die Geschichte der Alchemie unendlich wichtiger, als die berufene Smaragdina. Der Referent Desnoyers hatte Nachricht, daß die Tafel zu seiner Zeit (1650) noch an ihrer Stelle zu sehen war. Vergl. du Fresnoy Hist., T. I. p. 339.

Wiewol Sendivog, laut der Marmortafel, sich selbst für den Adepten ausgegeben hatte, hielt ihn der Kaiser doch nicht zurück, wie Güstenhöver, den er zu derselben Zeit im weißen Thurme hatte. Letzterer war sein Unterthan und zum

Müllenfels nahm Gelegenheit, den Polen zu warnen, daß er der Gnade des Herzogs nicht trauen möge. Dieser Tyrann, wie er ihn nannte, wolle ihn nur anlocken, dann aber durch die Folter das Geheimniß ihm entreißen. Er sey bereits umstellt, damit er nicht entkomme. Sendivog wurde bestürzt, und glaubte die Verleumdung, weil er an Seton in Dresden dachte. Der Warner versprach, ihn zu retten, und bezeichnete ihm den Weg, auf welchem er noch am ersten bei Nacht die Gränze erreichen könne. Auf dieser Flucht ließ er ihn aber durch seine Söldlinge, angeblich im Namen des Herzogs, greifen, nach dem Freihof zu Kirchheim bringen, den er selbst bewohnte, daselbst in ein Thurmgefängniß sperren, und seiner Sachen, sogar der Kleider, ihn berauben, um der Tinktur habhaft zu werden.

Der Herzog war befremdet von Sendivog's plötzlichem Verschwinden. Müllenfels rieth ihm, den Undankbaren zu vergessen, und machte sich anheischig, ebendasselbe zu leisten, was Jener ihm versagt, besiegte auch die gerechten Zweifel seines Herrn durch glückliche Projektionen mit der gestohlnen Tinktur. Das Gut Neidlingen ward nun ihm geschenkt. Sobald er es bezogen, ließ er auch seinen Gefangenen dahin bringen. Er wünschte sich aber dessen zu entledigen, und gab ihm Gelegenheit zur Flucht, wol vorausſehend, daß der Geängstete nicht säumen werde, das Land zu verlassen. Zu diesem Ende hatte er die Fensterstäbe des neuen Gefängnisses lose gemacht. Der Pole machte gern Gebrauch davon, ließ sich am Betttuch herab und entfloh nach anderthalbjähriger Gefangenschaft.

Unterdessen hatte Sendivog's Gattin durch einen zurückkehrenden Diener von der Einkerkerung Nachricht erhalten und den Schutz des Königs von Polen angerufen. Da man nicht anders wußte, als daß die Verhaftung auf Befehl des Herzogs geschehen sey, so ward eine anzügliche und drohende Note nach Stuttgard gesandt, welche den Herzog empörte. Beinahe zu gleicher Zeit lief von Sendivog selbst, der in

Augsburg durch Johann Kandler, einen ehemaligen Diener des Herzogs, über dessen Charakter eines Besseren belehrt worden war, eine Klage gegen Müllenfels ein, worin er dessen Benehmen umständlich anzeigte. Der tief gekränkte Fürst ließ Müllenfels festnehmen und peinlich verhören. Als man dem Schurken mit der Folter drohte, gestand er alles ein, sammt allen übrigen Betrügereien, die er verübt hatte. In Folge dessen ward er 1607 nach Urtheil und Recht gehängt.

Diese würtembergschen Vorfälle fehlen größtentheils in der von Joh. Lange zu Hamburg 1683 herausgegebenen Lebensbeschreibung Sendivog's. Der Verfasser des Fegefeuers der Scheidekunst, (Hamburg, 1702,) gibt von ihnen eine unvollständige, auch nicht ganz richtige Erzählung, S. 88. f. Einige Punkte ergänzt der Verfasser der Edelgebornen Jungfrau Alchymia, S. 217. Den eigentlichen Zusammenhang liefert das Verhör über Müllenfels, welches v. Murr aus den Akten abdrucken ließ in seinen Literarischen Nachrichten zur Geschichte des sogenannten Goldmachens, S. 54 — 79.

Als Sendivog wieder auf seinem Gute Gravarna lebte, erschienen bei ihm zwei Fremde, und übergaben ein Schreiben, welches mit zwölf Siegeln versehen war. Es war von der Brüderschaft der Rosenkreuzer an ihn gerichtet, welche ihn einluden, sich ihrem Bunde anzuschließen. Die Briefsteller verbreiteten sich mit Salbung über das Geheimniß vom Steine der Weisen, und die Abgeordneten ermangelten nicht, ihm die Segnungen des Rosenkreuzes einleuchtend zu machen. Es ist spaßhaft, wie da ein Horcher den anderen behorchen wollte und beide nichts wußten. Sendivog nahm eine vornehme Miene an und dankte höflich für die ihm zugedachte Ehre. Da sonach die Rosenkreuzer die Hoffnung aufgeben mußten, ihn als Bruder zur Mittheilung der ihm zugetrauten Wissenschaft verbindlich zu machen, suchten sie wenigstens von seinem Rufe Vortheil zu ziehen, und gaben in dem 1618 herausgegebenen Rosenkreuzerspiegel (Speculum rhodostau-

roticum) nicht undeutlich zu verſtehen, daß Sendivog zu ihrer Brüderſchaft gehöre. Dieſe Nachricht beruht auf der Ausſage des Kammerdieners Bodowsky. Vergl. Vita Sendivogii bei Lenglet du Fresnoy Hist., T. I. p. 262. 264.

Die bis dahin erzählten Vorfälle gehören freilich in den Zeitraum des elften Kapitels und zur Beglaubigung Seton's, wurden aber hier angezogen, um den Bericht vom Sendivog nicht zu zerſtückeln, der nun erſt als ſelbſtſtändige Perſon handelnd auftritt. Sein ferneres Wirken bis zur Mitte des Jahrhundertes zeigt ihn in anderem Lichte und iſt eine leidige Zugabe zu großen Begebenheiten.

Die vom Seton empfangene Tinktur war aufgegangen. Einen großen Theil derſelben hatte ſchon im erſten Jahre Sendivog's Verſchwendung weggerafft; denn er glaubte anfänglich nicht, daß ſein Reichthum erſchöpft werden könne, und wenn er ja daran dachte, ſo hoffte er in dem ſchriftlichen Nachlaß des Kosmopoliten die Bereitung der Tinktur noch herauszufinden. Als er das nicht fand, verſuchte er den Reſt ſeiner Tinktur mit Sublimat zu multipliciren; aber alle Verſuche ſchlugen fehl und verminderten nur ſein Erbtheil. Auch hatte er einen Theil des Pulvers in Weingeiſt aufgelöſt, um Wunderkuren damit zu thun. Die Eitelkeit, für einen Originaladepten gelten zu wollen, verleitete ihn außerdem zu unnützen Künſteleien. Er producirte die Tinktur nicht in Pulvergeſtalt, ſondern in Form eines Oels, d. h. mit Oel angerieben, ſtatt deſſen, daß Seton ſich zur Einhüllung des Wachſes bedient hatte. Dabei entging ihm mehr, als er dadurch erſparen konnte, daß er die Projektion auf Queckſilber machte. Den letzten Reſt hatte ihm Müllenfels geraubt, und den erhielt er nicht zurück. Zwar ließ Kaiſer Rudolph beim Herzog Friedrich Nachfrage thun; allein man wollte doch nichts dergleichen gefunden haben. Vergl. Gerhard Extract. chym. quaestion., p. 120. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 215. du Fresnoy Hist., Tom. I. pag. 341. 354. 358.

Bis dahin erscheint Sendivog in der Geschichte der Alchemie zwar als ein eitler Mann, der mehr scheinen will, als er ist, verdient aber doch Beachtung, als Schauspieler gleichsam, der den Dichter gut wiedergibt. Nunmehr seiner Stütze verlustig, sank er mehr und mehr zum gemeinen Betrüger herab, weil er die usurpirte Glorie durchaus behaupten wollte. Er sann auf Ausflüchte und Blendwerke, um den erlangten Ruf zu retten. Zuweilen gab er vor, es fehle ihm nur am Verlag, um die Tinktur von neuem anzufertigen, und nahm Vorschüsse von Leichtgläubigen. Gegen Andere gab er sich das Ansehen, als ob er immer noch einen Ueberrest von der Tinktur besitze, und spiegelte ihnen falsche Transmutationen vor.

Unter diese Blendwerke gehört die von ihm zuerst aufgebrachte einseitige Veredlung. So zeigte er Kaiser Ferdinand dem Zweiten ein großes Silberstück vor und verwandelte es vorgeblich auf der einen Seite in Gold. Dasselbe Kunststück hat er auch anderwärts wiederholt. Er ließ Goldblech mit Silberblech zusammenlöthen und die Platte mit einem Thalerstempel prägen, färbte aber die Goldseite mit Queckſilber weiß. Das scheinbare Silberstück täuschte leicht Unbefangene, wenn er es vorzeigte. Nun bestrich er die eine Seite mit einem gewissen, wahrscheinlich unschuldigen Wasser, glühte es über Kolen aus, und wenn das Queckſilber verflogen war, strahlte die Goldseite freilich golden. Vgl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 83. du Fresnoy Hist., T. I. p. 342.

Auf solche Weise entstand auch der famöse Thaler, welchen der Sekretär Desnoyers mit sich nach Paris brachte und Vielen zeigte, von welchem er auch Abschnitte probiren ließ. Die gelbe Seite der Münze war feines Gold, aber porös geworden. Letzteres nahm man für einen Beweis von dem Eindringen der Tinktur und von der stattgefundenen Verdichtung des Silbers zu Gold, wobei es dieselbe Fläche nur unterbrochen einnehmen konnte. Viel wahrscheinlicher

war aber die Porosität eine Folge von der Verflüchtigung des Queckſilbers aus dem Goldamalgama. Zur Steuer der Wahrheit muß übrigens angemerkt werden, daß Desnoyers von dieſem Thaler weniger Aufheben gemacht hat, als nachher Borel in ſeinem Trésor des Antiquités, p. 488., that. Vergl. du Fresnoy Histoire, T. I. p. 341. T. II. p. 24.

Außerdem ſetzte Sendivog die Gläubigen auch wol durch ſimple Vergoldungen in Erſtaunen. So erzählt z. B. Morhof in ſ. Epistola ad Langelottum, pag. 151., daß ein Freund von ihm eine Silbermünze geſehen habe, welche Sendivog auf folgende Weiſe zum Theil in Gold verwandelte. Er beſtrich die Münze radial mit naſſem Pinſel, ſtreute etwas Pulver auf, und glühte ſie dann über Kolen aus. Die Streifen, wo ſich das Pulver anhängte, welches ohne Zweifel nur metalliſcher Goldniederſchlag war, wurden dabei ſcheinbar in Gold verwandelt, d. h. vergoldet, dagegen die Zwiſchenräume Silber blieben. Durch ſolche Zauberkünſte wurden wol nicht Alle getäuſcht; allein man ließ den berühmten Charlatan gewähren, bis er 1646 auf ſeinem Gute Gravarna ſtarb.

Die erzählten Umſtände ſind eben nicht tröſtlich für einen Alchemiſten, welcher ſich aus Sendivog's Schriften belehren wollte. Da man ſie erſt neuerlich genauer kennen gelernt hat, ſo ſind die Vorfahren des ſiebzehnten Jahrhundertes zu entſchuldigen, wenn ſie Seton und Sendivog oft mit einander verwechſelten und den Schriften des Letzteren ein großes Vertrauen ſchenkten. Dieſes Vertrauen ward noch durch einen zufälligen Irrthum beſtärkt. Er bezeichnete ſeine Schriften nicht mit ſeinem Namen, ſondern mit der Deviſe: Divi Leschi Genius amo. Wiewol das nur ein Anagramm des Namens Michael Sendivogius iſt, wie durch Verſetzung der Buchſtaben leicht zu finden iſt, ſo ſuchten doch Viele darin eine dankbare Anerkennung ſeines Meiſters und das Geſtändniß eigner Vollendung, worauf es vielleicht berechnet war. Man hat von ihm folgende lateiniſche Schriften:

1) Tractatus de Sulphure; abgedruckt im Museum hermeticum, N. XV.; in Albinei Bibliotheca chemica, N. 2.; und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. II. N. 102. Besondere Ausgaben erschienen zu Genf, 1653 und 1673, 8.; zu Frankfurt, 1678, 4.; und zu Leipzig, 1682, 8.
2) Dialogus Mercurii, Alchymistae et Naturae; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 114., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 101. Besondere Ausgaben erschienen zu Paris, 1608, 12.; zu Köln, 1612 und 1614, 12.; und zu Strasburg, 1659, 8.
3) Aenigma philosophicum; abgedruckt im Theatrum chemicum, T. IV. N. 113.

Seine Briefe, 55 an der Zahl, wurden unter der Ueberschrift: Epistolae apographae hactenus ineditae, abgedruckt in Mangeti Bibl. chem., T. II. N. 103.; auch in Rothscholz'ens Ausgabe der Sendivogschen Schriften, Nürnberg, 1718, 8. Eine deutsche Uebersetzung derselben erschien zu Leipzig, 1770, 8.

Mit Unrecht hat man ihm noch zugeschrieben: a) eine Abhandlung: De Sale Philosophorum, welche dem Nuysement angehört, und b) die Lucerna Salis Philosophorum, deren Verfasser J. Harprecht ist.

Der dreißigjährige Krieg, welcher diesen Zeitraum hindurch dauerte, unterbrach nicht die Geschäftigkeit der fahrenden Alchemisten, begünstigte sie vielmehr, indem er die Menschen, gleich Spielkarten, neu mischte. Was Seton für die Wahrheit gethan, war noch in frischem Andenken, und kam den falschen Propheten zu Statten, die es zur Lüge benutzten und desto leichter Glauben fanden. Mitten im Gewühl des Krieges traten dergleichen Figuranten auf, reiseten von einem Hofe zum anderen, und fanden meistens willfährige Aufnahme, namentlich bei dem Herzoge Franz II. von Sachsen-Lauenburg, dem Herzoge Ernst von Baiern, dem Herzoge Heinrich Julius von Braunschweig, dem Her-

zoge Friedrich von Würtemberg, dem Landgrafen Moritz von Hessen, dem Fürsten Rudolph von Anhalt-Zerbst, dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, dem Markgrafen Friedrich von Baden, dem Grafen Johann von Stollberg, dem Abt Neander zu Ilefeld, u. s. w. Vergl. Gmelin Geschichte der Chemie, Th. I. S. 497.

Von dem schwedischen Könige Gustav Adolph erzählt man, daß während seiner deutschen Feldzüge ein unbekannter Adept zu ihm gekommen sey und für die geheiligte Sache der Reformation seine Dienste angeboten habe. Er soll ihm nach Einigen hundert Pfund Gold aus Blei gemacht, nach Anderen den Werth von dreißigtausend Dukaten an Gold und Silber geliefert haben. Von diesem Metall habe der König im Jahre 1632 zu Erfurt Gold- und Silberstücke prägen und zum Andenken des wunderbaren Ursprunges mit den alchemistischen Zeichen ♃ und ☿ bezeichnen lassen. Einige vermuthen auch, daß jener Adept derselbe Ambrosius Müller gewesen sey, welcher den König als Kammerdiener begleitete. Ebenderselbe soll sich nach dem Tode des nordischen Helden zurückgezogen und in Hamburg niedergelassen, auch daselbst noch oft Gold gemacht und Bedürftige damit unterstützt, sonst aber weder Handel noch ein anderes Geschäft getrieben haben. Vergl. Urim et Thumim Mosis, Nürnberg, 1737, 8. Sam. Reyher, De numis ex auro et argento per artem chymicam facto, Kiliae, 1692, 4., pag. 13. 14. Monconys Reisebeschreibung, S. 830. 832. Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie, S. 330.

Geht man der Quelle dieser Nachrichten nach, so beruhen sie hauptsächlich auf Gerüchten, welche Monconys den Kaufmann Strobelberg in Regensburg erzählen hörte. An der Existenz der von Reyher abgehandelten Gold- und Silbermünzen mit den Zeichen des Schwefels und Queckſilbers ist nicht zu zweifeln, und werden deren in den Dukaten- und Thalerkabinetten viele gezeigt; allein diese Zeichen beweisen an sich nichts, und die Sache wird noch zweifelhafter da-

Johann Agricola, Arzt zu Leipzig, schrieb einen Kommentar zu Poppe'ns Chymischer Medicin, „darin „alle Processe examinirt, korrigirt und mit neuen vermehrt „sind". Leipzig, 1639, 4. Eine neue Ausgabe erschien zu Nürnberg, 1686, 8.

Dieser Verfasser wollte früherhin auf Reisen mehrmals Transmutationen gesehen haben, von welchen er hier erzählt; z. B. S. 16.: In Salzburg habe ein Engländer in seinem und noch eines Arztes Beiseyn eine große Quantität Zinn in gutes Gold verwandelt. Er selbst habe das Gold in die Münze getragen und Dukaten daraus prägen lassen. S. 17.: In einem italiänischen Kloster habe vor seinen Augen ein Mönch zwei Pfund Blei durch einige Gran rothen Pulvers in das beste Gold verwandelt. S. 257.: In Rom habe er einen Adepten, Namens Chadlat, gekannt, der mit Leichtigkeit aus Queckſilber Gold gemacht und diesen Versuch fast täglich vor vielen Zeugen wiederholt habe. Seine Tinktur habe 28000 Theile Metall veredelt. Papst Urban VIII. habe ihn in Protektion genommen. Bei solchen Leistungen müßte man sich wundern, daß die Geschichte von jenem Chadlat nichts weiter meldet. Sollte vielleicht Seton unter jenem Namen in Italien gereiset seyn? Uebrigens sind alle diese Erzählungen für einen gelehrten Augenzeugen so oberflächlich hingeworfen, daß man wenig Vertrauen zu der Wahrheitliebe des Erzählers fassen kann.

Thomas Keßler, Laborant zu Strasburg, lieferte deutsche Sammlungen von chemischen, großen Theils alchemistischen Processen; zuerst: 400 auserlesene chymische Processe, Strasburg, 1629, 8.; dann: 300 auserlesene chymische Processe, Strasburg, 1630, 8.; Frankfurt a. M., 1641, 8. Eine vermehrte Ausgabe von 500 Processen erschien zu Frankfurt, 1666, 8.

Liberius Benedictus, ein pseudonymer Schriftsteller, schrieb in diesem Zeitraume:

1) Nucleus Sophicus, eine Erläuterung der Tinktur des Paracelſus. Frankfurt, 1625, 8.
2) Liber aureus, oder Güldenes Büchlein, daraus die Wiſſenſchaft Lapidis Philosophorum zu erlernen. Mit drei Anhängen. Frankfurt, 1630, 8.

Jodocus Jebſenius ſchrieb einen Discursus de Lapide Philosophorum, Rostochii, 1645, 4.

Joachim Polemann ſchrieb ein Novum lumen chymicum, Francofurti, 1647, 8. Eine neue Ausgabe deſſelben erſchien zu Amſterdam, 1659, 12.

Hermann Conring, geboren zu Norten in Oſtfriesland 1606, geſtorben als Profeſſor der Medicin zu Helmſtädt 1681, ſchrieb: De hermetica Aegyptiorum vetere et Paracelsica nova Medicina, Helmstadii, 1648, 4. Eine vermehrte Ausgabe erſchien in zwei Büchern, 1669, 4., worin er Borrich's Angriffe abwehrt. Dieſer gelehrte Mann mag leicht die ganze vorhergehende Dekurie von Alchemiſten aufwiegen. Wiewol er nicht Alchemiſt war und es eigentlich mit der Heilmethode der Aerzte aus der Paracelſiſchen Schule zu thun hat, läßt er ſich doch nebenbei auf alchemiſtiſche Unterſuchungen ein, weil ſeine Gegner ſich auf die Alchemie ſtützten. Insbeſondere leugnet er das hohe Alter der Alchemie gegen die übertriebenen Behauptungen der damaligen Alchemiſten. Ihm gebührt der Ruhm, die Geſchichte der Alchemie von unhaltbarem Wuſt gereinigt und in die Schranken der Vernunft zurückgeführt zu haben.

In Italien und der benachbarten Schweiz lebte im zweiten Viertel dieſes Jahrhundertes ein unbekannter Alchemiſt, welcher dem Seton an die Seite geſetzt werden darf, indem binnen wenigen Jahren an mehren Orten gute Proben abgelegt wurden, über welche wir glaubhafte Zeugniſſe haben. Wir hören die Zeugen ab.

Claude Berigard, ein franzöſiſcher Philoſoph, gebürtig von Moulins, welcher anfänglich mit großem Beifall an der Univerſität zu Paris lehrte, von da nach Piſa,

Diesem Briefe hatte Morgenbesser Ein Loth von dem aus Blei gemachten Silber beigelegt. Dasselbe Silber zeigte Wenzel Wilhelm von Haugwitz, der Schwiegersohn Ludwig's von Schönleben, sammt jenem Briefe dem Professor Reyher zu Kiel, welcher die Begebenheit bekannt machte. Vergl. Sam. Reyher Dissertatio De numis ex auro chymico etc., p. 138.

Diese Erzählung gehört in zwiefacher Hinsicht zu den wichtigeren Zeugnissen für die Wahrheit der Alchemie. Der Erzähler ist Chemiker von Profession und hegt 21 Jahre nach dem erlebten Vorfalle noch keinen Zweifel. Weder ihm, noch dem Adepten, ist ein eigennütziges Motiv abzumerken. Man sieht wol, daß der Fremde den Jüngling lieb gewonnen hatte. Ein Mann in solchem Verhältniß, dessen Gelübde die vorsichtigste Zurückhaltung ist, fühlt doch wol zuweilen das Bedürfniß, sich jemand mitzutheilen, mit dem er vom Fache plaudern kann, und das war bei arglöser Jugend am ersten noch zu wagen. Möglich ist auch, daß er einen Gehülfen zu haben wünschte, und sich darum näher mit Morgenbesser einließ, um zu sehen, ob er sich eigne.

Außerdem, wie überschwänglich auch die Geschichte mit Beispielen von Veredlung in Gold erfüllt ist, so haben wir doch nicht sonderlich viele Nachrichten von der weißen Tinktur, und zwar darum, wie es scheint, weil die Meisten lieber nach der Sonne steuern; unter den bekannten ist aber diese eine der merkwürdigsten, weil ein tauglicher Beobachter den Hergang beschreibt.

J. J. Manget, Arzt in Genf, erzählt in der Vorrede zu seiner Bibliotheca chemica curiosa, pag. II., was hier in der Uebersetzung folgt:

„Der Pfarrer Groß, ein erfahrner Chemiker, hat „mir Folgendes mitgetheilt. Im Jahre 1650 kam ein Ita„liäner in unsere Stadt Genf, in das Wirthshaus zum grü„nen Kreuz. Als er sich einige Tage aufgehalten hatte, bat

„er den Wirth, Namens de Luc, er möge ihm Jemand „zuweiſen, der ihm das Sehenswürdige zeige. de Luc „empfahl ihm den jungen Groß, welcher damals in Genf „ſtudirte. Dieſer ging fünfzehn Tage mit dem Fremden „und that ſeinem Verlangen Genüge. Einſt klagte der Ita„liäner, das Geld gehe ihm aus. Der Student beſorgte „ſchon, man wolle von ihm borgen, der eben nicht bei Kaſſe „war; allein der Fremde fragte nur, ob er nicht einen Gold„ſchmied wiſſe, bei dem er etwas machen könne? Groß „führte ihn zu einem Goldarbeiter, Namens Bureau, wel„cher willig hergab, was man verlangte, auch Zinn und „Queckſilber anſchaffte, und ihnen ſeine Werkſtatt zu unge„ſtörtem Gebrauch einräumte.“

„Als der Fremde mit ſeinem Diener und Groß allein „war, ließ er in einem Tiegel das Zinn ſchmelzen, und in „einem zweiten Tiegel das Queckſilber erhitzen, dieſes dann „zum Zinne gießen, und ein wenig rothes Pulver, in Wachs „gewickelt, darauf werfen. Es entſtand ein Geräuſch im „Tiegel und viel Rauch, währte aber nicht lange. Mit „Einmal ward alles ſtill. Der Tiegel ward ſodann in ſechs „bereit geſtellte Formen ausgegoſſen. Man hatte nun ſechs „Stangen Gold. Der Goldſchmied ward herbeigerufen und „mußte ein Stück davon probiren. Er prüfte es auf den „Strich, mit Scheidewaſſer, auf der Kapelle, auch mit „Spießglas, und fand, es ſey das feinſte und geſchmeidigſte „Gold. So ſchönes Gold, rief er aus, habe er in ſeinem „Leben nicht unter Händen gehabt!“

„Der Adept ſchenkte ihm das probirte Stück Gold für „ſeine Dienſte. Die Stangen trug er mit Groß zum Münz„meiſter Baquet und empfing dagegen daſſelbe Gewicht in „ſpaniſchen Dublonen. Dem Studenten gab er zwanzig „Dublonen für ſeine Bemühung. Er zahlte dem Wirth „ſeine Rechnung, und darüber noch fünfzehn Dublonen zu „einem Abendeſſen, wozu er ihn, Groß und Bureau einge„laden hatte. Darauf machte er einen Spaziergang, kehrte

„aber nicht zurück.“ Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 270.

Die ſtrengſte Kritik kann gegen dieſe Thatſache nichts Erhebliches einwenden. Ein in Genf geachteter Geiſtlicher iſt wol frei von dem Verdacht, daß er fähig geweſen ſey, ein Mährchen zu erfinden und in deſſen Bekanntmachung durch den Druck einzuwilligen. Manget nennt ihn einen Sachkundigen. Der war er freilich als Student noch nicht; aber der Goldſchmied und der Münzdirektor bürgen für ſein Augenzeugniß. Daß der Vorfall in Genf kein Geheimniß geblieben ſey, läßt ſich denken. de Luc und Bureau werden das Ihrige zur Verbreitung gethan haben. Wer dann auf den Grund gehen wollte, fragte bei Baquet nach. Hätte dieſer über Verluſt geklagt, oder in irgend einer Art widerſprochen, ſo würde Groß nie davon zu reden gewagt haben. Endlich kann man nicht umhin, das Zeugniß dieſer Männer, in Folge der Nachfrage, die Manget gewiß nicht unterließ, als durch die öffentliche Meinung beſtätigt anzuerkennen.

Die Genfer Transmutation geſchah in ſolcher Maſſe, als nie eine anderswo geſehen ward, und das macht ſie noch merkwürdiger. Angenommen, daß die 40 Dublonen, welche in Genf etwa ausgegeben wurden, eine der Goldſtangen weggenommen haben, ſo blieben deren noch fünf, und der Guß hatte demnach im Ganzen 2400 Reichsthaler betragen. Daß dieſes Gold, welches Goldarbeiter und Münzmeiſter für fein erkannten, zur Hälfte aus Zinn entſtanden war, erhöht noch das Wunderbare, macht aber nach dem, was Seton bei Löhndorf zeigte, die Sache nicht zweifelhaft, ſondern lehrt nur, daß Zinnamalgam die Tinktur eben ſo gut als Queckſilber annehme, mithin ökonomiſchen Vortheil gewähre.

Die erzählten Umſtände laſſen glauben, daß dieſer unbekannte Adept noch mehr Virtuoſität beſeſſen habe, als Seton ſelbſt. Die Folge der Projektionen von Piſa, Chur und Genf macht aber wahrſcheinlich, daß einer und ebenderſelbe Adept ſie alle drei verrichtet habe, zweimal im Kleinen zur

Be-

Belehrung, und einmal im Großen, zu ſeinem Bedürfniß. Ob das Seton's Lehrling geweſen ſey, bleibt dahingeſtellt.

Die alchemiſtiſchen Schriftſteller Italien's aus dieſem Zeitraume ſind von geringer Bedeutung:

Valerio Martini ſchrieb lateiniſch eine Magna Physica in zwei Bänden, Venedig, 1639 — 1641, 4.

Joseppe Marini gab einen Breve tesoro alchimistico heraus, Venedig, 1644, 8.

Jacinto Grimaldi ſchrieb: Dell' alchimia opera, Palermo, 1645, 4.

Auch Frankreich hatte in dieſer Periode wenig alchemiſtiſche Schriftſteller, von welchen jedoch Einer ausgezeichnete Celebrität erlangte.

Beausoleil, ein Baron aus der Provence, ſchrieb eine lateiniſche Abhandlung: De Sulphure Philosophorum, und einen Dioismus de materia Lapidis, Aix, 1627, 8.

Jean Collesson, Dechant von Maigne, ſchrieb franzöſiſch: L'Idée parfaite de la Philosophie hermétique, ou Abrégé de la théorie et pratique de la Pierre, à Paris, 1630, 8. Eine neue Ausgabe erſchien 1631, 8.

Pierre Jean Fabre, von Castelnaudari, Arzt zu Montpellier, auch königlicher Leibarzt, ward von Harprecht und Dippel für einen Adepten erklärt, und hat dadurch in Deutſchland ein Vertrauen gewonnen, welches dem Propheten im Vaterlande nicht einmal in ſolchem Maße zu Theil ward. Er ſelbſt ſpricht ſich nicht eben beſtimmt darüber aus, ſondern gibt beſcheiden dem Leſer anheim, ob er ihn für einen Adepten, oder für einen Zeugen halten wolle, der mit einer Tinktur auf Weiß operirt habe. Er erzählt nämlich Folgendes:

„Anno 1627, den 22. Julius, ward bei Castelnau-
„dari die Kraft des phyſiſchen Salzes in Gegenwart glaub-
„würdiger Männer bewährt. Insbeſondere waren dabei
„zugegen der ehrwürdige Pater Adrian vom Kapuzinerorden,
„und der Präſident de Serignol, welcher ſich die Mühe

„nahm, das Feuer mit dem Blasebalge anzublasen, damit „kein Betrug bei dieſer unglaublichen Metall„verwandlung vorgehe.“

„Ein halber Gran des wunderbaren Salzes verkehrte „in Zeit einer halben Viertelſtunde eine ganze Unze Queck„ſilber in das reinſte und beſte Silber, welches in der Probe „mit Blei nicht allein glänzender ward, ſondern auch um eine „Drachme am Gewicht zunahm, weil in der erſten Trans„mutation noch nicht die ganze Kraft des Salzes erſchöpft „worden war.“ Vergl. Deſſen Schriften, deutſche Ausgabe, Th. II. S. 266.

Wir ſollen vorausſetzen, daß er reines Queckſilber genommen, auch das Silber zuletzt rein abgetrieben habe, wie ſeine Zeugen beides vorausgeſetzt haben mögen. Ungläubigen bleibt übrigens unbenommen, zu vermuthen, daß der Philoſoph von Castelnaudari mancherlei unbemerkt vornehmen konnte, während der Präſident tapfer zublies und der Heilige betete. Es könnte wol ſeyn, daß dieſe Herren zuſammen phyſiſchen und moraliſchen Wind gemacht hätten, und daß dem eiteln Alchemiſten darum zu thun geweſen ſey, mit dem Anſehen ſolcher Reſpektsperſonen zu imponiren, um die abgelegte Meiſterprobe, und ſich, den Meiſter, vor ſeinem Publikum zu beglaubigen.

Man hat von dieſem Philoſophen folgende alchemiſtiſche Schriften:

1) Palladium spagyricum. Tolosae, 1624, 8.; Argentorati, 1632, 8.
2) Alchimista christianus. Tolosae, 1632, 8.
3) Hercules pio-chymicus. Tolosae, 1634, 8.
4) Annotationes in currum triumphalem Antimonii Fr. Basilii Valentini. Tolosae, 1646, 8.
5) Sapientia universalis. Tolosae, 1648, 8.
6) Propugnaculum Alchimiae. Tolosae, 1649, 8.

Ein Sendſchreiben von ihm an den Herzog Friedrich von Holſtein über die Dunkelheit der Alchemie ward zu Nürn-

berg, 1690, 4., deutsch gedruckt. Ebendasselbe gab Konr. Horlacher unter dem Titel: Hellscheinende Sonne am alchymistischen Firmament, mit einer historischen Vorrede, zu Nürnberg, 1705, 8., heraus.

Obige Schriften wurden zusammen lateinisch herausgegeben zu Frankfurt, 1652, 4., in zwei Bänden, 1656 aber in drei Bänden. Eine deutsche Ausgabe erschien in zwei Theilen zu Hamburg, 1713 und 1730, 8.

In den Niederlanden trat jetzt ein Vertheidiger der Alchemie auf, der jeden Zweifel für immer niederzukämpfen schien. Es war

Johann Baptist van Helmont, Herr von Merode u. s. w., geboren zu Brüssel 1577, gestorben 1644. Dieser berühmte Arzt hat in dreien seiner Schriften die Transmutation aufs muthigste verfochten, nämlich in seinen Thesibus, der Vita aeterna, und dem Arbor vitae. In der von seinem Sohne besorgten lateinischen Gesammtausgabe seiner Werke, (Amsterdam, 1648, 4.,) stehen die hierher gehörigen Stellen p. 671., 743., und 793.

P. 671. sagt er: „Denn jenen goldmachenden Stein „habe ich einigemal mit meinen Händen betastet, mit mei„nen Augen gesehen, wie er käufliches Queckſilber wahrhaft „verwandelte, und des Queckſilbers war einige tausendmal „mehr, als des Pulvers, wodurch es zu Gold wurde. Es „war ein schweres Pulver von Safranfarbe, schimmernd wie „nicht ganz fein gestoßenes Glas. Man hatte mir einmal „einen Viertelgran davon gegeben. Dieses Pulver wickelte „ich in etwas Siegelwachs von einem Briefe, damit es nicht „zerstreut werde. Das Kügelchen warf ich auf ein Pfund „eben gekauftes und im Tiegel erhitztes Queckſilber. Als„bald gestand das fließende Metall mit einigem Geräusch „und zog sich in einen Klumpen zusammen (resedit instar „offae), wiewol es so heiß war, daß geschmolzenes Blei „noch nicht erstarrt wäre. Bei Verstärkung des Feuers mit „dem Blasebalge ward es wieder flüssig. Als ich es ausgoß,

„hatte ich das reinste Gold, am Gewicht acht Unzen. Ein „Theil des Pulvers hatte also 19186 Theile eines unreinen, „flüchtigen und im Feuer zerstörbaren Metalles in wahres „Gold verwandelt.“

P. 743.: „Denn ich habe jenes Pulver einigemal ge„sehn. Das Viertel eines Grans, in Papier gewickelt, „warf ich auf acht Unzen Queckſilber, welches ich im Tiegel „heiß gemacht hatte, und ſogleich geſtand das ganze Queck„ſilber mit einigem Geräuſch und gerann wie gelbes Wachs. „Nachdem es vor dem Blaſebalge wieder umgeſchmolzen „worden war, fand ich des reinſten Goldes acht Unzen we„niger elf Gran.“

P 793.: „Ich bin genöthigt, zu glauben, daß es ei„nen gold = und ſilbermachenden Stein gebe, weil ich zu „mehren Malen mit meiner Hand mit Einem Gran Pul„ver die Projektion auf einige tauſend Gran heißgemachtes „Queckſilber machte, und zur lebhafteſten Verwunderung „(cum titillante admiratione) vieler Umſtehenden ging die „Sache im Feuer vor ſich, wie es in den Büchern ſteht.“

Aus einer vierten Stelle (p. 746.) erſieht man, daß Helmont von zwei verſchiedenen Adepten Tinktur erhalten hat, die er Beide nicht kannte. Den einen (peregrinum, unius vesperi amicum) hatte er nur Einmal geſprochen. Derſelbe hatte ſoviel Tinktur bei ſich, daß er damit 200000 Pfund Gold machen konnte. Der andere hatte genug zu zwanzig Tonnen Goldes.

Helmont war ſo ſehr erfreut von dieſen ihm dargebotenen Beweiſen einer bis dahin bezweifelten Wunderkraft, daß er den eben neugebornen Sohn mit dem heidniſchen Namen Mercurius taufen ließ! Dieſer Zug von Begeiſterung darf wol mit als Beleg angeſehen werden, daß er in obigen Stellen aus ehrlicher Ueberzeugung geſchrieben habe, nicht mit Fabre und Konſorten in eine und dieſelbe Klaſſe zu ſetzen ſey.

Dazu glaubten jedoch viele Gegner der Alchemie Grund zu haben. Sie verwarfen ſein Zeugniß beſonders darum,

weil er ſich in den angezogenen Stellen nicht gleich bleibt. Zu ſeiner Entſchuldigung läßt ſich ſagen, daß die Tinktur der beiden Adepten von verſchiedener Intenſität geweſen ſeyn könne. Auch ſcheint es, daß er ſeine Verſuche erſt lange nachher bekannt gemacht habe, indem ſein Merkurius, der nachherige Herausgeber ſeiner Schriften, 1618 geboren iſt, die genannten Schriften aber um 1630 erſchienen ſind, wonach man glauben kann, es ſey in zehn oder zwölf Jahren manches Einzelne dem Gedächtniſſe des Fünfzigers entfallen.

Allein rechtfertigen läßt ſich nicht, daß er über einen Gegenſtand, der ohne Zweifel für die Naturforſchung wichtiger war, als alles andere, worüber er geſchrieben, ſo oberflächlich und beiläufig plaudert. Man muß bedauern, daß das Zeugniß eines ſachkundigen Gelehrten durch dieſe Fahrläſſigkeit für den eigentlichen Zweck unbrauchbar geworden ſey.

Daß Helmont mit unbekannten Adepten verkehrt habe, wird neben ſeiner Ausſage durch eine räthſelhafte Erſcheinung beglaubigt, welche um dieſelbe Zeit im Weſten von Europa manche Spur hinterließ. Ein Nachfolger Seton's, durch deſſen Schickſal furchtſam gemacht, irrte flüchtig umher, ohne ſich irgendwo zu erkennen zu geben. Wiewol ſein Wirken nicht überall ganz verborgen bleiben konnte, ſo iſt es ſeiner Vorſicht doch gelungen, alle Nachforſchungen zu vereiteln, ſo daß es nach beinahe zweihundert Jahren noch nicht möglich geworden iſt, mehr als Bruchſtücke von ſeiner Geſchichte zu liefern.

In einer Schrift, welche er uns gleichſam als Abſchiedskarte durch die dritte Hand zukommen ließ, nennt er ſich Philaletha, den Wahrheitfreund, und mit dem Vornamen Irenäus, d. h. Friedrich. Aus dem letzteren ſind durch Schreibfehler die Namen Eyrenäus und Eyrenäus entſtanden, die ebenwol vorkommen. Er ſagt im Eingange ſeiner Metamorphoſe, daß er 1645 geſchrieben, und damals dreiundzwanzig Jahre alt geweſen, wonach er 1612 geboren iſt. Sein Todesjahr wiſſen wir nicht, weil

er verschwunden blieb. Auch sein Vaterland ist ungewiß, indem Einige ihn für einen Franzosen, Andere für einen Engländer hielten. Doch ist das Letztere wahrscheinlicher. Morhof bezeugt in seinem Briefe an Langelot, p. 143., daß man ihm in England versicherte, den Mann wol gekannt zu haben. Faust bezeugt Ebendasselbe und nennt dabei Robert Boyle als Gewährmann. Dufresnoy, der den Philaletha sehr hoch achtet, erklärt ihn selbst, Hist., T. I. p. 403., für einen Engländer.

Wer dieser Irenäus Philaletha eigentlich gewesen, darüber hat man mancherlei Vermuthungen. Nach Wedel soll er Thomas de Vaughan geheißen haben. du Fresnoy nennt ihn Th. Vagan. Nach Hertodt hieß er vielmehr Childe. Noch Andere berichten, daß er sich in Amerika Dr. Zheil genannt habe, und Peträus meldet etwas von einem Adepten, der 1636 unter dem Namen Carnobe in Holland gewesen sey. Der erste dieser Namen wird von den Meisten angenommen, weil eine Familie des Namens damals in Wales lebte, von welcher z. B. John Vaughan 1620 Lord und Pair des Reichs ward, wie auch ein Robert Vaughan, der 1612 zu Oxford studirte, als Antiquar bekannt geworden ist. Aber es ist leicht möglich, daß Seton's Schüler alle diese fünf Namen zu seiner Verbergung angenommen und damit gewechselt habe. Vagans konnte sich der Unstete ohne Unwahrheit nennen.

Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß dieser Proteus ein wahrer Adept gewesen sey, und Einige wollen, daß er eine Tinktur von solcher Kraft besessen habe, dergleichen nie vor ihm gesehen worden. Ein Gran derselben, auf eine Unze Quecksilber geworfen, verwandelte es in Tinktur. Ward diese dreimal nach einander auf zehnmal soviel Quecksilber geworfen, so entstand zuletzt eine Tinktur, welche noch 19000 Theile Quecksilber in Gold verkehrte. Wiewol Lullus Aehnliches behauptet, auch die letzte Kraft mit Helmont's Rechnung stimmt, so glauben doch Viele, daß Starkey, der

Obiges in seiner Medulla meldet, die Sache gewaltig übertrieben habe, und Starkey's Ruf rechtfertigt den Argwohn.

In seiner Jugend soll Philaletha in England viele Projektionen gemacht haben, wie Urbiger (Borghese) von König Karl dem Zweiten selbst gehört zu haben versichert. Das dadurch erregte Aufsehen, sagt man, habe ihn bewogen, England zu verlassen. Man bringt damit in Verbindung, was er selbst in seinem Introitus, Cap. XIII. §. 11., erzählt. Er bot einem Goldarbeiter zwölfhundert Mark Silber zu Kauf an. Der verwunderte sich über die vorzügliche Feinheit des Silbers, und sagte ihm geradezu, das sey künstlich gemachtes Silber, denn es stimme mit keiner Probe überein. Der Mann machte so viel Geräusch von der Sache, daß der Verkäufer gerathen fand, lieber seinen Schatz im Stich zu lassen, um nicht seine Freiheit zu verlieren. Wenn freilich der König von ihm sprach, so war das Ehre und Grund genug.

Frei wie ein Vogel, d. h. vogelfrei, wanderte Philaletha durch Frankreich, Italien, die Schweiz, Deutschland und die Niederlande. Es ist nicht unmöglich, daß Er es war, der mit Berigard, Groß und Morgenbesser verkehrte und Helmont von seiner Tinktur gab. Auch Vorfälle des folgenden Zeitraumes, die weiter unten erzählt werden, kann man sich versucht fühlen seiner Mitwirkung zuzuschreiben. Gewiß haben nur Wenige jenes Geheimniß erkannt, und darum ist man wol geneigt, die anonym abgelegten Proben Eines Menschenalters Einem und Demselben beizumessen.

Besorgniß oder Reiselust führte den Adepten über das Meer, und zwar nach Westindien, wie die Meisten sagen. Nach Ostindien, sagt Morhof; allein er gesteht selbst, daß er sich der näheren Umstände nicht ganz erinnere. In Westindien machte er Bekanntschaft mit dem Apotheker Starkey, in dessen Laboratorium er mehrmals tingirte. Dieses Verhältniß brachte mit sich, daß der Sohn des Apothekers, Georg Starkey, neugeschaffenes Gold und Silber zum

Geſchenk erhielt. Childe, wie er dort ſich nannte, hatte Gefallen an dem lebhaften Jüngling, und gab ihm einſt zwei Unzen von der weißen Tinktur; als er aber in Erfahrung brachte, daß jener damit verſchwenderiſch umgehe und obenein von der Sache plaudere, zog er ſich zurück und ließ ſich nicht weiter ſehen. Nach jener Zeit ſcheint derſelbe Adept noch einmal in Europa geweſen zu ſeyn; weil man ſagt, daß er die Schrift, worin er von der Mitwelt Abſchied nahm, im Jahre 1666 zu Hamburg an Johann Lange übergeben habe. Seine Schriften ſind:

1) Introitus apertus ad occlusum Regis palatium. Amstelodami, 1667, 8. Das Original war engliſch geſchrieben; aber J. Lange überſetzte es ins Lateiniſche. Eine zweite lateiniſche Ausgabe erſchien zu Venedig, 1683, 8.; eine dritte, von G. W. Wedel, zu Jena, 1699, 8.; eine vierte, von Joh. Mich. Fauſt, zu Frankfurt a. M., 1706, 8.; eine fünfte ebenda, 1728, 8. Außerdem ward die Schrift lateiniſch abgedruckt im Museum hermeticum, N. XVI., und in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 110. Eine engliſche Ueberſetzung aus dem Lateiniſchen erſchien zu London, 1669, 8. Eine franzöſiſche Ueberſetzung findet man in Salmon Bibliothéque des phil. chim., T. I. N. 7. Eine zweite hat du Fresnoy mit gegenüberſtehendem lateiniſchen Texte ſeiner Histoire de la philos. hermét., T. II. p. 1 — 273., einverleibt. Eine deutſche Ueberſetzung von Kardiluck erſchien zu Nürnberg, 1676, 8.; eine zweite, unter dem Titel: „Eröffnung der Thüre zu dem königlichen Palaſt“, Dresden und Leipzig, 1718, 8.

Die zahlreichen Ausgaben, Abdrücke und Ueberſetzungen zeugen von der Aufmerkſamkeit, welche der nun endlich eröffnete Eingang erregte. Zwar ſprachen ſich Manche unen Pförtner aus, wie z. B. Edm. Dickin- Schreiben an Mundan ſich beſchwert, dieſer den Leſer noch mehr als alle ſeine Kollegen

zum Beſten, auch G. Horn in ſeiner Ausgabe von Geber's Chemie, und J. Ferd. Hertodt in ſ. Epistola contra Philaletham (Mangeti Bibl., T. II. N. 114.) ihm wenig Vertrauen bezeigen; da jedoch Wedel und Becher ſich dafür verbürgten, daß der Verfaſſer des Introitus ein wahrhafter Adept ſey, ſo nahm man weiter keinen Anſtoß an ſeiner Dunkelheit, und hoffte, man werde ihn ſchon noch einmal verſtehen.

2) Metamorphosis Metallorum; lateiniſch herausgegeben von Mart. Birrius zu Amſterdam, 1668, 8.; lateiniſch abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 111. Eine deutſche Ueberſetzung von J. Lange erſchien zu Hamburg, 1675, 8. Eine neue Ausgabe davon erſchien unter dem Titel: Abyssus Alchymiae exploratus, von Thoma de Vagan, zu Hamburg, 1705, 12.

3) Brevis manuductio ad Rubinum coelestem; ward von Birrius zu Amſterdam, 1668, 8., mit N. 2. lateiniſch herausgegeben; lateiniſch abgedruckt im Museum hermeticum, N. 18., und in Mangeti Biblioth. chem., T. II. N. 112.; deutſch überſetzt von Lange, Hamburg, 1675, 8.

4) Fons chymicae veritatis; lateiniſch herausgegeben von Birrius zu Amſterdam, 1668, 8.; lateiniſch abgedruckt im Museum hermeticum, N. 19., und in Mangeti Bibl. chem., T. II. N. 113.; deutſch von Lange mit N. 2. u. 3.

Man hat eine Sage, deren Urſprung unbekannt iſt, daß Philaletha dieſe drei zuletzt genannten Schriften, als Erzeugniſſe früherer Jahre, in der Folge nicht genehmigte und unterdrücken wollte; allein es war zu ſpät, da die Handſchriften ſchon durch den Druck verbreitet waren. Die lateiniſche Ausgabe des Birrius ward dadurch nur um ſo mehr geſucht. Ob man das eben wollte?

5) Ripley revivd, ein engliſch geſchriebener Kommentar über Ripley's Schriften, ward zu London, 1678, 8.,

gedruckt. Eine deutsche Uebersetzung von Johann Lange erschien zu Leipzig, 1685, 8.; eine zweite Ausgabe zu Hamburg, 1689, 8.; und noch eine verbesserte ebendaselbst, 1741, 8. Einen Theil liefert du Fresnoy französisch in s. Histoire, T. II. p. 296. s.

George Starkey folgt dem Philalethen, wie Sendivog dem Seton, als Marktschreier hinten nach. Mit der zum Geschenk erhaltenen Tinktur auf Weiß machte er vielerlei Versuche, um sie weiter auszuarbeiten, wenigstens zu verlängern, aber beides ganz ohne Erfolg. Mit dem Reste derselben verließ er Westindien, ging nach England, lebte als Arzt und Apotheker zu London, prahlte viel mit seiner Kunst, und machte Projektionen, so lange er noch etwas dazu hatte. Nebenbei erfand er die von ihm benannte Terpenthinseife; aber das war kein Surrogat für den Stein der Weisen. Er schrieb nun Bücher, machte Gold aus Papier, und erlangte Ruf. Großentheils verdankte er diesen der Berühmtheit des Philalethen, als dessen Schüler er sich darzustellen wußte. Auch ließ er glauben, daß diese Schriften vom Philaletha herrührten, der ihm die Handschriften übergeben habe. Zu diesem Ende gab er sie unter dem Namen Philaletha Philoponus aus, und verbarg seinen eignen Namen unter dem Anagramm: Egregius Christo (Georgius Sterchi). Aber alle diese Finten konnten ihn endlich nicht vor Verarmung retten. Er starb 1665 im Schuldthurm an der Pest. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 196. Er schrieb:

1) Pyrotechnia. Diese Schrift, von welcher er der Philosoph durchs Feuer benannt wurde, erschien englisch zu London, 1658, 12.; eine holländische Uebersetzung von van der Velde zu Amsterdam, 1687, 8.; eine französische von J. Pelletier zu Rouen, 1706, 12.; eine deutsche, unter dem Titel: Pyrotechnie, oder Kunst, philosophisches Feuer zu halten, zu Frankfurt, 1711, 8., und 1712, 12.

2) Medulla Alchymiae, in englischen Versen. London, 1664, 8. Eine deutsche Uebersetzung von Joh. Lange erschien unter dem Titel: Kern der Alchymie, zu Hamburg, 1685, 8.

3) Experimenta de praeparatione Mercurii sophici ad Lapidem per Regulum Antimonii. Amstelodami, 1668, 8. Eine englische Uebersetzung erschien zu London, 1675 und 1678, 8.; eine französische siehe bei du Fresnoy, Histoire, T. II. p. 274. s.

Um dieselbe Zeit lebte in England Elias Ashmole, von Lichfield, ein gelehrter Edelmann, der Zeit und Vermögen wissenschaftlichen Forschungen widmete. Unter anderem war er ein Verehrer der Alchemie, weshalb man ihn zu Oxford den Mercuriophilus Anglicus nannte. Er war nicht praktischer Alchemist, beschäftigte sich aber mit der Literatur des Faches und veranstaltete eine Sammlung englischer Alchemisten. Diese Sammlung von 32 Schriften gab er in englischer Sprache mit seinen Anmerkungen heraus, unter dem Titel: Theatrum chemicum britannicum, London, 1652, 4.

Bosset Honius schrieb eine lateinische Abhandlung, betitelt: Lapis chymicus, philosophico examini subjectus, Oxonii, 1647, 12. Dem Titel nach sollte man eine chemische Analyse der Tinktur erwarten.

In Dänemark war bis dahin, soviel bekannt, noch nicht die Rede von Alchemie gewesen. Jetzt verlautete, König Christian der Vierte habe einen Adepten in seinem Dienst. Der Münzmeister Kaspar Harbach besitze nämlich ein Geheimniß, vermöge dessen er die aus den norwegischen Gruben eingelieferten Metalle in Gold verwandle. Zum Beweise zeigte man dänische Dukaten von 1644 bis 1646 vor welche aus solchem Golde geprägt seyn sollten. Viele meinten, es sey in Norwegen eine Goldader entdeckt worden; als aber der königliche Berghauptmann in Norwegen von stattgefundener Goldausbeute nichts wissen wollte, so

vereinigten sich die Zweifler in der Vermuthung, das Gold sey eingewechselt und die gerühmte Verwandlung bestehe nur im Gepräge.

Der König hatte inzwischen Harbach zu seinem Leibalchemisten ernannt, und empfand es übel, daß man seiner persönlichen Ueberzeugung nicht Glauben beimessen wolle. Er gab deshalb im Jahre 1647 seinen Unterthanen einen goldenen Verweis. Auf seinen Befehl wurden aus dem künstlichen Golde neue Dukaten geprägt, welche auf der Bildseite ihn in ganzer Figur mit seines Namens Umschrift darstellten, auf der Rückseite aber eine große Brille, mit der Beischrift: Vide mira Domi(ni) 1647. Diese Brillendukaten waren allerdings geeignet, Zweiflern den Glauben in die Hand zu geben; nur reichten sie nicht weit, wennschon mehr halbe und Viertelduka ten als ganze ausgegeben wurden. Man wollte daher den Beweis nicht ganz vollwichtig finden, wie denn in Holland eine Spottmünze geschlagen ward, die von Kupfer, aber einseitig vergoldet war. Auf der gelben Seite las man: Aus Noord komt Gold, auf der rothen hingegen: Mar wenig.

Wahrscheinlich hatte das norwegische Silber einen geringen Goldgehalt, den Harbach ausschied. Der König mag diese Scheidung für ein Partikular gehalten haben, und glaubte sonach seiner Sache gewiß zu seyn. Wenn auch der Gewinn die Kosten nicht trug, wie zu erwarten ist, so hatte man doch sein Vergnügen an der eignen Goldmünze. Es war ein unschuldiger Betrug, mit welchem Harbach seinen Herrn zeitgemäß und nicht sehr kostbar unterhielt. Vergl. Köhler's Münzbelustigungen, Th. VII. S. 277. Th. XII. S. 145.

Dreizehntes Kapitel.

Alchemie des siebzehnten Jahrhundertes.

Drittes Viertel.

Um die Mitte des Jahrhundertes geschahen in Deutschland einige Transmutationen, deren Wahrheit genugsam beglaubigt ist, indem man Personen zu Zeugen machte, deren Charakter über jeden Zweifel erhaben ist, und welche allerdings in der Lage waren, die Sache gehörig zu prüfen oder prüfen zu lassen. Allein diese Probestücke wurden von Mittelspersonen abgelegt, welche die Tinktur nicht selbst verfertigt, sondern aus einer dritten Hand in Kommission erhalten hatten. Der eigentliche Adept blieb klüglich hinter der Scene. Niemand sah ihn kommen und gehen. Diese berechnete Vorsicht erinnert schon an das, was oben vom Philalethen angemerkt worden ist. Die Zeiten der Probestücke fallen so nahe zusammen, in das erste Jahrzehend dieser Periode, daß man wol glauben darf, derselbe Philaletha, welcher 1666 in Hamburg anwesend war, habe sie veranlaßt und die Gaben dazu auf seinen Reisen ausgetheilt. Der wichtigste Grund zu dieser Vermuthung kann von der gebrauchten Tinktur hergenommen werden, welche da, wo man sie berechnete, in ihrer Kraft mit der des Philalethen übereinstimmend befunden ward. Man erkennt also gleichsam, nach dem alten Jägerspruch, den Löwen an seiner Spur.

Als Kaiser Ferdinand der Dritte 1648 in Prag war, brachte ihm ein gewisser Richthausen einen

Gran rothen Pulvers, mit dem Bericht, das sey der berühmte Stein der Weisen. Er sollte diese Probe von einem Freunde, Namens La Busardière, erhalten haben, welcher vor Kurzem im Hause des Grafen von Mansfeld zu Prag verstorben sey. Andere nennen das Haus des Grafen von Schlick, auch statt Busardière andere Namen, und andere Umstände; allein darauf ist kein Gewicht zu legen. Der wahre Geber wollte verstorben seyn, damit man sich nicht bemühe, ihn auszuforschen, und überließ es Denen, welche die Stadtgespräche leiteten, irgend einen Todten herauszuklügeln, dem so etwas wol zuzutrauen wäre. Die Geschichte sieht gern ab von ihren Muthmaßungen, hält sich an den Ueberbringer und den Empfänger.

Kaiser Ferdinand III. war nicht Alchemist, aber neugierig, die Bestätigung einer wunderbaren Sache mit eignen Augen zu sehen, von welcher so viel gesprochen ward, und an welcher er im Angesicht der Prager Marmortafel kaum zweifeln konnte. Der Versuch wurde vom Oberbergmeister Grafen Ruß veranstaltet und in des Monarchen Gegenwart angestellt. Mit dem erhaltenen Gran Tinktur machte man Projektion auf drei Pfund Queckſilber. Man erhielt davon beinahe dritthalb Pfund feines Gold. Aus dem Verlust von mehr als einem Sechstheil des Metalles ist abzunehmen, daß man zuviel Queckſilber genommen hatte, daß man also ohne vorgeschriebenes Massenverhältniß verfuhr, daß folglich Richthausen, der jenes kennen mußte, bei dem Versuch nicht gegenwärtig war, wodurch mancher mögliche Zweifel beseitigt wird.

Der Ertrag des Goldes betrug genau zwei Pfund elf Loth oder dreihundert Quentchen. Demnach hatte der einzige Gran Tinktur achtzehntausend Gran Queckſilber in Gold veredelt. Die Tinktur, mit welcher Helmont arbeitete, gab beinahe 19200 Theile, und die des Philalethen, welche Starkey gebrauchen sah, gab 19000. Nur mit diesen beiden mag Richthausen's Tinktur verglichen werden; und daß

dieſe jene nicht ganz erreichte, kann füglich fehlerhafter Behandlung zugeſchrieben werden, denn es wird nicht angemerkt, daß man ſie vor dem Gebrauche kunſtmäßig inpaſtirt habe.

Der Kaiſer war hoch erfreut von einem Erfolge, den er ſo glänzend nicht erwartet hatte. Den Ueberbringer, Richthauſen, ernannte er zu einem Freiherrn von Chaos, nicht Laos, wie Einige melden, und verlieh ihm das einträgliche Hofamt eines ungariſchen Kammergrafen. Daß Ferdinand die Legende von dem verſtorbenen Adepten nicht glaubte, ſondern von Richthauſen erfahren hat, ſoviel dieſer ſelbſt wußte, wird dadurch bewieſen, daß er den Verfertiger des Pulvers öffentlich auffordern ließ, und ihm Einhunderttauſend Reichsthaler Belohnung verſprach, wenn er ſich melden würde. Allein der Selige muß nicht für gut gehalten haben, wieder aufzuleben, denn es erſchien kein Adept. Vergl. Chymiphili Offenbarung chymiſcher Weisheit, (Nürnberg, 1720, 8.,) S. 67.

Aus dem erhaltenen Golde ließ Kaiſer Ferdinand eine einzige Denkmünze von dreihundert Dukaten ſchlagen, welche folgendes Gepräge erhielt. Die Bildſeite zeigt die ſtehende Figur des Sonnengottes mit umſtrahltem Haupte. In der einen Hand hält er die Lyra, in der anderen aber Merkur's Schlangenſtab, trägt auch deſſen Flügelſchuhe, wodurch die Verwandlung des Queckſilbers in Gold perſonificirt wird. Die obere Umſchrift lautet: Divina Metamorphosis, ihre Fortſetzung unten: Exhibita Pragae XV Jan. Aº MDCXLVIII in Praesentia Sac. Caes. Majest. Ferdinandi Tertii. Auf der Rückſeite lieſet man in zehn Zeilen die Aufſchrift: Raris haec ut hominibus est ars, ita raro in lucem prodit. Laudetur Deus in aeternum, qui partem suae infinitae potentiae nobis suis abjectissimis creaturis communicat.

Zu Deutſch: „Wundervolle Verwandlung, bewirkt zu „Prag den 15. Jan. 1648 in Gegenwart Seiner Kaiſer-

Aurea progenies plumbo prognata parente.

Dieser Vers bezeugt des Monarchen Ueberzeugung, aber weniger Verwunderung, weil die neue Erfahrung ihm nur die ältere bestätigte. Die hier unvollständig beschriebene Medaille befand sich 1729 in der Münzsammlung auf dem kaiserlichen Lustschlosse Ambras, wo Keyßler sie sah und ihre Geschichte hörte. Vgl. Dessen Reisen, Th. I. S. 38.

Daß der Baron Chaos mehr von jener Tinktur besessen habe, welche er dem Kaiser überreichte, erhellt schon aus Zwelffer's nachträglichem Zeugnisse. Mit dem Reste machte Ebenderselbe zehn Jahre später noch ein höchst merkwürdiges Probestück in Gegenwart des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp, aus dem Hause von Schönborn, welcher ein warmer Freund und Kenner der Alchemie war. Eine Projektion, die Chaos bei dem mainzischen Großvikarius gemacht hatte, bewog den Kurfürsten im Jahre 1658, selbst Zeuge einer solchen zu werden. Chaos hatte seine Tinktur mit Gummi Traganth inpastirt. Ein Körnchen davon, so groß als eine Linse, umwickelte er mit Wachs und klebte es auf den Boden eines Schmelztiegels fest. Darauf goß er vier Unzen Quecksilber, bedeckte den Tiegel und umschüttete ihn mit Kolen. Nach einer halben Stunde wurden die Kolen weggeräumt. Als der Deckel abgehoben ward, bemerkte der Kurfürst, das Metall fließe darin nicht mit einem grünen Scheine, wie das Gold pflege, sondern mit einem rothen. Diese Aeußerung verräth den Kenner, auf dessen Augenzeugniß man bauen kann.

Der Künstler entgegnete darauf, das Gold sey zu hoch tingirt und müsse durch einen Zusatz von Silber auf den rechten Grad herabgestimmt werden. Zu diesem Ende warf der Kurfürst ein Silberstück, welches er eben bei sich hatte, in den Tiegel. Sobald das Metall wieder in völligem Flusse war, ward es in einen Einguß ausgegossen. Das erhaltene Gold fand der Kurfürst „etwas matt“. Chaos gab das zu, und schob diesen Fehler auf einen „Ge-

Unzen zum Geſchenk gemacht, welches aus Queckſilber gemacht worden war.

Mithin wußte dieſer glaubwürdige Mann den ganzen Hergang aus der erſten Hand, und ihm verdanken wir die Bekanntmachung der Begebenheit. Die umſtändliche Erzählung nebſt der Abbildung und Beſchreibung der Münze, die mehr eine Tabula aurea genannt zu werden verdient, findet ſich in der Mantissa spagyrica, welche Zwelffer ſeiner Pharmacopaea Regia anhängte, P. I. Cap. I. Vgl. Clauder Tractat. de Tinctura universali, Cap. IV. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 84. f. Schröder's Alchymiſtiſche Bibliothek, Th. II. S. 90. f.

Außerdem iſt vom Kaiſer Ferdinand dem Dritten noch eine andere Transmutation geſehen und bezeugt worden, welche weniger bekannt geworden iſt, aber nicht minder angemerkt zu werden verdient, indem ſie die Anwendung der Tinktur auf ein anderes Metall beurkundet. Nur hat dieſe Thatſache keinen Zwelffer gefunden, und iſt darum für die Geſchichte weniger erſprießlich geworden. Sie fand zwei Jahre nach der Pragiſchen Statt, im Jahre 1650.

Der kurpfälziſche Oberjägermeiſter, Baron Pfenniger, überbrachte dem Kaiſer ein wenig Tinktur, welche er aus dem Nachlaſſe eines Verſtorbenen erhalten haben wollte. Der Sohn deſſelben, berichtete man, habe bei Lebzeiten des Vaters von ihm gehört, dieſes Pulver tingire zwar in Gold, koſte aber weit mehr, als der Goldertrag werth ſey. Alſo wieder ein Todter! Die beigefügte Nachricht, daß die Tinktur, nach der damals beliebten Anſicht, nichts mehr als eine aus Gold gezogene Anima ſey, hatte wol zum Zwecke, die Veredlung als eine reine Kurioſität ohne erklecklichen Gewinn darzuſtellen.

Pfenniger machte die Projektion in Gegenwart des Kaiſers, aber nicht auf Queckſilber, ſondern auf Blei. Aus dem erhaltenen Golde ward eine Medaille geſchlagen, zu deren Aufſchrift der Kaiſer ſelbſt folgenden Hexameter ſetzte:

gab, Ein Theil Tinktur nur 600 Theile Blei veredelt haben, weshalb die Zeitgenoſſen ſeine Tinktur als ein Partikular anſahen. Vgl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 154.

Die merkwürdigſte ſeiner Transmutationen, welche von einem tüchtigen Zeugen gut beſchrieben, und dadurch vor anderen für die Geſchichte belehrend ward, geſchah zu Aachen im Jahre 1667. Der Münzmeiſter und Goldarbeiter Guillaume daſelbſt hatte Monte Snyders ſchon früher kennen gelernt, und erkannte ihn ſogleich wieder, als er an einem Morgen in ſeine Werkſtatt trat, ihm einen Ring brachte, und eine Probe verlangte, ob das Metall gutes Gold ſey. Auf dem Amboß geſchlagen zerſprang der Ring. Monte Snyders fragte, ob er das ſpröde Gold nicht geſchmeidig zu machen wiſſe. Zu dieſem Ende ließ Guillaume den Ring im Tiegel ſchmelzen und warf gepulvertes Spießglas darauf, aber es wirkte gar nichts, und das Gold blieb ſpröde, wie es war. Als er es darauf mit Salpeter und Schwefel zugleich bearbeitete, erhielt er das ſchönſte und geſchmeidigſte Gold. Dieſe einander widerſprechenden Erfolge ſetzten den erfahrnen Goldarbeiter ſchon in die größte Verwunderung.

Zur Vergeltung ſeiner Mühe bewirthete ihn Monte Snyders den Abend im Wirthshauſe. Im Plaudern warf Letzterer die Frage hin, ob Guillaume Luſt habe, morgen noch eine Probe zu machen. Auf deſſen Zuſage kam er des anderen Tages gar früh, bevor noch die Hausthür geöffnet war. Auf ſein Verlangen ſetzte der Goldſchmied einen Tiegel ins Feuer, ließ 28 Loth Blei darin ſchmelzen, und ſetzte dann ein halbes Loth Kupfer dazu. Darauf gab ihm der Gaſt von vielen Papierchen, die er bei ſich hatte, das kleinſte, und ließ es wägen, ob es nicht vier Gran wiege. Es wog aber nur vierthalb Gran. Nach einigem Bedenken ließ er das darin enthaltene Pulver in Wachs wickeln und ſo auf das geſchmolzene Metall im Tiegel werfen. Er ſelbſt blieb auf ſeinem Stuhle ſitzen, und kam nicht zum Feuer, ſondern trank ſeinen Wein, den er hatte holen laſſen, und plauderte.

Als das Metall ausgegoſſen wurde, war es grau und ſpröde wie Glas. Nach Monte Snyders Anweiſung ward es noch ſechsmal in neuen Tiegeln umgeſchmolzen und ausgegoſſen, womit man dieſen Tag und den folgenden Morgen zu thun hatte. Das erſte Mal hatte es zwei Loth am Gewicht verloren. Nach dem zweiten Schmelzen war es wieder um anderthalb Loth leichter geworden, gelb wie Meſſing, aber noch ſehr ſpröde. Im dritten Schmelzen ging ein Loth ab, und ſo ward es bei jedem Ausgießen etwas weniger, aber ſchöner und glänzender. Am Ende blieben noch achtzehn Loth des ſchönſten Goldes. Dieſen Reſt nahm Monte Snyders zu ſich, und verſprach, nach Mittag wiederzukommen, blieb aber aus, und war, wie ſich bei der Nachfrage ergab, unmittelbar darauf zu Pferde abgereiſet.

Im letzten Tiegel fand Guillaume noch zwei Körner Gold, die hängen geblieben waren, und dieſe wurden vom Stadtrath zum Andenken aufgehoben. Was in allen ſieben Tiegeln geblieben war, kratzte er zuſammen, bearbeitete es auf dieſelbe Art von neuem, und erhielt noch für achtzehn Reichsthaler gutes Gold. Damit war ſeine Arbeit wol reichlich bezahlt; doch lamentirte er darüber, daß er nichts von der Kunſt erfragen können, und ſchalt den Adepten, er habe abſichtlich zu wenig Tinktur genommen, um ſeinen Spaß daran zu haben, wie er ſich abarbeite.

Mit dieſem Argwohn mag er dem Flüchtling etwas zuviel gethan haben. Es ſcheint vielmehr, Monte Snyders habe gern in Erfahrung bringen wollen, wie weit die Kraft ſeiner Tinktur ſich noch erſtrecke, ohne aber ſich ſelbſt viel zu bemühen. Nach den achtzehn Loth Gold, die er mit ſich nahm, konnte er berechnen, daß ſie 1234 Theile Blei veredle; wenn man aber das, was Guillaume aus der Tiegelkratze noch erhielt, auf ſechs Quentchen, und jene beiden Goldkörner auf $\frac{1}{2}$ Quentchen ſchätzt, ſo ſind alles in allem durch $3\frac{1}{2}$ Gran Tinktur an 4700 Gran Blei zu Gold geworden, wonach jene 1382 Theile veredelt hat. Die Tink-

tur des Philaletha war das nicht. Eher könnte man vermuthen, es sey die dem Sendivog in Würtemberg entwandte Setonische gewesen.

Die Aachener Transmutation ward durch Guillaume stadtkundig. Jedem, der zu ihm kam, zeigte er das selbstgemachte treffliche Gold. Die beiden Bürgermeister Wilder und Mouen verhörten ihn darüber und ließen seine Aussagen zu Protokoll nehmen. Im Jahre 1670 erzählte er den ganzen Vorfall vor mehren Zeugen dem holländischen Chemiker van Breeswyk, welcher die Erzählung in seinem „Goude Leuw" bekannt machte. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 148. f.

Monte Snyders hat sich auch als alchemistischer Schriftsteller gezeigt; wenn er aber dabei die Absicht hatte, sich als Adepten geltend zu machen, so ward sie nur unvollkommen erreicht. Im Gegentheile haben die Kritiker aus diesen Schriften eben darthun wollen, daß er seine Tinktur nicht selbst bereiten konnte. Man hat von ihm folgende zwei Schriften:

1) Tractatus de Medicina universali, ex tribus generibus extracta per universale menstruum. Darin folgt er den Ansichten und Grundsätzen des Basilius Valentinus. Das lateinische Original lief in Handschriften um und scheint nicht abgedruckt zu seyn. Eine deutsche Uebersetzung gab A. G. Berlig mit erläuternden Anmerkungen heraus zu Frankfurt und Leipzig, 1678, 8.

2) Metamorphosis planetarum sive metallorum. In diesem lateinischen Gedichte werden die Gottheiten Jupiter, Luna, Mars, Venus, Merkurius und Saturnus als handelnde Personen aufgeführt, und unter ihrem Treiben soll das Geheimniß verborgen seyn. Kunkel und Andere urtheilen, der Verfasser habe damit seine Leser arg zum Besten. Der alte Ritterkrieg, welcher damals theils im Original, theils in der vom Pater Sternhals verfaßten Umarbeitung handschriftlich umlief, mag ihm

dabei vorgeschwebt haben. Das Gedicht erschien zuerst lateinisch zu Amsterdam, 1663, 8.; eine deutsche Uebersetzung zu Frankfurt, 1684, 8.; auch ebenda, 1700, 8.; und eine andere zu Wien, 1774, 8.

Beide Schriften wurden auch zusammen deutsch, unter dem Titel: „Johann de Monte Snyders Chemische Werke", herausgegeben zu Frankfurt, 1699, 8.

Die Leistungen der hier aufgeführten Laboranten würden zusammen die Möglichkeit der Metallveredlung außer Zweifel gesetzt haben; allein es ward nur Einzelnen Einzelnes davon bekannt, und die Meinungen der Schriftsteller blieben getheilt. Unter diesen zeichneten sich damals folgende aus:

Johann Rudolph Glauber, ein Laborant, welcher sich zu Zeiten in Salzburg, Kitzingen, Frankfurt und Köln aufhielt, später aber nach Amsterdam ging, wo er 1668 in hohem Alter starb, war der fruchtbarste Schriftsteller dieser Periode. Aus seinen Schriften erhellt, daß er die technische Chemie mit großem Eifer betrieb, welche er auch mit mancherlei Erfindungen bereicherte. Allerdings scheint die Alchemie ein Hauptgegenstand seines Nachdenkens gewesen zu seyn, wie er denn noch in Amsterdam ein Hermetisches Institut errichtete; indessen war sein Bemühen darin ohne Erfolg, und das gesteht er ehrlich ein. So sagt er z. B. in der Continuatio miraculi mundi, Frankfurter Ausgabe, S. 263.: „Auch bekenne ich wahrhaftig, daß ich noch zur Zeit den geringsten Nutzen in Verbesserung der Metalle damit nicht gehabt." Desgleichen im Opus minerale, S. 369.: „Allein die Möglichkeit habe ich mir vorgenommen zu beweisen. Ins Große aber zu thun, ist es mir nach der Zeit auch nicht bewußt, bekümmere mich auch so sehr nicht darum." — Die Titel seiner Schriften versprechen freilich viel mehr, auch redet er nicht selten im Adeptentone, — um gelesen und gekauft zu wer-

den. Von ſeinen zahlreichen Schriften ſind vornehmlich folgende alchemiſtiſchen Inhalts:

1) Opus minerale. Die lateiniſche Ausgabe erſchien zu Amſterdam in drei Theilen, der erſte 1651, 8., der zweite und dritte 1652 und 1658, auch 1659, 8. Eine franzöſiſche Ueberſetzung zu Paris, 1659, 8. Deutſche Ausgaben erſchienen zu Frankfurt, 1655 und 1695, 8.; Arnheim, 1656, 8.; und Prag, 1705, 8.

2) Miraculum Mundi, seu de Mercurio et Sale Philosophorum. Amstelodami, 1653, 8. Eine deutſche Ausgabe erſchien unter dem Titel: Miraculum Mundi, oder Ausführliche Beſchreibung der wunderbaren Natur des großmächtigen Subjecti, von den Alten Menstruum universale oder Mercurius Philosophorum genannt, u. ſ. w., Hanau, 1653, 8.; Rotenburg an der Tauber, 1653, 8.; Prag, 1704, 8. Ein zweiter Theil: Continuatio Miraculi Mundi, erſchien zu Amſterdam, 1657 und 1660, 8.

3) De tribus principiis metallorum, oder Von den dreien Anfängen der Metallen, als dem Schwefel, Mercurio und Salz der Weiſen. Deutſche Ausgabe: Amſterdam, 1666, 8. Lateiniſche Ausgabe: ebenda, 1667, 8.

4) De tribus Lapidibus ignium secretorum, oder Von den drei alleredelſten Geſteinen, ſo durch drei ſekrete Feuer gebohren werden; erſtlich von dem Lapide Philosophorum, insgemein Ignis Artephii genannt; zum anderen vom oberen und unteren Donnerſtein; zum dritten, wie des Basilii Stein Ignis aus dem Antimonio zu bereiten. Amſterdam, 1667 und 1668, 8.; Prag, 1703, 8.

5) De Elia Artista. Amſterdam, 1668, 8.

6) De Igne secreto Philosophorum, oder Von dem geheimen Feuer der Weiſen. Amſterdam, 1669, 8.

Andere dahin einſchlagende Abhandlungen findet man in den Geſammtausgaben ſeiner chemiſchen Schriften. Eine deut-

ſche Ausgabe derſelben erſchien zu Frankfurt a. M., 1658 und 1659, 8., in zwei Bänden; zu Amſterdam, 1661, 8., in ſieben Bänden. Eine franzöſiſche Ausgabe, von Duteil, erſchien zu Paris, 1659, 8.; eine engliſche, von Pake, zu London, 1689, Fol.

Auch erſchienen nach ſeinem Tode Auszüge aus ſeinen chemiſchen und alchemiſtiſchen Schriften, als:

Glauberus concentratus, oder Laboratorium Glauberianum. Amſterdam, 1668, 8.

Glauberus concentratus, oder Kern der Glauberſchen Schriften. Leipzig und Breslau, 1715, 4.

Johann Adam Oſiander, Profeſſor der Theologie zu Tübingen, ſchrieb Experimenta de Sole, Luna et Mercurio, herausgegeben von Joh. Ulr. Reſch, Nürnberg, 1659, 8.

Johann Harprecht, ein Sohn des gleichnamigen Profeſſors der Rechte zu Tübingen, geboren 1610, war Alchemiſt von Profeſſion. Die von Sendivog in Würtemberg abgelegten Proben waren noch in friſchem Andenken, als der Knabe heranwuchs, und die Geſpräche davon beſtimmten ihn, ſich ausſchließlich der Alchemie zu widmen. In dieſem Sinne nannte er ſich gewöhnlich einen Filius Sendivogii. Der Tropus hat Manche verleitet, zwei Sendivoge anzunehmen; es iſt aber ausgemacht, daß Sendivog nur eine Tochter hinterlaſſen hat. Harprecht ſuchte aus Sendivog's Schriften die Tiefen der Kunſt zu ergründen, und da fand er freilich wol Tiefen, aber nicht Grund. Als Mann ging er auf Reiſen, um Alchemiſten aufzuſuchen und von ihnen mehr Licht zu erhalten. Harbach's Ruf zog ihn nach Kopenhagen, wo er mit Olaus Borrich Bekanntſchaft machte. Borrich macht ihn in ſeinem Conspectus Chymicorum, N. 55., namhaft, zählt ihn aber mit Recht zu den zweifelhaften Adepten. Später begab ſich Harprecht nach Holland, wo er nach Helmont's und Schweizer's Bekanntmachungen den rechten Elias Artista auszuſpähen hoffte.

Ob er ihn gefunden habe, läßt sich nicht sagen, da er sich selbst über dem Suchen verloren hat; denn seit 1658 hat man weiter keine Nachricht von ihm, und es ist nur eine Vermuthung, daß er 1660 gestorben sey. Dagegen berichten Andere eben so unverbürgt, daß er einen anderen Namen angenommen habe, und das wäre vielleicht ein gutes Zeichen vom Erfolge seines Strebens. Petraus meldet in seiner Vorrede zu den Schriften des Basilius Valentinus, Joh. Harprecht habe sich später Joh. Hiskias Cardilucius genannt. Darin wäre freilich wol J. H. wiederzufinden; und wenn diese Angabe Grund hätte, so würde derselbe Mann hier weiter unten noch einmal vorkommen. Dagegen berichtet der nicht minder kundige Literator Rothscholz in seiner Vorrede zu der Ausgabe der Sendivogschen Schriften, S. 13., die Anfangsbuchstaben I. F. H. S., mit welchen die Harprechtschen Schriften bezeichnet sind, bedeuteten eigentlich Josaphat Friedrich Hautnorthon Sued., und das sieht ebenfalls einer Namenkünstelei nicht unähnlich. Harprecht's Schriften sind:

1) Lucerna Salis Philosophorum secundum mentem Sendivogii, Geberi et aliorum. Die Vorrede ist aus Liefland und vom Jahre 1656 datirt. Das Original war deutsch, und wurde, ins Lateinische übersetzt, zu Amsterdam, 1658, 8., herausgegeben. Deutsche Abdrücke findet man in dem Hermetischen Kleeblatt, Nürnberg, 1667, 8.; in Jos. Ferd. Kleeblatt's Neuer Herausgab chymischer Traktätlein, Frankfurt und Leipzig, 1768, 8.; und in anderen Sammlungen.
2) Sudum philosophicum, pro secretis chymicis perspiciendis, kam in Amsterdam, 1658, 8., heraus, eine zweite Ausgabe zu Hamburg, 1660, 8.

Werner Rolfink, geboren zu Hamburg 1599, gestorben zu Jena 1673 als Professor der Arzneiwissenschaft und Chemie, trat als ein erklärter Gegner der Alchemisten auf, und bekämpfte ihre Grundsätze mit den Waffen der

Chemie, welche er zum Range einer Wiſſenſchaft erheben half. Er ſchlug mit der Schärfe des Schwerts, ward aber von der Gegenpartei auch nicht geſchont. Den erſten Angriff machte er in der 1645, 12., zu Frankfurt ausgegebenen Schrift: Utis Udenii Non Entia chymica, sive Catalogus eorum operum operationumque chymicarum, quae, cum non sint in rerum natura, nec esse possint, magno tamen cum strepitu a vulgo chymicorum circumferuntur. Dieſe Streitſchrift gab er ungekannt heraus; allein ſpäter, da ſein Ruf feſt begründet war, trat er ihnen mit offenem Viſir entgegen mit einer zweiten Streitſchrift, betitelt: Non Entia chymica, Mercurius metallorum et mineralium, Jenae, 1670, 4. Dieſelbe Abhandlung ward abgedruckt mit ſeiner Chymia in artis formam redacta, wie auch mit Elsholz'ens Destillatoria curiosa, Berlin, 1674, 8.

Athanaſius Kircher, geboren zu Fulda 1602, geſtorben in Rom 1680, ein gelehrter Jeſuit, welcher ein Lehramt im Collegio zu Avignon bekleidete, war ebenfalls ein entſchiedener Widerſacher der Alchemiſten. Darin hat er Recht, daß er die meiſten vorgeblichen Adepten für Betrüger erklärt; wenn er aber die Wahrhaftigkeit einiger Fälle unbeſtritten läßt, ſogar am Ende ſelbſt eine ſehr unwahrſcheinliche Transmutation von 300 Pfund Queckſilber erzählt, ſo geſchieht das nicht zum Vortheil der Alchemiſten, ſondern um zu beweiſen, daß der Teufel zuweilen ſolches Blendwerk mache, um Seelen zu verführen. Das meinte der ehrwürdige Herr ganz ernſtlich, und viele ſeiner Zeitgenoſſen ſchlugen andächtig drei Kreuze. Man findet dieſe Aufſchlüſſe in ſeinem Mundus subterraneus, Tom. II. N. 11. Dieſes Buch erſchien zu Amſterdam, 1665, Fol. Neue Ausgaben hat man von 1668 und 1678. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien zu Augsburg, 1688, 8. Die hierher gehörigen Kapitel hat Manget in ſeiner Bibliotheca chem. cur., T. I. N. 3. — 6., abdrucken laſſen.

Salomon von Blauenſtein, ein pſeudonymer Schriftſteller, deſſen wahrer Name nicht bekannt geworden iſt, ward durch Kircher's metaphyſiſche Behandlung der Alchemie bewogen, dieſe gegen ihn zu verfechten, und ſchrieb zu dem Ende eine Interpellatio ad Philosophos pro Lapide Philosophorum, Viennae, 1667, 4. Sie iſt abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 7. Im zweiten Kapitel bekennt er ſich ſelbſt zum Beſitze des Geheimniſſes, indem er ſagt: „Was ſage ich viel? Auch ich könnte dem „Pater Kircher ein Pröbchen vormachen, wenn er etwa drei „Stunden bei mir wäre, und dem Ungläubigen reines Gold „in die Hand geben, wie es aus reinem Silber durch Zuſatz „einer winzigen Kleinigkeit von einem präparirten Salze ent„ſteht.“ Damit würde viel geſagt ſeyn, wenn ein bekannter Mann den Fehdehandſchuh alſo zum Aufheben hingeworfen hätte; allein im Munde eines Pſeudonymus iſt es freilich ein überaus wolfeiler Beweis.

Gabriel Clauder, Arzt zu Altenburg, unternahm ebenfalls die Vertheidigung der Alchemie gegen Rolfink und Kircher. Er ſtützt ſich nicht auf eigne Erfahrung und Kunſt, wie ſein Vorgänger, ſondern ſammelt Thatſachen, welche die Möglichkeit der Metallveredlung hiſtoriſch begründen ſollen. Sind dieſe Thatſachen auch großentheils nicht unbeſtreitbar, ſo hat er doch für ſeine Zeit das Mögliche geleiſtet und gewiß den rechten Weg eingeſchlagen. Seine Schutzſchrift, betitelt: Dissertatio De Tinctura universali, vulgo Lapis Philosophorum dicta, erſchien zu Altenburg, 1678, 8.; eine neue lateiniſche Ausgabe zu Nürnberg, 1736, 4.; auch ſteht ſie abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chem., T. I. N. 8. Eine deutſche Ueberſetzung: „Von der Uni„verſaltinktur“, erſchien zu Nürnberg, 1682, 8., und eine andere ſteht in Schröder's Neuer Alchymiſt. Bibliothek, Bd. II. N. 1.

Otto Tachen, gewöhnlich Tachenius citirt, von Hervorden in Weſtphalen, welcher den größten Theil ſeines

Lebens in Venedig lebte, war der Alchemie abhold, und ward ihrer Geſchichte dadurch nützlich, daß er manche Betrügereien falſcher Adepten aufdeckte, weshalb er hier öfters dankbar angezogen iſt. Er ſchrieb:

1) Epistola de famoso liquore Alcahest. Hamburgi, 1655, 4.
2) Echo ad vindicias Cheirosophi de liquore Alcahest. Hamburgi, 1655, 4.
3) Hippocrates chymicus. Venet., 1665, 12.; Brunsvic., 1668, 8.; Lugduni, 1671, 8.; Paris., 1674, 8.

In Nürnberg bildete ſich unter den dort zahlreichen Freunden der Alchemie im Jahre 1654 eine Alchemiſche Geſellſchaft, welche bis 1700 beſtanden hat. Man ſammelte eine alchemiſtiſche Bibliothek und unterhielt einen Briefwechſel mit auswärtigen Alchemiſten. Die Geſellſchaft hatte ihr Laboratorium, worin fortwährend gearbeitet ward. Der Ausfall und Erfolg der Verſuche ward täglich aufgezeichnet, und in ihren Verſammlungen berieth man ſich über die Weiſe der Fortſetzung. Der Stifter und erſte Direktor dieſes Vereines war der Pfarrer Daniel Wülfer. Zu den vornehmſten Mitgliedern gehörten damals Dr. Joh. Gottl. Volkamer, der Pfarrer Juſt. Jak. Leibnitz, der Arzt Joh. Scholz, bekannt unter dem latiniſirten Namen Scultetus, und Andere mehr. Mit dieſer Geſellſchaft ſtand auch der berühmte Philoſoph v. Leibnitz in ſeiner Jugend einige Zeit in enger Verbindung, wodurch ſie ein höheres hiſtoriſches Intereſſe erlangt hat.

Gottfried Wilhelm Leibnitz hatte ſich 1665 in ſeiner Vaterſtadt Leipzig um den philoſophiſchen Doktorhut beworben. Die Fakultät verſagte ihn dem damals neunzehnjährigen Jünglinge, ungeachtet ſeiner anerkannten ausgebreiteten Kenntniſſe. Unwillig darüber verließ er Leipzig, kam 1666 nach Nürnberg, und beſuchte den obgenannten Pfarrer Leibnitz, ſeinen Oheim. Durch deſſen Vermittelung ward der junge Gelehrte in die Alchemiſche Geſellſchaft ein-

geführt, nachdem er sie in einem Schreiben begrüßt hatte. Des Pfarrers alchemistische Bücher hatten den nach allem Wissen heißhungrigen Geist angezogen und gewährten dem zürnenden Apoll eine wolthätige Zerstreuung. Auch sagte wol die neue Situation dem jugendlichen Muthwillen zu. Aus den obskursten Alchemisten zog er die obskursten Stellen aus, setzte so seinen Brief zusammen und die Gesellschaft in das höchste Erstaunen.

Man nahm ihn nicht allein als Mitglied auf, sondern besoldete ihn als Sekretär und eigentlichen Geheimschreiber der Gesellschaft. Sein Amt war, daß er die lateinischen Alchemisten excerpirte, die täglichen Processe registrirte, und die Korrespondenz führte. Da hatte man wol den Pegasus zum Karrengaul erkoren. Er hielt auch nicht lange aus und schwang nach einem Jahre schon die Flügel. Vgl. v. Murr Literarische Nachrichten zur Geschichte des sogenannten Goldmachens, S. 79. f.

Jene amtliche Durchsicht der alchemistischen Literatur blieb inzwischen nicht ohne fortdauernde Einwirkung auf seine Studien, und die Alchemie war lange noch ein Gegenstand seiner ausgedehnten Forschungen, wie mehre seiner von Kortholt gesammelten Briefe beweisen. Er stellte selbst praktische Versuche an, schlug aber einen ganz anderen Weg ein, als die Nürnberger; denn während diese fest hielten an dem Visitando Interiora Terrae des Basilius, und nur aus dem Vitriol arbeiteten, suchte er die Prima Materia im Harnphosphor. Seine Arbeiten mit demselben hat er in den von ihm redigirten Berliner Miscellen, im ersten Bande, (1710,) S. 91. f., beschrieben.

Leibnitz'ens Antheil an der Alchemie bleibt, wennschon durch zufällige Umstände erzeugt, doch eine interessante Erscheinung. Wiewol die Philosophie, welche Er emporbrachte, immer lauter ihre Stimme gegen die Wahrheit der Alchemie erhob und sie schon verfehmte, konnte doch Er noch in

den letzten Jahren seines Lebens sich nicht entschließen, sie ganz zu verleugnen. „Uebrigens“, sagt er, „wage ich doch „nicht, für unmöglich zu erklären, was ich für unwahr„scheinlich halte. Die Wirkung des Schießpulvers würden „wir zum Beispiel gewiß kaum glauben, wenn die tägliche „Erfahrung uns nicht dazu nöthigte.“ Vergl. Miscellanea Berolinensia, Vol. I. p. 20.

Johann Joachim Becher, Professor der Medicin zu Mainz, Leibarzt der Kurfürsten von Mainz und von Baiern, kaiserlicher Kommerzienrath und Kammerrath, geboren zu Speyer 1635, gestorben zu London 1682, einer der thätigsten Alchemisten dieser Zeit, kann in mancher Hinsicht mit Glauber verglichen werden. Als Mechaniker, Chemiker und Technolog ungemein betriebsam und erfinderisch hätte er gewiß Großes geleistet, wäre sein Zeitalter zur Hebung der Industrie mehr vorbereitet gewesen. Allein noch waren die Gemüther fast nur für die unmittelbare Erzielung des Goldes gestimmt, und er mußte Alchemist seyn, um Gehör zu finden. Auch war er allzeitfertig, alchemistische Versuche zu unternehmen, wenn man ihm die Mittel dazu gab. Einen festen Plan hatte er freilich nicht, und folgte bald diesem, bald jenem älteren Processe.

So lieh er sich mehren Fürsten und laborirte auf deren Kosten, doch ohne Erfolg. Zu rechtschaffen zum Betrug und zu schroff in seinen Aeußerungen erhielt er sich nirgend lange im Kredit. Von seinen Patronen ungnädig entlassen, verließ er Mainz, München und Wien, lebte in mehrjährigen Zwischenräumen unstet, versuchte in Holland, nachher in England, technische Anlagen zu begründen, und wollte eben nach Westindien abgehen, als der Tod ihn wegnahm. Wiewol er seine Zwecke verfehlte, war doch sein Streben nicht verloren. Seine Schriften sind bei den Chemikern noch immer geschätzt, und den Alchemisten diente er als ein fleißiger Sammler. Alchemistischen Inhalts sind folgende seiner Schriften:

1) Oedipus chymicus, oder Chymiſcher Räthſeldeuter. Die erſte lateiniſche Ausgabe erſchien zu Frankfurt, 1664, 8.; eine zweite zu Amſterdam, 1665, 12.; eine deutſche zu Frankfurt, 1680, 8.

2) Physica subterranea, in zwei Büchern, zum Theil gegen Kircher's Mundus subterraneus, erſchien lateiniſch zu Frankfurt, 1669, 8.; in einer vermehrten Ausgabe ebenda, 1681, 8. Neuere Ausgaben, mit Stahl's Anmerkungen, erſchienen zu Leipzig, 1702, 1703, und 1738, 4. Deutſche Ausgaben, mit dem Titel: Laboratorium chymicum, kamen zu Frankfurt, 1680 und 1690, 8., heraus.

3) Neue chymiſche Prob, worin die Transmutation augenſcheinlich dargethan wird, und Antwort auf Dr. Rolfinken u. ſ. w. — Wenn Becher hier zeigt, wie aus Lehm, Sand, Aſche und dergl. durch Glühen mit Leinöl magnetiſch ziehbares Eiſen dargeſtellt werden könne, ſo galt das ihm und vielen ſeiner Zeitgenoſſen für eine Verwandlung der Erde in Metall. Dieſe Abhandlung erſchien zuerſt lateiniſch unter dem Titel: Experimentum chymicum novum, quo artificialis et instantanea metallorum generatio et transmutatio ad oculum demonstratur, Francofurti, 1671, 1679, 8. Die deutſche Ausgabe erſchien zu Frankfurt, 1680, 8.

4) Supplementum in Physicam subterraneam, demonstratio philosophica, seu Theses chymicae, veritatem et possibilitatem transmutationis metallorum in aurum evincentes, erſchien zuerſt lateiniſch zu Frankfurt, 1675, 8.; ebenda deutſch, 1680, 8.; iſt auch in den neueren Ausgaben der Physica subterranea als Anhang abgedruckt.

5) Chymiſcher Glückshafen, oder Große chymiſche Concordanz, iſt eine Sammlung von fünfzehnhundert alchemiſtiſchen Proceſſen, nach dem Material in 20 Theile getheilt, ſo daß jeder Theil eine Art von Konkordanz darſtellt. Der Leſer hat die Wahl unter

20 Grundſtoffen, und mag zuſehen, daß er die rechte Prima Materia treffe, worauf der Titel (Glückstopf, nicht: Hafen des Glückes) ſich bezieht. Die Schrift erſchien zu Frankfurt, 1682, 4. Eine neue Ausgabe beſorgte der Chemiker Stahl, und ſchrieb dazu eine Vorrede: Bedenken vom Goldmachen, Halle, 1726, 4.

6) Tripus hermeticus fatidicus, pandens oracula chymica, seu Laboratorium portatile, cum methodo vere spagyrice, seu juxta exigentiam naturae laborandi etc. Accessit concordantia Mercurii, Lunae et menstruorum. Francofurti, 1689, 8., 1690, 8. Dieſes Opus posthumum ward auch abgedruckt in den von Roth-Scholz edirten Opuscul. chymic. rarior., p. 1—192.

Nathanael Albineus, ein Schweizer, gab eine Bibliotheca chemica heraus, die er mit Recht contracta nennt, denn ſie beſteht nur aus drei Schriften, von Augurelli, Philaletha und d'Espagnet. Sie erſchien zu Genf, 1653, 8.; in neuen Auflagen 1663 und 1673, 8.; und zu Köln, 1673, 8.

Mag. Andreas Concius, zu Königsberg in Preußen, ſchrieb einen „Phyſikaliſchen Discurs vom Stein der „Weiſen, der ſonſten Lapis philosophorum genennt wird, „nebſt andern hieraus entſpringenden Materien, ſo alle mit „philoſophiſchen Gründen bewieſen werden", Königsberg, 1656, 4.

Johann Heinrich Urſinus, Superintendent zu Regensburg, ſchrieb eine Exercitatio de Hermete Trismegisto ejusque scriptis, Norimbergae, 1661, 8.

Philipp Jakob Sachs von Löwenheim, Arzt zu Breslau, ſammelte Beiſpiele, um die Möglichkeit und Wirklichkeit der Metallveredlung in Gold zu beweiſen. Das Verzeichniß derſelben findet ſich unter der Aufſchrift: Observationes de Chrysopoea, in Miscellan. curios. seu Ephemeridum medico-physicarum germanicarum Academiae

Naturae curiosorum, Decur. I., Lips., 1670, 4. Von Ebendemſelben findet ſich eine Abhandlung mit der Aufſchrift: Aurum chymicum, abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, Tom. I. N. 10.

Johann Gabriel Drechsler, Magiſter und Kollega am Gymnaſium zu Halle, ſchrieb zwei lateiniſche Abhandlungen: De transmutatione metallorum, und: De Chrysopoëa, Lipsiae, 1673, 4.

Kaspar Cramer, Profeſſor der Medicin zu Erfurt, der auch ein Collegium chymicum hinterlaſſen hat, erinnerte die Thüringer an ihren Baſilius durch eine Dissertatio De transmutatione metallorum, Erfordiae, 1675, 4.

In den Däniſchen Staaten hatte die Alchemie ſeit Harbach's Zeit zahlreiche Anhänger gewonnen, von welchen die meiſten wol durch König Chriſtian's Brille ſahen, einige aber auch mit eignen hellen Augen prüften.

Erich Pfeffer, von Itzehoe in Holſtein, war praktiſcher Alchemiſt und erlangte ſogar den Ruf eines Adepten. Er verließ ſein Vaterland, und lebte in Amſterdam ganz eingezogen ſeiner Kunſt, welche Lebensweiſe Viele in jener Meinung von ihm beſtärkt haben mag. Er hat viele Handſchriften hinterlaſſen, von welchen nur die Titel bekannt geworden ſind. Vergl. Gründlicher Bericht auf einige Fragen, nebſt einem Catalogo vieler raren und ſonderlichen Manuſcripten des neulichen Philoſophen E. P. J. H., Hamburg, 1683, 8.

Daniel Georg Morhof, Profeſſor der Geſchichte zu Kiel, geboren zu Wismar 1639, geſtorben zu Lübeck 1691, darf zwar nicht zu den Alchemiſten gezählt werden, ſondern er betrachtete die Alchemie nur aus dem Geſichtspunkte des Hiſtorikers; aber um ſo mehr darf man von ihm ein unparteiliches Urtheil erwarten. Auf ſeinen wiederholten Reiſen in Deutſchland, Holland und England ſammelte er die Stimmen der ſachkundigen Gelehrten, ſtellte ausgedehnte literariſche Forſchungen an, und gewann ſo die hi-

ſtoriſche Ueberzeugung von der Wahrheit der Alchemie. Dieſe Ueberzeugung ſprach er offen aus in einem Traktat in Form eines Briefes an den Holſteinſchen Leibarzt Joel Langelot, überſchrieben: De Transmutatione metallorum Epistola etc., Hamburgi, 1673, 8. Ein Abdruck deſſelben findet ſich in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 9. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien unter dem Titel: D. G. Morhof's „Abhandlung vom Goldmachen", zu Baireuth, 1764, 8. Mit ruhiger Unbefangenheit nimmt Morhof die Frage auf und bearbeitet ſie nach den Regeln der hiſtoriſchen Kritik, verweigert keiner Partei Gehör, geſteht auch keiner mehr zu, als erwieſen werden kann. Man würde ſeine Behandlung der Streitſache muſterhaft genannt haben, wäre das Ergebniß nicht der Meinung entgegen geweſen, welche eben damals anfing herrſchend zu werden. Die meiſten Docenten zogen vor, zu verwerfen, was nicht demonſtrirt werden konnte, und ſo bequeme Methoden finden leicht Nachahmung.

Ein gelehrter Zeitgenoſſe Morhof's legte damals den erſten Grund zur Geſchichte der Alchemie. Es war Olaus Borrich, Dr. der Medicin, Profeſſor der Philologie, Poeſie, Chemie und Botanik zu Kopenhagen, geboren 1626 zu Borchen in Jütland, von welchem Orte er ſich Borrichius nannte, geſtorben 1690. Er war in früheren Jahren Schullehrer, und die philologiſchen Studien, welchen er als ſolcher oblag, führten ihn zu mancherlei wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der Alten, in welche er mit unerſättlicher Wißbegier einzudringen verſuchte. Unter dieſen wurden die Medicin und die Alchemie Hauptgegenſtände ſeines Forſchens. Die 1655 in Kopenhagen ausgebrochene Peſt gab ihm Gelegenheit, ſeine ärztlichen Kenntniſſe anzuwenden. Eine glückliche Praxis verſchaffte ihm die Mittel, unabhängig von Amtspflichten ſeinen Lieblingſtudien nachzuhängen, und dennoch ein Vermögen von 75000 Thalern zu hinterlaſſen, welches Viele auf den Gedanken brachte, daß er den Stein der

Weiſen beſeſſen habe. Seine Reiſen durch Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Italien brachten ihn in den Jahren 1660 bis 1666 mit dem ganzen gelehrten Europa in Verkehr. Der Umgang mit den Alchemiſten ſeiner Zeit beſtärkte ihn im Glauben an ihre Kunſt, und erzeugte in ihm den Vorſatz, ihre Geſchichte zu bearbeiten. Das geſchah nach ſeiner Rückkehr mit einem großen Aufwande von Gelehrſamkeit, aber nicht allerdings mit Morhof's Geiſte. Mit Recht wirft man ihm vor, daß er befangen von vorgefaßter Meinung zu Werke ging, und ſonderlich bei dem Beſtreben, ein hohes Alterthum der Alchemie darzuthun, mehr Beleſenheit als Kritik in Anwendung gebracht habe. Aus allen Kräften lehnte er ſich gegen Conring's Beſchränkungen auf und wechſelte mit ihm Streitſchriften, vermochte aber deſſen Genius nicht obzuſiegen, ſo daß durch ſein Streiten für die Sache der Alchemie mehr verloren als gewonnen ward. Seine dahin gehörigen Schriften ſind:

1) Dissertatio de ortu et progressu Chemiae. Hafniae, 1668, 4. Sie iſt abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. I. N. 1.
2) Hermetis, Aegyptiorum et Chemicorum sapientia, ab Herm. Conringii animadversionibus vindicata. Hafniae, 1674, 4.
3) Conspectus scriptorum chemicorum; erſchien erſt nach ſeinem Tode zu Hamburg, 1697, 4., und iſt abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 2.

In den Niederlanden trat um dieſe Zeit ein Zeuge für die Wahrheit der Alchemie auf, welcher weit mehr als Helmont geleiſtet hat, nämlich

Johann Friedrich Schweitzer, bekannter unter dem latiniſirten Namen Helvetius, Leibarzt des Prinzen von Oranien, wohnhaft im Haag. Dieſer gelehrte Arzt hatte in mehren ſeiner Schriften die Alchemiſten wegen ihrer mediciniſchen Prätenſionen verſpottet, nicht minder auch den techniſchen Theil der Alchemie, die Metallveredlung, in Zwei-

fel gestellt. Wenn ein solcher Mann von Ruf, der sein Urtheil schon öffentlich abgegeben, aus einem Saulus zum Paulus wird, eignet er sich wol zum Apostel.

Einst besuchte den Dr. Schweitzer ein unbekannter Mann, leitete das Gespräch auf Alchemie, zeigte ihm den Stein der Weisen und Proben damit gemachten Goldes, gab ihm auch von ersterem so viel, daß er sich selbst von dessen Wirkung überzeugen konnte. Helvetius ward auf diese Weise von seinem Unglauben zurückgebracht, hielt sich verbunden, seine Zweifel zu widerrufen, und machte seine Erfahrung öffentlich bekannt in einer lateinischen Schrift, betitelt: Vitulus aureus, quem mundus adorat et orat, Amstelodami, 1667, 8. Neue Auflagen erschienen 1702 und 1705. Die Schrift ward abgedruckt im Museum hermeticum, N. XX., und in Mangeti Bibliotheca chemica curiosa, T. I. N. 11. Eine deutsche Uebersetzung von Volkamer erschien unter dem Titel: Dr. Schweitzer's Güldenes Kalb, zu Nürnberg, 1668, 1675, und 1727, 8.; eine andere zu Frankfurt a. M., 1705, 1726, und 1767, 8. Im dritten Kapitel erzählt der Verfasser, was hier in gedrängtem Auszuge folgt:

„Am 27. December 1666 besuchte mich ein Fremder, der etwa 44 Jahre alt und ein Nordholländer zu seyn schien. Er habe gewünscht, meine Bekanntschaft zu machen, gestand er, besonders wegen dessen, was ich gegen Digby's sympathetisches Pulver geschrieben hätte. Er habe daraus ersehen, daß ich an dem philosophischen Geheimniß zweifle, und doch gebe es eine Universalmedicin, womit man alle Krankheiten heilen könne, wenn nur kein edler Theil verletzt sey. Eine solche Medicin, entgegnete ich, würde den Aerzten höchst willkommen seyn; aber zum Unglück sey sie außer den Büchern nirgend zu finden. Ich vermuthete, daß er selbst Arzt sey; allein er verneinte das und gab sich für einen Rothgießer aus.“

„Im Gespräch warf er die Frage hin, ob ich wol nach den Beschreibungen, die man in Büchern finde, den Stein

der Weiſen erkennen würde, wenn man ihn mir vorzeigte. Zugleich brachte er eine von Elfenbein künſtlich gearbeitete Büchſe aus der Taſche, worin er drei ſchwere Körper von der Größe einer Nuß hatte. Die Maſſe war glaſig, ſchwefelgelb, und auf einer Seite etwas porös. Ich ſchätze den Werth ſeines Vorraths auf zwanzig Tonnen Goldes. Ich hatte dieſen Schatz in meinen Händen, betrachtete ihn aufmerkſam, und äußerte mein Befremden wegen der gelben Farbe, da der Stein doch ſonſt purpurfarben beſchrieben werde; allein ich erhielt zur Antwort, das thue nichts zur Sache, die Tinktur ſey reif genug.“

„Er verlangte von mir eine Goldmünze vom beſten Golde. Dagegen zog er fünf tellergroße Goldbleche vor, die er auf der Bruſt getragen hatte, und die Vergleichung zeigte, daß ſein Gold weit ſchöner war, als das meinige. Fromme Sprüche waren auf den Tafeln eingegraben, und auf einer derſelben ſtand: Ick ben gemackt den 26. Augusti 1666. Er bekannte ſich zum Verfertiger des Goldes, und geſtand, es ſey aus Blei gemacht. Er habe dieſe Kunſt nebſt mehren anderen von einem reiſenden Adepten erlernt. Ich bat ihn, mir die Metallverwandlung zu zeigen. Das lehnte er für jetzt ab, verſprach aber, in drei Wochen wieder zu mir zu kommen, und dann meinen Wunſch zu erfüllen, wenn es ihm erlaubt würde. Damit nahm er Abſchied.“

„Vorher, als ich den wunderbaren Stein in meinen Händen hatte, verſuchte ich, ob mit den Nägeln etwas abgekratzt werden könne, und da waren einige Stäubchen unter den Nägeln hängen geblieben. Dieſe ſammelte ich nachher auf Papier. Ich ließ etwas Blei in einem Tiegel ſchmelzen, und warf die Stäubchen darauf, aber das Blei verbrannte und überzog den Tiegel mit einer grünen Glasmaſſe.“

„Nach drei Wochen kam der Mann wieder zu mir, und ich geſtand ihm nun den Raub, auch wie fruchtlos der Verſuch damit abgelaufen ſey. Da lachte er mich aus, und meinte, ich habe geſchickter geſtohlen, als Gebrauch davon gemacht.

Es wundere ihn, daß ein Chemiker die Natur des Bleirauches nicht beſſer kenne. Wie ich es angefangen, habe es nicht anders kommen können; wenn ich aber die Stäubchen in gelbes Wachs gewickelt hätte, würde ich gutes Gold erhalten haben.“

„Nach vielen Bitten ließ er ſich bewegen, mir von ſeiner Tinktur ein Körnchen von der Größe eines Rübſamens zu geben. Als ich klagte, das möge wol kaum zureichen, um vier Gran Blei zu tingiren, nahm er es zurück, ſchnitt die Hälfte mit dem Nagel ab und warf ſie ins Feuer. Die andere gab er mir wieder, mit der Anweiſung, eine halbe Unze Blei oder etwas mehr zu nehmen. Beſtürzt nahm ich nun die verringerte Gabe und brachte ſie in Sicherheit, verſprach, den folgenden Tag die Probe damit zu machen und keinem Menſchen etwas davon zu ſagen; er aber verbeſſerte: „Nicht „alſo! Was zur Ehre Gottes gereicht, muß man verkünden, „damit die Welt ſeine Macht erkenne!““

„Beim Weggehen machte er mir Hoffnung, des anderen Tages noch einmal zu mir zu kommen und bei der Probe gegenwärtig zu ſeyn; allein er blieb aus und war verſchwunden. Mit Sehnſucht wartete ich den ganzen Tag, aber vergebens, habe ihn auch ſeitdem nicht wieder geſehen. Am Abend konnte meine Frau ihre Ungeduld nicht länger bezähmen, und lag mir an, die Probe nach des Mannes Vorſchrift zu machen, weil ſie außerdem dieſe Nacht keine Ruhe haben würde. Sie holte gelbes Wachs und umwickelte damit das Körnchen. Mein Sohn machte Feuer dazu an. Ich ſuchte Blei, ſchnitt davon ſechs Drachmen ab, ließ ſie in einem Tiegel ſchmelzen, warf das Kügelchen darauf, und bedeckte den Tiegel.“

„Mit Geziſch und Blaſenwerfen arbeitete es darin, und nach einer Viertelſtunde war die ganze Maſſe des Bleies in Gold verwandelt. Es zeigte im Tiegel einen ſchönen grünen Schein. Als es in den Gießbecher ausgegoſſen ward, ſchien es blutroth, (und darauf zielte wol der Fremde, da er ſich

einen Rothgießer nannte); als es aber erſtarrt war, hatte es die ſchönſte Goldfarbe. Wir alle drei ſtanden ſprachlos vor Verwunderung. Mit dem noch warmen Golde liefen wir zum Goldſchmied, der es probirte und für das koſtbarſte Gold in der Welt erklärte, auch ſogleich fünfzig Gulden für die Unze bot.“

„Am folgenden Tage hatte ſich ſchon in der Stadt das Gerücht von der wunderbaren Transmutation verbreitet. Viele Vornehme und Liebhaber der Kunſt kamen zu mir, unter anderen der General-Münzguardein Porelius, ſahen das Gold, und baten mich, einen Theil deſſelben einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Wir gingen mit einander zu dem Silberarbeiter Brechtel. In ſeiner Werkſtatt wurde die ſogenannte Quartſcheidung angeſtellt. Zwei Drachmen des Goldes wurden mit ſechs Drachmen Silber zuſammengeſchmolzen, die Legirung zu Blech geſchlagen, das Silber dann in Scheidewaſſer aufgelöſt, wobei das Gold wie ein ſchwarzes Pulver zu Boden fiel, und dieſes endlich wieder eingeſchmolzen. Während das geſchah, glaubten wir, die Hälfte des Goldes ſey abgegangen; aber es fand ſich im Gegentheil, daß es noch um zwei Skrupel zugenommen hatte. Es ſcheint alſo, daß die überflüſſige Tinktur des Goldes noch etwas vom Silber veredelt habe.“

„Es blieb noch zweifelhaft, ob die Zunahme nicht von ungeſchiedenen Silbertheilen herrühre. Das zu erforſchen, ward das Gold mit dem ſiebenfachen Gewicht Antimonium zuſammengeſchmolzen. Dabei verloren wir am Gewicht des Goldes acht Gran; als wir aber das Antimonium verrauchen ließen, blieben neun Gran blaſſes Gold zurück, ſo daß alſo in der ſtärkſten Feuerprobe nichts verloren gegangen war.“

Die hier beſchriebene Prüfung konnte damals für kunſtgerecht gelten, ſchließt aber doch nicht jeden Zweifel aus, und Schweitzer's Beſchreibung erſcheint mangelhaft. Man merkt wol, daß ein Arzt dem Dokimaſten zuſah.

Schweitzer's Zeugniß gewinnt unſer Vertrauen durch die Offenheit, mit welcher er ſich und alle mit ihm thätig geweſene Perſonen nennt, und das geſchah nicht etwa lange nachher, wie bei Helmont, ſondern einige Monate nach dem Vorfalle, da noch Jeder an Ort und Stelle nachfragen und unterſuchen konnte. Das iſt denn auch geſchehen, und wir haben beſtätigende Zeugniſſe von ſehr würdigen Zeitgenoſſen, durch welche Schweitzer's Ausſage erſt ihren vollen Werth für die Geſchichte erhält.

Johann Konrad Barchuſen, Profeſſor der Chemie zu Leyden, der mehr als Schweitzer der Sache kundig war und das unbedingteſte Zutrauen fordern darf, erklärt ſich darüber mit dieſen Worten: „Mir ſelbſt iſt nie zu Theil „geworden, eine Metallverwandlung zu ſehen, wie oft ich „auch hier und dort nachforſchte. Bin ich aber nicht Augen„zeuge, ſo kann ich doch als Ohrenzeuge auftreten; denn ich „habe ſehr wahrheitliebende Männer davon erzählen gehört. „So hat mir Helvetius das Gold gezeigt, deſſen er in ſeinem „Goldenen Kalbe gedenkt, auch die beiden Schmelztiegel, „welche dabei gebraucht worden ſind. Der eine Tiegel ent„hielt Blei, welches der Glätte ähnlich geworden war. Die„ſe Veränderung war durch einen Fehler entſtanden, indem „er die Tinktur in Pulvergeſtalt auf das fließende Blei ge„ſtreut hatte, wobei ſie großentheils verrauchte. Der an„dere Tiegel zeigte noch überall flimmernde Goldkörnchen, „wie ſie ſich anzuhängen pflegen, wenn Gold mit alkaliſchen „Flüſſen geſchmolzen wird. Die Seitenwände des Tiegels „waren roth gefärbt, wonach es mir ſcheint, daß das gold„machende Pulver eine eigenthümliche Röthe (pulverem „aurificum ex indole sua rubedine gavisum) beſeſſen „habe.“ Vergl. Barchusen Pyrosophia succincta, Lugduni Batav., 1698, 4., pag. 424.

Nicht minder wichtig iſt das Beizeugniß des berühmten Benedikt Spinoza, welcher die von Schweitzer gemachte Erfahrung noch früher aufmerkſam unterſuchte. Er ſchreibt

in seinem 45sten Briefe an Jarrig Jellis also: „Ueber „die Sache des Helvetius habe ich mit Voß gesprochen. „Er lachte laut auf, und wunderte sich, daß ich nach solchen „Possen frage. Ich kehrte mich aber nicht daran, und ging „zu dem Goldarbeiter Brechtel, welcher das Gold geprüft „hat. Der sprach aus einem anderen Tone, und versicherte „mich, das Gold habe beim Schmelzen sogar noch am Ge„wicht zugenommen, als er Silber zur Scheidung in den „Tiegel geworfen. Darum sey er überzeugt, daß das Gold, „welches sein Silber mit sich in Gold verkehrt habe, wol „ganz besonderer Natur gewesen sey. Nicht dieser Brechtel „allein, auch verschiedene andere Männer, die bei der Probe „gegenwärtig waren, haben mich versichert, daß die Sache „sich also verhalte.“

„Darauf ging ich zu Helvetius selbst hin, welcher mir „sowol das Gold, als auch den Tiegel zeigte, dem innerlich „noch etwas Gold anhing. Er erzählte mir, daß er kaum „den vierten Theil eines Gerstenkorns, oder etwa ein Senf„korn groß von der Tinktur auf das fließende Blei geworfen „habe. Er fügte hinzu, daß er die ganze Geschichte in Kur„zem öffentlich bekannt machen werde. Er sagte mir auch, „daß ebenderselbe Mann, der bei ihm gewesen, ebendasselbe „Experiment in Amsterdam gemacht habe, wovon Sie ohne „Zweifel gehört haben werden. Das ist alles, was ich von „der Sache erfragen konnte. Voorburg, den 27. März „1667.“ Vergl. De nagelate Schriften van Spinoza, Amsteldam, 1687, 4., S. 585. Bened. Spinozae Opera posthuma, pag. 533.

Dieser Brief ist noch vor Herausgabe des Goldenen Kalbes geschrieben. Man ersieht leicht, daß der Philosoph bei der Sache nicht sehr interessirt war, und nur dem Freunde zu gefallen die Zeugen verhörte, ohne damals zu ahnen, daß er als Untersuchungrichter der Nachwelt und der Geschichte diene. Die Amsterdamer Probe, deren Erwähnung geschieht, scheint keinen Schweitzer gefunden zu haben und

für die Geschichte verloren zu seyn. Die Identität der Personen ist demnach unerwiesen.

Olaus Borrich ist ein dritter Beizeuge für die Haager Probe, indem er nicht lange nach derselben durchreiste, dieselben Nachfragen that und dieselben Umstände in seinem Buche: De ortu et progressu Chemiae, bezeugt. Er fügt hinzu, daß damals auch in Köln eine Transmutation vor mehren Zeugen bewirkt worden sey, und wie er vermuthet, durch Ebendenselben. Das sieht aber dem Rothgießer nicht ähnlich. Anderen Nachrichten zufolge soll Schweitzer's Adept Gottmann geheißen und in Leyden gewohnt haben. Man erzählt, daß er einen Vetter, Namens Jakob Vierorth, der aus dem Waldeckschen gebürtig gewesen, zu sich berufen und ihn mit seiner guten Tinktur, nicht minder auch mit guten Lehren ausgestattet habe. Letztere habe Vierorth nicht befolgt, wol aber zu Köln in Gegenwart des Kurfürsten 16 Loth Blei mit 1 Gran Tinktur in Gold verkehrt. Er sey zum Rittmeister und Hofjunker ernannt worden, und habe den großen Herrn gespielt, bis seine Tinktur erschöpft gewesen. Dann sey er in Armuth gerathen, habe sich dem Trunk ergeben und sey endlich in der Trunkenheit am innern Brande gestorben. Vergl. Chymiphili Offenbarung chymischer Weisheit, S. 71. f.

Helvetius berichtet noch einen anderen Vorfall in seiner Umgebung. Der Goldarbeiter Grill im Haag bat im Jahre 1664 den Tuchfärber Knöttner, daß er ihm zu gewissem Behuf einen guten Salzgeist bereiten möge. Den erhaltenen goß er auf Blei. Nach einigen Wochen erschien auf der Flüssigkeit ein regelmäßig ausgebildeter, hell silberglänzender Stern. Grill frohlockte, daß er nun den Stern der Weisen habe, von welchem er beim Basilius gelesen. Das Blei lag wie ein Schwamm aufgelockert darunter. Als die Flüssigkeit verdunstete, setzte sich der Stern auf dem Blei fest. Grill kupellirte nun das Blei und erhielt von einem Pfunde zwölf Unzen Silber, aus diesem aber wieder zwei Un-

zen feines Gold. Grill wollte dem Knöttner von dieſem Erfolge nichts ſagen, und hoffte, gelegentlich die Bereitung des Salzgeiſtes von ihm zu erfahren. Indeſſen ſtarb der Eine an der Peſt und der Andere verunglückte im Waſſer, wodurch, wie Helvetius meint, eine zufällige Erfindung verloren ging. Wahrſcheinlicher iſt, daß Grill ein vorgefundenes güldiſches Silberblei für Blei gehalten habe, womit das eingebildete Wunderwerk ſich ganz natürlich erklären läßt. Vergl. Goldenes Kalb, Nürnberger Ausgabe, S. 15.; Frankfurter Ausgabe, S. 29.

Theodor Kerkring, ein Zeitgenoſſe Schweitzer's, lebte in Amſterdam, wo Morhof ihn beſuchte. Dieſem zeigte er gold- und ſilberähnliche Metalle, welche er aus Queckſilber mit einem geringen Zuſatze bereitet zu haben verſicherte. Er hatte vier Sorten. Die erſte war von Farbe zinnweiß, die zweite ſilberweiß, die dritte blaßgelb, die vierte goldgelb. Alle vier hatte er mit einem und ebendemſelben Zuſatze, aber durch verſchiedene Feuersgrade (solo regimine ignis) erhalten. Morhof war zu wenig Kenner, um die Sache zu prüfen. Wahrſcheinlich war es weiter nichts, als das von Barchuſen beſchriebene, oben erwähnte Aurum sophisticum in verſchiedenen Abſtufungen des Kupfergehalts. Vergl. Morhof Epistola ad Langelottum, p. 49.

Kerkring war ein eifriger Baſilianer, und bemühte ſich, des Meiſters Tiefen aufzuhellen durch ſeinen Commentarius in currum triumphalem Antimonii Basilii Valentini. Derſelbe erſchien in mehren Ausgaben zu Amſterdam, 1665, 1671, und 1685, 12.

Gooſen van Vreeswyck gab in demſelben Zeitraume drei alchemiſtiſche Abhandlungen in holländiſcher Sprache heraus, als:

1) De roode Leeuw of het Sout der Wyſen. Amſteldam, 1672, 8.
2) De gróne Leeuw of het Light der Wyſen. Amſteldam, 1674, 8.

3) De goude Leeuw of de Azyn der Wyſen. Amſteldam, 1675, 8.

In England bietet die Geſchichte dieſes Zeitraumes gar nichts Erhebliches dar. Man ſollte glauben, die Alchemie ſey mit Philaletha ausgewandert. Die Bürgerkriege und Cromwel's eiſerner Zepter verſcheuchten wol die Muſe der Alchemiſten. Nicht eher als unter Karl dem Zweiten erholte ſich die alchemiſtiſche Literatur aus ihrer Ohnmacht und gab ſchwache Lebenszeichen.

William Johnson ſchrieb ein lateiniſches Lexicon chimicum zur Erläuterung der hermetiſchen Kunſtwörter, vornehmlich aber zur Erläuterung der Paracelſiſchen Schriften. Die erſte Ausgabe erſchien zu London, 1657, 8.; eine zweite ebenda, 1660, 8. In Deutſchland erfolgten zwei Auflagen, zu Frankfurt, 1676, 8., und zu Leipzig, 1678, 8.; auch ein Abdruck in Mangeti Bibliotheca chemica, T. I. N. 113.

Auch Frankreich bietet in dieſem Zeitraume wol Schriften, aber keine merkwürdigen Thatſachen dar. Die Erzählung, daß zu Lyon 1670 ein Engländer anderthalb Pfund Kupfer in feines Gold umgewandelt habe, iſt zu wenig verbürgt. Vergl. Happel's Curiöſe Relationen, Th. II. S. 284.

Isaac Chartier, ein Arzt, ſchrieb: De la science du plomb sacré des Sages, ou Antimoine, à Paris, 1651, 4.

Jean de Aubry, Kanonikus zu Montpellier, ſchrieb lateiniſch eine Epistola De quinta essentia, Argentorati, 1655, 4.; franzöſiſch: Le triomphe de l'Archée, à Paris, 1659, 4., wovon eine lateiniſche Ueberſetzung zu Frankfurt 1660 erſchien, und ein Abrégé de l'ordre admirable et des beaux secrets de S. Raimond Lulle, à Paris, 1665, 4.

Pierre Borel, latiniſirt Borellus, Arzt zu Castres in Languedoc, bearbeitete vornehmlich die Geſchichte und Literatur der Alchemie. Von ihm hat man:

nter dem Titel: Das Grab der Armuth, darin klärlich von Veränderung der Metalle und von dem Wege dazu gehandelt wird, Frankfurt a. M., 1672, 1702, und 1706, 8.

Dominique du Clos, Arzt zu Paris, erwarb ch den Ruhm eines Schriftstellers von seltenem Verdienst. Er brachte sein ganzes Leben damit zu, dem Steine der Weisen nachzuforschen, hatte auch alle seine Arbeiten umständlich eschrieben, erreichte aber den Zweck nicht, bereute am Ende seines Lebens die geopferte Zeit, und verbrannte alle seine Handschriften, damit niemand durch sie auf Irrwege geführt werde. Vergl. Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie, S. 369.

Italien hatte in demselben Zeitraume nicht Mangel an Alchemisten; doch hat sich keiner den Ruf eines Adepten erworben.

Benedetto Mazotta, Lehrer der Weltweisheit zu Bologna, schrieb eine lateinische Abhandlung: De triplici philosophia, Bononiae, 1653, 4.

Ludovico de Conti, französisch Louis le Comte, noch bekannter unter dem lateinischen Namen de Comitibus, gebürtig von Macerata, schrieb lateinisch: De Liquore Alcahest et Lapide philosophorum, ejusque materia, compositione etc., Venet., 1661, 4. Eine neue Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1664, 12.; eine französische Uebersetzung, von Rob. Prudhomme, zu Paris, 1669 und 1678, 12. Ein lateinischer Abdruck steht in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 124.

Francesco Tertio de Lana, auch lateinisch de Lanis genannt, ein Jesuit und Mitglied der Akademie zu Brescia, schrieb eine Arte maestra, Brescia, 1667, Fol. Eine lateinische Uebersetzung erschien unter dem Titel: Magisterium naturae et artis, Brixiae, 1684, 1692, Fol. Kap. 20. erzählt er darin eine Erfahrung, welche damals großes Aufsehen machte, als eine französische Uebersetzung der Stelle in die Philosophischen Transaktionen der Akademie

1) Observationes medico-physicae stupendae, in quibus quaedam chimica sunt. Castris, 1653, 12.
2) Bibliotheca chimica, seu Catalogus librorum philosophicorum hermeticorum. Parisiis, 1654, 12.; Heidelbergae, 1656, 12. Sie zählt 4000 Schriften auf, iſt aber unzuverläſſig. Er raffte zuſammen, was dem Titel nach geeignet ſchien, oft rein mediciniſche, auch theoſophiſche und magiſche Schriften, führt auch Bücher auf, die nie exiſtirt haben, und macht aus den erdichteten Perſonen der Turba Autoren. Morhof meint, Epistola ad Langelottum, p. 115., Borel ſcheine im Schlafe geſchrieben zu haben.
3) Trésor de Recherses et Antiquités gauloises et françoises, à Paris, 1655, 4. Dieſes hiſtoriſche Wörterbuch enthält unter anderem mancherlei Nachrichten aus der Geſchichte der Alchemie, gehäuft ohne Auswahl und nur zum Theil brauchbar.

Claude Germain, Leibarzt der Königin Louiſe Marie von Polen, ſchrieb ein Icon philosophiae occultae, sive Vera methodus componendi magnum antiquorum philosophorum lapidem, Paris., 1672, 8.; Roterod., 1678, 12. Ein Abdruck ſteht in Mangéti Bibliotheca chemica, T. II. N. 127. Eine deutſche Ueberſetzung gab Schröder, unter der Aufſchrift: Abbildung der geheimen Philoſophie, in der Neuen Alchymiſtiſchen Bibliothek, Bd. II. N. 2.

Atremont, ein Edelmann, reiſete als Alchemiſt durch verſchiedene Länder. Nach ſeiner Rückkehr ſpendete er ſeinen Landsleuten die Früchte ſeiner Forſchungen in einer Schrift, welche große Aufmerkſamkeit erregte, betitelt: Tombeau de la pauvreté, ou Sur la transmutation des métaux. Die erſte Ausgabe erſchien zu Frankfurt, 1672, 12.; eine zweite zu Paris, 1673, 12.; eine dritte zu Paris, 1681, 12.; eine vierte, mit einem Schlüſſel verſehen, zu Lyon, 1684, 12. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien unter

unter dem Titel: Das Grab der Armuth, darin klärlich von Veränderung der Metalle und von dem Wege dazu gehandelt wird, Frankfurt a. M., 1672, 1702, und 1706, 8.

Dominique du Clos, Arzt zu Paris, erwarb sich den Ruhm eines Schriftstellers von seltenem Verdienst. Er brachte sein ganzes Leben damit zu, dem Steine der Weisen nachzuforschen, hatte auch alle seine Arbeiten umständlich beschrieben, erreichte aber den Zweck nicht, bereute am Ende seines Lebens die geopferte Zeit, und verbrannte alle seine Handschriften, damit niemand durch sie auf Irrwege geführt werde. Vergl. Beitrag zur Geschichte der höheren Chemie, S. 369.

Italien hatte in demselben Zeitraume nicht Mangel an Alchemisten; doch hat sich keiner den Ruf eines Adepten erworben.

Benedetto Mazotta, Lehrer der Weltweisheit zu Bologna, schrieb eine lateinische Abhandlung: De triplici philosophia, Bononiae, 1653, 4.

Ludovico de Conti, französisch Louis le Comte, noch bekannter unter dem lateinischen Namen de Comitibus, gebürtig von Macerata, schrieb lateinisch: De Liquore Alcahest et Lapide philosophorum, ejusque materia, compositione etc., Venet., 1661, 4. Eine neue Ausgabe erschien zu Frankfurt, 1664, 12.; eine französische Uebersetzung, von Rob. Prudhomme, zu Paris, 1669 und 1678, 12. Ein lateinischer Abdruck steht in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 124.

Francesco Tertio de Lana, auch lateinisch de Lanis genannt, ein Jesuit und Mitglied der Akademie zu Brescia, schrieb eine Arte maestra, Brescia, 1667, Fol. Eine lateinische Uebersetzung erschien unter dem Titel: Magisterium naturae et artis, Brixiae, 1684, 1692, Fol. Kap. 20. erzählt er darin eine Erfahrung, welche damals großes Aufsehen machte, als eine französische Uebersetzung der Stelle in die Philosophischen Transaktionen der Akademie

der Wissenschaften zu London vom Jahre 1670 eingerückt ward. Lana sagt:

„Ich würde das nicht sagen, wenn nicht der Zufall „mir selbst ein Mineral in die Hand geführt hätte, woraus „ich mit leichter Mühe ein wenig güldischer Flüssigkeit aus„zog, einen wahrhaften Samen des Goldes. Da ich aber „dessen Werth nicht zu schätzen wußte, verbrauchte ich alles „zu einer einzigen Projektion auf Queckſilber, welches davon „sogleich erstarrte und bei verstärktem Feuer beständig blieb. „Eine halbe Unze des feuerbeständigen Liquors hatte dritthalb „Unzen Queckſilber, also ihr fünffaches Gewicht figirt. Wäre „diese Tinktur mehr gereinigt und mit einem passenden Kör„per vereinigt worden, so hätte der wahre Stein der Wei„sen daraus werden können. Aber ich habe bis auf den heu„tigen Tag kein solches Mineral wieder gefunden.“

Von diesem Experiment hat man wol mehr Aufheben gemacht, als es verdiente. Lana sagt nicht, daß sein Merkur zu Gold, sondern nur, daß er feuerbeständig geworden sey; und wenn das in saliniſchem Zustande geschah, so war es nichts Besonderes. Man behandelte damals allerlei Mineralien mit Sublimat und nannte die neuerhaltenen Salze Mercurios. Angenommen, daß Lana ein phorphorsaures Blei-, Kupfer- oder Eisenerz, deren Mischung damals unbekannt war, so behandelt habe, so konnte wol Phosphorsäure als ein feuerbeständiger Liquor abgeschieden werden, welcher mit Queckſilber ein feuerbeständiges Salz gab.

Die Neugriechen hatten in diesem ganzen Jahrhundert keinen alchemiſtischen Schriftsteller; aber stillem Suchen entsagten sie nicht. Als Olaus Borrich 1665 in Rom war, sagte ihm der Grieche Leo Allatius, gebürtig von Chios, welcher damals Bibliothekar im Vatikan war, daß seine Landsleute noch immer eifrig in der Alchemie arbeiteten. Das durfte freilich nur heimlich geschehen, um die Habsucht ihrer Zwingherren nicht zu reizen. In den befestig-

ten Klöstern auf dem Berge Athos oder Monte Santo hatte die griechische Muse noch ein Asyl gefunden, und dort erhielt sich eine Pflanzschule für den Priesterstand, welche wol nebenbei manche Kenntnisse verbreitete. Man weiß, daß insbesondere in dem Hauptkloster des heiligen Basilius die Schriften der Griechen und Araber seit 1500 gesammelt wurden, und da fehlten die Alchemisten schwerlich. Aber von einem glücklichen Erfolge dieser Studien ist nichts bekannt geworden, auch nach den neuerlichen Vorgängen wenig zu glauben. Vergl. Olai Borrichii Conspectus scriptorum chemicorum, N. XIV.

In diesem Zeitraume findet sich die erste Spur von Alchemie bei den Türken. Sie hatten bis dahin von dem wissenschaftlichen Treiben der Abendlande wenig oder keine Kenntniß genommen; doch scheint es, daß die Berührung mit den Arabern die Idee der Metallveredlung bei ihnen erweckt habe. Der erste Türke, welcher als Liebhaber der Alchemie genannt wird, ist Mahomed Kiuperli, ein ausgezeichneter Staatsmann und Feldherr, der unter Sultan Muhamed dem Vierten von 1656 bis 1663 Großvezier war, und in solchem Ansehen stand, daß sein Sohn, Achmed Kiuperli, und sein Enkel, Mustapha Kiuperli, ihm in derselben Würde folgten, welches beispiellos befunden wird. Von Mahomed Kiuperli hat man folgende Erzählung.

Der französische Seeofficier de Rennefort war 1666 als Kriegsgefangener in London. Auf seinem täglichen Spaziergange in einem öffentlichen Garten machte er die zufällige Bekanntschaft eines alten Landsmannes, welcher den Niedergeschlagenen aufzuheitern suchte und ihm zum Trost seine eignen Fata erzählte. Er hieß de la Brie, und war in seiner Jugend bei der Königin Marie de Medicis Page gewesen, nachher aber auf einer Seereise nach Italien in türkische Gefangenschaft gerathen. Bei seinem ersten Herrn diente er als Stallknecht, und nach dessen Tode kam er in das Haus des Großveziers Mahomed Kiuperli.

In dessen Hause lebte ein arabischer Philosoph, welchem der neue Sklave, den man Ismael nannte, als Gehülfe beigegeben ward. Der Araber führte ihn in eine Kammer, worin ein chemischer Ofen von Backsteinen aufgeführt war. Er zeigte ihm darin eine brennende Lampe, über welcher ein Fläschchen hing, und darin war eine Materie, die weder Erde noch Wasser, aber beides zugleich zu seyn schien. Der Philosoph bedeutete seinen Untergebenen, daß dieser Inhalt köstlicher sey, als alle Reichthümer des Großherrn. Er trug ihm auf, die Lampe zu unterhalten, und Acht zu haben, welche Farben sich im Glase zeigen würden. Ismael wartete seines Amtes unverdrossen, und beobachtete, daß die Materie binnen vierzig Tagen erstlich schwarz, dann grau und endlich weiß wurde.

Da starb der Großvezier. Achmed Kiuperli hatte keinen Sinn für Alchemie und verabschiedete den Araber. Dieser trat bald darauf in Dienste des Ali Bassa von Kahira, und bewog denselben, daß er den anstelligen Ismael von Achmed kaufte, damit er ihm in derselben Art diene. Allein nach zehn Monaten verlor Ali Bassa die Geduld, entließ den Philosophen und schenkte ihm seinen Lampenwärter.

Der Alchemist wendete sich nun nach seinem Geburtort, der Stadt Zabit, dem alten Saba, im südlichen Arabien. Er hatte den Franken lieb gewonnen, und wünschte ihn an sich zu fesseln, um mit seiner Hülfe das angefangene Werk zu vollenden. Darum gab er ihm seine Schwester zur Gattin. Nach einiger Zeit wurden sie auf einem Spaziergange von räuberischen Beduinen überfallen. Der arabische Philosoph blieb bei der Gegenwehr auf dem Platze und seine Schwester ward entführt. Ismael ward von Anderen mitgenommen, die ihn zu Bassora verkaufen wollten. Unter Weges trafen sie auf eine Karavane und wurden zerstreut. Ein englischer Kaufmann von der Karavane befreite den Gefangenen und schenkte ihm Geld zur Rückkehr nach Europa.

Mons. de la Brie wollte ſich das Anſehen eines Adepten geben, und fabelte allerlei, was nachzuerzählen die Mühe nicht lohnt; was er indeſſen von Kiuperli erzählte, möchte wol Glauben verdienen, da es mit geſchichtlichen Thatſachen übereinſtimmt. Rennefort ſchrieb ſpäterhin eine Geſchichte des Anfanges und Fortganges der Franzöſiſch-Oſtindiſchen Kompagnie, worin er die mit de la Brie gehabten Unterhaltungen bekannt machte. Ein Auszug davon findet ſich in der Edelgebornen Jungfrau Alchymia, S. 185 — 189.; und eine vollſtändige Ueberſetzung in Güldenfalk's Transmutationsgeſchichten, S. 268 — 279.

Daß die Araber damals ſowol in Arabien ſelbſt als in Aegypten nach dem Steine der Weiſen forſchten, davon legt vorſtehende Erzählung Zeugniß ab. Auch in den arabiſchen Reichen der Barbarei war die Alchemie nicht vergeſſen. Als der engliſche Kapitain Thomas Parry 1664 nach Tanger kam, fand er daſelbſt eine Menge eifriger Alchemiſten. Vergl. Ol. Borrich De ortu et progressu Chemiae, pag. 122.

Vierzehntes Kapitel.

Alchemie des siebzehnten Jahrhundertes.

Viertes Viertel.

So oft wir den Blick auf Deutschland werfen, begegnen wir einem neuen Zuge unter der Fahne des rothen Löwen. So voll und regelmäßig ist der Zug in keinem anderen Lande, und die Geschichte der Alchemie ist in der That großentheils eine deutsche, nicht eben darum, weil die Deutschen vor Allen des Hermes Jünger waren, sondern vielmehr, weil Deutschland recht eigentlich der Kreuzweg von Europa ist, auf welchem alle Wandler einander begegnen müssen.

Auch diesmal zählt, wie gewöhnlich, der Zug nicht lauter ächte Löwenritter. Die Mehrzahl prunkt mit Rüstungen von Pappe und Goldpapier. Die ächten erkennt man erst hintennach, wenn goldene Tapfen bezeugen, daß sie dagewesen sind. Aufmerksame Zeitgenossen haben dergleichen angemerkt. Für diese Periode findet man mancherlei in des Freiherrn Wilhelm von Schröder „Nothwendigem „Unterricht vom Goldmachen, den Buccinatoribus oder so „sich nennenden Foederatis hermeticis auf ihre drei Epi„steln zur freundlichen Nachricht", welcher zu Leipzig, 1684, in 12., herauskam, auch später mit Pescering's Fürstlicher Schatz- und Rentkammer zu Königsberg, 1752, 8., abgedruckt ward.

Nur Einer unter Vielen kann aus diesem Zeitraume als ein wahrscheinlicher Adept angeführt werden, das ist der

ſogenannte Baron von Wagnereck, welcher in den Jahren 1680 bis 1683 in Deutſchland reiſte. Wer ihn zum Freiherrn erhoben habe, iſt nicht zu ſagen; und da man weiß, daß bei der Menge das Gold den Adel gibt, vornehmlich im ſüdlichen Deutſchland, ſo darf man hier ſchon die Verbriefung unerörtert laſſen. Wir wiſſen, daß Wagnereck einer bürgerlichen Familie Baiern's angehörte; denn ſeines Vaters Bruder war der als Schriftſteller ausgezeichnete Jeſuit Heinrich Wagnereck, geboren zu München 1614, geſtorben als Kanzler zu Dillingen 1684.

Der Neffe, deſſen Vorname nicht angegeben iſt, zeigte im Jahre 1680 zu Prag eine Tinktur, welche 420 Theile unedles Metall tingirte; denn vier Gran derſelben haben ſieben Loth Gold gegeben. Der Freiherr von Schröder, welcher dieſe Begebenheit erzählt, beruft ſich dabei auf das Zeugniß der ganzen Stadt Prag, wo mehre Fürſten, die er namhaft macht, und viele Standesperſonen den Verſuch mit angeſehen hätten. Da nun Schröder nur vier Jahre ſpäter ſchrieb und niemand widerſprochen hat, ſo läßt ſich gegen ſein Zeugniß nichts einwenden.

In demſelben Jahre 1680 geſchah eine Transmutation zu Frankfurt am Main, deren Urheber nicht genannt wird, die man aber dem unſtet lebenden Wagnereck zuſchreiben darf. Mitten im Sommer kam ein Fremder zu dem Goldarbeiter Charles le Blon, und bat ihn, einen Schmelztiegel mit Blei einzuſetzen. Unterdeſſen nahm er aus einem Papier etwas rothes Pulver und warf es auf das fließende Blei, welches nach dem Ausgießen in gutes Gold verwandelt war. Das Gold nahm der Fremde mit ſich, gab aber dem Goldſchmied anderthalb Loth davon für ſeine Beihülfe. Dieſes Gold hat le Blon während der Frankfurter Herbſtmeſſe vielen Leuten vorgezeigt. Freilich iſt Eines Mannes Rede nach dem Sprichwort noch keine Rede; doch müſſen wol die Meiſten damals ihm geglaubt haben, da v. Schröder und

Kardeluck die Sache für wahr und wichtig erklären. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 155.

Im folgenden Jahre reiſete ein Adept im Oeſterreichſchen, welcher leicht für den baierſchen gehalten werden kann. Im Winter beſuchte er den Markt zu Iſchl, lernte da eine wißbegierige Bürgersfrau von Gmünden kennen, und verwandelte ihr zu gefallen ſieben Loth Queckſilber, welches ſie aus der Apotheke holte, in Silber. Vergl. Güldenfalk's Transmutationsgeſchichten, S. 40. Späterhin kam ein Reiſender mit der Poſt nach Waizenkirchen unweit Paſſau, wo damals der gelehrte Dr. Andr. Jehlin Pfarrer war, unterhielt ſich mit demſelben über Alchemie, zeigte ihm einen gelben Stein, den er in Papier gewickelt bei ſich trug, und geſtand ihm, es ſey der Stein der Weiſen. Er ſchätzte den Werth deſſelben auf zwei Millionen. Vergebens bat der Pfarrer um ein Pröbchen davon, erhielt aber doch endlich das gelb abgefärbte Papier. Als er das nachher im Beiſeyn mehrer Freunde auf fließendes Blei warf, erhielt er das ſchönſte Gold. Vergl. Axtelmayer's Weit eröffneten Palaſt des Naturlichts, Th. 5. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 278.

Im Jahre 1682 befand ſich Wagnereck in Mähren, wo er von der Waſſerſucht befallen wurde. Er wendete ſich an den Doktor Herdott, Arzt zu Brünn, welcher ihn damals wiederherſtellte. Der dankbare Adept belohnte ihn reichlich, ſchenkte ihm auch ſein Vertrauen, zeigte ihm ſeine Tinktur und deren Wirkung, und verſprach ihm ſogar, daß er bei einer neuen Bereitung derſelben ſich ſeiner Beihülfe bedienen und ihm ein Quentchen davon abgeben wolle. Ohne Zweifel wollte er den Arzt dadurch vermögen, daß er deſto ſorgſamer und gründlicher ihn heile. Als er ſich wohler fühlte, reiſete er nach Wien, verabredete aber zuvor eine poſttäglich forgeſetzte Korreſpondenz, damit der Arzt ſein ferneres Befinden beurtheilen und ihn berathen könne. Wagnereck empfing Herdott's Briefe nicht unmittelbar unter ſeiner

Adreſſe, ſondern durch Einſchlag von einem Dritten, woraus zu ſchließen iſt, daß er zwar in Wien Geſchäfte vorhatte, aber unerkannt bleiben wollte. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 96.

Damals kam zu dem Hofgoldarbeiter Bauhof in Wien ein Fremder, und machte ihm den Antrag, gemeinſchaftlich eine Quantität Gold aus Kupfer zu bereiten, wozu er das Verfahren angeben wolle. Bauhof mißtraute dem Unbekannten, hielt ſein Kunſtſtück für eine Betrügerei, und wollte ſich nicht einlaſſen. Nach mehren fruchtloſen Unterhandlungen darüber gab der Fremde dem Goldſchmied etwas Pulver, und bat ihn, ſich ſelbſt von deſſen Wirkung zu überzeugen. Er ſolle zur Probe 25 Loth Kupfer ſchmelzen und dann das Pulver darauf werfen. Bauhof hatte auch dazu keine Luſt, bis einer ſeiner Freunde ihn beredete, den Verſuch zu machen, bei dem nichts zu verlieren ſey. Als er ihn endlich anſtellte, erhielt er zu ſeinem Erſtaunen beinahe 25 Loth gutes Gold. Mit Sehnſucht erwartete er nun die Wiederkehr des Adepten und ſuchte ihn durch ganz Wien, aber vergebens. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 103.

Dieſes plötzliche und mit dem Zwecke des Künſtlers nicht zu vereinbarende Verſchwinden wird durch Folgendes erklärlich. Wagnereck fragte poſttäglich bei jenem Dritten nach, unter deſſen Zuſchrift er Herdott's Briefe erhielt. Einſt fand er jenen nicht zu Hauſe, wol aber ein mit der Poſt angekommenes Packet mit der Aufſchrift von der ihm bekannten Hand. Man händigt es ihm unbedenklich ein, und er nimmt es mit ſich, wie ſchon öfter geſchehen. Bei Eröffnung deſſelben findet er zwar ſeinen Brief, daneben aber ein offenes Schreiben an Kaiſer Leopold, und einen Brief, worin Herdott ſeinem Vertrauten, dem Mittelsmanne des Briefwechſels, auftrug, das Schreiben nach genommener Einſicht zu verſiegeln und ſchleunigſt zu übergeben.

Es enthielt einen Bericht an den Kaiſer, daß der ungekannt zu Wien ſich aufhaltende Baron von Wagnereck in

einem Behältniß, welches genau beſchrieben war, vierundzwanzig Loth ächte Tinktur bei ſich habe. Da der Inhaber unfehlbar in Kurzem ſterben werde, ſo wünſche Herdott, daß jener Schatz in keine anderen als kaiſerliche Hände komme. Er wolle demnach anheim geben, u. ſ. w.

Mit welchem Gefühl der Unglückliche ſein Todesurtheil las, iſt leicht zu ermeſſen. Des Arztes Anzeige war für den Augenblick vereitelt, gebot aber ſchleunige Flucht. Sogleich verließ der Kranke Wien und ſuchte Paſſau zu erreichen; aber ſein Zuſtand ertrug die Reiſe nicht, und er kam nicht weiter als bis Ens. Auf die von ihm erhaltene Nachricht kam ſein Oheim, Pater Wagnereck, mit einem Arzte von Paſſau ihm entgegen. Vergebens ſuchte man ihn zu retten, und er ſtarb zu Ens 1683. Vergl. W. v. Schröder's Nothwendigen Unterricht vom Goldmachen, und Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 97. f.

Die erzählten Umſtände laſſen nicht zweifeln, daß Wagnereck eine wahre Tinktur beſaß; wol aber machen ſie die gerühmte Allgewalt der Panacee ſehr zweifelhaft. Wohin die 24 Loth Tinktur gekommen ſind, wird nicht gemeldet. Zwar deutet Schröder, wie es ſcheint, auf eine Fürſtin, deren Schutz Wagnereck in Anſpruch genommen, allein des Verwandten Näherrecht iſt offenbar; und da dieſer ebenfalls ein Jahr ſpäter verſtorben iſt, ſo fragt ſich wiederum, ob die Kongregation ihn beerbt habe, die freilich über ungemeſſene Summen disponirte.

Weniger Glauben verdient ein anderer Alchemiſt jener Zeit, welcher ſich Pantaleon nannte, eigentlich aber Franz Gaßmann hieß, aus Schleſien gebürtig war, und als Arzt in Paſſau, nachher in Wien lebte. Er verkaufte alchemiſtiſche Proceſſe, und das iſt ſchon genug geſagt, ihn zu bezeichnen. Vornehmlich machte man viel Aufheben von ſeinem philoſophiſchen Merkurius. Dr. Volkamer in Nürnberg ſoll ihm ein Pfund davon für Eintauſend Reichsthaler abgekauft haben, wahrſcheinlich für Rechnung der Alche-

miſchen Geſellſchaft. Volkamer ſtand auch mit ihm, wie man aus v. Murr's Literariſchen Nachrichten, S. 92., erſieht, 1677 in fortdauerndem Briefwechſel, und deſſen Autorität mag hinreichen, zu beglaubigen, daß irgend etwas, wenn auch nicht viel, an der Sache geweſen ſey.

Dr. Gaßmann's Mercurius philosophicus war der Beſchreibung nach ein laufendes Queckſilber, welches er durch chemiſche Behandlung, wie man es nannte, magnetiſch zu machen wußte. Wenn man es auf einen Tiſch ausgegoſſen hatte, folgte es vorgehaltenem Golde nach, wie die Nadel dem Magnete, ſo daß man es nach Belieben hin und her führen konnte. Wenn es ſich ſo verhielt, wie man glauben darf, ſo war das allerdings ein intereſſantes phyſikales Experiment, und es iſt zu bedauern, daß es durch Geheimnißkrämerei der Wiſſenſchaft entzogen ward. Mit der Alchemie hatte es nun gar keinen Zuſammenhang; da aber die Alchemiſten einen Mercurius sophicus ſuchten, den ſie nur dem Namen nach aus Büchern kannten, ſo ließen ſie ſich leicht bereden, das ſey ein ſolcher. Vergl. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 102.

Man erzählt, daß Gaßmann den Merkurius durch vierzigtägiges Glühen in eiſernen Töpfen zu zeitigen verſtanden, und ſo ein bimsſteinförmiges Silber erhalten habe. Das kann ſehr natürlich zugegangen ſeyn. Wenn er Silberamalgam glühte und der Deckel des Topfs nicht dampfdicht anſchloß, ſo verflog nach und nach das Queckſilber, und das Silber blieb eben ſo ſchwammicht zurück, wie in den Cylinderöfen der Amalgamirwerke geſchieht. Dieſes Kunſtſtück iſt in der That gar zu einfältig; aber der magnetiſche Merkurius gab ihm ein plauſibles Anſehen. Vergl. v. Schröder's Nothwendigen Unterricht, S. 53. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 100.

Wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, waren die Stimmen getheilt. Einige erhoben mit Schröder den „großen Pantaleon“ zu den Sternen, und dagegen erklärte ihn der

ehrliche Becher für einen ganz gemeinen Betrüger. Letzterer ſchrieb über ihn einen beſondern Traktat, unter dem Titel: Pantaleon delarvatus, welcher in der Fauſtſchen Ausgabe des Philaletha abgedruckt iſt.

Die alchemiſtiſchen Schriften, welche dieſer Gaßmann unter dem uſurpirten Namen eines Heiligen in die gläubige Welt ſandte, dienen als hiſtoriſche Belege zu Becher's Urtheil, indem ſie voll der unverſchämteſten Prahlereien ſind. Indeſſen fand er doch ſein Publikum. Man hat von ihm:

1) Tumulus Hermetis apertus, in quo ad solem meridianum sunt videndae antiquissimorum philosophorum absconditae veritates physicae, et recentiorum quorundam erroneae opiniones de laudatissimo illo liquore, Mercurio philosophorum, ita ut jam cuilibet, etiam mediocriter ingenioso, regia via pateat, etc. Noribergae, 1676, 8. Eine neue Ausgabe erſchien 1684, 8.; ein Abdruck in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 120.; und eine deutſche Ueberſetzung von Chriſtoph Viktorin, unter dem Titel: Pantaleonis Neu eröffnetes Grab u.ſ.w., zu Nürnberg, 1677, 8.

2) Bifolium metallicum, seu Medicina duplex, pro metallis et hominibus infirmis, a Proceribus artis sub nomine Lapidis philosophici inventa, elaborata et posteritati transmissa, etc. Noribergae, 1676, 8. Neue Ausgaben erſchienen ebenda, 1679 und 1684, 8. Ein Abdruck ſteht in Mangeti Biblioth. chem., T. II. N. 119. Eine deutſche Ueberſetzung gab Viktorin mit dem Neueröffneten Grabe, 1677, 8., heraus.

3) Examen alchymisticum, quo ceu Lydio lapide Adeptus a Sophista, et verus philosophus ab impostore dignoscuntur, etc. — Necessarium ac summe proficuum opusculum, quale a mundo condito typis non fuit exaratum! Norib., 1676, 8. Eine

neue Ausgabe erſchien 1684, 8. Ein Abdruck in Mangeti Bibl. chem., T. II. N. 121. Eine deutſche Ueberſetzung von Viktorin bei Pantaleonis Grabe.

4) Disceptatio de Lapide physico etc.; iſt eine Streitſchrift gegen die 1674 von H.V. D. herausgegebene Tumba Seramidis, Noribergae, 1676, 8.; abgedruckt bei Manget, T. II. N. 122. Eine franzöſiſche Ueberſetzung davon erſchien zu Paris, 1689, 8.

Wenzel Seyler, ein Auguſtinermönch, hat keinen beſſeren Ruf erworben. In einem Kloſter zu Prag hatte er einem Confrater, der in der Alchemie arbeitete, ein purpurrothes Pulver entwendet, welches er für den Stein der Weiſen halten mochte. Wahrſcheinlich war es jenes Goldhaloid, welches bei einigen Alchemiſten unter dem Namen des rothen Löwen vorkommt. Damit ging er 1675 nach Wien, und meldete ſich bei Kaiſer Leopold I., der damals der Mäcen fahrender Adepten war. Pater Wenzel beglaubigte ſich dadurch, daß er in Gegenwart des Kaiſers eine kupferne Schale, die man ihm dargeboten, glühend machte und dann mit ſeinem Pulver zum Theil in Gold verwandelte, d. h. vergoldete. Noch größere Bewunderung erregte, daß er mit ebendemſelben Pulver vorgeblich auch Zinn in Gold veredelte. Es leuchtete dem Monarchen ein, daß durch ein ſolches Kunſtſtück ſeine böhmiſchen Zinngruben einträglicher würden, als die ungariſchen Goldgruben. In der erſten Freude darüber ernannte er den Mönch zum Freiherrn von Reinersberg und machte ihn mit gutem Vorbedacht zum Obermünzmeiſter in Böhmen.

Zur Probe ließ der Kaiſer aus dem neuen Golde Dukaten ſchlagen. Sie waren nur auf Einer Seite geprägt, und führten das Bruſtbild mit der Umſchrift: Leopoldus D. G. R. I. S. A. G. H. E. B. R. Auf der ungeprägten Seite las man die kreisförmige vertiefte Inſchrift: Aus Wenzel Seylers Pulvers Macht bin ich von Zinn zu Gold gemacht. In der Mitte die Jahrzahl 1675. Der

Kaiſer beſchenkte ſeine Hofleute und Gäſte mit ſolchen Dukaten, und die Freude war groß. Sie waren etwas größer als andere Dukaten, und dennoch um vier Aß zu leicht. Die Oberfläche glänzte hoch goldgelb, und gab auf dem Probirſtein einen feineren Strich, als Gold von 23 Karat. Vergl. Gottfr. Heinr. Burghard's Deſtillirkunſt, Brieg, 1748, 8.

Hinterher ward der gute Kaiſer wol belehrt, daß er betrogen worden ſey, fühlte ſich aber zu ſehr kompromittirt, um Strenge zeigen zu mögen, bezahlte die enormen Schulden, welche der Adept in Wien gemacht hatte, und ſchickte ihn nach Böhmen, wahrſcheinlich in das Kloſter zurück, dem er entlaufen war. Aus den Akten iſt nachgewieſen worden, daß Wenzel den Kaiſer um zwanzigtauſend Gulden, verſchiedene Hof- und Staatsbeamte noch außerdem um bedeutende Summen betrogen hat. Vergl. Becheri Magnalia Naturae, Londini, 1680, 4. Beitrag zur Geſchichte der höheren Chemie, S. 363. 367. 501.

Chriſtian Wilhelm Freiherr von Krohnemann, einer der frechſten Betrüger, ſpielte in den Jahren 1677 bis 1686 die Rolle des Adepten am Hofe des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth. Er gab vor, das Queckſilber fixiren zu können, ſo daß nachher, bei deſſen Abrauchen, ein Theil davon in Gold veredelt zurückbleibe. Vor den Augen der fürſtlichen Perſonen kochte er das Queckſilber in eiſernen Pfannen mit Eſſig, Salz und Grünſpan, worunter er Gold gemengt hatte, und da blieb dann freilich am Ende Gold übrig. Eben ſo leicht machte er auch Silber. Aus ſolchem Silber ließ er 1679 eine Schaumünze prägen, welche er dem Markgrafen zum Geburttag verehrte. Er ward dafür in den Adelſtand erhoben und mit den erſten Hofſtellen begnadigt. Mit dem Golde war er etwas zurückhaltender als mit dem Silber, vermuthlich, weil ihm jenes zu theuer war. Indeſſen ließ er ſich doch in der Stille von einigen Liebhabern bewegen, daß er ihnen auch darin guten

Rath gab. Umſonſt freilich nicht, und ſoll er z. B. den Generalſuperintendenten Kaſpar von Lilien auf dieſe Weiſe um zehntauſend Gulden betrübt haben. Nachdem er alſo zehn Jahre ſein Weſen getrieben hatte, wurde ſein Betrug endlich durch den Münzmeiſter Johann Junge aufgedeckt. Der Freiherr ſuchte das Freie, ward aber eingeholt, und 1686 zu Culmbach aufgehängt, mit der Beiſchrift: „Ich „war zwar, wie Merkur wird fix gemacht, bedacht; doch „hat ſichs umgekehrt, und ich bin fix gemacht.“ Vergl. Geſchichte des angeblichen Goldmachers Chr. Wilh. v. Krohnemann, aus archivariſchen Quellen bearbeitet von G. Wolfg. Auguſtin Fickenſcher, Nürnberg, 1800, 8.

Zu den ehrenwertheren Alchemiſten dieſer Zeit, die nun folgen, gehört ein Schriftſteller, deſſen Perſönlichkeit ſo zweifelhaft blieb, als ob er in einem entfernten Jahrhundert gelebt hätte. Es hat ſogar den Anſchein, als ob er, ein Bifrons, in zwei Zeitalter ſchaue, und hier zum zweiten Mal vorkomme. Es iſt

Johann Hiskias Kardeluck oder Kardiluk,

welcher gewöhnlich Cardiluccius, ſonſt aber auch Cardilucci genannt wird. Unter dem deutſchen Namen wird er als würtembergſcher Leibarzt aufgeführt. In Gmelin's Geſchichte der Chemie, Th. II. S. 253., kommt er unter dem letzten Namen als ein Italiäner vor, der meiſtens in Deutſchland, vornehmlich zu Nürnberg gelebt habe. Peträus meldet aber, er ſey kein Anderer, als der oben aufgeführte Johann Harprecht, und habe ſeinen Namen verändert. Der Zeit nach wäre das wol zu glauben; denn da Harprecht 1610 geboren iſt, Kardiluk aber 1680 noch gelebt zu haben ſcheint, ſo würde das ein Alter von ſiebzig Jahren ausmachen. Würtembergſcher Leibarzt mag er einige Zeit geweſen ſeyn; denn daß er Arzt war, bezeugen ſeine ärztlichen Schriften. Seine alchemiſtiſchen Schriften ſind folgende:

1) Magnalia medico-chymica, oder Höchſte Arznei- und feuerkünſtige Geheimnüſſe,.... zwar aus Paracelſi Hand-

ſchrift ſchon im vorigen Seculo ausgegangen, aber ſo corrupt, daß es faſt niemand verſtehen können; jetzo aufs neue verhochdeutſcht und von Satz zu Satz erläutert. Nebſt beigefügtem Hauptſchlüſſel aller hermetiſchen Schriften, nämlich dem unvergleichlichen Traktat: Offenſtehender Eingang zu dem vormals verſchloſſenen königlichen Palaſt (des Philaletha). Nürnberg, 1676, 8.

2) Magnalia medico - chymica continuata, oder Fortſetzung der hohen Arznei- und feuerkünſtigen Geheimnüſſe, darinnen die übrigen Traktaten, ſo Philosophus Philaletha herausgegeben, wie auch einige Principalſchriften des unvergleichlichen hochdeutſchen Philosophi Basilii Valentini, aus einem geheimen Manuſcript erſetzt worden. Nürnberg, 1680, 8.

3) Antrum naturae et artis reclusum, oder Geheimnißvolle eröffnete Höle der Natur und Kunſt; erſchien erſt lange nach ſeinem Tode zu Nürnberg, 1710, 8.

Chriſtoph Adolph Baldewein, bekannter unter dem latiniſirten Namen Balduinus, Amtmann zu Großenhayn in Sachſen, ſchrieb aus eigner Erfahrung und aufrichtiger, wenn auch nur ſubjektiver, Ueberzeugung. Bei ſeinen alchemiſtiſchen Arbeiten gelang es ihm, das Metalloid des Kalks, wiewol unrein, durch Ausglühen des Kalkſalpeters darzuſtellen. Da glaubte er den im Dunkeln leuchtenden Stein der Weiſen gefunden zu haben, und verdoppelte ſeinen Fleiß in deſſen Bearbeitung, aber vergebens. Nun wollte er wenigſtens Anderen auf die entdeckte Spur helfen, und machte die Bereitung des noch jetzt nach ihm benannten Lichtmagnets bekannt, wie er denn nachher auch ſeine übrigen Arbeiten öffentlich mittheilte. Er ſchrieb:

1) Phosphorus hermeticus, sive Magnes luminaris. Lipsiae, 1674, 12.

2) De auro aurae, et ipsum hoc aurum aurae; erſchien ohne Angabe des Druckorts, 1674, 12.

3)

3) Aurum superius et inferius aurae superioris et inferioris hermeticum, Lipsiae, 1674, 12.; Amstelodami, 1675, 12.; Francofurti, 1675, 8.; ſteht auch abgedruckt in Mangeti Bibliotheca chemica, T. II. N. 128.

4) Epistola viri cujusdam doctissimi, continens judicium de auro aurae. Lipsiae, 1676, 4.

5) De regerminatione argenti, novo artificio inventa, Lipsiae, 1676, 4.; abgedruckt in den Miscellaneis curiosis s. Ephemerid. medico-phys. nat. curios. german. Lipsiae, 1677, 4.

6) Venus aurea, in forma Chrysocollae fossilis cum fulmine caelitus delapsa prope Haynam, Haynae, 1677, 12.; abgedruckt in den Miscellaneis curiosis, Lipsiae, 1678, 4.; handelt von dem in Chladni's Verzeichniß aufgeführten Meteorſteine.

7) Hermes curiosus, seu inventa physico-chemica nova. Norimbergae, 1680, 12. Neue Ausgaben erſchienen 1683 und 1689, 12.

Johann Kunkel, von Löwenſtern, geboren zu Rendsburg in Holſtein 1630, geſtorben zu Stockholm 1702, war der eifrigſte aller damaligen Alchemiſten. Johann Kunkel war der Sohn eines Goldarbeiters und lernte die Apothekerkunſt, neben deren Betrieb er in der metalliſchen Chemie ſich ſelbſt ausbildete, mehr und mehr aber der Alchemie ausſchließlich widmete. Zunächſt trat er als Alchemiſt und Aufſeher der Hofapotheke in Dienſte der Herzöge Franz Karl und Julius Heinrich von Lauenburg. Sodann ward er nach Sachſen berufen, und diente dem Kurfürſten Johann Georg dem Zweiten als geheimer Kammerdiener und Direktor des kurfürſtlichen Laboratoriums, anfänglich zu Dresden, nachher zu Annaberg, hielt auch einige Zeit Vorleſungen über Experimentalchemie zu Wittenberg. Unverſchuldeten Anfeindungen zu entgehen, folgte er 1679 einem Rufe nach Berlin, und diente dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm von

Brandenburg ebenfalls in der Eigenschaft als geheimer Kammerdiener und Direktor des Laboratoriums. Nach dem Tode des Kurfürsten schien er überflüssig zu werden. Sein Laboratorium wurde sammt der von ihm angebauten Glashütte durch Brandstiftung zerstört, welches ihn außer Wirksamkeit setzte. Jedoch berief ihn 1690 König Karl XI. von Schweden nach Stockholm, stellte ihn als Bergrath an, und erhob ihn in den Adelstand. Vgl. Gmelin's Geschichte der Chemie, Th. II. S. 153. f.

Seine mehr als dreißigjährige alchemistische Praxis führte ihn auf die Entdeckung des Harnphosphors, des Rubinglases, und anderer chemischen Erfindungen, die sein Andenken ehren. Das Hauptziel seines Strebens erreichte er freilich nicht, wiewol er unverdrossen und immer hoffend es verfolgte, auch zuweilen ihm nahe zu seyn wähnte. In Dresden glaubte man einst, er habe das Geheimniß gefunden und wolle es für sich behalten; allein man that ihm Unrecht. Er erklärt sich darüber in seinem Laboratorium, S. 606. Er hatte das zu mancherlei Versuchen gebrauchte Gold, zehn Mark schwer, zusammengeschmolzen, um es zu neuen Arbeiten zu verwenden. Sein Gehülfe, Namens Grummet, meinte, dieses Gold sey neu gemacht. Es verdroß ihn, die Art und Weise nicht abgesehen zu haben. In seinem Unmuth verleumdete er Kunkel'n, welches diesem in Dresden viel Verdruß zuzog, aber auch den Ruf nach Berlin veranlaßte. Er selbst hat keinen seiner Gönner getäuscht. Im Gegentheil ward deren Ungeduld durch seine Aufrichtigkeit nicht befriedigt, welches ihm zum Lobe gereicht. Hatte er sich doch nur verpflichtet, redlich zu suchen, und das Finden lag nicht an ihm. So wie in seinem mißlichen Beruf, zeigt er sich auch in seinen Schriften durchaus als wahrheitliebenden Mann, und er darf in jeder Hinsicht der Nachwelt Hochachtung in Anspruch nehmen.

Seine Ueberzeugung von der Möglichkeit der Metallveredlung beruhte vornehmlich auf Versuchen, von denen er

im Laboratorium, S. 556., erzählt. Durch oft wiederholtes Schmelzen des Goldes mit Salmiak erhöhte er die Farbe deſſelben bis zum Rothgelben. Dagegen ward feines Gold durch oft wiederholtes Schmelzen mit Borax ſo bleich, daß es nicht mehr zum Vergolden gebraucht werden konnte. Wenn demnach, ſchloß er, die Kunſt vermag, das Gold in einem Falle zu übergolden, im andern zu entgolden, d. h. hinauf- oder herabzuſtimmen, ſo iſt das ſchon ein Anfang zur Zuſammenſetzung oder Zerſtörung, wonach die Neuerzeugung nicht unglaublich erſcheint. Der Verſuch, welchen Richthauſen mit dem Kurfürſten von Mainz anſtellte, und die von ihm gegebene Erläuterung, ſo wie einige ſpätere Erfahrungen, welche weiter unten vorkommen, ſcheinen Kunkel's Anſicht zu beſtätigen.

Kunkel's Schriften gehören ſämmtlich der alchemiſtiſchen Literatur an, indem überall die alchemiſtiſche Tendenz durchblickt. Sie ſind folgende:

1) Nützliche Observationes, oder Anmerkungen von den fixen und flüchtigen Salzen, Auro und Argento potabili, Spiritu mundi, und dergleichen, wie auch von den Farben und Geruch der Metalle und Mineralien, Hamburg, 1676, 8.; ſteht auch abgedruckt in J. P. Burggraf's Fünf kurioſen chymiſchen Traktätlein, Frankfurt und Leipzig, 1721, 8. Eine lateiniſche Ueberſetzung, von Ramsay, erſchien zu London, Rotterdam, und Amſterdam, 1678, 12.

2) Chymiſche Anmerkungen von den Principiis chymicis, Salibus acidis, und Alcalibus fixis und volatilibus, u. ſ. w. Mit Anhang einer chymiſchen Brille contra Non entia chymica. Wittenberg, 1677, 8. Abgedruckt in den Fünf kurioſen chymiſchen Traktätlein. Eine lateiniſche Ueberſetzung, von Ramsay, erſchien zu London und Rotterdam, 1678, 12., und zu Amſterdam, 1694, 12.; eine engliſche Ueberſetzung zu London, 1705, 8.

3) Oeffentliche Zuſchrift von dem Phosphoro mirabili und deſſen leuchtenden Wunder-Pilulen, ſammt angehängtem Diskurs von dem weiland rechtbenannten Nitro, jetzt aber unſchuldig genannten Blut der Natur. Leipzig, 1678, 8. Abgedruckt in den Fünf kurioſen chymiſchen Traktätlein.

4) Ars vitraria experimentalis, oder Vollkommene Glasmacherkunſt, in einem Commentario über die ſieben Bücher P. Ant. Neri, mit den Anmerkungen Chr. Merretti. Frankfurt und Leipzig, 1679 und 1689, 4. Neue Ausgaben erſchienen zu Nürnberg, 1743, 1756, und 1785, 4. Eine franzöſiſche Ueberſetzung, von Holbach, erſchien zu Paris, 1752, 4.

5) Collegium physico-chymicum experimentale, oder Laboratorium chymicum, in welchem von den Principiis der Natur.... nebſt der Transmutation oder Verbeſſerung der Metalle gehandelt wird; ward nach des Verfaſſers Tode von Joh. Kasp. Engelleder herausgegeben zu Hamburg und Leipzig, 1716, 8. Eine neue Ausgabe erſchien ebenda, 1722, 8.

Georg Wolfgang Wedel, Profeſſor der Medicin zu Jena, kaiſerlicher Pfalzgraf und Rath, auch mehrer Fürſten Leibarzt, geboren zu Gloſſen in der Niederlauſitz 1645, geſtorben 1721, gehört zu den wichtigeren Zeugen für die Alchemie, indem er, wie Helvetius, aus einem Zweifler zum Bekenner ward. Als Rolfink's Schüler ging der junge Gelehrte ganz in deſſen Anſichten und Grundſätze ein und beſtritt die Alchemie aus allen Kräften. Von einer Reiſe nach Holland kam er 1672 mit ſchon veränderten Anſichten zurück, weil die zahlreichen Zeugniſſe der dortigen Naturforſcher ſeine Zweifel in ihren Grundfeſten erſchüttert hatten. Jedoch ward der Uebergang ihm ſchwer, und die neugewonnene Ueberzeugung kam erſt ſpäter zum Durchbruch, als 1686 Kraus unter ſeinem Vorſitz disputirte, worauf er 1699 den Introitus des Philaletha in Jena ſelbſt herausgab. Auf

dieſe offene Erklärung ließ der achtbare Chemiker noch im Alter nachſtehende Schriften folgen. Es iſt nicht ungewöhnlich, daß Gelehrte in ſpäteren Jahren von Philoſophemen zurückkommen, welche ſie früher lebhaft vertheidigten; aber nicht alle finden ſich eben bewogen, das freimüthig einzugeſtehen. Seine alchemiſtiſchen Schriften ſind:

1) Exercitatio in Tabulam Hermetis smaragdinam, adversus Kircherum. Jenae, 1704, 4.
2) Exercitatio in Basilii Valentini vitam. Jenae, 1704, 4. Eine Ueberſetzung davon hat Peträus in ſeiner Ausgabe des Baſilius von 1717 nach der Vorrede abdrucken laſſen.
3) Introductio in Alchymiam. Jenae, 1705, 4.

Johann Otto Freiherr von Helbig, kurpfälziſcher Leibmedikus und Profeſſor zu Heidelberg, war in dieſer Zeit das Orakel der Panaceiſten, weil er in dem Rufe ſtand, er beſitze das Geheimniß der Tinktur, gebrauche ſie aber nicht zur Metallveredlung, ſondern zur Arznei. In ſeinen alchemiſtiſchen Schriften redet er freilich von ihrer Bereitung als einer ihm ganz geläufigen Sache, geſteht auch, allerlei geringe Metalle nach Belieben in Gold oder Silber verwandelt zu haben. Hin und wieder macht er ſich luſtig über die poetiſchen Benennungen der Alchemiſten, als da ſind: Putrefaktion, Rabenhaupt, Pfauenſchwanz, Fiſchaugen, u. ſ. w. In erſterer findet er keine wahrhafte Fäulniß, in dem zweiten keine eigentliche Schwärze. Dieſe Berichtigungen trägt er ganz in dem Tone eines freimüthigen Kenners vor, und damit imponirte er Vielen. Die Geſchichte verlangt Beweiſe, und dieſe ſind nicht aufzufinden. Seine alchemiſtiſchen Schriften ſind:

1) Introitus in veram et inauditam Physicam. Heidelbergae, 1680, 12. Ein Nachdruck erſchien zu Hamburg, 1680, 8. Eine deutſche Ueberſetzung davon erſchien zu Lübben, 1719, 8.
2) Antwort auf drei Fragen: Was der Lapis philosophorum ſey, woraus und wie er bereitet werde, und was

von den Alchymiſten an den Höfen großer Herren zu halten ſey. Heidelberg, 1681, 12.

3) Centrum naturae concentratum, sive de Lapide philosophico. Gedani, 1682, 12.

4) Judicium de viribus hermeticis. Amstelodami, 1683, 12.

5) Sendſchreiben eines Adepti artis hermeticae. Weißenfels, 1684, 12.

6) Physica curiosa, oder Gründliche Lehre von verſchiedenen Naturgeheimniſſen, ſonderlich dem Lapide Philosophorum, nach des Verfaſſers Tode von ſeinem Bruder, Chriſtoph Helbig, Arzt in Erfurt, herausgegeben. Sondershauſen, 1700, 12. Neue Auflage: 1701, 12. Neue Ausgabe: Frankfurt und Leipzig, 1714, 8.

7) Arcana majora, ebenfalls von dem genannten Bruder herausgegeben. Leipzig, 1702, 8.

Johann Chriſtian Orſchall, ein heſſiſcher Bergbeamter, welcher in ſeiner Jugend bei Joh. Heinr. Rudolph in Dresden als Gehülfe gedient und die Alchemie von ihm erlernt hatte, ſchrieb:

1) Chymiſches Wunderdrei. Marburg, 1684, 12. Eine Fortſetzung folgte 1686, 12.; eine neue Ausgabe erſchien zu Caſſel, 1696, 8.

2) Sol sine veste, oder Dreißig Experimente, dem Golde ſeinen Purpur auszuziehen und es zu deſtruiren. Augsburg, 1684, 12. Eine neue Ausgabe erſchien ebenda, 1739, 4.

Beide Schriften, das Wunderdrei und Sol sine veste, wurden zuſammen ins Franzöſiſche überſetzt, unter dem Titel: Oeuvres métallurgiques etc., à Paris, 1760, 12.

Chriſtoph Grummet, jener untreue Gehülfe Kunkel's in Dresden, würde von der Geſchichte gern vergeſſen werden, hat aber doch ſoviel erlangt, daß er dem braven Manne gegenüber als böſes Princip figurirt. Nachdem ſein Lehrer ſich von ihm losgeſagt hatte, ſuchte er für ſich eine

Rolle zu ſpielen, und ſich dadurch geltend zu machen, daß er Kunkel'n öffentlich anfeindete. Er ſchrieb:

1) Vom Nitro oder Blut der Natur. Dresden, 1677, 4.; Wittenberg, 1678, 8. Eine Schmähſchrift gegen Kunkel, welcher ihn im Anhange ſeiner Schrift vom Phosphor abfertigte.
2) Defenſionsſchrift über das Nitrum oder Blut der Natur und ſeine Perſon. Leipzig, 1679, 8.
3) Sol non sine veste; iſt gegen Orſchall gerichtet. Rothenburg, 1685, 12.

Johann Seger von Weidenfeld ſchrieb eine lateiniſche Abhandlung: De Secretis Adeptorum, worin er von dem ſogenannten Spiritus vini Raimundi Lulli handelt, den neuere Alchemiſten wol auch den Knabenurin nennen. Die erſte Ausgabe erſchien zu London, 1684, 4.; eine zweite zu Hamburg, 1685, 12.

Georg Kaspar Kirchmaier, Profeſſor zu Wittenberg, ſchrieb eine Dissertatio De metallorum metamorphosi. Wittebergae, 1693, 4.

Johann Ludwig Hannemann, Profeſſor zu Kiel, ſchrieb:

1) Ovum hermeticum, sive de auro. Francof., 1694, 8.
2) Pium osculum Philosophiae adeptae et Theologiae orthodoxae. Hamburgi, 1696, 8.
3) Pharus ad Ophir auriferum. Kiloniae, 1712, 4.; Lubecae, 1714, 8.
4) Xystus in hortum Hesperidum. Kiloniae, 1715, 4.
5) Horae subsecivae Fridrichstadenses. Kilon., 1715, 4.
6) Aurora oriens. Ploenae, 1719, 4.

Rudolph Wilhelm Kraus ſchrieb eine Dissertatio De principiis et transmutatione metallorum. Jenae, 1686, 4. Vergl. Wedel.

In England erhielt damals die Alchemie unerwartet einen Vertheidiger an dem berühmten Naturforſcher Robert Boyle, geboren 1626 zu Lismore in Irland, ge-

ſtorben 1691 in London, wo er vierzig Jahre wohnte, ein großes Laboratorium unterhielt, und nur mit Verſuchen beſchäftigt war. Früherhin hatten ſeine Studien zu Leyden und Oxford, auch ſeine Reiſen durch Frankreich und Italien, ihn mit einer Menge von Alchemiſten bekannt gemacht, aber keinesweges für die Sache gewonnen. Zwar nicht entſchiedener Gegner, war er doch Zweifler, wie zwei ſeiner früheren Schriften beurkunden, als:

1) Two Essays concerning the unsuccess fullness of experiments. London, 1661, 4. Eine lateiniſche Ueberſetzung davon erſchien unter dem Titel: Tentamina quaedam de infido experimentorum successu, zu Amſterdam, 1667, 4. Dieſelbe iſt abgedruckt in Tentamina physiologica, Londini, 1669, 4., N. 2.

2) Sceptical Chemist. Oxford, 1661, 8.; London, 1662, 8. Eine lateiniſche Ueberſetzung erſchien unter dem Titel: Chymista scepticus, vel dubia et paradoxa physico-chymica circa Spagyricorum principia. Roterodami, 1661, 1662, 8., 1668, 12.; Londini, 1662, 8.

Dagegen trat er achtzehn Jahre ſpäter ganz auf die Seite der Alchemiſten in ſeinem

3) Historical Account of a degradation of Gold, made by an Anti-Elixir, a strange chemical Narrative. (Hiſtoriſcher Bericht von einer Degradirung des Goldes durch ein Gegen-Elixir, eine wunderbare chemiſche Erzählung.) London, 1678, 4. Neue Ausgaben erſchienen 1689 und 1737, 4. Eine deutſche Ueberſetzung im Auszuge findet ſich im Göttingſchen Magazin von 1783, S. 420. f. Boyle erzählt darin Folgendes:

Bei einem ſeiner Freunde machte er die Bekanntſchaft eines Fremden, welcher den Orient bereiſet hatte. Dieſer verſicherte, die Alchemiſten der Morgenländer wären ſehr zurückhaltend, hätten es aber in Verwandlung der Metalle weit gebracht. Zum Beweiſe deſſen gab er Boyle'n ein Pa-

pierchen mit etwas rothem Pulver, nebſt der Anweiſung zu deſſen Gebrauch.

Boyle, oder Pyrophilus, wie er ſich in dritter Perſon nennt, machte damit den Verſuch im Beiſeyn zweier Sachkundigen. In einem neuen, mit Oel getränkten Tiegel wurden zwei Quentchen Gold geſchmolzen, und darauf warf man das dunkelrothe Pulver, welches kaum den achten Theil eines Grans wog. Nach einer Viertelſtunde wurde das Metall ausgegoſſen. Es hatte am Gewicht weder ab- noch zugenommen, war aber kein Gold mehr, ſondern ein Metall von graulich-weißer Farbe, wie legirtes Silber. Es ſtrich auf dem Steine wie Silber an, war ſpröde und zerſprang unter dem Hammer wie Glas. Mit der hydroſtatiſchen Wage gewogen, zeigte es eine auffallende Abnahme der Dichtigkeit; denn die Eigenſchwere verhielt ſich zu der des Waſſers wie $15\frac{3}{4}$ zu 1.

Darauf ward die Hälfte des veränderten Metalles, um es wiederherzuſtellen, mit ſechsmal ſo viel Blei kupellirt, welches ſehr langſam von Statten ging. Das wiederhergeſtellte Gold hatte ſieben Gran verloren, und eben ſo viel wog ein „ſchwarzer Unrath“, welcher ſich abgeſondert hatte und nicht reducirt werden konnte.

Boyle ſchließt ſeine Erzählung mit dieſen Worten: „Aus dieſem Verſuche können wir lernen, daß wir nicht, „wie viele, ſonſt verdienſtvolle, Männer pflegen, voreilig der „Natur und Kunſt zu enge Schranken ſetzen, nicht Diejeni„gen verſpotten dürfen, welche an außerordentliche Wirkun„gen in der Chemie glauben.“ Im Eingange bevorwortet er, daß ſein Verſuch freilich keine Veredlung, ſondern eine Verunedlung darſtelle; indeſſen werde durch das Eine die Möglichkeit des Anderen dargethan.

Das würde gewiß der Fall ſeyn, wenn Boyle die angebliche Verunedlung in der That erwieſen hätte; aber ſein Verſuch beweiſet gerade das Gegentheil. Wäre das Gold wirklich in einen anderen Körper verwandelt geweſen, ſo hätte

würde er gewiß nicht unterlaſſen haben, ſie wiederum in einer beſondern Schrift offen darzulegen, da er bis an ſeinen Tod geſchrieben hat. Wenigſtens würde er einer ſo merkwürdigen Thatſache, welche geeignet wäre, ſeinen Deſtruktionverſuch zu unterſtützen, in der 1689 herausgekommenen neuen Ausgabe des Historical Account, oder in den 1691 herausgekommenen Curiosities in Chymistry gedacht haben. Wahrſcheinlich beruht des guten Biſchofs Ausſage auf einer Verwechſelung, und es war nicht gemachtes Gold, ſondern ein Theil des wiederhergeſtellten Goldes, was er von Boyle zum Geſchenk erhalten hatte.

Edmund Dickinson, Arzt in London, hatte viel über Alchemie geleſen, glaubte aber nicht an die Wahrheit derſelben, bis er 1681 durch Theodor Mundan überführt wurde, welcher vor ſeinen Augen eine Transmutation bewirkte. Zwei Jahre ſpäter ſchrieb er an denſelben, und bat ihn um einige Anleitung, damit er bei ſeinen Arbeiten nicht einen unrechten Weg einſchlage. Er legte ihm folgende Fragen vor:

1) Was iſt Mercurius Philosophorum?
2) Was iſt die Materie des Steines?
3) Was iſt das geheime Feuer der Philoſophen?
4) Was iſt das Gold der Philoſophen?
5) Was ſind die Gebirge der Philoſophen?
6) Was iſt das Meer der Philoſophen?
7) Was iſt das Waſſer des Lebens?
8) Was iſt die Diana der Philoſophen?
9) Kann die Quinteſſenz durch menſchliches Forſchen erfunden werden?
10) Giebt es ein allgemeines Arzneimittel?
11) Haben durch daſſelbe die Patriarchen ihr Leben verlängert?

Dieſes Schreiben wurde nach der Oxfordſchen Handſchrift in lateiniſcher Sprache herausgegeben, unter dem Titel: De Chrysopoeia sive Quinta Essentia Philosophorum, Oxo-

niae, 1686, 8. Neue Ausgaben erſchienen zu Oxford, 1705, 8.; und zu Augsburg, 1721, 8. Eine deutſche Ueberſetzung gab Schröder in ſeiner Alchymiſtiſchen Bibliothek, Bd. I. N. 1.

Theodor Mundan, welcher von Olaus Borrich für einen wahren Adepten erklärt wird und übrigens ein Mann von hohem Stande geweſen ſeyn muß, indem Dickinſon ihn „Ew. Herrlichkeit“ titulirt, beantwortete deſſen Zuſchrift ausführlich, und jene Fragen Punkt für Punkt. Sein Schreiben iſt franzöſiſch abgefaßt, und die Handſchrift bewahrt die Bibliothek zu Oxford. Boerhaave lieferte davon eine lateiniſche Ueberſetzung, unter dem Titel: De Quinta Essentia Philosophorum, Lugduni Bat., 1732, 8. Eine deutſche Ueberſetzung gab Schröder in ſeiner Alchymiſtiſchen Bibliothek, Bd. I. N. 2. Das Schreiben enthält manches Hiſtoriſche, und iſt übrigens ein Meiſterſtück in der Kunſt, alles zu beantworten, und nichts zu verrathen.

Lancelot Colson ſchrieb eine Philosophia maturata, welche aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzt zu Hamburg, 1696, 8., herauskam.

John Headrich ſchrieb: Arcana philosophica, or chymical secrets, London, 1697, 8.

In Holland zeigte ſich damals eine Spur von einem Adepten, die zwar bald wieder verloren ward, aber eben deshalb mehr Aufmerkſamkeit zu verdienen ſcheint, als manches Auftreten mit Geräuſch. Dieſer Mann war ein Franzoſe und nannte ſich Grandeville. Er beſaß eine Tinktur von ſehr geringer Intenſität, welche nur fünf Theile unedles Metall in Gold verwandelte. Er privatiſirte um 1680 zu Leyden, lebte ſehr eingezogen und wollte nicht anerkannt ſeyn, leugnete auch die Sache gegen Sylvius de le Boe, welcher ihn aufſuchte, weil er von ſeiner Kunſt gehört hatte. Bald darauf verließ er Leyden und blieb verſchwunden. Jaque le Mort, Profeſſor der Chemie zu Leyden, hatte ſeine Bekanntſchaft gemacht, und erzählte ſowol ſeinen Zuhörern

als vielen durchreiſenden Fremden von ihm. Vergl. Güldenfalk's Transmutationsgeſchichten, S. 27.

Vielleicht iſt jener Grandeville ebenderſelbe Adept, der bald nachher in Frankreich verfolgt wurde, weil der Miniſter Louvois von ihm gehört hatte, welcher 1690 Befehl gab, ihn zu verhaften. Der Adept flüchtete aus dem ſüdlichen Frankreich nach der Schweiz, ward aber in den Gränzgebirgen von einem Diener, den er bei ſich hatte, entweder ermordet, oder doch ſeiner Tinktur beraubt, welche ſpäter in den Händen des Delisle und des Aluys allgemeines Aufſehen erregte. Vergl. Lenglet du Fresnoy Histoire de la philos. hermétique, T. II. p. 95 — 99.

Weit weniger lichtſcheu, und dennoch ſicher vor Mord und Verfolgung, war damals ein holländiſcher Alchemiſt von der Feder, Jakob Toll, früher Rektor der Schule zu Gouda, nachher Profeſſor zu Duisburg. Dieſer Philolog gerieth auf die fixe Idee, daß das Geheimniß der Alchemie unter den Perſonen der Mythologie hieroglyphiſch verborgen ſey. Er glaubte es auch enthüllt zu haben, verließ ſeine Lehrſtelle, und ging auf Reiſen, um mit den Alchemiſten in Deutſchland und Italien ſich darüber zu berathen. Es war ihm nicht beſchieden, die goldenen Aepfel der Hesperiden zu brechen. Er ward oft ausgelacht und gerieth in die äußerſte Armuth. Er ſchrieb:

1) Fortuita, worin er die Fabellehre der Griechen, Aegypter und Phönizier alchemiſtiſch auslegt. Dieſe Schrift erſchien zu Amſterdam, 1687, 8.
2) Manuductio ad caelum chemicum. Amstelodami, 1688, 8. Ebenda erſchien auch zugleich eine franzöſiſche Ueberſetzung. Eine deutſche Ueberſetzung ward unter dem Titel: Handleitung zum chemiſchen Himmel, zu Jena, 1752, 8., gedruckt.
3) Sapientia insaniens, seu promissa Chemiae. Amstelodami, 1699, 8. Der Titel zeigt an, daß damals der unglückliche Toll weiſe geworden ſey.

Stephan Blankaart, Arzt zu Amſterdam, veranſtaltete eine weitläufige Sammlung zum Theil ärztlicher, großentheils chemiſcher und alchemiſtiſcher Erfahrungen, unter dem Titel: Collectanea medico-physica, Amsteldam, 1680, 8.; Tweede en derde Deel, 1683. Eine deutſche Ueberſetzung führt den Titel: Stephani Blancarti Theatrum chymicum, oder Eröffneter Schauplatz und Thür zu den Heimlichkeiten der Scheidekunſt. Nebenſt einer Vermahnung, wie die geringen Metalle und gemeinen Steine zu verbeſſern ſind, durch Kenelmus Dygbii Rittern. Aus dem Niederländiſchen ins Hochdeutſche überſetzt. Leipzig, 1694, 8.

In Frankreich bot auch dieſer Zeitraum nur gewöhnliche Produkte; aber eine merkwürdige Erſcheinung am Ende deſſelben, und während des folgenden, entſchädigt reichlich für die Leere des Jahrhundertes.

Le Sieur Salmon, Arzt zu Paris, veranſtaltete eine Sammlung alchemiſtiſcher Schriften in zwei Bänden, unter dem Titel: Bibliothéque des Philosophes Chimistes, ou Recueil des Auteurs les plus approuvés qui ont écrit sur la pierre philosophale, à Paris, 1672 — 1678, 12. Dieſe Bibliothek iſt von der gleichnamigen verſchieden, welche Richebourg ſechzig Jahre ſpäter nach einem erweiterten Plane herausgab.

Saint Romain ſchrieb einen Discours touchant les merveilleux effets de la pierre divine, à Paris, 1679, 12.; auch eine Science naturelle degagée des chicanes de l'Ecole, à Paris, 1679, 12.

d'Acqueville ſchrieb einen Discours touchant les effets de la pierre divine, à Paris, 1681, 12. Wiewol ich vermuthe, daß dieſe Schrift nur eine neue Ausgabe der gleichbenannten von St. Romain ſeyn und der Verfaſſer eigentlich St. Romain d'Acqueville heißen möchte, ſo wage ich doch nicht, der Autorität des franzöſiſchen Literators Lenglet du Fresnoy zu widerſprechen.

Italien hatte damals zwei Alchemiſten, welche den Ruf der Meiſterſchaft erlangten, wiewol Beide im Verhör der Geſchichte ſich nicht zu behaupten vermögen. Sie gehören Italien und Deutſchland gemeinſchaftlich an, da beide Länder ſie gegenſeitig einander liehen, und ſo hat keines gewonnen, noch verloren.

Gioseppe Francescó Borri, ein Mailänder von Geburt, hatte die Lehrſätze der römiſchen Kirche zu kühn angegriffen und ward von ihrem Bannſtrahle verfolgt. Er floh 1661 aus Italien, irrte unter dem latiniſirten Namen Burrhus durch Deutſchland und die Nachbarländer, und trieb Hauſirgeſchäfte mit dem Stein der Weiſen. Nachdem er die Rheinlande und die Niederlande beſucht hatte, kam er 1665 nach Kopenhagen, und trat als Alchemiſt in Dienſte des Königes von Dänemark, Friedrich's des Dritten. Er hatte den König ſo ſehr für ſich eingenommen, daß er ihn zu mancher Thorheit verleitete. Ein Geiſt, den er ſeinen Homunculus nannte, erſchien auf ſeine Beſchwörungen und lehrte ihn die Geheimniſſe der Alchemie. Nach deſſen Rath und Vorſchrift ward ein chemiſcher Ofen gebaut, der aber durchaus nicht abgebrochen werden durfte. Als nun der König dieſen Ofen zu ſeiner Bequemlichkeit gern in der Nähe des Schloſſes haben wollte, mußte das ganze Haus, worin er ſtand, durch Maſchinen über den Wall hereingehoben werden. Olaus Borrich rühmt dieſen Burrhus in ſeiner Schrift: De ortu Chemiae, ausnehmend, womit er der Meinung des Königes mehr, als recht iſt, zu huldigen ſcheint.

Als Friedrich 1670 ſtarb, verabſchiedete man den Homo und Homunculus. Sie wollten nun nach der Türkei gehen, um dort einen Kiuperli aufzufinden. An der Gränze von Ungarn fand man die Reiſenden verdächtig, und brachte den erſteren wenigſtens nach Wien, zur näheren Beſichtigung. Dabei ward Borri vom Nuncius erkannt und reklamirt, in Folge deſſen nach Rom ausgeliefert und in die Engelsburg eingeſperrt. Man behandelte ihn eben nicht ſonderlich ſtreng,

gab ihm ſogar ein Laboratorium, damit er den Stein der Weiſen für die Kirche bereite; allein der Homunculus ſcheute die Engelsburg und blieb aus. Borri ſtarb im Gefängniß 1695, ohne mehr zu Stande gebracht zu haben, als folgende Schriften:

1) La Chiave del Cabinetto, aggionta una Relatione della sua vita, (Schlüſſel zum geheimen Kabinet, nebſt ſeiner Lebensbeſchreibung). Colonia (Ginevra), 1681, 12.

2) Ambasciada di Romola a Romani. Ginevra, 1686, 8.

Frederico Gualdo ſoll eigentlich kein Italiäner, ſondern ein Deutſcher geweſen ſeyn, und Friedrich Walter geheißen haben, welches um ſo glaublicher iſt, da er zur Brüderſchaft der Roſenkreuzer gehörte. Es ſcheint, daß er als Miſſionar derſelben nach Italien gegangen ſey und den Stein der Weiſen als Kreditiv und Lockſpeiſe mitgenommen habe. Er hat ſeine Rolle gut geſpielt; denn man erzählte ſich Wunderdinge von ihm. Er lebte um 1680 in Venedig, zwar eingezogen und ohne äußerlichen Aufwand, ließ aber doch einen großen Reichthum vermuthen. Man wollte wiſſen, daß er eine verarmte adlige Familie mit großen Summen unterſtützt habe. Er liebte die Tochter vom Hauſe, ward aber doch als Freier abgewieſen, weil er nicht von Adel ſey. Dieſes Hinderniß wegzuräumen, ſoll er der Republik nach Einigen hunderttauſend Dukaten gezahlt, nach Anderen verſprochen haben; allein die Sache zerſchlug ſich wieder, man weiß nicht, warum. Im Jahre 1682 verließ er Venedig, angeblich, weil er als Adept zu bekannt geworden war, zu ſehr von lichtbegierigen Alchemiſten mit Briefen und Beſuchen überhäuft wurde. Er ſchien ein Mann in ſeinen beſten Jahren zu ſeyn, gab ſich aber für neunzig Jahre alt aus, und Viele hielten ihn für noch weit älter, denn ſeine Panacee verjünge ihn. Er ſoll nach Deutſchland zurückgegangen ſeyn. In den zu Leipzig 1788 herausgekommenen Dreizehn geheimen Briefen ſteht von ihm ein Brief von 1722 abgedruckt,

druckt, und 1724 ſoll er endlich geſtorben ſeyn, warum, iſt gleichfalls unbekannt. Vgl. Frid. Gualdi Chymiſche Medicin, womit er ſein Leben auf 400 Jahr gebracht, Augsburg, 1700, 12. Chymiphili Offenbarung chymiſcher Weisheit, S. 104. 132.

Carlo Lancilotti ſchrieb einen Triomfo del Mercurio, Modena, 1677, 16.; einen Vero triomfo dell' Antimonio, Modena, 1683, 12.; und einen Salamandra ardente. Vom brennenden Salamander erſchien eine deutſche Ueberſetzung von Joh. Lange, zu Frankfurt a. M., 1684, 8.; und eine andere zu Lübben, 1694, 8.

Scipione Severino ſchrieb einen Triomfo dell' Alchimia, In Venetia, 1691, 8. Wenigſtens iſt das ein Triumph zu nennen, daß die geächtete Alchemie damals in Venedig ſo frei auftreten durfte, nachdem Gualdo's Wunder ſie verherrlicht hatten.

Ein Blick auf den Orient lehrt, daß die Araber in dieſem Zeitraume der Alchemie nicht entſagt, dieſe Kunſt auch ihren Zöglingen, den Türken, getreulich überwieſen hatten, welche mehr und mehr Geſchmack daran fanden. Der Dominikaner Wansleben, ein Deutſcher, welcher ſich nach Frankreich wendete, weshalb er unter dem franzöſiſchen Namen Vansleb bekannter geworden iſt, brachte von ſeinen Reiſen unter anderen arabiſchen Handſchriften auch alchemiſtiſche mit ſich nach Paris, namentlich Schriften von Geber und Abulchaſſem, auch eine arabiſche Ueberſetzung des Oſthanes, welche 1683 zu Kahira geſchrieben ſind. Sie beurkunden, daß man in Aegypten damals die Alchemie eifrig betrieben und ſogar aus den Quellen ſtudirt habe. Vgl. L. du Fresnoy Hist. de la phil. herm., III. p. 29. s.

Paul Lucas, ein franzöſiſcher Arzt, machte in den Jahren 1699 bis 1705 auf Koſten der Krone drei Reiſen durch Aegypten, Syrien, Perſien, Armenien, die Türkei und Griechenland. In dieſen Ländern hatte er öfters Verkehr mit Alchemiſten, von welchen er in ſeinen Reiſebeſchrei-

bungen mancherlei Anekdoten erzählt, welche für die Geſchichte wenigſtens in ſo fern Intereſſe haben, als man den im Orient verbreiteten Glauben an die Metallveredlung aus ihnen kennen lernt. Sein Voyage au Levant ward in drei Theilen ins Deutſche überſetzt. Die erſte Reiſe erſchien zu Hamburg, 1709, 8.; die zweite ebenda, 1715, 8.; und die dritte 1722, 8. Hier folgen einige Auszüge.

Zu Taata ſpeiſete Paul Lucas beim Aga, der ihn, als ſie nach Tiſche beim Weine ſaßen, im Vertrauen fragte, ob er nicht Gold machen könne. Der Reiſende geſtand, daß er weder die Kunſt verſtehe, noch an ihre Möglichkeit glaube. „Da irrſt Du ſehr," erwiederte der Aga. „Ich habe Leute „gekannt, welche die Kunſt beſaßen." Unter anderen Beiſpielen erzählte der Aga folgendes:

Ein Derwiſch, welcher nach Oberägypten reiſete, verweilte einige Zeit zu Tſchirtſcheh, weil er Gefallen an einem jungen Barbier gefunden hatte. Eines Tages ging er mit ihm ſpazieren, und ſie kamen zur Werkſtatt eines Rothgießers, der eben dreihundert Pfund Kupfer im Fluſſe ſtehen hatte. Der Derwiſch warf ein kleines Päckchen auf das fließende Metall und ging dann weiter. Als das Kupfer ausgegoſſen ward, erſtaunte der Gießer über die ſchöne Goldfarbe, rief die Nachbarn herbei und zeigte ihnen das wunderliche Metall. Die Goldſchmiede probirten es und erklärten es für feines Gold.

Der Sandſchak der Provinz hörte von dem Vorfall, ließ das Gold herbeiholen, welches er behielt, verhörte den Gießer ſcharf, und es ſchien, daß er ihn ebenfalls behalten wolle. Inquiſit betheuerte ſeine Unſchuld, und erzählte von einem Unbekannten, der in Geſellſchaft des Barbiers vorbeigegangen ſey. Dieſer ward ſogleich verhaftet, und von ihm erfuhr man, daß der Derwiſch zwar abgereiſet ſey, aber verſprochen habe, ihn bei der Rückkehr wieder zu beſuchen. Der Sandſchak verſprach dem Barbier, daß er ſein Glück machen wolle, wenn er ihm Nachricht gebe, ſobald der Der-

wiſch wieder kommen würde. Er ſchenkte ihm drei Pferde und machte ihn zum Aga des nahgelegenen Ortes Mena. Nach einigen Monaten kommt der Derwiſch an, fragt nach ſeinem Liebling, ſucht ihn in Mena auf, und wird von ihm dem Sandſchak ausgeliefert.

Im Verhör leugnet er nicht, das Kupfer in Gold verwandelt zu haben, will aber daraus nicht viel gemacht wiſſen. Er beſitze noch ein weit größeres Geheimniß. Wenn er gewiſſe Worte aufſchreibe und in den Mund nehme, könne ihm kein Säbel die Haut verletzen. Dreiſt erbietet er ſich zur Probe, ſchreibt, und fordert nun den Sandſchak auf, ihm den Kopf abzuhauen. Je ſchärfer er zuhaue, deſto weniger werde es ihm ſchaden. Der Verſuch ward gemacht, und gelang weit beſſer, als dem beſtürzten Sandſchak lieb war. Im Munde des Enthaupteten fand man das Papier, und darauf die Worte: Ich kann wol ſterben, aber nicht mein Geheimniß offenbaren! Vergl. Erſte Reiſe, Hamburger Ausgabe, S. 82. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 191. Güldenfalk's Transmutationsgeſchichten, S. 332.

Bei Bruſa beſuchte Paul Lucas ein türkiſches Kloſter, worin vier Derwiſche wohnten. Der gelehrteſte von ihnen, ein geborner Usbeke, unterhielt ſich mit dem Gaſte in türkiſcher, lateiniſcher, ſpaniſcher und italiäniſcher Sprache, endlich auch in ſo gutem Franzöſiſchen, als ob er ein Pariſer ſey. Er geſtand ein Alter von mehr als hundert Jahren ein, und ſah doch aus wie ein Dreißiger. Er fand ſein Alter gar nicht hoch, und verſicherte, die ächten Philoſophen, zu denen er gehöre, erreichten durch die Wunderkraft des Steines der Weiſen in der Regel tauſend Jahre. Vor drei Jahren erſt habe er den bekannten Flamel, deſſen Geſchichte er ſehr genau kannte, und ſeine Petronella in Oſtindien getroffen. Vergl. Zweite Reiſe, S. 70 — 80.

Bei Cäſarea erhielt Paul Lucas Beſuch von einem Türken, welcher inſtändig um ein geheimes Gehör bat.

„Frank,“ ſagte er, „Du mußt Einmal in Deinem Le„ben ein gottgefälliges Werk verrichten!“ — Recht gern, wenn ich kann, erwiederte der höfliche Franzoſe. — „Ja! „Du kannſt es, und Dir iſt es nur eine Kleinigkeit. Lehre „mich Gold machen!“ Als darüber Paul Lucas laut auflachte, ließ ſich der Türke nicht irre machen, und fuhr fort: „Schlage mir dieſe Gunſt nicht ab; denn ich bedarf ihrer. „Ich habe zwei Weiber und acht Sklavinnen, die mir vier„undzwanzig Kinder gebahren. Du wirſt Gottes Segen „davon haben, wenn ich ſie ernähren kann.“ Den Grund ſeiner Zuverſicht eröffnete er mit folgender Erzählung:

Ich hatte einmal die ſchönſte Gelegenheit, dieſe Kunſt zu lernen, und ich Thor habe ſie verſcherzt! Damals wohnte ein fremder Derwiſch bei mir, den ich ehrerbietig bewirthete. Er ward mir gewogen, und verſprach eines Abends, mich Gold machen zu lehren. Ich mußte zwei Oken Blei, Tiegel und Kolen herbeiſchaffen. Er ſetzte den Tiegel mit dem Blei aufs Feuer. Aus einem Fläſchchen goß er einen Tropfen rothes Oel auf Baumwolle und wickelte ſie in gelbes Wachs. Das warf er in den Tiegel, umſchüttete denſelben mit Kolen, und ſagte dann: Nun wollen wir zu Bett gehen! Mein Vorwitz ließ mich aber nicht ſchlafen. In der Nacht ſtand ich wieder auf, um nachzuſehen, was aus dem Blei geworden ſey. Die heißgewordene Zange, mit welcher ich unterſuchte, fiel mir aus der Hand, und verbrannte mir den Fuß, daß ich laut aufſchreien mußte. Mein Derwiſch fuhr aus dem Schlaf empor. Als er ſah, was mir geſchehen war, verrieth er keinen Unwillen, und verſprach mir, morgen ein gutes Heilmittel zu holen. Er ging am Morgen danach aus, ſoll aber noch wiederkommen. Ich behielt meinen Brandſchaden, und was ich durch ſeinen Zorn verlor, lehrte mich das gute Gold, welches im Tiegel geblieben war. Vergl. die Zweite Reiſe, Hamb. Ausg., S. 120. f.

Fünfzehntes Kapitel.

Alchemie des achtzehnten Jahrhundertes.

Erstes Viertel.

Dieser Zeitraum ist reicher an Thatsachen, als irgend ein anderer, aber nicht eben an Adepten. Wol finden wir ein ganzes Firmament von Sternen; aber es sind lauter Möndchen, die mit fremdem Lichte leuchten. Ein einziger Stern erster Größe bestrahlt sie alle, und dieser leuchtet vom Anfang bis zum Ende der Periode, aber bedeckt von einer Wolke, so daß er unmittelbar nicht gesehen wird. Ein großer Unbekannter reisete jetzt wieder, wie fünfzig Jahre früher Philaletha, unter mancherlei Namen und Gestalten in Europa, und hatte kein angelegeneres Geschäft, als die Ehre der Alchemie zu retten. Er verwendete vielleicht eine Million darauf, aber mit großer Vorsicht. Nirgend hat er selbst vor Zeugen tingirt, aber an vielen Orten Transmutationen veranlaßt, indem er von seiner Tinktur freigebig mittheilte, wo er es für nützlich hielt. Wenn das Kunststück versucht wurde und Aufsehen erregte, war er immer schon weit entfernt und durch Namenwechsel unerreichbar geworden. Er kehrte nicht leicht dahin zurück, wo er schon gewesen, oder doch in ganz verändertem Kostum.

Ein solches Verbergen und verlarvtes Auftreten sieht der Polizeidirektor mit argwöhnischem Auge an, und in den allermeisten Fällen hat er guten Grund dazu; aber die beste Regel hat ihre Ausnahmen. Wir dürfen dem Unbekannten

darum nicht weniger vertrauen, als einem guten Schriftſteller, der ſich nicht nennt. Ein Mann, dem man nichts Schlimmeres nachſagen kann, als daß er Tonnen Goldes verſchenkte, darf wol unverdächtig heißen. Niemand wird großen Herren verargen, daß ſie gern inkognito reiſen; wer aber allenfalls einige Grafſchaften bezahlen konnte, mag immerhin zu den großen Herren gerechnet werden. Beide haben ähnliche Motive zum Unerkanntſeyn, jene: von den Kleinen nicht beläſtigt zu werden, und dieſer: von den Großen.

Der Unbekannte, welcher damals Goldſamen ausſtreute, pflegte ſich da, wo man nach Päſſen und dergleichen fragte, als einen griechiſchen Bettelmönch kund zu geben. Er nannte ſich Laskaris, und wollte Archimandrit eines Kloſters der Inſel Mitylene ſeyn, führte auch als ſolcher Beglaubigungſchreiben von dem Patriarchen zu Konſtantinopel bei ſich. Da er das Griechiſche fertig ſprach und ſonſt keine Blöße gab, ward er als Grieche anerkannt, und man war ſogar geneigt, ihn für einen Abkömmling der kaiſerlichen Familie Laskaris zu halten. Er ſammelte Almoſen zur Loskaufung in türkiſche Gefangenſchaft gerathener Chriſten; allein man wollte bemerkt haben, daß er weit mehr an die Armen verſchenkte, als ſeine Kollekte eintrug, und demnach mochte es ihm mit der Miſſion wenig Ernſt ſeyn. Glaublicher iſt, daß er dem wahren Laskaris ſein Kreditiv um eine Summe abgekauft habe, welche den zu hoffenden Ertrag der Kollekte vergeſſen ließ, und dem Archimandriten verſtattete, gemächlich heimzukehren, womit Beiden geholfen war.

Als er mit Anbeginn des Jahrhundertes zuerſt in Deutſchland geſehen ward, erſchien er als ein Mann in ſeinen beſten Jahren; er müßte demnach mit dem Schluſſe dieſes Zeitraums ins Greiſenalter getreten ſeyn, und wir finden in der That eine ſolche Veränderung angedeutet, welche die Identität der Perſon beglaubigt. Im mittleren Alter zeigte er ſich als ein Mann von gefälligem Benehmen, in guter Geſellſchaft munter und gern geſehen, ſehr unterrichtet, und von

lebhaftem Intereſſe, die Merkwürdigkeiten der Hauptſtädte kennen zu lernen, welches zuſammen eher auf einen gebildeten Abendländer, als auf einen morgenländiſchen Kloſterbruder rathen läßt. Dieſe Nachrichten von ſeiner Perſon beruhen aber auf dem Zeugniß glaubhafter Männer, welche ihn mehrmals geſehen und wiedererkannt hatten. Vgl. Christiani Democriti (Dippel) Aufrichtiger Proteſtant, S. 31. f. Halle's Magie, Th. III. S. 89. f.

Unter den Apoſteln, welche Laskaris ſendete, hat keiner mehr Ruf erlangt, als Johann Friedrich Böttticher, geboren zu Schleiz im Vogtlande, welcher zu Magdeburg, wohin ſeine Mutter ſich zum zweiten Mal verheirathete, erzogen ward, im Jahre 1701 aber in der Zornſchen Apotheke zu Berlin als Lehrling ſtand.

Laskaris beſuchte in demſelben Jahre Berlin im Aufzuge eines Mannes von Stande, um alles Sehenswürdige zu ſehen. Gelegentlich erkundigte er ſich bei dem Gaſtwirthe, ob es in Berlin auch Alchemiſten gebe. An dergleichen Narren ſey kein Mangel, entgegnete treuherzig der Wirth, und nannte unter Anderen den Apotheker Zorn. Der Fremde verfügte ſich bald darauf in die genannte Officin und fragte nach einem chemiſchen Medikament. Der Proviſor trug einem Gehülfen auf, „den Laboranten zu rufen“. Es erſchien ein junger Menſch, der Lehrling, wie ſich ergab. Auf die Frage des Fremden, ob er dem Laboratorium vorſtehe, da man ihn Laborant nenne, gab er gutmüthig lachend zur Antwort, man nenne ihn ſo zum Spaß, weil er in ſeinen Nebenſtunden zuweilen alchemiſtiſche Experimente mache. Der fremde Herr fand Gefallen an dem jungen Menſchen, und hoffte von ihm die beſte Auskunft über die Arbeiten ſeines Principals zu erhalten. Zur Einleitung einer näheren Bekanntſchaft trug er ihm auf, ein Präparat vom Antimonium zu machen und ihm daſſelbe ins Gaſthaus zu überbringen.

Als Böttticher das Beſtellte brachte, und der Fremde mit ihm plauderte, ward er bald zutraulich, und geſtand,

daß er den Baſilius Valentinus beſitze, auch unverdroſſen nach ihm arbeite. Er wiederholte ſeitdem ſeinen Beſuch und gewann immer mehr die Gunſt des Fremden. Als dieſer endlich abreiſen wollte und die Pferde ſchon warteten, eröffnete er dem Herbeigerufenen, daß er ſelbſt Inhaber des Geheimniſſes ſey, ſchenkte ihm zwei Unzen von ſeiner Tinktur, mit der Anweiſung, daß er noch einige Tage nach ſeiner Abreiſe davon ſchweigen, dann aber die Wirkung derſelben zeigen ſolle, wem er wolle, damit man in Berlin die Alchemiſten nicht mehr Narren ſchelte.

Nach des Gebers Entfernung ſäumte Böttticher nicht, ſich von dem Werthe des Geſchenkes zu überzeugen. Den Gehülfen, die ihn bis dahin verſpottet hatten, zeigte er bald gutes Gold als Ergebniß ſeiner Kunſt, und äußerte vornehm, er ſey nicht abgeneigt, der Pharmacie Valet zu ſagen, nach Halle zu gehen, und Medicin zu ſtudiren. In der That nahm er den Abſchied von ſeinem Principal und bezog eine Miethwohnung. Nur mit Alchemiſten verkehrte er nun, vornehmlich mit einem Laboranten, Namens Siebert, welcher in einer Vorſtadt wohnte.

Eines Tages ward Böttticher von dem Apotheker Zorn zu Tiſche gebeten. Er traf dort zwei Fremde, den Pfarrer Winkler von Magdeburg und den Pfarrer Borſt von Malchow. Die Geiſtlichen vereinigten ſich, dem jungen Manne Vorſtellung zu thun, daß er zum ſichern Broderwerb zurückkehre und nicht einer eingebildeten Kunſt nachhänge. Das Unmögliche, ſagten ſie, würde er doch nicht möglich machen. Er aber erbot ſich raſch, daß er jenes Unmögliche ſogleich möglich machen wolle, und forderte ſie auf, Zuſchauer abzugeben. Die ganze Tiſchgeſellſchaft verfügte ſich darauf mit ihm in das Laboratorium der Officin.

Hier nahm Böttticher einen Tiegel und wollte Blei darin ſchmelzen; als aber die Gegner ſein mitgebrachtes Blei verdächtig finden wollten, wählte er ſtatt deſſen Silbergeld von bekanntem Gehalt. Die preußiſchen Zweigroſchenſtücke wa-

nahenden Hülfe, und verabredete mit ihm den Plan zur Entführung.

Böttticher's Bedienten ließen sich das Hin- und Hertragen der Briefe gut bezahlen, genügten aber auch der früheren Zusage, berichteten höheren Orts über den Briefwechsel, und lieferten die folgenden Briefe ebendahin aus. Da kam mit einmal Befehl, die zu guten Nachbarn von einander zu entfernen. Böttticher ward auf den Sonnenstein abgeführt, und Doktor Pasch nach dem Königstein.

Pasch war dritthalb Jahre Gefangener auf der hohen Bergfeste. Endlich zeigte sich ein Soldat bereitwillig, ihm zur Flucht behülflich zu seyn. Beide ließen sich an einem Seil herab, welches aber aus dieser Höhe lange nicht bis zum Boden reichte und einen bedeutend hohen Fall übrig ließ. Der Soldat kam glücklich an; aber Pasch fiel auf einen Stein und zerbrach das Brustbein. Sein Gefährte mußte ihn bis zur böhmischen Gränze tragen. Von da kam er auf Umwegen nach Berlin zurück, aber mit siechem Körper. Nach anderthalb Jahren starb er an der Lungensucht.

Den Adepten sah Pasch nicht wieder. Seine Klagen, wie er vergebens Jugend und Gesundheit zugesetzt habe, wurden stadtkundig in Berlin. Der König ließ ihn vor sich kommen und hörte seine Erzählung an. Er war noch immer empfindlich über die von Sachsen verweigerte Auslieferung Böttticher's, fand aber Genugthuung in der Nachricht, daß König August keinen Adepten an ihm habe. Die Berliner Zeitungen enthielten damals einige Spöttereien darüber. Die vollständige Kenntniß der Begebenheit verdanken wir Dippel, welcher dem Dr. Pasch alle Umstände abfragte. Vgl. Christiani Democriti Aufrichtiger Protestant, S. 32. f. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 79. f.

Böttticher war unterdessen unfreiwilliger Gast auf dem Sonnensteine. Man hatte ihm den bekannten Freiherrn von Tschirnhausen zum Aufseher gegeben, und verlangte nun, daß er seine Tinktur wieder ausarbeiten, und anzeigen

nahenden Hülfe, und verabredete mit ihm den Plan zur Entführung.

Böttticher's Bedienten ließen ſich das Hin- und Hertragen der Briefe gut bezahlen, genügten aber auch der früheren Zuſage, berichteten höheren Orts über den Briefwechſel, und lieferten die folgenden Briefe ebendahin aus. Da kam mit einmal Befehl, die zu guten Nachbarn von einander zu entfernen. Böttticher ward auf den Sonnenſtein abgeführt, und Doktor Paſch nach dem Königſtein.

Paſch war dritthalb Jahre Gefangener auf der hohen Bergfeſte. Endlich zeigte ſich ein Soldat bereitwillig, ihm zur Flucht behülflich zu ſeyn. Beide ließen ſich an einem Seil herab, welches aber aus dieſer Höhe lange nicht bis zum Boden reichte und einen bedeutend hohen Fall übrig ließ. Der Soldat kam glücklich an; aber Paſch fiel auf einen Stein und zerbrach das Bruſtbein. Sein Gefährte mußte ihn bis zur böhmiſchen Gränze tragen. Von da kam er auf Umwegen nach Berlin zurück, aber mit ſiechem Körper. Nach anderthalb Jahren ſtarb er an der Lungenſucht.

Den Adepten ſah Paſch nicht wieder. Seine Klagen, wie er vergebens Jugend und Geſundheit zugeſetzt habe, wurden ſtadtkundig in Berlin. Der König ließ ihn vor ſich kommen und hörte ſeine Erzählung an. Er war noch immer empfindlich über die von Sachſen verweigerte Auslieferung Böttticher's, fand aber Genugthuung in der Nachricht, daß König Auguſt keinen Adepten an ihm habe. Die Berliner Zeitungen enthielten damals einige Spöttereien darüber. Die vollſtändige Kenntniß der Begebenheit verdanken wir Dippel, welcher dem Dr. Paſch alle Umſtände abfragte. Vgl. Chriſtiani Democriti Aufrichtiger Proteſtant, S. 32. f. Güldenfalk's Transmutationsgeſchichten, S. 79. f.

Böttticher war unterdeſſen unfreiwilliger Gaſt auf dem Sonnenſteine. Man hatte ihm den bekannten Freiherrn von Tſchirnhauſen zum Aufſeher gegeben, und verlangte nun, daß er ſeine Tinktur wieder ausarbeiten, und anzeigen

Als ſie mit einander durch Böhmen reiſten, fiel das Geſpräch eines Tages auf die Alchemie. Liebknecht war ein entſchiedener Leugner und wußte ſeine Meinung mit allen Waffen der neuen Schule zu verfechten. Der Gefährte ſtellte ihm ruhig ſeine Gründe für die Sache vor, und ließ in dieſem Fache eine Erfahrung durchblicken, welche den gebildeten Gegner beſtimmte, mehr zu fragen als zu ſtreiten. Er geſtand ein, daß er ſich gern überführen laſſen würde, wenn er mit ſeinen Augen ſehen könnte, und das ward ihm verſprochen.

Am ſechzehnten Februar Abends kamen ſie in dem an der Eger gelegenen, den Freiherren von Zettwitz gehörigen Städtchen Aſch an. Sie gingen mit einander zu einem Schmied und mietheten deſſen Werkſtatt auf den folgenden Tag. Als ſie nun ihre Vorbereitungen getroffen hatten und vor dem Gebläsfeuer ſtanden, ſetzte der Unbekannte einen Tiegel mit Queckſilber ein. Sobald es anfing zu kochen, warf er ein wenig pfirſichblütfarbenes Pulver darauf, und miſchte es geſchickt mit dem Queckſilber, welches ſofort geſtand, bald darauf aber, nachdem es bei verſtärkter Glut wieder flüſſig geworden war, als das ſchönſte Gold ausgegoſſen wurde.

Darauf ſetzte der Adept einen zweiten Tiegel mit Queckſilber ein und wiederholte den Verſuch mit ebendemſelben Erfolge. Dieſes Mal, ſagte er, ſey das Gold nicht ſo ſchön gerathen, als vorhin. Unter dem Vorwände, ihm nachzuhelfen, granulirte er es, ließ es dann in einem dritten Tiegel ſchmelzen, und warf etwas von einem anderen Pulver darauf. Sogleich verlor das Gold ſeine Farbe und ward weiß. Nach dem Ausgießen war es das feinſte Silber und wog neun Loth. Das zuerſt tingirte Gold wog ſechzehn Dukaten. Beide ſchenkte der Virtuos dem Rath Liebknecht zum Andenken, worauf er ſich von ihm trennte und nach Sachſen weiter reiſte. Vergl. Struve, Bibliotheca antiqua, pag. 163. sq.

Die Persönlichkeit dieses Unbekannten paßt gut zu der von Dippel gegebenen Beschreibung des sogenannten Laskaris, vornehmlich auch die unter den Deutschen nicht gewöhnliche Fertigkeit im Griechischen. Da nun die angegebene Jahreszeit mit der bald darauf erfolgten Entführung Pasch'ens vom Königstein zusammentrifft, so dürfte man vermuthen, Laskaris habe selbst die Entführung eingeleitet und auf dem Wege dahin mit Liebknecht Projektion gemacht, um diesen Mann, der seine Achtung gewonnen, zu bekehren.

Die beschriebene doppelte Transmutation, erstlich des Queckſilbers in Gold, und dann des Goldes in Silber, ist eine der merkwürdigsten Thatsachen in der Geschichte der Alchemie, und verräth einen großen Meister, vielleicht den größten aller Zeiten. Die Entgoldung erinnert an Boyle's ungenügenden Destruktionversuch. Um so mehr wäre zu wünschen, daß beides, Gold und Silber, einem Chemiker zugefallen seyn möchte, der es hätte prüfen können.

Ob vielleicht Wedel durch diese Begebenheit zu der immer kräftiger ausgesprochenen Ueberzeugung von der Wahrheit der Alchemie geführt worden sey, ist nicht bekannt; man sollte aber so etwas vermuthen, da die drei zu Asch gebrauchten Tiegel, welche Liebknecht mit sich nahm, in der Universitätbibliothek zu Jena aufbewahrt worden sind. Vergl. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 131.

Im Oktober des Jahres 1704 hatte der Goldscheider Wolf Georg Stolle zu Leipzig Besuch von einem Fremden, welcher Verlangen bezeigte, seine gerühmten Kunstarbeiten zu sehen. Stolle zeigte ihm einen Goldglanz, den er selbst erfunden, auch eine in bunten Farben spielende Glasur, die er aus Krystallglas mit metallischen Zusätzen bereitete. Der Gast erstaunte bei deren Anblick, und machte die Anmerkung, Stolle wisse noch gar nicht, welch einen köstlichen Schatz er besitze. Darauf warf er die Frage hin, ob Stolle an die Metallveränderung glaube? Dieser entgegnete, er glaube wol daran, habe jedoch nie eine Erfahrung

der Art gemacht, wennſchon er ſich auf Reiſen lange bemüht hätte, einen wahrhaften Künſtler aufzufinden.

Der Fremde griff lächelnd in die Taſche, brachte ein grüngelbes Metall heraus, welches ein halbes Pfund wog, und ſagte, dieſes ſey neugebornes Gold. Er habe deſſen noch vierzehn Pfund. Stolle zweifelte, ob dieſes Metall Gold ſey, brachte ein Stückchen davon auf der Kapelle in den Probirofen, und trieb es ab, wodurch es Farbe und Strich wie Gold von 22 Karat erhielt. Der Fremde trug ihm auf, die ganze Mark Gold durch Spießglanz zu gießen und fein zu machen, und damit entfernte er ſich. Stolle goß das Metall durch fünfmal ſoviel Spießglanz, und wiederholte dieſes dreimal, wodurch er zwölf Loth hochfarbiges Gold erhielt.

Den folgenden Tag früh kam der Fremde wieder, ließ das feingemachte Gold zu Blech ſchlagen, und durch mitgebrachte Stempel mit dem Hammer in ſieben Schaumünzen ausprägen. Von dieſen ſchenkte er Stolle'n zwei zum Andenken, überließ ihm auch das Nachgold, wovon der Goldſcheider noch acht Dukaten erhielt. Stolle erzählte dieſen Vorfall oft ſeinen Freunden, und man ſprach in Leipzig viel davon. Die eine von ſeinen Schaumünzen erhielt der König Auguſt von Polen, und die andere kam nachher in das Gothaiſche Medaillenkabinet. Sie führen die Aufſchrift: O Tu Alpha et Omega vitae spes es post mortem ♄ revivificatio ☉ ☽. O unicus amor Dei in Trinitate miserere mei in aeternitate. Per ♁☿☿ fit Lapis philosophorum.

Dieſe Thatſache kann für ſich allein keinesweges als beweisführend angenommen werden, weil die Hauptſache immer auf der Verſicherung eines Unbekannten beruht; da man jedoch weiß, daß der ſogenannte Laskaris in dieſem Jahre nicht fern war, ſo kann ſie ihm wol zugeſchrieben werden. Vergl. Der beſchäftigte Sekretarius, Leipzig, 1706, 8. Geſpräche im Reiche der Weltweiſen, N. 25. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 140. f.

Liebknecht's Adept, der so gut italiänisch sprach, wird wol Italien besucht haben. Es ist wahrscheinlich, daß er auch dort einen Verkündiger bestellt habe; denn wir finden seine beiden Tinkturen wieder in der Hand eines Marktschreiers, der ganz geeignet war, ihnen die möglichste Publicität zu geben.

Don Dominico Manuel Caëtano, Conte de Ruggiero, Neapolitano, kurbaierscher Feldmarschall, Generalfeldzeugmeister, Etatsrath, Obrister über ein Regiment zu Fuß, Kommandant zu München, und königlich-preußischer Generalmajor, war damals der größte Windbeutel in Europa. Die Fanfare seines Namens und Titels, aus drei Sprachen zusammengeflickt, bezeichnet schon den Allerweltmann. Er war der Sohn eines Bauers zu Petrabianka bei Neapel, lernte zuerst die Goldschmiedskunst, trieb sich dann in Italien als Taschenspieler umher, und erlernte 1695 von einem Anderen, seiner Aussage nach, die Kunst, Gold zu machen. Dieses muß dahin berichtigt werden, daß er eine Portion der rothen und weißen Tinktur erhielt. Daß er beide wirklich gehabt, ist nicht zu bezweifeln; allein er hatte nur so viel, als hinreichte, um eine Anzahl Experimente damit anzustellen, nicht genug zur überschwänglichen Bereicherung. Diese suchte er durch Gaunerkniffe zu erlangen, indem er mit der wahren Tinktur sich Kredit verschaffte, den Ueberzeugten Hoffnung machte, daß er ihnen dieselbe in Massen ausarbeiten werde, große Vorschüsse nahm, und mit denselben verschwand.

Vielleicht im Auftrage des Gebers, ging er mit seinen Pulvern zuerst nach Spanien und verweilte vier Monate in Madrid. Was für Geschäfte er in Spanien getrieben habe, kann daraus abgenommen werden, daß ihm späterhin der spanische Gesandte, Marchese de Vasto, in Wien öffentlich vorwarf, er habe seinen Vetter um 15000 Peso's betrogen. Uebrigens legte er in Madrid so glänzende Proben seiner Kunst ab, daß der kurbaiersche Gesandte, Freiherr

von Baumgarten, ihn beredete, nach Brüſſel zum Kurfürſten von Baiern zu gehen, welcher damals Generalgouverneur der Spaniſchen Niederlande war. Er empfahl ihn ſeinem Herrn als einen wahrhaften Adepten, und war alſo durch Beweiſe überzeugt.

Als Caetano in Brüſſel dem Kurfürſten Maximilian Emanuel vorgeſtellt worden war, gewann er bald deſſen unbegränztes Vertrauen durch Transmutationen in Gold und Silber. Er bezeigte ſich willig, dem Kurfürſten unermeßliche Schätze zuzuwenden, verſprach, die rothe Tinktur im Großen für ihn auszuarbeiten, machte weitläufige Anſtalten dazu, und ließ ſich dabei nichts abgehen. Der Kurfürſt ſann darauf, ihn möglichſt an ſich zu feſſeln, ertheilte ihm zahlreiche Ehrenſtellen, und bewilligte alles, was er verlangte. Der Alchemiſt ſoll 60000 Gulden nach und nach von ihm gezogen haben. Nachdem er alles vergeudet, und nichts zu Stande gebracht hatte, verſuchte er mehrmals zu entfliehen, ward aber wieder eingebracht und des Betruges endlich überwieſen. Zur Strafe ließ ihn der Kurfürſt nach Baiern abführen und in einen Thurm des Schloſſes Grunewald ſperren. Nach ſechsjähriger Gefangenſchaft entwiſchte er endlich, oder man gab ihm Gelegenheit, und ließ ihn laufen.

Von da ging er 1704 unter dem Namen eines Grafen Ruggiero nach Wien. In Gegenwart des Fürſten Anton von Lichtenſtein und des Grafen von Harrach machte er ſein Probeſtück, welches ſo vortrefflich ausfiel, daß es allgemeines Erſtaunen bei Hofe erregte. Kaiſer Leopold I. nahm ihn in ſeinen Dienſt, wies ihm einen hohen Gehalt an, und ließ ihm ſechstauſend Gulden zu den Koſten der Ausarbeitung auszahlen. Allein der Kaiſer ſtarb, und die Tinktur ward nicht fertig. Man trug Bedenken, noch mehr aufs Ungewiſſe zu verwenden, zog ſeinen Gehalt ein, und wollte ihn zu ernſtlicher Rechenſchaft ziehen.

Unterdeſſen fand Ruggiero einen neuen Gönner an dem Kurfürſten Johann Wilhelm von der Pfalz, wel-

cher damals in Wien reſidirte. Dieſelben Beweiſe überzeugten, dieſelben Verheißungen blendeten ihn und die mit ihm in Verein getretene verwitwete Kaiſerin. Ruggiero verſprach ihnen, in ſechs Wochen zweiundſiebzig Millionen zu liefern, und ſetzte ſeinen Kopf zum Pfande. Allein er verſchwand zu rechter Zeit aus Wien, mit der Tochter einer dortigen Hebamme, die er zu ſeiner Gemahlin erhob.

Bald darauf erſchien er im Jahre 1705 unter dem Namen eines Grafen Caetano in Berlin. Er bat um den Schutz des Königes gegen auswärtige Verfolgungen, erbot ſich zu Beweiſen ſeiner Kunſt, und verſprach, den preußiſchen Schatz zu bereichern. König Friedrich der Erſte war durch Böttticher, noch mehr durch die Kunde von Laskaris, ganz anderen Sinnes geworden, als Kunkel's Geſchichte erwarten läßt. Das glänzende Anerbieten blieb nicht unberückſichtigt; jedoch wurden, bevor man ſich einließ, Sachverſtändige zu Rath gezogen.

Der damals in Berlin lebende Canzleirath Dippel ward, wie es ſcheint, beauftragt, die nähere Bekanntſchaft des Grafen zu machen. Dieſem Kenner gegenüber nahm er nicht Anſtand, ſich zu legitimiren, und zeigte ihm ſeine Tinkturen vor. Von der weißen hatte er damals noch ein Quentchen, und von der rothen etwa einen Skrupel. Erſtere beſchreibt Dippel als ein hellglänzendes, etwas ins Fleiſchfarbene ſpielendes, letztere als ein blaßrothes Pulver, in welchem letzteren jedoch Hannemann's bald folgende Ausſage etwas abweicht.

Auf Caetano's Verlangen ließ Dippel durch ſeinen Diener ſieben Pfund Queckſilber herbeiholen, welche in Weiß tingirt werden ſollten, weil dazu eben mehr Tinktur vorräthig war. Der Graf ſetzte die Glasflaſche mit dem Queckſilber in ein Sandbad und erhitzte es bis zum Rauchen. Dann ließ er Einen Gran von der weißen Tinktur in die Flaſche fallen, welches ein ſtarkes Ziſchen hervorbrachte. Sobald dieſes aufhörte, hob er die Flaſche aus, und ließ ſie auf den

Boden fallen, daß ſie zerſprang. Das Metall war zu einem Kuchen erſtarrt, den Dippel für feines Silber erkannte. Vergl. Chriſtiani Democriti Aufrichtiger Proteſtant. Güldenfalk's Transmutationsgeſchichten, S. 94.

Darauf ward dem Grafen verſtattet, in Gegenwart des Königes eine Probe abzulegen. Außer dem Könige waren auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Oberkammerherr Graf von Wartenberg, der Oberhofmarſchall und der Feldmarſchall Graf von Wartensleben dabei zugegen. Der Kronprinz war nicht ohne Argwohn und hatte die Requiſite zu den Verſuchen angeſchafft, half auch bei Beſchickung der Tiegel und beobachtete den Künſtler ſcharf.

Zuerſt wurde die Transmutation des Queckſilbers in Gold gezeigt. Man füllte Queckſilber in einen glühenden Tiegel. Sobald es kochte, goß Caetano aus einem Fläſchchen einige Tropfen rothen Oels darauf. Der Inhalt ward umgerührt. Nach einer halben Stunde ward der Tiegel abgehoben, damit er erkalte. Goldarbeiter und Münzbeamte, die man hatte kommen laſſen, unterſuchten das Metall, welches über ein Pfund wog, und befanden, daß das Queckſilber in der That in feines Gold verwandelt worden ſey.

Ebenſo wurde eine gleiche Quantität Queckſilber durch die weiße Tinktur in probehaltiges Silber verwandelt. Auch tingirte Caetano drittens einen kupfernen Stab zur Hälfte in Gold, nachdem er ihn zuvor glühend gemacht hatte. Zum Beſchluſſe ſchenkte er dem Könige fünfzehn Gran weiße und vier Gran rothe Tinktur, wovon er erſtere neunzig Pfund Silber, und letztere zwanzig Pfund Gold gleichſchätzte.

Der König war im höchſten Grade erſtaunt, und nicht minder erfreut, als Caetano verſprach, er wolle ihm binnen ſechzig Tagen acht Loth rothe und ſieben Loth weiße Tinktur bereiten, womit man ſechs Millionen Thaler werth an Gold und Silber machen könne. Man ehrte den Gaſt wie einen Geſandten vom Himmel, gab ihm das Fürſtenhaus auf dem

Friedrichswerder, wo fremde Prinzen und Ambaſſadeurs abzutreten pflegten, zur Wohnung, und ſpeiſete ihn aus der Hofküche. Der König verhieß, ihn vor aller Welt zu ehren, wenn er ſein Wort halten würde. Vergl. Memoiren des Freiherrn von Pöllnitz, Bd. I. S. 464. f. Berliner Monatsſchrift, Jahrg. 1791, S. 566. f. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 105. 111. 115.

Caetano machte nun ſeine Anſtalten zur Ausarbeitung der Tinkturen, wenigſtens zum Schein, indem er Spiritus in Digeſtion ſetzte, wobei er etwas Tinktur in die Gefäße warf, um gelegentlich gute Probeverſuche damit anſtellen zu können. Er tingirte oft für ſich, um ſeinen großen Aufwand zu beſtreiten, auch zuweilen vor Zeugen, um deſto mehr von ſich reden zu machen. Zu dieſem Zweck erſann er mancherlei Künſteleien, tingirte z. B. feine Silbergulden in Gold, ohne das Gepräge zu beſchädigen, verwandelte auch Eiſen, bald in Gold, bald in Silber. Das auffallendſte Kunſtſtück war folgende Transmutation in der Hand.

Einen jungen Menſchen, mit welchem er öfters ſeinen Scherz trieb, führte er in ſein Laboratorium, und verpflichtete ihn zum tiefſten Schweigen, damit er deſto mehr plaudere. Dann zeigte er ihm den Stein der Weiſen. Es war ein hellrothes Pulver, wie geriebener Zinnober, und ſchimmernd, (funkelnd, ſagt der Augenzeuge,) etwa ſo viel als eine Erbſe groß iſt. Er legte dem Zeugen ein Blatt Papier auf die flache Hand, bedeckte das Papier mit einer dicken Lage Sand, nahm zwei kaum ſichtbare Körnchen von der rothen Tinktur und legte ſie fingerbreit aus einander auf den Sand. Nun machte er einen Gulden glühend, legte ihn auf den Sand, und ließ durch Schließung der Hand den Gulden mit Sand überdecken. Da fing es an aus der Hand zu rauchen, und es roch wie Schwefel und Salpeter. Als darauf der Gulden aus dem Sande genommen wurde, war er zu Gold geworden. Caetano ließ ihn im Tiegel ſchmelzen und gab dem Zeugen die Hälfte des Goldes zum Andenken. Vgl.

Hannemann's Thubalcain, S. 34. Ebendeſſ. Jaſon, S. 41. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 127.

Der gefeierte Adept zeigte ſich nach einigen Wochen ſchon höchſt unzufrieden. Er hatte koſtbare Geſchenke erwartet, und doch meinte man, ihm, der einen ordentlichen Hofſtaat um ſich hatte, und deſſen Frau Gemahlin mit Juwelen bedeckt war, kaum etwas anbieten zu dürfen. Der König ſchickte ihm zwölf Flaſchen alten Franzwein, das war alles. Unmuthig ließ er die angeſtellten Arbeiten mehrmals liegen, und ging einmal nach Hildesheim, ein andermal nach Stettin. Durch gnädige Handſchreiben, ein Portrait mit Brillanten, und durch ein Patent als Generalmajor der Artillerie ward er zur Rückkehr bewogen, und fing nun an, Bedingungen zu machen. Einmal forderte er 50000 Reichsthaler für die Auslagen, dann wollte er ſein Arkanum für eine runde Summe verkaufen, forderte Erſatz für den in Berlin gemachten Aufwand, und bat um Eintauſend Dukaten zu einer Reiſe nach Italien.

Dieſe Inkonſequenz erregte Argwohn. Zu gleicher Zeit lief ein Schreiben von dem Kurfürſten von der Pfalz aus Düſſeldorf, und ein anderes von Wien ein, worin der König gewarnt und des Abenteurers früheres Benehmen geſchildert ward. Da hatte man nun mit einmal den Schlüſſel zu dem Räthſel. Man ließ ihn das merken, und forderte mit Ernſt die Erfüllung ſeiner Zuſage. Er entfloh nach Hamburg, ward zurückgeholt und nach der Feſtung Küſtrin gebracht.

Auf ſeine flehentlichen Vorſtellungen, daß er in der Feſtung nicht arbeiten könne, ward er nochmals nach Berlin gebracht, und verſprach, nun fleißig zu arbeiten, machte aber nur Projektionen, um Mittel zur Entweichung zu haben. Nachdem er zweiunddreißig Mark Queckſilber in Silber, und vierzig Loth Queckſilber in Gold tingirt hatte, erſah er die Gelegenheit und entfloh nach Frankfurt am Main. Auf preußiſche Requiſition ward er auch da aufgehoben und zum

zweiten Mal nach Küſtrin gebracht. Hier ward er eng eingeſperrt, und ſollte nun ohne Ausflüchte leiſten, was er zugeſagt.

Das verſprach er auch, hielt aber nicht Wort. Im Gegentheile wurden die Proben, welche er noch hin und wieder ablegte, um ſeine Kunſt zu beglaubigen und Geld zum Ausgeben zu haben, immer kleinlicher, ſo wie ſeine Tinktur abzunehmen ſchien. Alle ſeine Kunſtgriffe wurden errathen und vereitelt, ſo daß er endlich ganz rathlos ward. Da nun ſein böſer Wille, den König zu betrügen, am Tage lag, ſo machte man ihm den Proceß. Er ward endlich am 29. Auguſt 1709 in einem mit Flittergold beklebten Kleide an einen gleichfalls vergoldeten Galgen aufgehängt.

Das Publikum hatte bei dieſem Ausgange mancherlei Gedanken. Viele hielten dafür, das ſtrenge Urtheil ſey mehr von Rachſucht als Gerechtigkeit diktirt und paſſe beſſer für die Zeit eines Bragadino. Etwas Aehnliches ſagte dem Könige ſein Gefühl; denn er verbot aufs ſtrengſte, den Namen dieſes Menſchen in ſeiner Gegenwart zu nennen. Vergl. Meliſſantes Gelehrter Hiſtorikus, S. 338. Chriſt. Democriti Aufrichtiger Proteſtant, S. 51. f. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 104. 118. Güldenfalk's Transmutationsgeſchichten, S. 94. f. Hiſtoriſcher Bericht von dem Leben des Grafen Caëtano, Berlin und Frankfurt a. d. O., 1790, 8.

Eine ähnliche Rolle ſpielte damals ein gewiſſer Baron Schmolz von Dierbach, nur daß er minder gefährliche Bühnen wählte. Auch dieſer beſaß eine Tinktur, gab ſich aber nicht für den Verfertiger aus, ſondern erzählte, wie er dazu gekommen, auf folgende Art. Als er noch Obriſtlieutenant in polniſchen Dienſten war, ſpeiſete er mit anderen Officieren in einem Gaſthauſe zu Liſſa. Das Geſpräch fiel auf die Alchemie. Man ſpottete über Dierbach's Vater, der ſein ganzes Vermögen der Verführerin geopfert habe, wodurch der Sohn in die Lage gekommen ſey, Dienſte thun zu

müſſen. Er aber vertheidigte dennoch die Alchemie und ſeinen Vater ritterlich. Das rührte einen mit anweſenden Fremden, welcher nach Tiſche den Baron bei Seite nahm, und ihm zu ſeiner Schadloshaltung eine Portion Tinktur gab, mit der Bedingung, daß er nicht mehr diene und ſieben Jahre lang nicht mehr als drei Dukaten wöchentlich davon verbrauche. Soweit erſcheint die Sache nach dem, was man von Laskaris und ſeiner Liberalität weiß, wol glaublich; allein Schmolz von Dierbach miſchte allerlei lächerliche Mährchen ein, welche ihn und ſeine Tinktur in Verruf gebracht haben.

Daß letztere ächt war, dafür bürgt Dippel's Zeugniß, welcher den Baron in Frankfurt am Main kennen lernte, ſeine Tinktur genau unterſuchte, und mehrmals Projektion damit machen ſah. Die Tinktur war ein feines ziegelfarbenes Pulver. Wenn man ſie durch ein Vergrößerungsglas betrachtete, ſah man ein Gemenge von rothen und pomeranzengelben Körnchen. Sie tingirte 600 Theile Silber in Gold, und zwar mit einer auffallenden Gewichtvermehrung; denn 60 Gran Silber gaben mit $\frac{1}{10}$ Gran des Pulvers 72 Gran Gold. Gewöhnlich machte er das zu tingirende Silber nur glühend, ohne es zu ſchmelzen.

Bei dieſem Segen ſuchte doch Dierbach überall Geld zu borgen! Der Vorwand war plauſibel genug erdacht. Mit Frau und Kindern, Domeſtiken und Pferden wollte das ſiebenjährige Deputat nicht ausreichen, und doch machte er ſich ein Gewiſſen daraus, von der beſchwornen Vorſchrift abzuweichen. Schon ſey der läſtige Termin bis auf anderthalb Jahre abgelaufen, und nur auf dieſe Zeit nahm er die Beihülfe vermögender Perſonen in Anſpruch. So viel Tugend verdiente Bewunderung. Ob er die erhaltenen Vorſchüſſe zu ſeiner Zeit redlich wiedererſtattet habe, iſt nicht bekannt geworden. Als er aufhörte, zu tingiren, hörte man auf, von ihm zu ſprechen. Vergl. Peträus Vorrede zum Baſilius Valentinus. Edelgeb. Jungfrau Alchymia, S. 228. Güldenfalk's Transmutationsgeſchichten, S. 109.

legenheit darbot. Der Freiherr von Creuz lud darauf seine Freunde, auch höhere Personen, zu sich ein, und zeigte ihnen nach der Anweisung die Transmutation zu ihrer Erbauung. Die halb tingirte Schnalle ward aber zum Andenken in seiner Familie aufbewahrt. Vergl. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 118.

Der Landgraf Ernst Ludwig von Hessendarmstadt war ebenfalls ein Freund der Alchemie. Die bei dem Baron von Creuz gesehene Transmutation feuerte sein Bestreben darin noch mehr an. Er verwendete große Summen auf Versuche, erlangte aber nichts, und ward, wie es zu gehen pflegt, von Raubvögeln umschwärmt. Da erhielt er einst mit der Post ein Päckchen von unbekannter Hand. Darin fand er Proben von der rothen und weißen Tinktur, nebst einer Anweisung, wie damit zu verfahren sey. In dem Begleitschreiben ward ihm aber wolmeinend gerathen, die kostspieligen Versuche, welche doch nicht zum erwünschten Ziele führen würden, lieber aufzugeben.

Der Landgraf hatte das Vergnügen, beide Tinkturen selbst zu verbrauchen und Blei in Gold und Silber zu verwandeln. Von dem Golde wurden 1717 einige hundert Dukaten geprägt, die auf der einen Seite des Landgrafen Brustbild und Namensumschrift führen, auf der anderen aber den hessischen Löwen, der eine Sonne emporhält, worunter die Buchstaben E. L. stehen. Von dem Silber wurden Einhundert Speciesthaler geschlagen, welche auf der Vorderseite ebendasselbe Gepräge führen, auf der Rückseite aber ein Kreuz von den viermal zusammengestellten und gekrönten Buchstaben E. L., in deren Mitte der hessische Löwe die Sonne emporhält. Die Umschrift lautet: Sic Deo placuit in tribulationibus. 1717. Vergl. Güldenfalk's Transmutationsgeschichten, S. 285. Vollständiges Thalerkabinet, Königsberg und Leipzig, 1747, 8., S. 445.

In demselben Jahre, nämlich 1716, wurde in Wien die Veredlung des Kupfers in Silber auf eine unverdächtige

Weiſe dargethan. Eine hohe Standesperſon erhielt eine Probe von der weißen Tinktur. Sie war in gute Hände gekommen; denn ſie ward zweckmäßig zur Belehrung verwendet. Ueber den Hergang der Verſuche wurde ein Protokoll aufgenommen und von allen Zeugen unterſchrieben. Dieſes Protokoll hat nach einer beglaubigten Abſchrift v. Murr in ſeinen Literariſchen Nachrichten zur Geſchichte des Goldmachens, S. 102. f., abdrucken laſſen, wie folgt:

Actum Wien den 19. Jul. 1716, den 7ten Sonntag nach Trinitatis, in des Fürſtlich Schwarzburgſchen Hofraths Herrn Wolf Philipp Pantzer Wohnung auf der Kärntner Baſtei, in des kaiſerlichen Herrn General Feld- auch Obriſten Land- und Haus-Zeugmeiſters und Kommendanten der kaiſerlichen Reſidenz und Hauptfeſtung Wien, des Herrn Grafen Karl Ernſt von Rappach Excellenz Hauſe, in Gegenwart des kaiſerlichen und böhmiſchen Vicekanzlers deutſcher Expedition, Herrn Grafen Joſeph von Würben und Freudenthal Excellenz, des Herrn Ernſt, Königlich Preußiſchen wirklichen Geheimen Etatsraths und dermalen am kaiſerlichen Hofe ſubſiſtirenden Miniſtri, und Herrn Wolf, Hochfürſtlich Brandenburg-Culmbach- und Anſpachſchen Geheimen Raths und Geſandten auf dem Reichstage, Gebrüder resp. Grafen und Freiherrn von Metternich, auch des obgemeldeten Schwarzburgſchen Hofraths und ſeines Sohnes Johann Chriſtoph Philipp Pantzer.

1. Um zehn Uhr vor Mittag haben obbenannte Perſonen an vorgedachtem Orte ſich zuſammengefunden, da denn Einer von Ihnen den übrigen in einem Papierchen ein weißes Körnchen, wie Salz anzuſehen, gezeigt, ſo man im Auge hätte leiden mögen, und nach dem Probirgewicht eingetheilt, in Aller Gegenwart gewogen und Ein Loth ſchwer befunden.

2. Haben die Anweſenden zwei kupferne Pfennige gewogen, der eine von denen, ſo in dem Wineriſchen Armen-

hause ausgetheilt werden, ist nach obgedachtem Probirgewicht hundert Quentchen 8½ Gran, der andere aber, ein Ungrischer Poltura von 1607, achtundsechzig Pfund sechzehn Loth schwer gewesen.

3. Den ersteren hat man auf einem Kolenfeuer glühend werden lassen, welchen der Schwarzburgsche Hofrath mit einem Zänglein aus der Glut genommen, worauf Herr Wolf Freiherr von Metternich obgedacht weißes Körnlein, mit einem kleinen Stänglein von Wachs, weil es sonst nicht zu fassen gewesen, aufgefangen, und damit so hurtig als möglich auf dem obgedachten glühenden kupfernen Pfennig nur auf Einer Seite in superficie herumgefahren.

4. Der Böhmische Herr Vice-Canzler, welcher besorgte, daß der Pfennig fließend werden möchte, hat, ungeachtet das weiße Körnlein noch oben auf dem Pfennig beisammen gelegen und der Pfennig noch roth anzusehen gewesen, denselben ins Wasser geworfen, und ihn so geschwind wieder herausgenommen, daß er sich darüber die Finger verbrannt, da dann

5. Alle mit ihren Augen gesehen, daß der roth ins Wasser geworfene Pfennig weiß wieder herausgezogen worden, mit gewissen Anzeigen, daß er schon wirklich angefangen zu schmelzen.

6. Weil man aber observirt hat, daß das Körnlein mit ins Wasser gekommen, hat man den obgedachten Polturac auch glühend gemacht und blos in das Wasser geworfen, und gleichfalls sofort weiß wieder herausgezogen, welcher Herrn Wolf Freiherrn von Metternich überlassen worden.

7. Man hat es auch hieran noch nicht bewenden lassen, sondern noch zwei andere kleinere Kupferpfennige, wie sie auch in dem Armenhause allhier ausgetheilt werden, zusammen glühend gemacht und mit einander in obgedachtes Wasser geworfen, welche im Herausziehen befunden worden, daß sie die Farbe ziemlich geändert, aber doch nicht ganz

weiß geworden. Welche obgedachte beide Herren Gebrüder von Metternich zu sich genommen.

8. Hat man ein viereckt Stück Kupferblech auch glühend in dieses Wasser geworfen, und befunden, daß solches an etlichen Orten die Farbe noch etwas, doch weniger als die beiden vorigen Kupferpfennige, geändert.

9. Von diesem letztbenannten Kupferblech hat man ein schmales Stückchen abgeschnitten und es zum andern Mal glühend gemacht und abermals ins Wasser geworfen, welches ganz weiß wieder herausgekommen.

10. Hat man es mit noch einem solchen Schnitzel von gedachtem Kupferblech versucht, aber befunden, daß es ungeändert herausgekommen.

11. Den N. 2. gedachten größeren Pfennig hat man mitten von einander geschnitten, und befunden, daß derselbe durch und durch weiß gewesen, davon die eine Hälfte vorerwähnter Graf Ernst von Metternich, die andere der Herr Wolf Freiherr von Metternich zu sich genommen.

12. Von der einen Hälfte, so der Letztere zu sich genommen, hat man ein kleines Stücklein, nach obgedachtem Gewicht von zwei Pfund, auf die Kapelle gesetzt, und nach der Ausrechnung befunden, daß dieser kupferne Pfennig in vierzehnlöthiges Silber verwandelt worden.

13. Hat man das kleine N. 9. besagte Schnittchen auch auf die Kapelle gesetzt, und befunden, daß es in zwölflöthiges Silber verwandelt worden.

14. Item hat man von dem N. 8. genannten Kupferblech ein kleines Schnittchen, so aber nicht gewogen, auf die Kapelle gesetzt, woselbst es ebenfalls eine Probe stehen lassen, so man aber nicht ausrechnen können.

15. Als man nun nicht zweifeln können, daß das Kupfer zu gutem wahren Silber geworden, hat man auch die Schwere untersucht, und zu dem Ende die beiden N. 2. benannten, nunmehr zu Silber gewordenen Pfennige zum andern Mal aufgezogen, da denn der erste 125 Pfund 8 Loth, mit-

hauſe ausgetheilt werden, iſt nach obgedachtem Probirgewicht hundert Quentchen 8½ Gran, der andere aber, ein Ungriſcher Poltura von 1607, achtundſechzig Pfund ſechzehn Loth ſchwer geweſen.

3. Den erſteren hat man auf einem Kolenfeuer glühend werden laſſen, welchen der Schwarzburgſche Hofrath mit einem Zänglein aus der Glut genommen, worauf Herr Wolf Freiherr von Metternich obgedacht weißes Körnlein, mit einem kleinen Stänglein von Wachs, weil es ſonſt nicht zu faſſen geweſen, aufgefangen, und damit ſo hurtig als möglich auf dem obgedachten glühenden kupfernen Pfennig nur auf Einer Seite in superficie herumgefahren.

4. Der Böhmiſche Herr Vice-Canzler, welcher beſorgte, daß der Pfennig fließend werden möchte, hat, ungeachtet das weiße Körnlein noch oben auf dem Pfennig beiſammen gelegen und der Pfennig noch roth anzuſehen geweſen, denſelben ins Waſſer geworfen, und ihn ſo geſchwind wieder herausgenommen, daß er ſich darüber die Finger verbrannt, da dann

5. Alle mit ihren Augen geſehen, daß der roth ins Waſſer geworfene Pfennig weiß wieder herausgezogen worden, mit gewiſſen Anzeigen, daß er ſchon wirklich angefangen zu ſchmelzen.

6. Weil man aber obſervirt hat, daß das Körnlein mit ins Waſſer gekommen, hat man den obgedachten Polturac auch glühend gemacht und blos in das Waſſer geworfen, und gleichfalls ſofort weiß wieder herausgezogen, welcher Herrn Wolf Freiherrn von Metternich überlaſſen worden.

7. Man hat es auch hieran noch nicht bewenden laſſen, ſondern noch zwei andere kleinere Kupferpfennige, wie ſie auch in dem Armenhauſe allhier ausgetheilt werden, zuſammen glühend gemacht und mit einander in obgedachtes Waſſer geworfen, welche im Herausziehen befunden worden, daß ſie die Farbe ziemlich geändert, aber doch nicht ganz

auf ihn zu haben. Nachdem er ſich einige Tage ruhig verhalten hatte, dankte er der Gräfin für die Aufnahme, und erbot ſich, bevor er abreiſe, ihr Silbergeſchirr in Gold zu verwandeln, um ſeine Dankbarkeit zu bethätigen.

Die Gräfin argwöhnte, daß er Luſt habe, ſie um ihr Silber zu betrügen, und lehnte ſein Erbieten ab, entſchloß ſich aber doch endlich zu einer Probe, und ließ ihm einen ſilbernen Pokal zuſtellen, gab aber Befehl, ihn um ſo ſchärfer zu beobachten. In Kurzem brachte er ihr eine Stange Gold, die er aus dem Pokal gemacht hatte, und bat ſie, das Gold in der nächſten Stadt probiren zu laſſen. Wenn es nicht tauge, ſo wolle er den Werth des Pokals erſetzen. Das Gold ward aber von einem Goldarbeiter für gut und fein erkannt. Nun ward ihm nach und nach das ganze Silberzeug überliefert, und was er empfing, gab er in lauter Goldſtangen zurück. Er blieb ſo lange, bis das letzte Gold die Probe beſtanden hatte.

Als er Abſchied nahm, bot ihm die Gräfin einige hundert Reichsthaler Reiſegeld an, was er lächelnd ablehnte. Es mag drollig ausgeſehen haben, wie die Dame, zwiſchen Stolz und Vergnügen, den paſſenden Schlußton nicht zu finden wußte. Er nannte ſich nicht, und war doch über alle Namen. Ein Wilddieb war er nicht, ſoviel leuchtete wol ein, vielmehr ein edles Wild, nach welchem Kurfürſt Johann Wilhelm lüſtern ſeyn mochte, um für Cajetan's Raub Erſatz zu finden.

Der Gräfin Gemahl, Graf Friedrich Karl, mit welchem 1731 die Erbachſche Linie ausſtarb, lebte von ſeiner Gemahlin getrennt in auswärtigen Dienſten. Als er erfuhr, daß ſie auf ſolche Art zu einem großen Reichthum gelangt ſey, forderte er die Hälfte des Goldes, weil es auf ſeinem Gebiet und in der Ehe erworben ſey. Als die Gräfin die Halbſchied verweigerte, holte er durch ſeinen Anwalt ein Gutachten der Juriſtenfakultät zu Leipzig ein, welche ihn im Auguſt 1725 bedeutete: „da das Silberzeug der Gräfin

„Eigenthum geweſen, ſo bleibe es ihr Eigenthum, wenn „ſchon es zu Gold geworden ſey“. Vergl. Putonei Enunciata et consilia juris, Lipsiae, 1733, T. II. pag. 677. sq. Güldenfalk's Transmutationsgeſchichten, S. 54. f. Kleeblatt's Neue Ausgabe Chymiſcher Traktätlein, im Anhange.

Wiegleb will dieſe Erzählung in Zweifel ziehen, weil das Zeugniß der Gräfin fehle, die allein genau unterrichtet geweſen ſey. Er erwägt nicht, daß nur einſeitig von ihrem Gemahl ein Gutachten verlangt ward und kein Proceß erfolgte. Nicht treffender ſind ſeine übrigen Einwendungen. Man ſieht wol, daß die ganze Geſchichte dem guten Wiegleb ungelegen war, und daß er Zweifel ſuchte. Vergl. Deſſen Hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung der Alchemie, S. 306. f.

Noch eine Spur von jenem unerkannten Adepten, welcher dieſen Zeitraum mit Beweiſen erfüllt, findet ſich in folgendem Briefe des Arztes Dr. Joch zu Dortmund an Wedel in Jena, welcher in Güldenfalk's Transmutationsgeſchichten, S. 373. f., abgedruckt iſt:

Quod dudum in votis habui, id mihi contingit tandem. Offendi Adeptum, et veri quidem nominis talem, non deceptorem aut vanae gloriolae cupidum animalculum. Me praesente et vidente, nullo fere sumtu, tribus distinctis vicibus, aurum fecit purissimum. En grana Tibi quaedam, juxta cum vase, quo usus est inter laborandum. Propediem redibit et apud me divertetur, amat enim solitudinem vir plane simplex et pius. Libros possidet rarissimos, quos omnes accurate cum industria evolvit, legit, castigavit. Pro liberalitate sua non paucos usibus meis relinquit, e quibus unum ad Te mitto, nescio qua lingua scriptum. Introductionem Tuam in Alchymiam videre gestit, colit enim et veneratur nomen Tuum. Vale, Vir illustris, et reliquum vitae Tuae tempus ex voto transige. Deus servet. Dabam Tremoniae d. 17. Jun. 1720.

„Was ich lange wünschte, wird mir jetzt. Ich fand „einen Adepten, der den Namen mit der That bewährt und „kein Windbeutel ist. Zu drei verschiedenen Malen hat er „vor meinen Augen beinahe mit nichts das feinste Gold ge„macht. Hierbei einige Körner davon, nebst dem Tiegel, „dessen er sich bediente. In Kurzem wird er wiederkommen „und bei mir wohnen; denn der einfache und fromme Mann „liebt meine Eingezogenheit. Er besitzt sehr seltene Bücher, „die er mit großer Sorgfalt ordnet, liest und beurtheilt. „Seine Güte hat mir mehre zum Gebrauch hinterlassen. „Eines davon, welches in einer mir unbekannten Sprache „geschrieben ist, lege ich bei. Er wünscht Ihre Einlei„tung in die Alchemie zu sehen; denn er achtet und verehrt „Ihren Namen. Leben Sie wol, Trefflichster, und mö„ge Ihr Befinden erwünscht seyn. Gott erhalte Sie! „Dortmund, d. 17. Junius 1720.

Johann Georg Joch, Dr.“

Bei dem Wunsche, den geliebten Lehrer mit einer willkommenen Nachricht zu erfreuen, beobachtet der Schreiber doch eine Diskretion gegen den Gastfreund, welche nicht viel entnehmen läßt. Bemerkenswerth ist, daß der Adept zum Arzte nicht von der Panacee gesprochen, so wie auch Laskaris derselben nie gedachte, worin eine negative Aehnlichkeit zu liegen scheint. Der Adept wird hier als ein stiller und frommer Greis geschildert, dagegen Böttticher, Pasch und Liebknecht den reifen, noch lebensfrohen Mann in ihm fanden. Der Zwischenraum der Jahre macht begreiflich, daß der Pilger nun ruhte und auf die große Reise bedacht war. Man müßte im Gegentheil an der Identität beider Personen zweifeln, wenn es anders wäre. Ob die Zeit über diesen Unbekannten noch Licht verbreiten werde, steht dahin, und ist mehr zu wünschen, als zu hoffen.

In den Niederlanden war nicht minder als in Deutschland dafür gesorgt worden, daß Wißbegierige Gelegenheit erhielten, sich von der Möglichkeit der Metallver-

edlung zu überzeugen. Als Dippel im Herbſt 1707 in Amſterdam war, lernte er einen Mann kennen, welcher die rothe und weiße Tinktur hatte, aber beſcheiden geſtand, er wiſſe ſie nicht zu bereiten, ſondern habe ſie von einem großen Meiſter mit dem Auftrage erhalten, zur Belehrung des Publikums Verſuche damit zu machen.

Dieſe Verſuche ſtellte er auf folgende Art an. Er legte ein kreisförmiges Kupferblech von einem Fuß Durchmeſſer auf eine Glutpfanne, über welche es rundum zwei Zoll hervorſprang, ſo daß nur ein innerer Kreis von acht Zoll Durchmeſſer durch die Kolen glühend ward, und wenn dieſes geſchehen, legte er ein wenig weiße Tinktur auf den Mittelpunkt, durch welche das Kupfer, ſoweit es glühte, in Silber verwandelt wurde.

Darauf legte er daſſelbe Blech auf eine kleinere Glutpfanne, über welche es rundum vier Zoll hervorſprang, ſo daß nur ein innerer Kreis von vier Zoll Durchmeſſer glühend ward, und dann legte er auf den Mittelpunkt ein Körnchen von der rothen Tinktur, welche das Silber, ſoweit es glühte, in Gold verwandelte.

Der Künſtler beſchränkte ſeine Zuſchauer nicht auf den Anblick der äußern Farbenverwandlung, welche nichts erwieſen haben würde und allenfalls mit Arſenik und Zink hätte erkünſtelt werden können, ſondern zerſchnitt ſodann das Blech durch den Mittelpunkt in viele Ausſchnitte, ſo daß man im Aufſchnitte die durchdringende Wirkung der Tinktur, wie auch die Uebergänge des Goldes, Silbers und Kupfers deutlich beobachten, und ſich überzeugen konnte, daß nicht etwa eine Zuſammenlöthung ſtattgefunden habe. Er verkaufte dieſe Ausſchnitte den Liebhabern nach Verhältniß der edeln Metalle zu einem mäßigen Preiſe.

Dippel's Augenzeugniß bürgt uns hinlänglich für die Wahrhaftigkeit der Verwandlung. Leicht erkennt man in dieſen Verſuchen die Veranſtaltung des Adepten Laskaris, deſſen Verhandlung mit Paſch ſchon andeutete, daß er in

Holland wol bekannt war. Gewiß war das beschriebene Experiment eine seiner schönsten Erfindungen, und man darf ihm Glück wünschen, daß er dieses Mal den ehrlichen Mann ausgefunden hatte, der dem Auftrage treu blieb. Vergl. Christ. Democriti Aufrichtiger Protestant, S. 53. Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 91.

In den Jahren, da Cajetan in Deutschland so großes Aufsehen machte, ward in Frankreich beinahe dasselbe Stück gespielt. Auch dort brüstete sich ein Unbesonnener mit fremden Tinkturen, und sein Treiben hatte ähnlichen Ausgang.

Delisle, ein Mensch von ganz gemeiner Herkunft, gebürtig aus dem Dorfe Sylanez bei Barchaumont in der Provence, der weder lesen noch schreiben konnte, aber das Schlosserhandwerk von sich selbst erlernt hatte, diente einem Adepten, welcher 1690 nach dem südlichen Frankreich gekommen war, als Gehülfe. Ueber die Person des Adepten fehlt es an Nachrichten. Daß der unwissende Delisle ihn für einen Italiäner gehalten hat, kann nicht als Auskunft angenommen werden. Man darf eher vermuthen, es sey der Leydener Adept gewesen, von welchem Le Mort Nachricht gibt, und dieser dürfte vielleicht mit dem bald darauf in Deutschland erschienenen Laskaris eine und dieselbe Person seyn. Soviel weiß man, daß der Minister Louvois 1690 auf diesen Adepten aufmerksam gemacht wurde, und Befehl gab, ihn zu verhaften, daß dieser aber entkam und durch die savoyschen Gebirge nach der Schweiz flüchtete.

In demselben Jahre noch kam Delisle, als Einsiedler verkleidet, in sein Vaterland zurück, und hatte eine gute Portion rother und weißer Tinktur bei sich. Daraus hat man nachher schließen wollen, er habe seinen Herrn in den Gebirgschluchten ermordet und beraubt. Man weiß davon nichts Gewisses. Ist Laskaris dabei im Spiel gewesen, so fällt der Verdacht des Mordes weg; aber der des Diebstah-

les bleibt übrig, indem die Menge von Tinktur in der That viel zu groß war, als daß man ſie für ein Geſchenk halten dürfte.

Delisle kam nach dem Flecken Cisteron, wo er Bekanntſchaft mit der Frau des Bürgers Aluys machte und ſich in ſie verliebte. Er blieb daſelbſt, ward Taufpathe eines Sohnes, den ſie 1691 gebar, unterſtützte ihren Mann mit Geld, vertraute ihr auch ſeine Kunſt, und ließ einen Theil ſeiner Tinkturen in ihrem Gewahrſam, als er ſeinen Aufenthalt veränderte. Ihr Sohn empfing ſpäterhin dieſes Pathengeſchenk zu ſeinem Erbtheil.

Als Delisle einige Jahre zu Ciſteron gelebt hatte, mehrten ſich die Bedürfniſſe des Bereicherten. Er hielt Bedienten und Pferde, machte auch neue Bekanntſchaften, und ſeine Freigebigkeit verſchaffte ihm Eintritt in die Zirkel des Landadels. Die Offenherzigkeit, mit welcher er ſich ſeiner Goldquelle rühmte und vor Zeugen Projektion machte, ward Urſache, daß man ſeinen Umgang ſuchte. Im Jahre 1700 nahm er ſeine Wohnung auf dem Schloſſe Palu, deſſen Beſitzer, ein zurückgekommener Edelmann, mehre Töchter hatte, welche der Gaſt auszuſtatten gelobte.

Delisle war der Held des Tages in der Provence. Täglich empfing er Beſuche von Neugierigen, die er willig ſeine Kunſt ſehen ließ, und, wenn ſie ſeiner Eigenliebe ſchmeichelten, mit neu gemachtem Gold und Silber beſchenkte. Er verwandelte ihnen Blei in Gold und eiſerne Nägel in Silber. Oft verwandelte er Nägel, die man ihm brachte, bis zur Hälfte der Länge in Silber, zuweilen auch an einem Ende in Gold, am andern in Silber, ſo daß die Mitte Eiſen blieb, und theilte ſolche Proben zu Hunderten aus.

Er hatte weder Schmelzofen noch Schmelztiegel, ſondern bediente ſich einer Glutpfanne, auf welcher er das Eiſen glühend machte, nachdem er es zuvor mit einem Oele, wenn es zu Gold werden ſollte, oder mit einem weißen Pulver gerieben hatte, wenn es zu Silber werden ſollte. Auch Meſſer

und Scheeren, die man ihm darbot, verarbeitete er auf ebendieselbe Art.

Man unterließ nicht, ihn zu fragen, wie er seine Tinkturen bereite, und er gab ohne Bedenken Auskunft über beide. Die ölige Tinktur, sagte er, werde aus Gold mit einem besondern Wasser bereitet. Das Gold werde dadurch zerstört, aber mit Gewinn; denn ein Louisd'or gebe, wenn er zur Tinktur geworden sey, nachher zehn Louisd'or Gold. Die weiße Tinktur wollte er aus der Lunaria major und minor bereiten, welche zu diesem Behuf, wie man sagte, im Schloßgarten zu Palu in großer Menge angepflanzt wurden.

Hierbei ist anzumerken, daß die Mondviole, Lunaria rediviva und annua bei Willdenow, der silberglänzenden Schoten wegen älteren Alchemisten bedenklich vorkam. In Tabernämontan's Kräuterbuche wird pag. 697. aus dem Lonicerus angeführt, daß in dieser Pflanze ein großes Geheimniß der Alchemisten verborgen sey. Irgend einer der guten Provençalen mag davon gelesen und zu Palu davon gesprochen haben, welche Einbildung Delisle gern ergriff, die Frager abzufertigen.

Der Bischof von Senes hörte von Delisle's Kunstfertigkeit, hielt lange Zeit die Sache für einen Schwank und nicht beachtenswerth; als aber immer neue Zeugen das Gerücht bestätigten und ihm Probestücke zeigten, fand er sich bewogen, den Wundermann zu sehen. Er überzeugte sich 1709 von der Wahrheit der Sache, und hielt sie für wichtig genug, um darüber dem Finanzminister Desmarets ausführlichen Bericht zu erstatten, worin er Folgendes bezeugt:

„Drei Jahre lang zweifelte ich an Delisle's Kunst, und „hielt es für unmöglich; aber ich hörte, daß die Goldschmie„de zu Aix, Nice und Avignon das von ihm gemachte Gold „und Silber sehr gut fänden. Auf einer Episkopalreise ward „er mir vorgestellt, und veranlaßt, in meiner Gegenwart zu „operiren. Ich bot ihm mitgebrachte eiserne Nägel, welche

„er in Gegenwart von ſechs oder ſieben Zeugen im Kamin„feuer zu Silber machte. Dieſe Nägel ſchickte ich dann „durch meinen Almoſenier nach Aix zum Goldarbeiter Im„bert, welcher ſie allen Proben unterwarf und für ſehr gu„tes Silber erklärte.“

„Desgleichen verwandelte er, vor mir und acht bis „zehn Zeugen, über einer Glutpfanne, zwei Stücke Blei, „das eine in Gold, das andere in Silber. Ich ſchickte beide „nach Paris, und die dortigen Goldarbeiter fanden ſie von „ſehr gutem Gehalt. Aber noch mehr bin ich erſtaunt über „fünf oder ſechs Proben, die er bei mir zu Senes im Tiegel „ablegte, ſogar mich ſelbſt verrichten ließ, ohne daß er ſelbſt „irgend etwas anrührte. Hundert Perſonen in meiner Di„öces haben Daſſelbe geſehen, oder auch ſelbſt gethan. Ich „geſtehe Ihnen, daß nach ſo vielen Beweiſen mein Vorur„theil ſchwindet. Meine Vernunft unterwirft ſich dem Zeug„niſſe meiner Augen, und meine eignen Hände haben die „philoſophiſchen Zweifel zerſtreut.“

Auf dieſe Meldung ward Delisle eingeladen, nach Verſailles zu kommen, und vor dem Könige ſeine Kunſt zu zeigen. Er ſchien dazu willig, zögerte aber unter dem Vorwande, daß er zuvor eine hinreichende Quantität von Tinktur bereiten müſſe, um für den Monarchen eine Million Gold zu machen. Mehrmals ward ihm ſicheres Geleit ſchriftlich zugefertigt und die Aufforderung wiederholt; allein es ſchien, daß er ſich vom Schloſſe Palu und den Lunarien nicht trennen könne. Endlich ward er im Jahre 1711 plötzlich aufgehoben und abgeführt. Unter Weges wollte er entwiſchen, ward aber von der militäriſchen Begleitung in den Schenkel geſchoſſen, wieder eingefangen, und nach Paris in die Baſtille gebracht.

Man verlangte, daß er im Gefängniſſe arbeiten ſolle; aber dazu war er durchaus nicht zu bewegen. Am Ende ſah er ſich genöthigt, einzugeſtehen, daß er das Geheimniß gar nicht beſitze, ſondern ſeine Tinktur von einem italiäniſchen

Adepten erhalten habe. Man glaubte dem nicht recht, und ſuchte ihn dadurch zum Widerruf zu veranlaſſen, daß man ihn über den Adepten inquirirte und ihm deſſen Ermordung Schuld gab. Die ſtrenge Behandlung, welche er nun erfuhr, ſetzte ihn dergeſtalt in Wuth, daß er Gift (wahrſcheinlich die weiße Tinktur) in ſeine noch offene Wunde brachte, woran er 1712 ſtarb. Vergl. Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, Tom. II. p. 68 — 98.

Schweden kommt in der Geſchichte dieſes Zeitraumes zum erſten Mal vor, wiewol nur mit einer unklaren Begebenheit. Otto Arnold Paykul ſtand als Obriſtlieutenant in polniſchen Dienſten, da König Karl XII. im Jahre 1703 Polen eroberte, und gerieth in ſchwediſche Kriegsgefangenſchaft. Bei der Unterſuchung fand ſich, daß er ein geborner Liefländer ſey, weshalb man ihm in Stockholm als einem Rebellen und Verräther den Proceß machte. Er ward zum Tode verurtheilt, appellirte aber an die Gnade des Königes, und verſprach, wenn man ihm das Leben ſchenke, dem Könige jährlich ſoviel Gold zu machen, als erforderlich ſeyn würde, um zwanzig Regimenter zu unterhalten. Auch wolle er das Geheimniß einer Kommiſſion offenbaren, ſo daß man ohne ſein Zuthun damit fortfahren könne. Fürs Erſte erbot er ſich, eine Probe abzulegen, daß er die Kunſt wirklich verſtehe.

Der Antrag ward nicht geradehin abgewieſen, vielmehr eine Kommiſſion zur Unterſuchung ernannt, zu welcher der Leibarzt Dr. Hiärne, der Obriſt Hamilton, und mehre Reichsbeamte gehörten. Die nöthigen Vorbereitungen wurden durch einen zugezogenen Apotheker ohne des Gefangenen Beihülfe getroffen. Am folgenden Tage, als eine Quantität Blei im Fluſſe ſtand, ward Paykul eingelaſſen, und warf in Gegenwart der Kommiſſion ein gewiſſes Pulver darauf. Man ließ das Metall nach Vorſchrift treiben, bevor es ausgegoſſen ward, und erhielt davon 147 Dukaten. In dem Be-

richte der Kommission ward die Aussage des Verhafteten bemerkt, daß die hierbei gebrauchte Tinktur nur von der ersten Rotation sey, und daher nur sechs Theile Blei veredeln könne, die fernere Ausarbeitung derselben aber eine weit größere Wirkung und mehr Gewinn erwarten lasse.

Nach dem, was man von der Freigebigkeit des umherreisenden Laskaris weiß, die er nach Umständen und bei guter Laune weit ausdehnte, dürfte nicht unglaublich scheinen, daß er auch Paykul beschenkt, vielleicht sogar, zur Vergeltung wichtiger Dienste etwa, ein wenig unterwiesen habe; indessen fehlt es am zureichenden Grunde zu solcher Annahme, und wir haben mehr Ursache, hinter jenem Vorgange eine politische Intrigue zu vermuthen. Vielen schien das Todesurtheil eine zu strenge und willkürliche Anwendung der Kriegsgesetze. Man wünschte den Gefangenen zu retten, wenigstens Aufschub zu gewinnen. Da nun Böttticher's Goldmacherei eben damals viel besprochen wurde, so hoffte man vielleicht, daß die Aussicht, einen Adepten zu bekommen, den König am leichtesten zur Gnade stimmen werde. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß das Officiercorps die Dukaten zusammengeschossen habe, welche der Apotheker etwa amalgamirt in den Tiegel brachte, so daß Paykul's Pulver am Goldertrage vielleicht sehr unschuldig war.

Der König muß wol dergleichen vermuthet, oder dahin deutende Nachrichten erhalten haben; denn er verschmähte das gute Gold, und befahl, den Gefangenen ohne weiteren Aufschub zu enthaupten. Vergl. Peträus Vorrede zu seiner Ausgabe des Basilius Valentinus. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 220. f. Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 28. Henckel's Mineralogische, chymische und alchymistische Briefe, Th. I.: Dobe'ns Brief an Henckel.

Unter den Schriftstellern dieses Zeitraumes sind Stahl, Homberg und Dippel die ausgezeichnetsten, aber nicht in gleicher Beziehung, sondern als Anführer von drei Parteien,

indem Dippel die Universaliſten, Homberg die Partikulariſten und Stahl die — Nulliſten führt.

Georg Ernſt Stahl, geboren zu Ansbach 1660, ſeit 1694 Profeſſor der Medicin zu Halle, ſeit 1716 königlich-Preußiſcher Leibarzt, geſtorben zu Berlin 1734, ein großer Chemiker, deſſen Hypotheſe vom Phlogiſton der Theorie auf lange Zeit die Richtung gab, iſt von den Gegnern der Alchemie oft zum Beiſpiele angeführt worden, weil er mit dem Glauben an dieſelbe anfing und mit dem Zweifel endete, worin er den Gegenſatz zu Wedel darſtellt. In jüngeren Jahren war ihm ſogar die moſaiſche Alchemie nicht unglaublich, die er chemiſch zu erläutern ſuchte. Dagegen ſagt er in einem Briefe, den er kurz vor ſeinem Tode an Junker ſchrieb: „Wobei ich wol leiden könnte, wenn ſelbſt „namhaft gemacht würde, wie ich in dem alten Collegio „von 1684, in meinem damals fünfundzwanzigſten Jahre, „noch nicht ſo vollkommen von aller dergleichen Leichtgläu„bigkeit frei geweſen, wiewol auch manches nicht ganz ver„gebens oder falſch ſeyn dürfte, wenn es blos ad veritatem „physicam inveniendam unterſucht, nicht aber auf die thö„richte Hoffnung oder Einbildung der Goldmacherei ange„wendet würde.“ Vergl. Junker's Vollſtändige Abhandlung der Chemie, Th. II. Vorrede.

Wenn man erwägt, daß Stahl ſein Phlogiſton, welches eigentlich in die Stelle des Sulphurs der Alchemiſten trat, als Beſtandtheil aller Metalle annimmt, denen er verſchiedene Portionen davon zutheilt, ſo konnte er die Zuſammengeſetztheit der Metalle, von welcher die Möglichkeit der Transmutation abhängt, nicht leugnen, hatte mithin keinen theoretiſchen Grund, von ſeiner früheren Anſicht abzugehen. In praktiſcher Hinſicht iſt die Sinnesänderung mit den erzählten Berliner Thatſachen noch weniger zu vereinbaren, ſelbſt dann nicht, wenn man einräumt, daß jene Vorfälle den Zeitgenoſſen und Mitbewohnern Berlin's nicht ſo überſichtlich bekannt ſeyn konnten, als ſie uns vorliegen. Aber

ein dritter Grund, ein pſychologiſcher, löſt das Räthſel. Des höheren Alters Sehnen nach Ruhe verleidete ihm den Gedanken, einer immer mächtiger anwachſenden Partei die Stirn zu bieten. Lieber gab er nach, jedoch mit einigem Vorbehalt, um die Konſequenz zu retten. So entſtand jene gedrückte Wendung, jenes Ja! und Nein! in Einem Athem, welches zu rügen die Hochachtung vor dem Verdienſte nicht geſtattet.

Von Stahl's Schriften ſind folgende vornehmlich alchemiſtiſchen Inhaltes:

1) Dissertatio de metallorum emendatione, modico fructu profutura, Jenae, 1682, 4.; abgedruckt in den Opuscul. minor. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien unter dem Titel: Gedanken von Verbeſſerung der Metalle, Nürnberg, 1720, 8.

2) Aetiologia physiologico-chymica. Jenae, 1683, 12.

3) Observationes chymico-physico-medicae. Erfordiae, 1697, 8.

4) Opusculum chymico-physico-medicum. Halae, 1715, 4.

5) Bedenken vom Goldmachen, als Vorrede zu der neuen Ausgabe von Becher's Glückshafen. Halle, 1726, 4.

Wilhelm Homberg, geboren auf der Inſel Java 1672, ſtudirte zu Jena, Leipzig und Prag, ging ſpäter nach Paris, ward 1704 Leibarzt und Alchemiſt des Herzogs von Orleans, und ſtarb 1715. Wiewol er vorzugweiſe Alchemiſt war, und den Stein der Weiſen, welchen er im Arſenik geſucht zu haben ſcheint, amtlich verfolgte, hat er ihn doch nicht erlangt, wol aber durch beiläufige ſchätzbare Erfindungen ſein Andenken verewigt. Die Ueberzeugung von der Möglichkeit der Metallveredlung hielt er immer feſt. Sie gründete ſich auf Verſuche, welche er im Jahre 1709 der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris in einer beſondern Abhandlung darlegte.

Er löste Silber in Salpetersäure auf, entfernte den etwa vorkommenden güldischen Rückstand, fällte die Lösung mit Kochsalz, zerlegte das getrocknete Hornsilber durch Spießglanz, und reinigte das hergestellte Silber durch Verflüchtigung des Antimons. Wenn er dann dieses Silber wieder in Salpetersäure auflöste, erhielt er jedes Mal einen Rückstand von schwarzbraunen Flocken, die, zusammengeschmolzen, sich als Gold erzeigten. Er zog daraus den Schluß: „daß „im Silber Theile vorhanden wären, welche Neigung hätten, „zu Gold zu werden, und schon ein Mittelding zwischen Gold „und Silber darstellten". Vergl. Mémoires de l'Académie Roy. des sciences, 1709, pag. 142. s.

Die alchemistische Partei unter den Chemikern gab dieser Ansicht Beifall, und war nicht abgeneigt, auf dieselbe eine Theorie der Partikulartinkturen zu gründen, da Henckel, v. Justi und Andere Homberg's Versuche wiederholten und den Erfolg bestätigten; indessen hat man sich seitdem mehr und mehr überzeugt, daß im Spießglanze fast immer ein geringer Goldgehalt vorkommt, woraus hervorgeht, daß Homberg's Gold mit dem Antimon hinzugekommen, aber nicht neu erzeugt worden war. Sein chemischer Beweis ist daher im Gegentheile Denen zu Statten gekommen, welche die Transmutation leugnen. Vergl. Henckel's Kieshistorie, S. 696. v. Justi Chymische Schriften, Th. II. S. 421. Scherer's Allgemeines Journal der Chemie, III. 298. f.

Johann Konrad Dippel, königlich-Dänischer Canzleirath, gestorben 1734, war in diesem Zeitraume der eifrigste Verfechter der Alchemie, stets bemüht, die Zweifler zu überführen, und unermüdlich im Aufsuchen praktischer Beweise.

Als Kandidat der Theologie ward er von einem Freunde veranlaßt, einige alchemistische Schriften durchzusehen. Damals war ihm die Alchemie noch fremd. Er ging mit Unglauben und Widerwillen daran. Indessen las er sich

hinein, gewann Intereſſe für den Gegenſtand, und glaubte bald in Raimund's Schriften einen Lichtſchimmer zu gewahren. Er fing an zu arbeiten, ward immer mehr erwärmt, und von der Theologie ganz abgeführt. Eine Arbeit nach Faber's Anweiſung gelang ihm ſo wol, daß er in acht Monaten eine Tinktur erhielt, welche fünfzig Theile Silber oder Queckſilber in Gold verwandelte.

Er glaubte nun am Ziele zu ſeyn, kaufte ein Landgut für fünfzigtauſend Thaler, zahlte vierzehnhundert Gulden an, und hoffte den Reſt bald zu decken. Dieſes Unternehmen darf wol als Beglaubigung gelten, daß es mit jener Tinktur, von welcher wir freilich nur durch ihn ſelbſt Nachricht haben, ſeine Richtigkeit hatte; denn außerdem würde es von Wahnſinn zeugen, und Dippel's Ruf ſtellt ihn zwar als Enthuſiaſten für die Alchemie, übrigens aber als einen denkenden Kopf und ſachkundigen Mann dar. Indeſſen betrog ihn ſeine Rechnung. Jener Verſuch wollte bei der Wiederholung durchaus nicht gelingen. Er verlor ſein Gut ſammt dem Angeld, ſetzte den Reſt ſeines Vermögens zu, und würde in Noth gerathen ſeyn, wenn die Anſtellung ihm nicht geworden wäre.

Seine Schriften, welche er unter dem Namen Christianus Democritus, den verlarvten Anfangsbuchſtaben C. D., herausgab, wiewol er allgemein als Verfaſſer bekannt war, haben Werth und Mängel. Man erkennt leicht den ehrlichen Mann, den praktiſchen Chemiker und guten Beobachter, aber auch einen ſtarken Anflug von theoſophiſcher Schwärmerei, die ſich in dem ſtetig Brütenden aus den Ueberreſten der früheren Theologie gebildet hatte. Für die Geſchichte der Alchemie liefern ſie nicht unbedeutende Beiträge, da ſeine Kunſtreiſen ihm zahlreiche Erfahrungen darboten. Er war oft Zeuge der Transmutation, und lernte ſechs Inhaber von Tinkturen kennen, indem er mit den Abgeordneten des Laskaris zuſammentraf. Wir haben von ihm:

1) Christiani Democriti Wegweiſer zum verlornen Licht und Recht, oder Entdecktes Geheimniß, beides, der Gottſeligkeit und Bosheit, u. ſ. w. Zweiter Theil: Wegweiſer zum Licht und Recht in der äußern Natur, oder Entdecktes Geheimniß des Segens und des Fluchs in den natürlichen Körpern, u. ſ. w. Sammt einer Vorrede, worin des Authoris fata chymica zur nöthigen Nachricht offenherzig communicirt werden. (Berlin,) 1704, 8.
2) Christiani Democriti Chymiſcher Verſuch zu deſtilliren. Berlin, 1729, 4.
3) Christiani Democriti Aufrichtiger Proteſtant u. ſ. w. Berlin, 1733, 8.

Johann Chriſtoph Ettner von Eiteritz ſchrieb:

1) Des getreuen Eckhards Entlarvter Chymicus, in welchem vornehmlich der Laboranten und Proceßkrämer Bosheit und Betrügerei, wie dieſelbe zu erkennen und zu fliehen, u. ſ. w. Augsburg, 1696, 8.
2) Des getreuen Eckhardts Mediciniſcher Maulaffe, oder Der entlarvte Marktſchreier, u. ſ. w. Dann ſonderliche philoſophiſche und chymiſche Observationes. Mit Beifügung ſinnreicher Begebenheiten. Frankfurt und Leipzig, 1710, 1720, 8.

Johann Konrad Barchuſen, Profeſſor der Chemie zu Utrecht, ſuchte die Chemie mit der Alchemie zu verſöhnen. Er ſchrieb:

1) Pyrosophia succincta, Iatrochemiam, rem metallicam et Chrysopoeiam pervestigans. Lugduni Batav., 1696, 1698, 4.
2) Acroamata, in quibus complura ad Iatrochemiam atque Physicam spectantia jucunda rerum varietate explicantur. Trajecti ad Rh., 1703, 8.
3) Elementa Chemiae, quibus subjuncta est confectura Lapidis philosophici, imaginibus repraesentata. Lugduni, 1718, 4.

Jean Jaques Manget, Arzt in Genf, veranstaltete in zwei Foliobänden die vollständigste Sammlung alchemistischer Schriften, die wir besitzen, unter dem Titel:

Bibliotheca chemica curiosa, sive rerum ad Alchemiam pertinentium thesaurus. Coloniae Allobrogum, 1702, 3.

Nach einem ausgedehnten Plane schickt er die Einleitungsschriften voran und läßt die Autoren in chronologischer Anordnung folgen. Der abgedruckten Schriften sind überhaupt 133. Die wichtigeren sind hier gehörigen Orts nachgewiesen. Die ganze Folge findet man in Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. III. p. 60 — 76.

Dr. Söldner, Arzt in Hamburg, schrieb anonym eine scharfe Kritik der Alchemisten, unter dem Titel: Keren Hapuch, Posaunen Elia des Künstlers, oder Deutsches Fegefeuer der Scheidekunst, worin die wahren Besitzer der Kunst, wie auch die Ketzer, Betrüger, Pfuscher, Stümpler, Bönhasen und Herrn Gerngroße vor Augen gestellt werden, Amsterdam, (Hamburg,) 1702, 8.

Das Buch fand viel Beifall, aber auch bittere Tadler, die sich getroffen fühlten daher dann bald eine „Erlösung „aus dem Fegefeuer“, eine „Demolirung des auf Befehl „des chymischen Papstes angekündigten Fegefeuers“, und dergl. folgten.

David Kellner, Arzt in Nordhausen, schrieb einen „Weg der Natur zur Verbesserung der Metalle“, Nordhausen, 1704, 8.

Dorothea Juliane Wallich, eine sächsische Alchemistin, der Sage nach die Tochter eines Adepten, schrieb, oder gab nach des Vaters Handschrift heraus:

1) Das mineralische Gluten, doppelter Schlangenstab, Mercurius philosophorum, langer und kurzer Weg zur Universaltinktur. Durch D. J. W. von Weimar in Thürin-

gen. Leipzig, 1705, 8. Neue Ausgabe: Frankfurt, 1722, 8.

2) Der philoſophiſche Perlenbaum, ein Gewächſe der drei Principien, in deutlicher Erklärung des Steins der Weiſen. Leipzig, 1705, 8.

3) Dreifacher Schlüſſel zu dem geheimen Kabinet der verborgenen Schatzkammer der Natur, zur Such- und Findung des Weiſenſteines. Leipzig, 1706, 8. Neue Ausgabe: Frankfurt, 1722, 8.

Stanislaus Reinhard Axtelmayer ſchrieb:

1) Idea harmonicae correspondentiae superiorum cum inferioribus. August. Vind., 1706, 8.

2) Weit eröffneter Palaſt des Naturlichts, in ſechs Theilen. Schwabach, 1706, 4.; Augsburg, 1716, 4.

Johann Michael Fauſt, Arzt in Frankfurt a. M., ſchrieb:

1) Pandora chymica. Frankfurt, 1706, 8.

2) Compendium Alchymiae novum. Francof., 1706, 8.

3) Kommentar über Philalethä Metallverwandlung. Frankfurt, 1706, 8. Neue Ausgabe: 1728, 8.

Johann Friedrich Brebis (Schaf?) gab eine neue Konkordanz der Alchemiſten heraus, indem er die Arbeit des Italiäners Christiano de Medices weiter ausführte. Sie enthält die Kernſprüche der Alchemiſten, in zweiundſechzig Kapitel geordnet, und führt den Titel: Concursus philosophorum, d. i. Beſchreibung des Steines der Weiſen, Jena, 1706, 8.

Johann Eleaſar Müller ſchrieb einen Vernunftmäßigen Begriff der Gold herborbringenden Wundermaterie oder des Steines der Weiſen, Frankfurt, 1707, 8.

Konrad Horlacher lieferte von Manget's Werk einen deutſchen Auszug, unter dem Titel: Bibliotheca chemica curiosa Mangeti enucleata et illustrata, das iſt: Kern und Stern der vornehmſten philoſophiſchen Schriften, mit ſonderbaren Anmerkungen, Frankfurt, 1707, 8.

Samuel Richter, Pfarrer zu Hartmannsdorf bei Landshut in Schleſien, dem man Schuld gab, daß er Jeſuitismus unter der Maske der Roſenkreuzerei zu verbreiten ſuche, ſchrieb unter dem Namen Sincerus Renatus, worunter man „den aufrichtig Wiederbekehrten“ verſtehen ſollte, oder wollte, folgende frömmelnde Schriften:

1) Theo - philosophia theoretico - practica. Breslau, 1711, 8.
2) Wahrhafte und vollkommene Bereitung des philoſophiſchen Steins der Brüderſchaft aus dem Orden des Gold- und Roſenkreuzes. Breslau, 1710, 8. Neue Ausg.: 1715, 8

Johann Hektor von Klettenberg aus Frankfurt am Main wird als Schriftſteller hier eingereiht, um vor ihm zu warnen. Da er im Zweikampf ſeinen Gegner getödtet hatte, wurde er zum Tode verurtheilt, floh deshalb aus ſeiner Vaterſtadt, und trieb ſich als Abenteurer umher. Wie Cajetan, bethörte er leichtgläubige Liebhaber der Alchemie, nahm Vorſchüſſe von ihnen, und verſchwand mit dem Gelde. So trieb er ſein Weſen in Mainz, in Bremen, in Prag, u. ſ. w. Die guten Geſchäfte, die er machte, verſtatteten ihm, einen Sekretär und Bedienten zu halten, und dann ging es noch beſſer. Mit zunehmender Dreiſtigkeit ſuchte er ſeine Beute immer höher.

Unter verändertem Namen erſchien er als Freiherr von Wildeck am Hofe des Herzogs Wilhelm Ernſt zu Weimar. Er rühmte ſich, einen Fluß zu beſitzen, vermöge deſſen aus den ilmenauiſchen Kupferſchiefern mehr Silber als Kupfer auszubringen ſey, und bot ſein Geheimniß dem Herzoge zu Kauf an. Man ſchloß einen Vertrag mit ihm und ließ ihn unter Aufſicht einer Kommiſſion die Probe machen; die damit beauftragten Hüttenbeamten ſahen aber zu hell, und entdeckten bald, daß ſein Fluß eingemengtes Silber enthalte. Auf ihren Bericht ward der Freiherr mit gerechtem Schimpf entlaſſen.

Bald darauf zeigte er ſich als Obriſt von Klettenberg in Sachſen, und berühmte ſich, zu Niederhohendorf bei Zwickau einen güldiſchen Sand entdeckt zu haben. Er wußte den König Auguſt II. von Polen für ſich einzunehmen, ward vorläufig zum Kammerherrn und Amtshauptmann ernannt, und bezog einen hohen Gehalt. Dafür verſprach er, in vierzehn Monaten eine Univerſaltinktur auszuarbeiten, auch den Hofapotheker Werner ſeine Kunſt zu lehren. Indeſſen wurde auch hier der Betrüger entlarvt, in Folge deſſen nach dem Königſteine abgeführt, und daſelbſt endlich 1720 enthauptet. Vergl. Geſpräch im Reiche der Todten zwiſchen Cajetano und Klettenberg, u. ſ. w. Hamburg, 1721, 4.

Vor ſeinem Auftreten in Sachſen ſchrieb er ein anonymes Buch, womit er damals Aufſehen erregte, auch wol noch jetzt gläubige Leſer betrügt, betitelt: Alchymia denudata, oder das bis anhero nie recht geglaubte, durch die Erfahrung nunmehr beglaubte Wunder der Natur, Leipzig, 1713, 8. Eine zweite Ausgabe, Alchymia denudata revisa et aucta, erſchien ebenda, 1769, 8.

Ein Ungenannter ſchrieb: Adeptus realis, d. i. Zuſchrift eines wahrhaften Adepten, beſtehend 1) in einer treuherzigen Meinung von allerhand Proceſſen, 2) gründlichem Beweis, daß nicht nur ehedem ein Stein der Weiſen geweſen, ſondern noch bei verſchiedenen Menſchen gefunden wird, Leipzig, 1715, 8.

Friedrich Rothſcholz, aus Schleſien, ſchrieb:

1) Bibliotheca chymica, oder Catalogus von chymiſchen Büchern, darin man alle Autores findet, die vom Stein der Weiſen und Verwandlung der Metalle geſchrieben haben. Samt einigen Lebensbeſchreibungen berühmter Philoſophen. Nürnberg, 1719, 4. Neue Ausg.: 1727, 1735, 8.

2) Chymia curiosa variis experimentis adornata. Nurenbergae, 1720, 12.

3) Theatrum chymicum, auf welchem einige der berühmteſten Philoſophen und Alchemiſten Schriften vorgeſtellt werden. Vier Theile. Nürnberg, 1728 — 1732, 8. Neue Ausg.: Frankfurt u. Leipzig, 1767 — 1772, 8.

Ein J. J. Chymiphilus ſchrieb: Chymiſche Offenbarung der wahren Weisheit, d. i. Getreue und aufrichtige Entdeckung der Materie, welche genommen werden muß, wenn man den wahren Weiſenſtein machen will, Nürnberg, 1720, 8.

Chriſtian Friedrich Sendimir von Siebenſtern ſchrieb unter dem Namen Chryſoſtomus Ferdinand von Sabor eine Practica naturae vera in wahrer Präparation des Lapidis universalis, Frankfurt und Leipzig, 1721, 8.; unter ſeinem wahren Namen aber: Helles Licht und gerader Weg zu den Naturgeheimniſſen, Frankfurt und Leipzig, 1723, 4.

Johann Theodor Henſing, Profeſſor der Chemie zu Gießen, ſchrieb einen Discurs vom Steine der Weiſen, als Einleitung zu ſeinen chemiſchen Vorleſungen, Gießen, 1722, 8. Derſelbe iſt abgedruckt im Anhange zu Welling's Opus mago-cabbalisticum, Frankfurt und Leipzig, 1760, 4.

Der franzöſiſche Chemiker Geoffroy der Aeltere nahm von Betrügereien, die damals in Paris vorgekommen waren, Gelegenheit zu einer Abhandlung: Des supercheries, concernant la pierre philosophale, welche in den Memoiren der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom Jahre 1722 abgedruckt ward. Ein zweiter Abdruck ſteht in Lenglet du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. II. p. 104 — 120.

Sechzehntes Kapitel.

Alchemie des achtzehnten Jahrhundertes.

Zweites Viertel.

Wennschon dieser Zeitraum, nicht minder reich an merkwürdigen Thatsachen, als der vorige, wiederum vornehmlich in Deutschland reges Leben zeigt, so beginnt doch diesmal die Geschichte ihren Umgang von Frankreich aus, mit einem zweiten Delisle, dem treuen Abbild des ersten.

Als der Sohn der Frau Aluys zu Cisteron herangewachsen war, übergab sie ihm, was sie sorgsam für ihn aufbewahrt hatte, eine gute Portion der rothen Tinktur, und eine größere von einem präparirten Salze, welches Delisle zur Vermehrung der ersteren gebraucht hatte. Ob dabei auch eine Anweisung zum Gebrauche beider gelegen, oder die Mutter den Sohn aus dem Gedächtnisse darin unterwiesen habe, wird nicht gemeldet. Ohne Zweifel gab sie ihm gute Lehren dazu und stellte ihm das Beispiel des Pathen zur Warnung vor; allein er zog wenig Vortheil von der Zugabe. Die Sucht, zu glänzen, versagte auch ihm den ruhigen Besitz seines Schatzes, auf dem der Fluch des Unrechts lastete. Er gefiel sich nicht lange zu Hause, und ging auf Reisen, den Adepten zu spielen.

Im Jahre 1726 kam Aluys nach Wien. Die Wiener machten ihn, wie herkömmlich, zum Edelmann, weil er viel aufgehen ließ. Dieser fremde Edelmann zog bald durch außerordentliche Leistungen die Aufmerksamkeit des höheren Pu-

blikums auf ſich. Die Fürſten von Lichtenſtein, Stahrenberg, und Lobkowitz, ein Graf von Dohna und andere Edle wurden einſt von ihm belehrt, daß der Stein der Weiſen durch ein gewiſſes Sal naturae leichtlich in drei Stunden bereitet werden könne. Er erbot ſich, das zu beweiſen, und man nahm ihn beim Wort.

Er ließ aus einer Apotheke eine Unze rohen Spießglanz und eine Unze Fliegenſtein oder kryſtalliſirten Arſenik holen. Der Spießglanz ward in einem Tiegel geſchmolzen, und dann warf er den Arſenik darauf. Als beide zuſammen ſtark rauchten, ſagte er zu den Umſtehenden: „Sehen Sie, wie die „giftigen Vögel davonwollen? Aber die Flügel ſollen ihnen „bald verſchnitten werden!“

Er nahm aus einer beinernen Büchſe, die er der Wärme wegen, wie er ſagte, im Beinkleide trug, etwa eine Unze eines grauen Salzes, welches er ſein Sal naturae nannte, und warf es in den Tiegel. Augenblicklich legte ſich das Rauchen. Er ließ den Tiegel bedeckt eine Stunde im Feuer ſtehen, und goß dann aus demſelben ein ſchön rothes, durchſichtiges Glas.

Sodann ließ er einen zweiten Tiegel glühend machen, und ſiebzig Dukaten, die man dazu hergab, darin ſchmelzen. Auf das fließende Gold warf er einer Bohne groß von dem rothen Glaſe, nachdem er daſſelbe in Wachs gewickelt hatte. Der Tiegel ward nun zugedeckt und ebenfalls eine volle Stunde im Glühfeuer gehalten. Nach deren Ablauf wurde der Inhalt ausgegoſſen. Es war nicht mehr Gold, ſondern ein dunkelrothes Glas geworden, doch weniger durchſichtig als das erſtere.

Endlich ließ er in einem dritten Tiegel zwei Pfund Queckſilber bis zum Rauchen erhitzen, trug darauf einer Bohne groß von dem verglaſten Golde, welches er in Wachs gewickelt hatte, und ließ dem Tiegel eine Stunde lang das ſtärkſte Schmelzfeuer geben. Als darauf der Tiegel ausgegoſſen ward, war das Queckſilber in das ſchönſte Gold ver-

wandelt worden, welches er unter die Anwesenden zum Andenken vertheilte.

Er gab demnach zwei Pfund Gold für ein halbes Pfund, ohne dabei zu verlieren, indem er seine Tinktur mit dem empfangenen Golde augmentirt hatte. Vergl. Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 60. f.

Aluys wagte sich in Wien dem Herzoge von Richelieu vorzustellen, welcher damals Ambassadeur am kaiserlichen Hofe war. Er trug kein Bedenken, sich seiner Kunst zu rühmen und sie dem Herzog zu zeigen, machte ihm auch das Vergnügen, daß er mit eigner Hand tingiren konnte. Richelieu versicherte nachher den Abbé du Fresnoy, daß er selbst zweimal Gold und vielmals Silber gemacht habe. Dabei sey jede denkbare Vorsicht angewendet worden, so daß keine Täuschung möglich gewesen wäre. Vergl. L. du Fresnoy Histoire de la philosophie hermétique, T. II. p. 99.

Nach einem nicht sehr langen Aufenthalte in Wien wendete sich Aluys nach Böhmen, wo er ebenfalls in den Zirkeln des Adels seine Kunst producirte. Den Wißbegierigen ließ er sich bereden Processe anzugeben, die nachher nicht zutrafen. Er kaufte dort eine große Sammlung goldener Schaumünzen, welche ihm Vergnügen machten, und nahm eine Frau, die ihn fortan überall begleitete, führte auch seitdem einen Knaben mit sich. Nach einem Jahre begann ihn das Heimweh anzuwandeln. Mit seinem Gefolge verließ er Deutschland, und kehrte im Jahre 1728 nach der Provence zurück.

In seinem Geburtort Cisteron benahm er sich nicht vorsichtiger als in Deutschland. Sehr bald verlautete, welche Kunst er besitze, wodurch das Andenken an Delisle wieder aufgeregt ward. Man suchte ihn auf, wie jenen, und bewunderte ihn. Der Präsident le Bret meldete es nach Paris und ließ ihn bald darauf verhaften. Von seiner Medaillensammlung nahm man Anlaß, ihn der Falschmünzerei

zu beſchuldigen, und führte ihn als Verbrecher nach Marſeille ins Gefängniß ab. Indeſſen verſprach er der Tochter des Kerkermeiſters die Ehe, und ſo gelang es ihm 1730, durch ihre Hülfe zu entfliehen. Er kam auch glücklich mit den Seinen aus dem Reiche. Vergl. du Fresnoy, p. 100.

In demſelben Jahre 1730 war er in Amſterdam; denn wiewol er ſich daſelbſt nicht nannte, ſo kann doch folgende Erzählung nur auf ihn gedeutet werden, wenn man die weitere Folge vergleicht. Das Geheimthun, ſonſt ſeine Sache nicht, geboten damals die Umſtände.

In einem Wirthshauſe ward bei Tiſche über Alchemie disputirt, und ein Herr von Koppenſtein aus Frankfurt leugnete ihre Wahrheit in heftigen Ausdrücken. Ein junger Mann, der ſich Abbé nannte, verwies dem Deutſchen das Schimpfen, und erbot ſich, ihn auf der Stelle vom Gegentheile zu überführen. Auf ſein Verlangen ließ man für dreißig Kreuzer Blei herbeiholen und in einer Kolenpfanne ſchmelzen. Der Unbekannte nahm eine Doſe aus der Taſche, und aus derſelben etwas Pulver, anzuſehen wie Spaniol. Er warf es auf das fließende Blei, welches davon ziſchte. Bald darauf gießt er das Metall über den Fußboden aus, und geht aus dem Zimmer, um, wie er ſagt, noch etwas zu holen. Man erwartet ſeine Rückkehr vergebens, und erfährt endlich, daß er den Wirth bezahlt und ſich entfernt habe. Das zurückgelaſſene gelbe Metall ward probirt und für gutes Gold erkannt. Vergl. Güldenfalk's Sammlung, S. 68.

Im folgenden Jahre 1731 kam Aluys mit ſeiner Gefährtin nach Brüſſel, aber nicht in guten Umſtänden. In Brüſſel lebte damals ein erfahrner Alchemiſt, Namens de Percel, ein Stiefbruder oder Schwager des Abbé du Fresnoy, welcher ihn Bruder nennt. Zu dieſem faßte Aluys Vertrauen, und entdeckte ihm die große Verlegenheit, in welcher er ſich befand. Er hatte keine Tinktur mehr! Vierzehn Unzen von ſeinem Salze der Natur, welches er auch Mercurius philosophorum nannte, waren der ganze Reſt

von seinem Erbtheil. Zum Unglücke wußte er nicht, was mit diesem Salze ohne Tinktur anzufangen sey, wie denn Delisle das auch nicht gewußt zu haben scheint. Vergebens hatte sich Aluys schon bemüht, eine neue Tinktur daraus zu bereiten.

Er bat Herrn von Percel um Rath und Beihülfe. Lenglet rühmt, daß Percel die erbetene Hülfe gewährt habe, und mit Erfolg; indessen scheint das nur ein brüderliches Kompliment zu seyn. Er sagt auch nicht eigentlich, daß eine Tinktur daraus geworden sey, sondern ein spröder, kupferfarbener Regulus, welcher durch öfteres Umschmelzen und Versetzung mit einer Unze Silber geschmeidig genug ward. Man soll errathen, es sey wirkliches Gold daraus hervorgegangen. Die Geschichte kann von seiner Artigkeit keinen Gebrauch machen; vielmehr ist zu entnehmen, daß hier irgend ein Metallsalz zerstört und das Oxyd mühsam reducirt worden sey, womit dem Pathchen des Delisle nicht sonderlich gedient war. Vergl. Lenglet du Fresnoy Hist., II. p. 101.

Der Erzähler bestätigt obige Auslegung selbst, indem er hinzufügt, Aluys habe damals in Brüssel falsche Processe theuer verkauft, den guten Percel sogar zum Dank für seine Mühe bestohlen, und in Folge dieser Unbilden Brüssel 1732 heimlich verlassen müssen. Er sey darauf nach Paris gekommen, habe jedoch daselbst weder Glauben noch Unterstützung gefunden. Sodann habe er sich in den Provinzen herumgetrieben und sey verschollen. Ebenda, p. 102.

In den folgenden Jahren hatte man eine ähnliche Erscheinung an Matthieu Dammy, der sich Marquis nannte, Processe verkaufte, öfters wegen Schulden verhaftet wurde, sich aber jedes Mal durch Bezahlung wieder frei machte. Man schreibt ihm die Erfindung des künstlichen Marmors zu, welche er in Wien und Paris in Ausübung brachte. Sie mag ihm zuweilen aus der Noth geholfen haben. Im Jahre 1739 gab er zu Amsterdam Memoiren heraus, deren Glaub-

würdigkeit auf sich beruhen mag. Man hielt ihn für den Sohn eines Marmorschneiders zu Genua; indessen scheint nicht unglaublich, daß Aluys den Namen gewechselt und in Ermangelung der Tinktur sein Leben mit Bereitung des Stuckmarmors gefristet habe. Vgl. du Fresnoy, I. p. 486.

In Deutschland beginnt dieser Zeitraum mit den Exequien eines Adepten, von welchem die Welt bei Lebzeiten gar nichts wußte. Der Fall ist zwar nicht unerhört in der Geschichte, daß Adepten erst nach ihrem Tode bekannt wurden, aber doch ziemlich selten. Fast scheint es, daß das Gelübde unbedingten Verschweigens den Juden leichter werde, als den Christen; denn an Flamel's Abraham haben wir das erste Beispiel, an den beiden Hollanden, die Manche auch für Juden halten, das zweite, und Der, von welchem jetzt die Rede seyn wird, war auch ein Jude, Namens Benjamin Jesse, der lange Zeit in Hamburg wohnte und doch nicht das mindeste Aufsehen erregte. Man würde nicht einmal nach seinem Tode von ihm erfahren haben, hätte er nicht einen christlichen Erben gehabt, dessen Brief von 1730 hier im Auszuge folgt.

„Werther Freund! Sie wünschen von mir Nachricht über das Leben und den Tod meines seligen Herrn Benjamin Jesse. Er war von Geburt ein Jude, im Herzen aber ein Christ; denn er ehrte unsern Heiland. Er war ein leutseliger Mann, that Vielen wol im Stillen, und heilte Kranke, die sonst niemand heilen konnte. Als ich zehn Jahr alt war, nahm er mich aus einem Findelhause zu sich und stellte mich als Gehülfen in seinem Laboratorium an. Er ließ mich im Lateinischen, Französischen und Italiänischen unterrichten, lehrte mich auch das Hebräische. Ich diente ihm nach meinem besten Vermögen zwanzig Jahre.“

„Eines Morgens rief er mich zu sich, und sagte, er fühle, daß im achtundachtzigsten Jahre sein Lebensbalsam vertrockne und sein Ende nahe. In seinem Testament habe er zwei Vettern und mich bedacht. Es liege in seinem Bet-

von seinem Erbtheil. Zum Unglücke wußte er nicht, was mit diesem Salze ohne Tinktur anzufangen sey, wie denn Delisle das auch nicht gewußt zu haben scheint. Vergebens hatte sich Aluys schon bemüht, eine neue Tinktur daraus zu bereiten.

Er bat Herrn von Percel um Rath und Beihülfe. Lenglet rühmt, daß Percel die erbetene Hülfe gewährt habe, und mit Erfolg; indessen scheint das nur ein brüderliches Kompliment zu seyn. Er sagt auch nicht eigentlich, daß eine Tinktur daraus geworden sey, sondern ein spröder, kupferfarbener Regulus, welcher durch öfteres Umschmelzen und Versetzung mit einer Unze Silber geschmeidig genug ward. Man soll errathen, es sey wirkliches Gold daraus hervorgegangen. Die Geschichte kann von seiner Artigkeit keinen Gebrauch machen; vielmehr ist zu entnehmen, daß hier irgend ein Metallsalz zerstört und das Oxyd mühsam reducirt worden sey, womit dem Pathchen des Delisle nicht sonderlich gedient war. Vergl. Lenglet du Fresnoy Hist., II. p. 101.

Der Erzähler bestätigt obige Auslegung selbst, indem er hinzufügt, Aluys habe damals in Brüssel falsche Processe theuer verkauft, den guten Percel sogar zum Dank für seine Mühe bestohlen, und in Folge dieser Unbilden Brüssel 1732 heimlich verlassen müssen. Er sey darauf nach Paris gekommen, habe jedoch daselbst weder Glauben noch Unterstützung gefunden. Sodann habe er sich in den Provinzen herumgetrieben und sey verschollen. Ebenda, p. 102.

In den folgenden Jahren hatte man eine ähnliche Erscheinung an Matthieu Dammy, der sich Marquis nannte, Processe verkaufte, öfters wegen Schulden verhaftet wurde, sich aber jedes Mal durch Bezahlung wieder frei machte. Man schreibt ihm die Erfindung des künstlichen Marmors zu, welche er in Wien und Paris in Ausübung brachte. Sie mag ihm zuweilen aus der Noth geholfen haben. Im Jahre 1739 gab er zu Amsterdam Memoiren heraus, deren Glaub-

und mir davon ſechstauſend Dukaten auszahlen; aber ſie gaben mir doppelt ſo viel. Abraham verzichtete auf ſeine Hälfte, denn er verſtand dieſelbe Kunſt, die mein Patron beſeſſen hatte, und wußte wol, daß er im voraus mehr empfangen habe, als dieſes alles war. Seinen Antheil beſtimmte er zur Ausſteuer für arme Mädchen. Da ich bis dahin hatte ledig bleiben müſſen, ſo redeten ſie mir zu, ein armes Mädchen zu heirathen, welche mir dann einen Theil von Abraham's Spende zubrachte. Salomon kehrte mit ſeinem Golde nach der Schweiz zurück; Abraham aber ging mit ſeinem Erbtheil nach Oſtindien.“

Dieſe Erzählung iſt beſonders darum intereſſant, weil ſie eine deutliche Vorſtellung von dem berühmten Hermetiſchen Siegel gibt, deſſen die Alchemiſten ſo oft gedenken. Wenn ſie uns lehren, das Sigillum Hermetis ſey eigentlich ein Glas, ſo ſcheint das anzudeuten, daß die Mündung des Glaskolbens zugeſchmolzen werde, und das will bei Arbeiten, wo eine oft wiederholte Oeffnung in der Vorſchrift liegt, durchaus nicht paſſen. Das Widerſprechende wird aber nach dieſer Beſchreibung des Briefſtellers wol begreiflich. Sie trägt an ſich den Stempel argloſer Einfalt, und verdient deshalb Glauben, wenn auch ſein Name nicht genannt wird, der am Ende doch nichts zur Sache thun würde; und ob er gleich den Zuſammenhang jener Wirkungen nicht kannte, ſo ſind ſeine Angaben doch geeignet, auf Muthmaßungen zu führen, die unerörtert bleiben mögen, um die vorgeſetzten Schranken rein hiſtoriſcher Behandlung nicht zu überſchreiten.

Obiger Auszug enthält alles, was hier zur Sache gehört, und an dem Ausgelaſſenen verliert man nichts. Ohne Zweifel hatte der Adept im erſten Vorgefühl der Auflöſung an die Vettern geſchrieben und ſie nach Hamburg beſchieden. Das Erſtaunen ſeines Hausverwalters über die ihm unerwartet ſchnelle Ankunft der Erben verrieth dieſen die Einfalt des Gutmüthigen, und ſie machten ſich den Spaß, ihm die vorgefundenen Inſtrumente als lauter magiſche Wunderwerke

darzustellen. Solche Possen nochmals abdrucken zu lassen, dürfte wenig Dank verdienen. Im Jahre 1730 wurden sie von vielen Lesern noch für baren Ernst genommen, und eben darum durften spätere Gegner der Alchemie diese mit der Magie vermischen. Vergl. B. B. Petermanni Observationes medicae, Dec. II. Edelgeborne Jungfrau Alchymia, S. 298 — 306. Geistliche Fama, St. III. N. X. Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 193 — 204.

Von dem Erben der Kunst, Abraham Jesse, der mit seinem Schatze Europa verließ, ist nichts weiter bekannt geworden, als daß er ledig blieb und nach einiger Zeit den ältesten Sohn des Hamburgischen Findlings an Kindes Statt annahm. Demnach wird die Kunst mit ihm nicht ausgestorben seyn, und es darf dann nicht befremden, wenn späterhin Südasien zur Geschichte der Alchemie einen Beitrag liefern sollte. Für jetzt kehren wir nach Deutschland zurück.

Ein Baron von Syberg, aus Brandenburg, zeigte sich im Jahre 1732 in seinem Vaterlande selbst als Inhaber einer Tinktur, aber freilich unter anderen Umständen, als Cajetan. Freimüthig erklärte er, daß er das Geheimniß der Tinktur nicht besitze, sondern nur damit zu experimentiren veranlaßt worden sey. Seine Darstellungen waren mithin nur Gegenstand für edlere Wißbegier und interessirten in dieser Beziehung den damaligen Beherrscher Preußen's. In Gegenwart des Königes, Friedrich Wilhelm's des Ersten, und des Kronprinzen Friedrich machte Syberg zu Wusterberg Projektion auf Quecksilber, und verwandelte zwei Loth desselben in Gold, welches nach Aussage der Sachverständigen das ungarische Gold an Feinheit übertraf. Bei dem Versuche war die zahlreiche Umgebung des Königes mit zugegen, und der König tingirte selbst, ohne daß Syberg etwas anrührte. Die Genugthuung des Monarchen war vollkommen, und er gab dem Baron ein eigenhändiges Schreiben zu seiner Empfehlung mit nach Berlin, damit ihn niemand hindere.

und mir davon ſechstauſend Dukaten auszahlen; aber ſie gaben mir doppelt ſo viel. Abraham verzichtete auf ſeine Hälfte, denn er verſtand dieſelbe Kunſt, die mein Patron beſeſſen hatte, und wußte wol, daß er im voraus mehr empfangen habe, als dieſes alles war. Seinen Antheil beſtimmte er zur Ausſteuer für arme Mädchen. Da ich bis dahin hatte ledig bleiben müſſen, ſo redeten ſie mir zu, ein armes Mädchen zu heirathen, welche mir dann einen Theil von Abraham's Spende zubrachte. Salomon kehrte mit ſeinem Golde nach der Schweiz zurück; Abraham aber ging mit ſeinem Erbtheil nach Oſtindien."

Dieſe Erzählung iſt beſonders darum intereſſant, weil ſie eine deutliche Vorſtellung von dem berühmten Hermetiſchen Siegel gibt, deſſen die Alchemiſten ſo oft gedenken. Wenn ſie uns lehren, das Sigillum Hermetis ſey eigentlich ein Glas, ſo ſcheint das anzudeuten, daß die Mündung des Glaskolbens zugeſchmolzen werde, und das will bei Arbeiten, wo eine oft wiederholte Oeffnung in der Vorſchrift liegt, durchaus nicht paſſen. Das Widerſprechende wird aber nach dieſer Beſchreibung des Briefſtellers wol begreiflich. Sie trägt an ſich den Stempel argloſer Einfalt, und verdient deshalb Glauben, wenn auch ſein Name nicht genannt wird, der am Ende doch nichts zur Sache thun würde; und ob er gleich den Zuſammenhang jener Wirkungen nicht kannte, ſo ſind ſeine Angaben doch geeignet, auf Muthmaßungen zu führen, die unerörtert bleiben mögen, um die vorgeſetzten Schranken rein hiſtoriſcher Behandlung nicht zu überſchreiten.

Obiger Auszug enthält alles, was hier zur Sache gehört, und an dem Ausgelaſſenen verliert man nichts. Ohne Zweifel hatte der Adept im erſten Vorgefühl der Auflöſung an die Vettern geſchrieben und ſie nach Hamburg beſchieden. Das Erſtaunen ſeines Hausverwalters über die ihm unerwartet ſchnelle Ankunft der Erben verrieth dieſen die Einfalt des Gutmüthigen, und ſie machten ſich den Spaß, ihm die vorgefundenen Inſtrumente als lauter magiſche Wunderwerke

Kunſt gearbeitet, jedoch ohne Erfolg. Sodann verließ er ſeine Heimath und war acht oder zehn Jahre im Auslande.

Nach ſeiner Rückkehr, welche 1745 oder 1746 ſtattfand, beſuchte er das Bad zu Rodaun bei Wien. Die Nähe der Hauptſtadt, die abgeſonderte Lage des Badehauſes in einem ſchönen Thale, und der Umſtand, daß dieſes wol eingerichtete Gaſthaus wenige Wochen im Jahre beſucht, außerdem aber nur von dem Eigenthümer, dem Bademeiſter Friedrich, mit ſeiner Frau und drei Töchtern bewohnt ward, beſtimmten Sehfeld, es zu ſeinem bleibenden Aufenthalte zu wählen.

Er entdeckte ſich dem Bademeiſter Friedrich, und gewann deſſen Vertrauen dadurch, daß er in ſeiner Gegenwart ein Pfund Zinn in Gold verwandelte, welches Friedrich nach Wien in die Münze trug. Der Münzguardein erkannte es für das feinſte Gold und bezahlte es ihm dafür. Sehfeld machte nun mit Friedrich aus, daß er bei ihm bleiben wolle, und bewilligte ihm anſehnliche Vortheile, wogegen dieſer den Abſatz des Goldes übernahm und Stillſchweigen gelobte.

Frau und Töchter waren von der Mitwiſſenſchaft nicht füglich auszuſchließen und wurden gar bald Zeugen der Metallverwandlung. Sie waren hocherfreut über den Wolſtand, welcher ihnen aus dieſer Verbindung zuwuchs; nur drückte ſie das Geheimniß. Man vertraute es einigen Freundinnen in Rodaun, und die Plauderſucht trug es dann weiter. Die Ortsobrigkeit erfuhr etwas davon, und überlegte, ob man den Fremden gerichtlich feſtzunehmen habe.

Sehfeld hatte Urſache, den gebrochenen Vertrag aufzuheben und ſich zu entfernen; doch ſcheint es, daß ihm zu wol in dieſer Umgebung geweſen ſey. Um mit Sicherheit bleiben zu können, wendete er ſich an Kaiſer Franz den Erſten mit der Vorſtellung, daß er aus Landesprodukten koſtbare chemiſche Farben zur Verſendung ins Ausland fabricire, und bat um ein Protektorium, wofür er jährlich dreißigtauſend Gulden zu zahlen ſich erbot.

Er

Vergl. Nürnberger Zeitung vom 18. Nov. 1732. v. Murr Literariſche Nachrichten zur Geſchichte des Goldmachens, S. 107.

Syberg's Tinktur kam gewiß nicht aus Jeſſe's Betſtübchen. Laskaris lebte wol nicht mehr. So wird glaublich, daß ein neuer Adept eben damals ſeine Laufbahn begonnen habe. Glaublicher noch wird das durch eine Nachricht, die wir dem Chemiker Jugel verdanken. Als derſelbe im Jahre 1739 in bergmänniſchen Aufträgen das Fichtelgebirge bereiſete, traf er zu Kornbach im Baireuthiſchen mit einem freundlichen Unbekannten zuſammen, der ſich einen Italiäner nannte. Dieſer Mann verflocht ihn bald in ein chemiſch-mineralogiſches Geſpräch, und redete als Kenner von den Erzſtufen, die Jugel mitgebracht hatte. Deſſen Verwunderung darüber ward noch größer, als der redſelige Fremde, dem man das Vergnügen anſah, ſich einmal mit einem Kunſtverwandten auszuſprechen, ihm offen geſtand, daß die Bereitung des Steines der Weiſen ſein Geſchäft ſey. Er hatte ihn bei ſich und zeigte ihn vor. Es war ein braunrother Stein. Der Beſitzer war gern erbötig, eine Probe damit zu machen; aber es kam nicht dazu, weil man im Orte weder Tiegel noch Queckſilber auftreiben konnte. Vgl. Johann Gottfried Jugel's Experimentalchemie, S. 61 — 65.

Obige Vermuthung wird zur Gewißheit, wenn man damit zuſammenhält, was ſich fünf oder ſechs Jahre ſpäter in Oeſterreich mit dem Adepten Sehfeld zutrug, von deſſen Leben wir freilich nur Bruchſtücke kennen, weil er ſich bald in die Verborgenheit zurückzog, nachdem er ſeine Kunſt ausgewieſen hatte und in ſehr mißliche Händel verwickelt worden war.

Von der Herkunft dieſes merkwürdigen Mannes weiß man nur, daß er aus Oberöſterreich gebürtig war. Von Jugend auf hatte er ſich der Alchemie gewidmet, und, da er ſelbſt ohne Mittel war, im Dienſte einiger Liebhaber der

deten sie sich ein, daß der Erfolg mehr von seiner Willkür, als von der Kraft des Pulvers abhänge, und das war es wol, was er haben wollte; denn daß er unterdessen das falsche Pulver mit dem ächten vertauscht haben werde, läßt sich errathen.

Die Ruhe, welche er sich durch sein Patent gesichert zu haben glaubte, dauerte doch nur einige Monate. Die Menge Goldes, welche sowol an die Münze als an Juden verkauft ward, erregte immer größeres Aufsehen. Die Kaiserin Maria Theresia, welche bekanntlich in ihren Erbstaaten das Regiment allein führte, ohne auf ihren Gemahl große Rücksicht zu nehmen, ward aufmerksam gemacht, und war nicht sehr geneigt, das vom Kaiser verliehene Protektorium anzuerkennen. Unter dem Vorwande, daß Sehfeld früherhin manche Leute mit falschen Goldprocessen hintergangen habe, beschloß man, ihn festnehmen zu lassen.

In der Nacht wurde das Badehaus von einem Kommando der Wiener Rumorwacht umringt und Sehfeld als Gefangener abgeführt. Er hatte, nach der Versicherung der Friedrichschen Familie, als er weggebracht wurde, acht Pfund Gold bei sich, von welchen in den Akten der Untersuchung nichts vorkommt. In Wien wurde der Verhaftete scharf verhört, hart bedroht, am Ende sogar unbarmherzig gegeißelt, um die Entdeckung seines Geheimnisses zu erpressen; er blieb aber standhaft, und erklärte, daß er nichts entdecken werde, wenn man ihm auch das Leben nähme.

Man fand doch gerathen, ein Aergerniß zu beseitigen, welches sehr öffentlich geworden war, und schickte ihn nach der Festung Temeswar, in der Hoffnung, durch lange und strenge Haft seinen Widerstand zu besiegen. Der Kommandant der Festung, General von Engelshofen, lernte den Gefangenen näher kennen, und sah wol ein, daß ihm großes Unrecht geschehen sey, weshalb er ihn sehr mild behandelte. Nach einem Jahre fand der General Gelegenheit, der Kaiserin persönlich vorzustellen, daß der Mann unschuldig

leide; ſie achtete aber nicht darauf, und wollte nur durch die Entdeckung des Geheimniſſes von Sehfeld's Redlichkeit überzeugt werden.

Kaiſer Franz erfuhr bei dieſer Gelegenheit ſoviel von dem Manne, den er für einen Farbenfabrikanten gehalten hatte, daß ſeine ganze Aufmerkſamkeit rege ward. Man weiß, daß dieſer Fürſt ein großer Verehrer der Alchemie war, über welche er Aufſchluß in den höheren Graden der Freimaurerei erwartete. Bei Gelegenheit einer Schweinsjagd im Rodauner Forſte ließ er den Bademeiſter Friedrich rufen, welcher ihm die ganze Geſchichte mit allen Umſtänden erzählen mußte.

Friedrich bezeugte freimüthig, daß er und die Seinigen die Metallverwandlung oft genug mit angeſehen hätten. An Sehfeld's Kunſt ſey gar nicht zu zweifeln. Als der Kaiſer, um noch mehr zu hören, die Aeußerung hinwarf, man habe ſich doch wol betrügen laſſen, brach der Bademeiſter in die poſſirliche Betheurung aus: „Majeſtät! Und wenn der liebe „Gott vom Himmel käme, und ſpräche: Friedrich! Du irrſt, „Sehfeld kann kein Gold machen; ſo wollte ich antworten: „Du lieber Gott! Es iſt doch gleichwol wahr; ich bin davon „ſo gewiß überzeugt, als Du mich erſchaffen haſt!“

Es iſt zu vermuthen, daß Kaiſer Franz nach dieſer Abhörung ſeinen ganzen Einfluß angewendet habe, um ſeine Gemahlin zu bewegen, daß ſie den Gefangenen ihm überlaſſe. Sehfeld wurde von der Feſtung entlaſſen und ſcheinbar in Freiheit geſetzt; doch gab ihm der Kaiſer zwei Officiere zu, welche ihn allenthalben begleiten mußten. Man ſetzte voraus, daß er bei genugſamer Freiheit daran gehen werde, die Tinktur neu zu bereiten. Die beiden Geſellſchafter ſollten ihn beobachten und von ſeinem Beginnen dem Kaiſer Bericht erſtatten. Man wählte dazu zwei Lothringer, welche dem Monarchen von Kindheit an ergeben waren und von ſeiner Gnade ihr Glück erwarteten, wonach auf ihre Treue zu bauen war.

Sehfeld schien zufrieden mit dieser Wendung seines Schicksals, machte mit seinen Begleitern öftere Lustreisen, und stellte in den Zwischenzeiten interessante chemische Versuche an, deren Beschreibung dem Kaiser Vergnügen gewährte. Allein die Folge zeigte, daß dieses Benehmen nur darauf berechnet war, seine Flucht vorzubereiten, welche er mit den Begleitern verabredet hatte. Mit einmal waren alle Drei verschwunden; und da man sie schon mehrmals von ihren Ausflügen zurückkommen gesehen hatte, schöpfte man nicht eher Verdacht, als da es zu spät war, Nachricht einzuziehen, welchen Weg sie genommen. Man forschte in England, in Holland, in der Schweiz nach, ohne ihnen auf die Spur zu kommen.

Schon damals sah man dieses spurlose Verschwinden in Wien als einen triftigen Beweis an, daß Sehfeld wirklich die Kunst besitze, die man bei ihm suchte. Es war kein Leichtes, jene Männer der Diensttreue zu entfremden, und zu vermögen, daß sie ihre Stellung, ihre Aussichten, alle Familienbande und die Ehre aufopferten. Er muß sie überzeugt haben, daß er sie durch Vortheile entschädigen könne, welche in ihren Augen das alles aufwogen. Er muß auch Wort gehalten haben, so daß sie jedentheils zufrieden auseinander gingen. Wären sie von ihm betrogen worden, so würden sie lamentirt haben, und dann hätte man wol etwas von ihnen erfahren.

Diese Begebenheit würde vielleicht, wie manche ähnliche, da, wo sie sich ereignete, in Vergessenheit gekommen und für die Geschichte verloren gegangen seyn, wenn nicht Heinrich Gottlob v. Justi, ein achtungwerther Chemiker und Technolog jener Zeit, den Vorgang genau untersucht und einen Bericht darüber in seinen Chymischen Schriften, Bd. II. S. 435 — 454., mitgetheilt hätte.

Bei Sehfeld's Verhaftung waren seine Sachen in den Händen der Friedrichschen Familie geblieben. Justi suchte sie in Rodaun auf, als der Mann schon todt war; aber

Frau und Töchter waren noch anweſend und ſtimmten in ihren Ausſagen ganz überein. Unter dem Nachlaſſe des Adepten fand er eine zwölf Pfund ſchwere Stufe Kupferlaſur, mit Gelf eingeſprengt, wie ſie im Bannat vorzukommen pflegt. Friedrich's Erben legten auf dieſe Stufe einen hohen Werth, und hielten ſie für das Material, aus welchem Sehfeld ſeine Tinktur bereitet habe. Mit Recht gab Juſti wenig auf dieſe Nachricht. Wennſchon Sehfeld dieſen Frauen zu ſeinem Schaden zuviel vertraute, ſo ging doch wol die Schwäche nicht ſo weit, daß er ihnen die Bereitung der Tinktur gezeigt haben ſollte. Im Gegentheile ſcheint es, daß er jene Stufe, die mit ihrem goldgetüpfelten Blau ſchön in die Augen fiel, als Ableiter für die weibliche Neugier aufbewahrt habe, ſo wie ſie anfänglich dazu dienen mochte, dem Kaiſer vorzuſpiegeln, daß daraus eine koſtbare Farbe, Ultramarin etwa, fabricirt werden ſolle.

Sehfeld hat ſich in der Folge ſo weislich verborgen, daß er nicht wieder in ähnliche Gefahr kam; jedoch iſt er nicht ganz verſchwunden. Vielmehr ſind in den nächſten Jahren zweimal deutliche Spuren von ihm aufzuweiſen, die ſpäter erſt bekannt wurden. Wir finden ihn zunächſt in Amſterdam wieder.

Der Sohn des Apothekers Horter zu Schafhauſen hatte des Vaters Geſchäft erlernt und konditionirte in einer Officin zu Amſterdam. Er hatte große Neigung zur Chemie und machte in Freiſtunden oft Verſuche im Laboratorium ſeines Principals. Täglich beſuchte die Apotheke ein ſchlicht gekleideter Mann, um ein Glas Roſſoli zu trinken. Eines Tages findet er den jungen Horter bei einer chemiſchen Arbeit, über welche er ihm guten Rath gibt, wie ſie kunſtmäßiger zu verrichten ſey. Beide unterhalten ſich einige Wochen hindurch täglich über das gemeinſame Lieblingſtudium, wobei der Jüngling des Mannes Neigung mehr und mehr gewinnt.

Endlich eröffnet ihm der Fremde, daß er morgen früh nach Deutſchland abreiſen werde und ihn zuvor noch einmal

zu ſprechen wünſche. Er beſtellt ihn vor ein genanntes Thor, und verheißt, der Gang ſolle ihn nicht gereuen. Horter geht zur beſtimmten Zeit dahin, und zu gleicher Zeit kommt der Fremde mit Poſtpferden angefahren. Er ſteigt aus, dankt dem jungen Freunde liebreich für die ihm bewieſene Gefälligkeit, und übergibt ihm ein Gläschen, voll eines dunkeln Flüſſigen, mit dem Bemerken, daß er mehr als fünfzig Dukaten daraus erhalten könne, wenn er es recht gebrauche. Auch als Arznei ſey der Inhalt unſchätzbar. Damit umarmt er ihn und fährt ab.

Horter macht zu Hauſe den Verſuch und findet das Elixir probat. Bald darauf kehrt er nach Schafhauſen zurück. Bei einem Gaſtmal in der Familie fällt das Tiſchgeſpräch auf die Alchemie, und die Anweſenden ſtimmen einmüthig gegen die Möglichkeit der Metallveredlung. Der Neuangekommene bittet, die Herren Vettern möchten ſich nicht allzuſehr ereifern. Die Sache habe ihre Richtigkeit, das wolle er ihnen mit einer zum Geſchenk erhaltenen Tinktur auf der Stelle beweiſen. Man bringt eine Glutpfanne herbei, die vor ihn auf den Tiſch geſetzt wird, und zwei Loth Blei, die er vor aller Augen in feines, probegerechtes Gold verwandelt. Der Pfarrer Bayer und viele andere Perſonen, welche dabei gegenwärtig geweſen, bezeugten dieſen Erfolg lebenslang. Vergl. Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeſchichten, S. 124 — 127.

Den Wanderer, der nach Deutſchland ging, finden wir zu Halle in Sachſen wieder, wo er einen höchſt merkwürdigen Beweis ablegte, daß die Kunſt wahr, und er ein wahrer Künſtler ſey, über jeden Zweifel erhaben.

Die berühmten Frankeſchen Stiftungen zu Halle hatten damals (1750) ſchon ihren höchſten Flor erreicht. Gebäude waren zu Straßen angereiht, und umfaßten neben dem eigentlichen Waiſenhauſe, dem Keim und Kerne des Ganzen, treffliche Schulen für alle Stände. Des Stifters und ſeiner Nachfolger umſichtiger Geiſt offenbarte

ſich in einer Menge von Anſtalten, welche, zweckmäßig geſondert, doch wolberechnet alle in einander griffen, und einen organiſchen Rieſenkörper darſtellten, der, beinahe ſelbſtſtändig, allenfalls in einer Wüſte beſtehen konnte. Schon hatten die Stiftungen ihre Feld- und Gartenwirthſchaft, ihre Speiſehäuſer, ihre Magazine für jedes Bedürfniß der Alumnen, ihre Bibliotheken, Naturalien- und Kunſtſammlungen, ihre Druckereien, ihre Buchhandlung, auch ihre eigne Apotheke, und dieſe war die vorzüglichſte, frequenteſte der Stadt.

In dieſer Officin war damals ein Gehülfe, Namens Reuſſing, angeſtellt, welcher ſich nicht begnügte, ſein Geſchäft mechaniſch zu verrichten, ſondern jede Gelegenheit benutzte, um ſeine chemiſchen Kenntniſſe durch Leſen guter Schriften zu vermehren. Sein verſtändiges Benehmen zog einen Fremden an, welcher oft in die Apotheke kam, dieſes und jenes zu kaufen. Man darf glauben, daß er des Kaufs nicht ſehr bedürftig war, weil er die empfangenen Tuten meiſtens auf der Straße wegwarf, und die Waiſenknaben den Fund wol öfters wieder hereinbrachten. Nicht materieller Bedarf, ſondern geiſtiges Bedürfniß der Unterhaltung mit Kunſtverwandten ſcheint ihn hier zum Einkaufe veranlaßt zu haben, ſo wie er ſich in Amſterdam als einen Liebhaber des Roſſoli kund gab. Er wählte vornehmlich diejenigen Stunden, da ſonſt eben niemand in der Apotheke zuſprach, und knüpfte dann gern ein Geſpräch an den Kauf, am liebſten mit dem unterrichteten Reuſſing.

An einem Sonntage ſaß Reuſſing ganz allein in der Apotheke, vertieft im Leſen, als derſelbe Fremde hereintrat, unbemerkt ihm nahte, und fragte, was denn ſeine Aufmerkſamkeit ſo gewaltig feſſele. Der Ueberraſchte entſchuldigte ſich, und zeigte ihm ein alchemiſtiſches Buch, mit der Bemerkung, es ſey kein Wunder, wenn man beim Leſen der Alchemiſten weder höre noch ſehe. Sie ſchrieben ja ſo dunkel und verworren, daß man keinen geſunden Verſtand heraus-

bringen könne. Solche Leute hätten ohne Zweifel beſſer gethan, gar nicht zu ſchreiben.

Dieſe Aeußerung des Unwillens hört der Unbekannte mit Gelaſſenheit an und ſucht den jungen Freund zu beſänftigen. Jene ehrlichen Leute, ſagt er, verdienten nicht, geſchmäht zu werden. Viele von ihnen wären ſo aufrichtig geweſen, als in dieſer Sache nur irgend erlaubt ſey; ja: Einige hätten mehr geſagt, als ſie verantworten könnten. Es käme nur darauf an, daß dem Leſer die Augen geöffnet würden, und die Arbeit ſey weder ſchwierig noch koſtſpielig. Damit bricht er ab, ladet aber den Gehülfen ein, ihn zu beſuchen, um ohne Störung mehr von der Sache zu ſprechen, und zeigt ihm ſeine Wohnung an.

Begierig nach weiteren Aufſchlüſſen benutzt Reuſſing denſelben Sonntag zu dem Beſuche und erfragt ſeinen Mann im Hauſe des Sägeſchmieds Wegner in der Clausſtraße. Er findet ihn in ſeinem Zimmer unter Gläſern und Scheidekolben, deren einige ein blutrothes Fluidum enthalten. Unter anderem ſteht auf dem Tiſche eine Büchſe von Elfenbein. Indem Reuſſing ſie aufhebt, bezeigt er ſeine Verwunderung über ihr unerwartetes Gewicht, indem nach ſeiner Schätzung maſſives Blei kaum hätte ſo ſchwer ſeyn können.

„Gut,“ ſagt der Wirth, „daß Ihnen dieſe Büchſe „in die Hand fällt. Sie enthält ein Gradirglas, womit „ich einen Verſuch anzuſtellen wünſchte; aber ich habe keine „Gelegenheit dazu, wie Sie ſehen. Sie haben ja ein La„boratorium bei der Apotheke, und könnten mir die Gefäl„ligkeit erzeigen, es zu prüfen. Gelegentlich geben Sie mir „dann Nachricht von dem Ausfalle.“

Die Büchſe barg ein graues, nicht glänzendes Pulver. Von dieſem nimmt er mit einem goldenen Löffelchen von der Größe eines Ohrlöffels ſoviel, als den dritten Theil der Hölung ausmacht. Die Einwendung des Apothekers, das ſey zu wenig zu einem Verſuch mit einem Gradirglas, nimmt er übel, und eifert, es ſey noch viel zu viel! Er ſchüttet den

größeren Theil wieder in die Büchſe, wiſcht einige Stäubchen, die im Löffel hängen bleiben, mit Baumwolle ab, und wickelt die Baumwolle in Papier. Das gibt er dem verblüfften Gaſte mit der Anweiſung, Silber zu ſchmelzen, das Papier auf das fließende Silber zu werfen, und dieſes nachher auszugießen.

Gedankenvoll über die ſibylliniſche Verringerung der Gabe kommt Reuſſing nach Hauſe, macht ſpät am Abend noch, ſobald er allein iſt, Feuer unter den Schmelzofen, läßt einen dritthalb Loth ſchweren Löffel von zwölflöthigem Silber ſchmelzen, und wirft das erhaltene Papier darauf. Das Metall fängt an zu ſchäumen und mit blutrothen Blaſen aufzuwallen, als wenn es überlaufen wollte. Das Feuer um den Tiegel ſpielt in allen Farben des Regenbogens. Nach einer Viertelſtunde ſetzt ſich der Schaum, und das Metall treibt mit hellem Spiegel. Nun gießt er aus und erkennt ſchon bei Licht ein gelbes Metall.

Des anderen Tages am frühen Morgen unterſucht er ſein nächtliches Werk. Er findet ein ſchweres, biegſames und ſehr geſchmeidiges Metall von ausnehmend hoher Goldfarbe, auf deſſen Oberfläche ſternförmige Kryſtalle eines rubinrothen Glaſes ausgeſtreut liegen. Er ſtreicht mit dem Metall auf dem Probirſtein an. Der Strich wird vom Scheidewaſſer nicht angegriffen, vom Königswaſſer aber weggenommen, welches ihn überzeugt, er habe nicht mehr Silber, ſondern wahres Gold. Er wägt es und findet es mit Erſtaunen drei Loth ſchwer.

Voll der Freude läuft Reuſſing nach Wegner's Hauſe, um ſeinen Bericht abzuſtatten, und findet des Fremden Stube unverſchloſſen, aber leer. Die Gläſer liegen zerbrochen umher. Der Adept hatte Geld auf den Tiſch gezählt, ſoviel er dem Hauswirthe ſchuldig war, und ſich ohne Abſchied entfernt. Nie hat man in Halle ihn wiedergeſehen, auch wußte man nicht, wie er heiße. Aber ſein Name war im Tiegel zu leſen, in dem blutrothen Schäumen, woran Sehfeld's

Tinktur leicht wieder erkannt wird. Man erkennt ihn auch an der ängstlichen Vorsicht, mit welcher er, gewitzigt durch seine Wiener Erfahrungen, ähnliche zu vermeiden bemüht war. Er liebte Reussing wie Horter, und wünschte Beide zu belehren; aber er wagte es zu Amsterdam nur im Vorbeifahren, und aus Halle floh er in der Nacht, da noch der Tiegel rauchte.

Reussing geht nach der Ulrichsstraße zu dem Goldarbeiter Lemmerich, welcher damals in seiner Kunst vor Anderen ausgezeichnet war, und zeigt ihm sein Metall. Nach einiger Prüfung erklärt Lemmerich, das sey das beste Gold, welches er jemals gesehen, aber zuverlässig kein natürliches Gold. Er wisse wol, wie das reinste Scheidegold in Masse sich ausnehme; aber mit diesem sey es nicht zu vergleichen. Er verlange übrigens nicht zu wissen, woher es komme, wolle es aber jederzeit gern bezahlen. Die drei Loth behielt er für sechsunddreißig Reichsthaler, und munterte den Verkäufer auf, bald wieder zu kommen. Mit besonderem Wolgefallen betrachtete er die rothen Sternchen, welche dem Erfahrnen noch einigen Zuwachs versprechen mochten. Wahrscheinlich hatte er schon dergleichen Gold aus der ersten Hand gekauft.

Diese Hallesche Transmutation liefert unstreitig einen der wichtigsten Beweise für die Wahrheit der Alchemie. Nichts ist da mit einigem Erfolg in Zweifel zu stellen. Da ist kein Anschein von Täuschung oder Betrug. Der Adept gibt das Mittel zur Belehrung seinem jungen Freunde aus reiner Zuneigung, ohne irgend eine andere denkbare Absicht, mit großer Aufopferung sogar; denn er glaubte seinen ruhigen Aufenthalt im Augenblicke der Gewährung aufgeben zu müssen. Der junge Mann arbeitete ganz allein, und an einem Orte, wohin der Adept nie gekommen war, wobei von Unterschiebung des Goldes die Rede nicht seyn kann. Reussing hatte, wie man sieht, die erforderlichen Vorkenntnisse zur Beurtheilung und beobachtete gut. Die Erklärung,

und mehr noch die Kauflust des erfahrnen Goldarbeiters drückt endlich das Siegel der Beglaubigung auf diese Thatsache. Wenn man dennoch zweifeln will, so kann es nur in so fern stattfinden, daß man annimmt, Reussing habe die ganze Geschichte rein ersonnen, und das ist nach den hier nachfolgend angegebenen Umständen nicht denkbar.

Die erste Bekanntmachung des Vorfalles findet sich im ersten Bande der Beiträge zur Beförderung der Naturkunde, Halle, 1774, 8., S. 81—112. Sie ist mehrmals gleichlautend abgedruckt worden, namentlich in Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 390 — 430., und in Wiegleb's Historisch-kritischer Untersuchung der Alchemie, S. 322—336. Sie weicht von der hier gegebenen Erzählung nur darin ab, daß ich sie theils mehr zusammendrängte, theils die dort verschwiegenen Namen und manche nicht ganz unwichtige Umstände einschaltete, welche mir durch mündliche Ueberlieferung bekannt wurden. Darüber bin ich Rechenschaft zu geben schuldig, und dabei wird zugleich die Befähigung des ersten Erzählers ins Licht treten.

Der ungenannte Verfasser und Herausgeber jener Beiträge war der Kriegs- und Domainenrath Dr. von Leysser, Berg- und Salinendirektor des Saalkreises, Direktor der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen in allen Zweigen der Naturkunde, den der große Linné hochschätzte, wie seine Briefe an ihn beurkunden. Seine Flora Halensis hat ihm einen ausgezeichneten Rang unter den Botanikern erworben. Nicht minder war er ein guter Zoolog und Mineralog, wovon jene Beiträge Zeugniß geben. Chemie und Metallurgie beschäftigten ihn vorzugweise in den mittleren Jahren, da er an der Universität über beide mit Beifall Vorlesungen hielt.

Leysser hatte seine Nachrichten von jener Transmutation in der Officin des Waisenhauses aus der allererſten Hand, nämlich von Reussing selbst, welcher sich einige Jahre nach

jenem Ereigniß als Apotheker zu Löbegün im Saalkreiſe, vier Stunden von Halle, niedergelaſſen hatte. Reuſſing's Tochter ward Leyſſer's Gattin. Reuſſing war ein ſtiller, anſpruchloſer Mann, und vermied ſorgfältig, mit dem erlebten Vorfall Aufſehen zu erregen; aber dem Schwiegerſohne vertraute er die Sache mit allen Umſtänden, und wenn ſie zuſammenkamen, war jene Begebenheit faſt immer Gegenſtand der Unterhaltung.

Mir ſelbſt war Leyſſer väterlicher Freund. Ihm brachte ich die naturhiſtoriſche Ausbeute meiner Exkurſionen, und empfing ſeine Belehrungen darüber. In ſeiner Bibliothek, die mir täglich offen ſtand, lernte ich ſtudiren. Ich geſtehe, daß ich damals ihn verkannte. Gren, deſſen Vorleſungen ich über alles ſchätzte, ſprach über die Alchemie ſchroff ab, und äußerte ſich über gewiſſe Vorgänge mit leicht verhüllter Ironie. Die Anſicht des großen Chemikers beſtimmte mich, zu glauben, Leyſſer ſey in einem veralteten Wahn befangen. Wenn dieſer oft im vertraulichen Geſpräch von Reuſſing's Gold erzählte, hörte ich ihm mit der Gefälligkeit des Verpflichteten zu, widerſprach nicht, und glaubte nicht. Solcher Falſchheit bekenne ich mich ſchuldig, und wenn ich den Wolthäter dort wiederſehe, will ich ſie ihm abbitten.

Wiegleb hat ſich in ſeiner Unterſuchung, S. 336 — 350., bemüht, Leyſſer's Erzählung zweifelhaft zu machen, aber mit ſchwächlichen Gründen, wie er denn mit mehren hiſtoriſchen Zeugniſſen ſehr unkritiſch umſpringt. Er ſtellt den Herausgeber der Beiträge, den er nicht kannte, als einen Neuling dar, „der wol künftig anders denken dürfte“, und doch iſt er nicht im Stande, Blößen aufzudecken, muß vielmehr den Naturforſcher anerkennen. Er möchte ihn als Erdichter verdächtig machen, und legt großes Gewicht darauf, daß die Namen der handelnden Perſonen und die Lokalumſtände nicht angegeben ſind, die Leyſſer zu verſchweigen dem Schwiegervater gelobt hatte. Wiegleb findet, daß die beſchriebenen Erſcheinungen große Aehnlichkeit mit denen hät-

ten, welche in den Erzählungen von Helvetius und Böttticher vorkommen. Eben dieſe Uebereinſtimmung, welche geeignet iſt, den Glauben zu beſtärken, will er als Zeichen der Unwahrheit angeſehen wiſſen!

Endlich erklärt Wiegleb die Erzählung deshalb geradezu für ein Mährchen, weil aus dritthalb Loth zwölflöthigen Silbers drei Loth Gold geworden ſeyn ſollen. Das iſt unter ſeinen Gründen der einzige ſcheinbare, und doch iſt er nicht überzeugend. Jedenfalls war die Folgerung ungerecht, der Apotheker müſſe gelogen haben. Man könnte die Gewichtvermehrung bezweifeln, ohne wiſſentliche Unwahrheit anzunehmen. Da der Adept kein Gewicht des Silbers vorgeſchrieben hatte, ſo dürfte man glauben, Reuſſing habe ſeinen Löffel vor der Projektion nicht gewogen, ſondern erſt hinterher ſein Gewicht nach einem anderen vorräthigen geſchätzt, welcher leicht um ein halbes Loth mehr abgenutzt ſeyn konnte. Dann hätte er hierin geirrt, und in der Hauptſache doch wahr geredet.

Uebrigens wage ich nicht, die Möglichkeit einer ſolchen Gewichtvermehrung zu leugnen, da in anderen Fällen, z. B. bei Schmolz und Stahl, etwas Aehnliches angemerkt worden iſt. Wiegleb geht zu weit, wenn er behauptet, daß die Metalle nur durch Verkalkung am Gewichte zunehmen könnten. Freilich iſt unter dem Zutritte der Luft Oxydation die gewöhnliche Urſache der Gewichtzunahme; aber wie, wenn unter gewiſſen ſeltenen Umſtänden die Metalle eben ſo, wie ſie das Sauerſtoffgas beim Verbrennen zerſetzen, das Stickſtoffgas zerſetzen und ſich azotiren könnten? Würde dann nicht eine dreimal ſo große Gewichtzunahme, als die Oxydation gewährt, begreiflich ſeyn?

Warum Leyſſer dem Gegner nicht antwortete? Der kenntnißreiche Mann war ängſtlich beſcheiden. Da er als Bergbeamter ſich mit den Geſchäften befaſſen mußte, blieb ihm wenig Muße zum Fortſchreiten in der Theorie, namentlich in der Chemie, die eben damals lebhaften Aufſchwung

nahm, und eine neue Terminologie erhielt, welche ihn von Tag zu Tage mehr abschreckte. In den Mauern einer Universitätstadt, und Professoren gegenüber, die großen Ruf erlangten, war es für den Praktiker doppelt mißlich, sich für eine vom Katheder herab verpönte Sache in Streit einzulassen. Darum ließ er, wenngleich dem Wiegleb wol gewachsen, dennoch den Fehdehandschuh liegen, und hüllte sich nur tiefer in den Mantel der Anonymität.

Der Nürnbergische Gelehrte v. Murr wünschte von Reussing's Geschichte die näheren Umstände zu erfahren, um sie bekannt zu machen, und schrieb an den Herausgeber der Beiträge, über welchen er die irrige Nachricht erhalten hatte, daß er Keysser heiße. Leysser lehnte die Bitte, deren Absicht er ahnte, höflich ab; und da es ihm zur Behauptung des Inkognito dienlich schien, unterschrieb er das Antwortschreiben selbst mit dem ihm angedichteten Namen Keysser. Murr ist demnach unschuldig daran, daß er in seinen Literarischen Nachrichten zur Geschichte des Goldmachens, S. 122. und 124., der gelehrten Welt eine Unwahrheit statt eines neuen literarischen Aufschlusses zum Besten gibt.

Die Literatur der Alchemie ist in diesem Zeitraume minder reich als in den früheren. Die bekannt gewordenen Betrügereien der falschen Propheten, Cajetan's, Klettenberg's, u. s. w., wirkten weit mehr auf die öffentliche Meinung, als die Leistungen der wahren, die nicht so bekannt wurden, und damit verminderte sich die Nachfrage nach Schriften. Wol finden sich noch tüchtige Vertheidiger der Alchemie; aber sie bargen sich unter Pluto's Helm, als unsichtbare Kämpfer, was der Sache ein lichtscheues Ansehen gab und ihrem Bemühen nicht günstig war.

Eduard Plusius schrieb einen „Spiegel der heu„tigen Alchemie, d. i. Wolgegründeter Bericht, was von der „Goldmacherkunst zu halten sey", Görlitz und Budissin, 1725, 8.

Johann Georg Gerhard ſchrieb eine Abhandlung vom Zinnoberwaſſer, zum Beweiſe der Möglichkeit einer Metallverbeſſerung. Sie iſt abgedruckt in der Sammlung von Natur-, Kunſt- und Literaturgeſchichten, Breslau, 1726, 8.

Ein würtembergſcher Anonymus ſchrieb die „Edel„gebohrene Jungfrau Alchymia, oder Eine durch „Rationes, viele Exempla und Experimenta abgehandelte „Unterſuchung, was von der Alchymia zu halten und vor „Nutzen daraus zu ſchöpfen ſey. Nebſt einem Zuſatz von „der Medicina universali, Univerſalproceß und einigen „Kunſtſtücken aus der Alchymie", Tübingen, 1730, 8.

Der Verfaſſer gibt ſeinen Namen unter der Vorrede durch die Deviſe: Victrix Fortunae SaPientia, zu erkennen, woraus die Anfangbuchſtaben V. F. S. P. zu entnehmen wären; er iſt aber doch nicht bekannt geworden. Der übel gewählte, etwas lächerliche Titel hat dem Buche Schaden gethan, und daher iſt es von den Gelehrten weniger benutzt worden, als es in der That verdient.

Es zerfällt, ohne die Anhänge, in fünf Kapitel, als: 1) Ob die Verwandlung der Metalle möglich ſey? 2) Ob ſie irgendwo wirklich geſchehen ſey? 3) Ob man einige Experimenta habe, aus welchen ſie könne abgenommen werden? 4) Was von der Medicina universali, dem Auro potabili und dergl. zu halten ſey? 5) Ob die Alchymie Jemanden, und beſonders großen Herren zu rathen ſey?

Das zweite Kapitel enthält viele Materialien zur Geſchichte der Alchemie, mit Fleiß und Sorgfalt zuſammengetragen, welche freilich ſo, wie ſie durcheinander geworfen ſind, größtentheils ihre Wirkung verfehlen, durch chronologiſche Anordnung aber wol hiſtoriſche Beziehung annehmen.

Chriſtoph Pflug ſchrieb: Lapis philosophorum non ens, oder Kurzer Bericht, daß der Stein der Weiſen nie geweſen, noch wirklich iſt, Schneeberg, 1732, 8.

Anton Otto Gölicke ſchrieb: De Chrysopoeiae vanitate, Francofurti, 1732, 4.

Christoph Heinrich Keil schrieb ein Philosophisches Handbüchlein, Leipzig und Hof, 1736, 8.

J. S. R. schrieb: Das güldene Vließ, oder Allerhöchster Schatz der Weisen, Leipzig, 1736, 8.

Ein Ungenannter schrieb: Urim et Thumim Mosis, des großen Propheten und Heerführers Handleitung zum Weisenstein, Nürnberg, 1737, 8.

Johann Christoph Kunst schrieb eine Dissertatio De menstruo metallorum universali, Halae, 1737, 8.

Johann Konrad Kreiling, Professor der Chemie zu Tübingen, den man vielleicht als den Verfasser der Edelgebohrenen Jungfrau ansprechen dürfte, schrieb zur Ehrenrettung der Alchemie vier Dissertationen: De aureo vellere vel possibilitate transmutationis metallorum, Tubingae, 1737—1739, 4.

Ein Ungenannter schrieb: Mysterium magnum, oder Der durch die Gnade Gottes gefundene Weg, den Lapidem philosophorum zu bereiten, 1739, 8.

Ein Anderer schrieb unter dem angenommenen Namen Hermann Fiktuld folgende drei Abhandlungen:

1) Der längst gewünschte und versprochene chemisch-philosophische Probirstein, auf welchem sowol die Schriften der wahren Adepten, als auch der betrüglichen Sophisten geprüft werden. Dresden, 1740, 8. Neue Ausg.: 1762 und 1784, 8.
2) Azot Ignis et vellus aureum. Lipsiae, 1749, 8.
3) Victoria hermetica. Lipsiae, 1750, 8.

Dr. Rudolph Johann Friedrich Schmid schrieb ein Enchiridion alchymico-physicum, sive Disquisitio de menstruis universalibus, vel liquoribus Alcahestinis philosophorum, illorum aeque ac tincturae et lapidis philosophorum distinctam cognitionem generatim suppeditans. In philochymicorum gratiam non minus ac pyrosophiae secretioris incrementum adornatum atque editum, Jenae, 1740, 8.

Jean

Jean Mauguin de Richebourg veranſtaltete eine neue Sammlung der Alchemiſten in franzöſiſcher Sprache, unter dem Titel:

Bibliothéque des philosophes chimiques, nouvelle édition, revue, corrigée et augmentée, avec des figures et des notes, par M. J. M. d. R., T. I. — III. à Paris, 1741, 12. Drei andere Bände ſollten nachfolgen; indeſſen ſcheint es, daß ſie nicht abgedruckt worden ſind.

Der Abbé Nicolas Lenglet du Fresnoy, geboren 1674, geſtorben 1755, ein bekannter Hiſtoriker, unternahm noch in einem Alter von 68 Jahren die Bearbeitung der Geſchichte und Literatur der Alchemie. Sie erſchien ohne ſeinen Namen unter dem Titel: Histoire de la philosophie hermétique, accompagnée d'un Catalogue raisonné des Ecrivains de cette science, T. I. — III., à la Haye, 1742, 8. Eine zweite, unveränderte, Ausgabe erſchien zu Paris, 1744, 8.

Der erſte Band enthält den größten Theil der eigentlichen Geſchichte, vom Hermes an bis auf die Zeit des Verfaſſers, nebſt einer Zeittafel der Alchemiſten. Der zweite Band liefert eine Sammlung von Thatſachen zum Beweiſe der Wahrheit der Alchemie, von Arnold von Villanova an bis auf Delisle und Aluys. Den größeren Theil dieſes Bandes nimmt eine neu korrigirte Ausgabe der Schriften des Philaletha ein, welche in lateiniſchem und franzöſiſchem Texte abgedruckt und mit kritiſchen Bemerkungen begleitet ſind. Der dritte Band enthält die Literatur des Faches in alphabetiſcher Anordnung, überhaupt 947 Autoren.

Nach einem ſo umfaſſenden Plane hatte noch kein Früherer dieſe Geſchichte bearbeitet, und du Fresnoy war der Mann zu einer ſolchen Unternehmung. Er hat in der damals möglichen Vollſtändigkeit, ſo wie in kritiſcher Beleuchtung dunkler Partieen ſehr viel geleiſtet. Er würde bei dieſem Talent für die Darſtellung noch weit mehr geleiſtet ha-

sechs, und das war allerdings lehrreich, auch noch ziemlich billig. Ein weiterer Erfolg wird nicht gemeldet, und so scheint es, man habe mit dem anmuthig besetzten Laboratorium noch etwas anderes erzielen wollen, was vielleicht weniger möglich war, als Gold machen. Vergl. Zimmermann's Fragmente über Friedrich den Großen, Bd. I. S. 126.

Im Jahre 1752 kam eine Frau von Regensburg nach Wien, welche den Liebhabern der Alchemie einen Partikularproceß verkaufte und damit zwanzigtausend Gulden erwarb. Nach ihrer Vorschrift versetzte man zum Anfang Eine Mark Silber mit vier Loth Gold, und erhielt, nach Abzug dieses Goldes, am Ende noch sechs Dukaten Ueberschuß. Zu diesem Ende sublimirte man Queckſilber mit gewiſſen Salzen siebenmal, indem man jedes Mal den Sublimat mit dem Rückstande wieder zusammenrieb. Zum achten Mal ging nichts mehr über, die ganze Masse floß aber in der Hitze wie Wachs, und erstarrte beim Erkalten zu einem schweren, grünlichen Glase. Mit vier Loth dieses Glases wurde das zuvor gekörnte Goldsilber unter einer Decke von Schmelzglas geschmolzen. Dann löste man das Silber in Scheidewasser. Das zu Boden fallende Gold wurde mit einer neuen Mark Silber zusammengeschmolzen und diese dann wie zuvor bearbeitet. Dasselbe Verfahren wiederholte man noch mehrmals; denn jede Wiederholung gab einen neuen Zuwachs an Gold. Der letzte Goldniederschlag wurde endlich durch Spießglanz gegossen.

Dieser Proceß hatte wol seinen Grund, nur so nicht, wie die Käufer meinten. Da jedes Silber güldisch ist, und eingeschmolzenes Silberwerk vor anderem, wegen der etwa mit eingeschmolzenen Vergoldung, so konnte man wol aus fünf bis sechs Mark Silber nach und nach einige Quentchen Gold mehr erhalten, als man zusetzte. Der Goldzusatz beförderte freilich die Ausscheidung durch Adhäsion der ähnlichen Theile; aber des Queckſilberglases bedurfte es dazu

Siebzehntes Kapitel.

Alchemie des achtzehnten Jahrhundertes.

Drittes Viertel.

Um die Mitte des Jahrhundertes gewann es den Anſchein, als ob das, was die Alchemiſten ein Opus mulierum nennen, in der That zur Frauenarbeit werden ſolle. Die Schweſtern zu Rodaun hatten ſchon einige Fortſchritte in der Alchemie gemacht. Da war auch eine Frau von Grabau zu Eberſtadt, welche mit Adepten in Verkehr ſtand. Vergl. Gůldenfalk's Sammlung, S. 122. Es zeigten ſich ſogar Adeptinnen, und beide Augen Germanien's, Berlin und Wien, waren auf ſolche gerichtet.

Der Heros Preußen's, Friedrich der Zweite, ſpottete gern über die Alchemie, und das mit Fug; denn er hatte das Stimmrecht mit Erfahrungen erworben und ſich etwas koſten laſſen. Im Jahre 1751 kam eine Frau von Pfuel aus Sachſen mit zwei ſehr ſchönen Töchtern nach Potsdam. Fredersdorf empfahl ſie dem Könige als ungemein kunſtfertige Alchemiſtinnen, denen es ein Leichtes ſey, dem Golde die Seele auszuziehen. Um eine etwas bedeutende Seele zu gewinnen, wurden zehntauſend Thaler darauf verwendet. Dieſe Seele präſentirte ſich beinahe wie die menſchliche im Orbis pictus, in lauter winzig-kleinen Körnchen, die unter dem Vergrößerungglaſe wie Rubine ausſahen. Mit dem abgelegten Leichnam des Goldes ging natürlich etwas am Gewicht verloren. Der Abgang betrug von fünfzig Dukaten

Bei Gelegenheit eines Ausfluges, den er machte, gab er ſeinem Wirthe eine Flaſche mit einem dunkelrothen, ſchweren Liquor aufzuheben. Als er ſie von ihm zurücknahm, dankte er ihm für einen großen Dienſt, den er ihm erwieſen; denn der Inhalt der Flaſche ſey wenigſtens zweimalhunderttauſend Gulden werth. Der Wirth erſchrak, und fragte, was er nun hätte machen wollen, wenn die Flaſche, deren Bedeutung er nicht gewußt, zufällig zerbrochen worden wäre. — Ei, dann wäre in vierzehn Tagen der Schade zu erſetzen geweſen! war die Antwort. Betſch erzählte das einigen Bekannten. Bald darauf kam ein Kommando Stadtſoldaten und fragte nach Herrn Focet; er war aber ſchon abgereiſet. Vergl. Güldenfalk's Sammlung, S. 77.

Im Jahre 1760 trat ein Fremder in eine Materialhandlung zu Mainz und forderte ein Pfund Queckſilber. Der vorwitzige Lehrling fragt, was er damit machen wolle, und erhält die trockene Antwort, das gehe ihn nicht an. Der Diener verweiſet dem Lehrling ſeine Unbeſcheidenheit und bezeigt dem Fremden deſto mehr Achtung. Dadurch erheitert eröffnet Dieſer ihm nun freiwillig, daß er das Queckſilber in Silber verwandle, dergleichen er an ſeinem Degenknopfe vorzeigt. Der Lehrling lacht darüber laut auf; der Diener aber betrachtet den Gaſt nun mit noch größerem Reſpekt und gewinnt ihn damit ganz. Er bittet um die Gnade, ein ſolches Wunder mit anſehen zu dürfen, und erhält die Erlaubniß.

Zur anberaumten Zeit erfragt der Diener ſeinen Mann im Kranich N. 7., und bringt, wie verabredet, einen Tiegel und ein halbes Pfund Queckſilber mit. Man erhitzt es bis zum Rauchen. Der Fremde bringt eine Flaſche mit einem ſchweren, blaugefärbten Liquor zum Vorſchein, und der Diener läßt auf ſein Geheiß einige Tropfen auf das Queckſilber fallen. Bald darauf gießt man den Tiegel über den Fußboden aus. Es war zum feinſten Silber geworden, welches der Kaufmannsdiener zum Geſchenk erhielt. Der Unbekannte

gar nicht, als nur, um der Sache ein alchemiſtiſches Anſehen zu geben. Wenn man die Arbeit und die Koſten des Schmelzens, des Auflöſens, der Wiederherſtellung des Silbers u. ſ. w. zuſammenrechnete, ſo hatte man nichts gewonnen. Die Regensburgerin gewann allein und bewies damit wenigſtens relativ die Richtigkeit ihres Proceſſes. Vgl. v. Juſti Chymiſche Schriften, Bd. II. S. 421 — 426.

Bald hernach begab ſich aber in den Rheinlanden Manches, was mehr auf Ernſt deutet. Dort wanderte wieder ein wirklicher Beſitzer der Tinktur, und zwar ein junger, nicht Sehfeld mehr. Schwerlich war er Autodidakt, vielleicht der Erbe eines ſolchen, und wahrſcheinlich nicht einmal ein rechtmäßiger; denn offenbar ward er zu früh begabt, um das Hehre nicht muthwillig preiszugeben.

Im Jahre 1755 beſuchte dieſer Adeptulus, damals ein Zwanziger, den Oberlandkommiſſar Güldenfalk zu Homburg vor der Höhe. In deſſen Hauſe, und im Beiſeyn des fürſtlichen Kammerdieners Pauli, ließ der junge Mann zwei Loth Blei ſchmelzen, warf darauf ein rothes Pulver, eines Hirſekorns groß, in Papier gewickelt, und deckte den Tiegel mit einem Ziegelſcherben zu. Es entſtand darin ein Poltern, Ziſchen und Platzen. Als es ruhig ward, goß er den Tiegel über den ſteinernen Fußboden aus. Das erhaltene Gold wurde einem Goldarbeiter übergeben. Es war überladen, und darum ſpröde, ward aber vortrefflich, als man es mit Silber verſetzte. Man ließ davon Ringe und Knöpfe machen, die zum Andenken aufgehoben wurden. Güldenfalk iſt ein ſehr glaubwürdiger Zeuge. Dieſe Transmutation, die ihn ſelbſt von der Wahrheit der Alchemie überzeugte, ermuthigte ihn auch, als Vertheidiger derſelben öffentlich aufzutreten. Vergl. Deſſen Sammlung von Transmutationsgeſchichten, S. 120.

Im Jahre 1758 wohnte ein junger Adept, und ebenderſelbe, wie es ſcheint, unter dem Namen Focet bei einem Bürger in Frankfurt am Main, Namens Betſch.

Die Zweifel des Direktors verdroſſen ihn, und er erbot ſich auf der Stelle zur Probe.

Als Meidinger im ferneren Geſpräche wolwollend nach ſeinen Umſtänden forſchte, fing er bitterlich an zu weinen, und klagte, er ſey ein unglücklicher Menſch, und könne, bei ſeiner Kunſt, Gold und Silber zu machen, ſich doch nicht helfen; denn er werde überall verfolgt. Er bat um Fürſprache bei dem Kurfürſten, den er reich machen wolle, wenn man ihn, ſeine Frau und ſeine Kinder glücklich machen würde. Er ſey gewiß kein Betrüger, und könne das beweiſen, mit Lothen oder Centnern, wie man wolle.

Der Direktor verlangte fürs Erſte nur eine Probe im Kleinen, veranſtaltete ſie aber ſo, daß Stahl weder dabei thätig, noch gegenwärtig war, damit kein Betrug ſtattfinden könne. Durch einen treuen Münzarbeiter ließ er nach Stahl's Vorſchrift Kupfer glühen und in einem gewiſſen Waſſer ablöſchen. Als das Kupfer zurückgebracht wurde, wog man es und fand es zwei Loth zwei Quentchen ſchwer.

Nun zog Stahl eine Tute hervor, in welcher er ein graues Pulver hatte. Davon nahm er zwei Meſſerſpitzen voll auf ein Papier und ließ darauf aus einem Gläschen einen Tropfen gelblicher Tinktur fallen. Nach ſeiner Anweiſung mußte derſelbe Münzarbeiter nun das Kupfer ſchmelzen und dann das Papier mit dem angefeuchteten Pulver darauf werfen. Bald darauf brachte er es, in einen Zahn gegoſſen, als Silber wieder. Zu Meidinger's Verwunderung wog es nun vier Loth drei und $\frac{3}{4}$ Quentchen, hatte alſo ſein Gewicht beinahe verdoppelt. Der Münzguardein machte ſofort die Probe und fand den Gehalt des Zahnes acht Loth neun Grän.

Der Münzdirektor verlangte nun eine Probe im Großen, und Stahl willigte darein. Zehn Mark ſieben Loth Kupfer, wie zuvor geglüht und abgelöſcht, wurden zum Schmelzen eingeſetzt, und da ſie floſſen, machte man Projektion mit zehn und einem halben Loth des grauen Pulvers. Das ausgegoſſene Metall wog vierzehn Mark acht und ein

verſprach, ihm den folgenden Tag auch die Verwandlung in Gold zu zeigen, wenn er bis dahin ſchweigen könne, war aber, als dieſer ſich einſtellte, ſchon abgereiſt. Vergl. Güldenfalk's Sammlung, S. 22.

Ein Solcher, und ohne Zweifel derſelbe Offenherzige, ward in demſelben Jahre 1760 an vielen Orten der Rhein- und Maingegenden geſehen, nannte ſich bald Lange, bald Linter, heimſuchte Alle, die als Liebhaber der Alchemie bekannt waren, und machte zahreiche Projektionen. Er hieß ſo wenig Lange als Linter und Focet, ſondern wechſelte von Ort zu Ort mit dem Namen, um den Folgen ſeiner unvorſichtigen Prahlerei zu entgehen. Ebenderſelbe findet ſich endlich im folgenden Jahre zu Coblenz, wo er ſich arg verwickelte, und in peinliche Unterſuchung gerieth, bei welcher ſein wahrer Name an den Tag kam. Er hieß demnach eigentlich Johann Georg Stahl, und war gebürtig aus dem Dorfe Bielikheim bei Montabaur. Die Identität der Perſon unter den genannten Namen bezeugt nach eingezogenen Erkundigungen Güldenfalk, in ſeiner Sammlung, S. 224.

Am fünften Junius 1761 ward dem kurtrierſchen Münzdirektor zu Coblenz, Hofrath von Meidinger, ein Silberzahn von beinahe ſechs Loth Gewicht gebracht, und angefragt, wieviel man für den Centner davon geben wolle. Meidinger ließ den Anfrager zu ſich entbieten, um ſelbſt mit ihm zu reden; unterdeſſen ward aber der Silberzahn probirt, welcher 9 Loth 5 Grän hielt.

Stahl erſchien darauf in einem ärmlichen Aufzuge und mit merklicher Aengſtlichkeit; doch faßte er ſich, und fragte, ob ſein Silber nicht gut ſey. Als ihm der Probirſchein vorgezeigt ward, bemerkte er, daß er das Silber für feiner gehalten habe; doch ſey daran nicht gelegen, und er könne es auch feiner machen. Auf die Frage, ob er es denn ſelbſt mache, erwiederte er höhniſch, das ſey ſeine geringſte Kunſt. Er könne auch Gold machen, aus Silber und aus Kupfer.

Die Zweifel des Direktors verdroſſen ihn, und er erbot ſich auf der Stelle zur Probe.

Als Meidinger im ferneren Geſpräche wolwollend nach ſeinen Umſtänden forſchte, fing er bitterlich an zu weinen, und klagte, er ſey ein unglücklicher Menſch, und könne, bei ſeiner Kunſt, Gold und Silber zu machen, ſich doch nicht helfen; denn er werde überall verfolgt. Er bat um Fürſprache bei dem Kurfürſten, den er reich machen wolle, wenn man ihn, ſeine Frau und ſeine Kinder glücklich machen würde. Er ſey gewiß kein Betrüger, und könne das beweiſen, mit Lothen oder Centnern, wie man wolle.

Der Direktor verlangte fürs Erſte nur eine Probe im Kleinen, veranſtaltete ſie aber ſo, daß Stahl weder dabei thätig, noch gegenwärtig war, damit kein Betrug ſtattfinden könne. Durch einen treuen Münzarbeiter ließ er nach Stahl's Vorſchrift Kupfer glühen und in einem gewiſſen Waſſer ablöſchen. Als das Kupfer zurückgebracht wurde, wog man es und fand es zwei Loth zwei Quentchen ſchwer.

Nun zog Stahl eine Tute hervor, in welcher er ein graues Pulver hatte. Davon nahm er zwei Meſſerſpitzen voll auf ein Papier und ließ darauf aus einem Gläschen einen Tropfen gelblicher Tinktur fallen. Nach ſeiner Anweiſung mußte derſelbe Münzarbeiter nun das Kupfer ſchmelzen und dann das Papier mit dem angefeuchteten Pulver darauf werfen. Bald darauf brachte er es, in einen Zahn gegoſſen, als Silber wieder. Zu Meidinger's Verwunderung wog es nun vier Loth drei und ¾ Quentchen, hatte alſo ſein Gewicht beinahe verdoppelt. Der Münzguardein machte ſofort die Probe und fand den Gehalt des Zahnes acht Loth neun Grän.

Der Münzdirektor verlangte nun eine Probe im Großen, und Stahl willigte darein. Zehn Mark ſieben Loth Kupfer, wie zuvor geglüht und abgelöſcht, wurden zum Schmelzen eingeſetzt, und da ſie floſſen, machte man Projektion mit zehn und einem halben Loth des grauen Pulvers. Das ausgegoſſene Metall wog vierzehn Mark acht und ein

Der Münzguardein mußte sogleich in Aller Gegenwart die Probe machen und fand den Silbergehalt der Plantsche sieben Loth acht Grän. Sie enthielt demnach jetzt fünfundvierzig Mark feines Silber, die zuvor nicht dagewesen waren, und die fünfzig Mark Kupfer, die man eingesetzt hatte, waren als solche auch noch vorhanden, wie die Probe besagt.

Nach diesem Probestücke ward ein neuer Kontrakt abgeschlossen, weil Stahl immer neue Forderungen machte. Er wollte nicht viel arbeiten und wöchentlich nur zwei Centner Silber machen, das bedungene Wochenlohn von zwanzig Reichsthalern aber behalten. Das graue Pulver sollte man ihm mit vier Gulden für das Loth besonders vergüten, und zur Ausarbeitung desselben verlangte er die Anstellung eines Gehülfen, der zwanzig Gulden Wochenlohn haben sollte. Er empfahl dazu einen Jäger aus dem Nassauischen, Namens Wilhelm Blank, mit welchem er schon früher Gemeinschaft gehabt hatte. Das alles bewilligte man, in der Hoffnung, ihn zufrieden zu stellen.

Allein man konnte ihn nicht zur Ordnung und Arbeitsamkeit vermögen. Der Völlerei ganz ergeben taumelte er aus einer Schenke in die andere, brutalisirte auf den Straßen Vornehme wie Geringe, und verkehrte nur mit der Hefe des Volks. Mitunter arbeitete er auch einmal, und machte z. B. eine Plantsche von Einundachtzig Mark neun und einem halben Loth, welche acht Loth fünf Grän Gehalt hatte, und dann einmal wieder eine von sechzehn Mark, die zehn Loth dreizehn Grän hielt; das geschah aber nicht eher, bis er kein Geld mehr hatte. Endlich wollte er gar nicht mehr arbeiten und forderte seine Entlassung.

Der Münzdirektor suchte ihn wieder zu begütigen, und brachte ihn durch Zureden dahin, daß er die versprochene Goldprobe zweimal machte. Bei der ersten ließ er sieben Loth reines Kupfer schmelzen, warf darauf ein Quentchen von einem gelblichen Pulver, und erhielt einen Goldzahn von

ſechs Loth drei Quentchen Gewicht, deſſen Gehalt an feinem Golde ſechzehn Karat elf Grän war.

Bei der zweiten Goldprobe ſetzte er Eine Mark Ein Loth drei Quentchen Kupfer ein, und erhielt ein Gold von zwölf Karat ſechzehn und drei Viertel Grän Feingehalt, deſſen Gewicht nicht angegeben wird.

Ueber die Fabrikation des Goldes wollte Stahl mit dem Kurfürſten einen beſondern Vertrag abſchließen, um ſeinen Gehalt dadurch zu erhöhen; man war auch dazu erbötig, allein bei ſeiner gänzlichen Verkehrtheit kam der Vergleich nicht zu Stande.

Eine Hofintrigue verwirrte die Sache noch mehr. Der Geheimerath von Miltz machte mit dem Münzmeiſter, ſeinem Vetter, Partie gegen den Münzdirektor, den ſie ausſchließen wollten, um das Geheimniß, wenn Stahl zum Geſtändniß gebracht werden könnte, für ſich allein zu haben. Stahl ließ ſich von ihnen bereden, den Münzdirektor mit Hochmuth von ſich zu weiſen und beim Kurfürſten auf deſſen Entfernung anzutragen; aber ſeinen Verbündeten entdeckte er auch nichts, und überließ ſich indeſſen den gröbſten Ausſchweifungen.

Einige Zeit nachher brachte man in Erfahrung, daß Stahl im Hauſe eines Bürgers Gold und Silber mache, mit des Bürgers Frau lebe und mit ihr davongehen wolle. Man meldete das dem Kurfürſten; ehe der Beſcheid aber zurückkam, war Stahl ſchon entwichen. Man ſetzte ihm nach und fand ihn in einem Kloſter. Auf Befehl des Kurfürſten ward er ausgeliefert und gefeſſelt in die Münze zurückgebracht. Er verſprach Beſſerung, wollte auch alles entdecken, wenn man ihn wieder in Freiheit geſetzt haben würde; man verlangte aber zuvor die Entdeckung, und das wollte er nicht eingehen.

Man drohte, ihn dem Oberhof zu überantworten und durch die Folter zum Geſtändniſſe zu bringen. Der Tag zur Abführung war anberaumt; in der letzten Nacht aber brach er mit Blank und den Wachen aus dem Gefängniß und ent-

floh. Nur Blank, der nichts wußte, ward wieder eingebracht. Stahl kam glücklich davon, und man hat seitdem nie wieder von ihm gehört. Seine Frau und seine Kinder blieben in größter Armuth zurück; allein nach einiger Zeit verschwanden auch sie, und sie hatten, wie sich bei der Nachfrage ergab, alle ihre Schulden bezahlt, woraus zu schließen ist, daß er sie nachgeholt habe.

Der Münzdirektor, Hofrath von Meidinger, schrieb im Jahre 1764, da die Begebenheit zu Ende gekommen war, einen umständlichen Bericht darüber nieder, aus welchem das Wichtigste hier ausgezogen ist. Der Bericht ward gedruckt unter dem Titel: Die Richtigkeit der Verwandlung der Metalle, Leipzig, 1783, 8. Ein Abdruck davon findet sich in Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 223 — 245., ein anderer in Christoph Bergner's Chymischen Versuchen und Erfahrungen, Th. III. S. 1 — 36.

Die Stahlschen Projektionen sind die wunderlichsten in der gesammten Geschichte der Alchemie, und lassen eine sehr verschiedene Beurtheilung zu. Ohne eben Feind der Alchemie zu seyn, fühlt man sich geneigt, diesen Stahl für einen listigen Betrüger zu halten, dem es gelungen sey, Männer zu hintergehen, die von der Begierde, Gold und Silber zu machen, befangen waren. Der Immoralität dieses Menschen, der, wie sich nebenbei ergab, schon einmal als Falschmünzer in Untersuchung gewesen, und mit schlechtem Gesindel in Verbindung war, läßt sich alles Böse zutrauen. Auch ist nicht zu leugnen, daß dem guten Meidinger in seiner Relation manche Aeußerung entschlüpft, welche ihn als Befangenen bezeichnet.

Offenbar legte er gleich auf die allererste Probe ein viel zu großes Gewicht, indem sie selbst nach seiner eignen Darstellung gar wol in Zweifel gezogen werden kann. Da der Zahn der Probe nach die Hälfte Silber enthielt und im Ganzen beinahe fünf Loth wog, so waren die anfänglich einge-

ſetzten dritthalb Loth Kupfer noch vorhanden. Der Zuwachs am Gewicht würde ſonach dem grauen Pulver zuzuſchreiben ſeyn. Wenn dieſes etwa ein Niederſchlag von Silber war, ſo konnten zwei Meſſerſpitzen wol zwei Loth wiegen. Somit würde das doppelte Wunder zu einer einfältigen Betrügerei.

Die zweite Silberprobe hat ſchon mehr den Anſchein einer Transmutation; denn die ſechzig Loth Silber, welche das Metallgemiſch enthielt, konnten von elfthalb Loth Pulver nicht entſtanden ſeyn. Die Probirung zeigt aber auch, daß 167 Loth Kupfer zu 180 Loth Kupfer geworden waren, welches den Argwohn rechtfertigt, es ſey hierbei wieder ein Betrug geſpielt worden, den Stahl, als bereits angenommener Münzarbeiter, auf irgend eine Art möglich zu machen gewußt habe.

Sehr verdächtig erſcheint die Meldung, daß Stahl für Ein Loth des grauen Pulvers vier Gulden Vergütung nahm; denn das war der dreifache Preis des feinen Silbers, wofür er eine gute Portion Silber in den Tiegel bringen konnte, ohne zu kurz zu kommen, wenn er eine mäßige Taſchenſpielerfertigkeit beſaß, oder, welches noch glaublicher ſeyn möchte, den betrauten Schmelzer des Münzdirektors durch Beſtechung auf ſeine Seite gebracht hatte. Durch dieſen Verdacht verliert die zweite Silberprobe, auf welche Meidinger ein großes Gewicht legt, ihren ganzen Werth.

Endlich ſteht die enorme Gewichtsvermehrung der dritten Silberprobe in gar zu ſchreiendem Widerſpruch mit allen Grundſätzen der Naturlehre. Es empört ſich dagegen jede Vernunft, die nicht allzuwillig iſt, ſich gefangen nehmen zu laſſen. Wol behauptete man ſonſt ſchon, Vermehrung des Gewichts bei der Metallveredlung gefunden zu haben; aber ſie betrug bei Schmolz von Dierbach, wie bei der Halleſchen Transmutation, nur Ein Fünftheil des eingeſetzten Metalles, da hingegen hier Verdoppelung des Gewichts ſtattgefunden haben ſoll.

Das Gewicht dieſer Zweifelsgründe wird Niemand in Abrede ſtellen können; aber dennoch bieten ſich dem Freunde der Wahrheit auch Gegengründe dar, die ſich eben ſo wenig beſeitigen laſſen, und wol geeignet ſcheinen, die Zweifel im Schweben zu erhalten.

Was den letzten und ſtärkſten Zweifelsgrund betrifft, ſo beruht er eigentlich auf der atomiſtiſchen Anſicht der Natur. Wer wollte leugnen, daß die dynamiſche Phyſik, die Kant nur erſt angeſprochen, noch unergründete Tiefen berge? So wenig als Waſſeratome für Queckſilberatome genommen werden können, oder Kupferatome den Silberatomen gleichzuſchätzen ſind: ebenſowenig wiſſen wir zu ſagen, welche dynamiſche Verhältniſſe entſtehen werden, wenn aus Kupfer Silber wird, was doch die Erfahrung anderwärts als möglich ausgewieſen hat. Nöthigt die Erfahrung uns, zuzugeben, daß bei der Metallveredlung eine Gewichtsvermehrung in Granen und Quentchen ſtattfinden könne; welchen Grund haben wir dann, zu leugnen, daß ſie nicht unter anderen Umſtänden auch Lothe und Pfunde betragen könne?

In der Naturphiloſophie pflegt man da, wo noch kein feſter Grund gefunden wird, ſich auf Analogie zu ſtützen. Eine dienliche dürfte hier nicht weit zu ſuchen ſeyn. Die magnetiſche Ziehkraft hat gewiß manches Analoge zu der allgemeinen Maſſenziehkraft, der Schwere. Da nun der Stahlmagnet durch Beſtreichen und andere Mittel eine ſtärkere Ziehkraft erlangt, ohne an Maſſe zuzunehmen, ſo könnte ja wol auch unter gewiſſen uns unbekannten Bedingungen die telluriſche Ziehkraft geſteigert werden, ohne daß Maſſe von Außen hinzukommt.

Ein dritter Grund kann von Rückſichten des Wahrſcheinlichen hergenommen werden, auf welchen der hiſtoriſche Glaube beruht. Bei jener dritten Probe im Laboratorium der Münze waren zugegen: der Geheimerath von Miltz, der Münzdirektor, der Münzmeiſter, der Münzguardein, und ein Schmelzer, der allein am Tiegel ſtand. Wollte man

auch Miltz für nichts rechnen und den Schmelzer als bestochenen Gehülfen des Betrugs ansehen, so wird man doch zugestehen, daß unter solchen Umständen nicht zweiundvierzig Mark Silber eingeschwärzt werden konnten. Zugegeben, daß ein Dutzend Gelehrte von der Feder und drei Dutzend Geheimeräthe so grob betrogen werden könnten, so stehen doch hier drei Münzbeamte, praktische Kenner, mit gesunden Augen dabei; und sollen wir diesen nicht glauben, so ist keinem Zeugen zu vertrauen.

Ein vierter Grund liegt in der ökonomischen Berechnung. Stahl hat nach der geringsten Rechnung an feinem Silber fünfundneunzig Mark und an feinem Golde dreizehn Loth geliefert. Erstere haben den Werth von 1267 Reichsthalern, und letztere den von 156 Reichsthalern. Also hat er, wenn er nur soviel arbeitete, als Meidinger meldet, an Gold und Silber für 1423 Reichsthaler geliefert. Will man glauben, er habe die edeln Metalle untergeschoben, so müßte, da er ganz arm eintrat, dieser Aufwand von seinem Wochenlohne bestritten worden seyn. Dann wäre ihm aber nichts zum Leben, viel weniger zum Verschwenden und Schwelgen übrig geblieben.

Fünftens ist das unentdeckte Verschwinden Stahl's gewiß nicht unbedeutend. Wäre er nicht mehr als ein Betrüger gewesen, so würden seine Helfer ihn, da es so weit gekommen war, verlassen haben. Aber er selbst wurde planmäßig entführt, wiewol man Blank, seinen Genossen, aufopferte. Dieser Vorzug spricht dafür, daß man nur ihn selbst benutzen wollte. Hätte der Unternehmer seine Rechnung dabei nicht gefunden, so würde Stahl übel gefahren seyn. Er muß aber vielmehr in gute Umstände versetzt worden seyn, weil er seine Familie nachzuholen Mittel gefunden hat.

Das alles zusammengenommen läßt glauben, Stahl habe allerdings edle Metalle hervorzubringen gewußt. Er besaß kein Universal, aber ein Partikular von ausnehmender

Kraft.

Kraft. Er ſchöpfte zwar, wie die Alchemiſten ſagen, aus dem rechten Brunnen; aber ſeine Zubereitung war ſo fehlerhaft, daß das Produkt erſt nach der Projektion zur Tinktur ward, und darum nur als Partikular einwirkte, etwa wie Galmei kein ſo homogenes Meſſing liefert, als Zinkmetall.

Vielleicht erkennt man in dieſem Stahl den Mainzer Silbermacher von 1760 wieder, aber in moraliſcher Entſtellung. Völlerei und andere böſe Leidenſchaften hatten, wie ſie pflegen, den Menſchen entwürdigt, und ſo tief erniedrigt, daß er in der Geſchichte der Alchemie eine der widerwärtigſten Erſcheinungen darſtellt. Sein Beiſpiel widerlegt bündig die eitle Behauptung mancher Alchemiſten, daß die Meiſterſchaft den Fehlerhaften beſſere und den Gebeſſerten zum Heiligen erhebe. Ecce homo!

Aehnliches ſagt man wol auch von der Liebe und der Muſik, und eben ſo unwahr. Die Liebe iſt dem Einen Urania und wird dem Andern zur Pandemos, je nachdem die Geliebte iſt. Die Muſik begeiſtert den Friedlichen zum Wolwollen gegen die ganze Welt, Bellonens wilde Söhne aber zum Todtſchießen. Mit der Meiſterſchaft der Adepten mag es vollends ein mißliches Ding ſeyn. Den Weiſen wird ſie vielleicht noch weiſer machen, weil ſie Vorſicht gebietet; den Frommen noch frömmer, durch Dankbarkeit; den Edelmüthigen noch edler, weil das Vergnügen des Wolthuns, täglich ihm vergönnt, das Gottähnliche zeitiger in ihm entfaltet. Aber den Laſterhaften wird dieſe gänzliche Entbindung von allen Schranken des Bedürfniſſes nur noch mehr verderben. Sie wird ihn, wenn er ſäuft, zum Vieh, und ſäuft er nicht, zum Teufel umgeſtalten.

Die Frage, wo Stahl geblieben ſey, läßt ſich nur mit Vermuthungen beantworten. Erwarten kann man, daß er verſucht haben werde, ſeine Freiheit wiederzuerlangen. Gelang ihm das, ſo gebot ihm die Gefahr dieſer Vogelfreiheit, mehr auf ſeiner Hut zu ſeyn, nicht als Silen umherzutaumeln. Gewitzigt durch Schaden wird er minder tolle

Streiche angefangen haben; aber der Grundzug ſeines Charakters, Prahlerei, wird geblieben ſeyn, und mehr Bildung wird er auch nicht erlangt haben. Wenn demnach in der Folge ein alchemiſtiſcher Prahler mit faden Späßen vorkäme, ſo dürfte man wol Stahl'en in ihm ſuchen. In der That finden ſich ſolche Anekdoten aus dem folgenden Jahrzehend, deren Erwähnung hier folgen mag.

In einem Hauſe zu Frankfurt am Main fand ſich ein Fremder ein, der ohne Weiteres mitzueſſen begehrte. Der gutmüthige Hausvater verwunderte ſich, gewährte jedoch. Beim Nachtiſch plauderten die beiden Männer von Allerlei, endlich auch von Alchemie. Der Wirth leugnet, der Gaſt vertheidigt ſie. Letzterer verlangt eine Kaffeetaſſe und ein Stück Blei. Er zieht ein Fläſchchen hervor, langt mit einem Stäbchen von Elfenbein daraus einen dunkelrothen Tropfen, wiſcht ihn mit Papier ab und gießt einige Tropfen Branntwein zu, wickelt das Blei in das Papier, umhüllt beides mit Wachs, wirft den Klumpen in die Taſſe und ſetzt dieſe auf ein Kolenbecken. Beim Verbrennen des Wachſes entſtand ein ſtarkes Ziſchen. Nach einiger Zeit nahm er das Metall heraus, welches nicht geſchmolzen, und doch in Gold verwandelt war.

Darauf machte er noch eine zweite Probe. Er ließ Blei in einem eiſernen Löffel ſchmelzen, nahm aus einer goldenen Doſe etwas granatfarbenes Pulver, wickelte es in Wachs, und warf es auf das fließende Blei, welches dadurch zum feinſten Golde ward. Er zeigte dem Wirthe ſein Pulver, mit der Bemerkung, daß man ein halbes Jahr Zeit brauche, um daſſelbe zu verfertigen. Dann ging er weg. Vergl. Güldenfalk's Sammlung, S. 29. f.

Ebendaſelbſt kehrt im Goldenen Apfel beim Gaſtwirth Merkel ein Fremder ein, der ſich für einen Baron ausgibt, bleibt ziemlich lange, und fragt nicht nach der Rechnung. Merkel erinnert ihn, mit halben Worten, auch deutlicher, und wird vertröſtet. Er fordert endlich. Nun verlangt der

Gaſt Blei und ein Kolenbecken, nimmt aus ſeinem Koffre eine Papiertaſche, wie man dergleichen aus der Apotheke mit Pulvern erhält, wickelt um dieſelbe das erhaltene Tabaksblei, faßt es mit einer Papierſcheere und hält es in das Feuer. Das heißgewordene und ſchon zuſammenſinternde Blei wirft er zum Ablöſchen ins Nachtgeſchirr, und gibt es dann dem Wirthe, ſich davon bezahlt zu machen. Es war gutes Gold geworden. Der Goldſchmied, der es kaufte, verlangte mehr davon. Der Gaſt blieb nun noch länger, und bezahlte endlich beim Abſchiede mit ſechs ſolcher Pulvertaſchen, deren Verwendung er dem Wirthe überließ. Vgl. Güldenfalk's Sammlung, S. 288. f.

In denſelben Jahren wurden die Conſtantini'ſchen Verſuche bekannt, welche bis zum Schluſſe dieſes Zeitraumes großes Aufſehen erregten, indem ſie die Alchemiſten ermuthigten und ihre Gegner überraſchten.

Dr. Conſtantini, Arzt in Hanover, hatte die intereſſante Erfahrung gemacht, daß Eine Unze Borax, mit dritthalb Unzen Weinſteinkremor zuſammengerieben, ein leichtauflösliches Salz gebe, deſſen Löſung ſauer, klar, und zähe wie Syrup iſt. Die mit zehn Unzen Waſſer gemachte und filtrirte Löſung verſetzte er im Jahre 1755 mit einer Unze Queckſilberſublimat und ſetzte die Miſchung verſchloſſen an einen warmen Ort. Als er nach elf Tagen wieder nachſah, fand er die Flüſſigkeit um den dritten Theil vermindert, und einen Bodenſatz von ſilberglänzenden Blättern, welcher abgeſondert dritthalb Drachmen wog und merkurialiſch ſchmeckte.

Als ein Freund der Alchemie, die ſeine Nebenſtunden erheiterte, dachte Conſtantini bei jenem Niederſchlage an den Mercurius philosophorum, der von den Alchemiſten ſo hoch gerühmt, ſo oft mit Liebe beſchrieben wird. Um zu verſuchen, ob das erhaltene Metallſalz flüchtig ſey, erhitzte er einen Theil deſſelben in einem ſilbernen Löffel über Kolen, und ſah mit Erſtaunen, daß der Rauch des Salzes den Löffel ſchön vergoldete.

Um ferner zu erforſchen, ob dieſe auffallende Erſcheinung auch bei unedeln Metallen ſtattfinde, wie auch zur Probe, ob die Vergoldung bei Vergrößerung der Oberfläche ſich ausbreiten und eine reichlichere Ausbeute geben werde, ließ er Blei in einem Tiegel ſchmelzen, warf darauf etwas von jenem Salze, und goß ſofort den Tiegel über den ſteinernen Fußboden aus. Das dünn ausgegoſſene Blei erhielt allerdings dieſelbe Vergoldung in ausgedehnten Streifen, wechſelnd mit einem Pfauenſchweife bunter Farben.

Nach und nach bearbeitete er dreißig Pfund Blei auf ebendieſelbe Art, ſchabte die Vergoldung ſo fein als möglich ab, und erhielt ſo anderthalb Drachmen eines Staubes, welcher beim Zuſammenſchmelzen die Goldfarbe beibehielt und ein geſchmeidiges gelbes Metall darſtellte.

Conſtantini zweifelte nun nicht mehr, wahres Gold aus Blei erhalten zu haben. Er meldete dieſen Erfolg, mit Angabe des beobachteten Verfahrens, ſeinem Freunde, dem Hofapotheker Meyer zu Osnabrück. Dieſer wiederholte den Verſuch, und fand die Vergoldung des Silbers wie des Bleies richtig, bereitete ſie aber nicht in genugſamer Menge, um dieſen Anflug ſammeln und chemiſch prüfen zu können.

Dagegen ſtellte Meyer abgeänderte Verſuche an, um auszumitteln, welche der Zuthaten weſentlich zu dem Erfolge beitrage. Er fand, daß der Borax dabei ganz überflüſſig ſey; denn er erhielt ebendaſſelbe Salz von Einem Theile Sublimat mit vier Theilen Seignetteſalz oder ebenſoviel tartariſirtem Weinſtein, durch Abdunſten der gemiſchten Löſung.

Nach Conſtantini's Tode machte Meyer deſſen Briefe an ihn mit den Antworten und Beider Verſuche öffentlich bekannt. Vergl. Johann Friedrich Meyer's Alchymiſtiſche Briefe, Hanover, 1767, 8. Ein nicht ganz vollſtändiger Abdruck davon findet ſich in Güldenfalk's Sammlung von Transmutationsgeſchichten, S. 376 — 389.

Wiewol dieſe Vergoldung ohne Gold die Aufmerkſamkeit der Forſcher lebhaft anregte, hat ſie doch die Sache der Alchemie nicht gefördert, ſondern im Gegentheile ihr in den Augen der Mehrheit geſchadet. Man hatte zu raſch den Schein des Goldes ergriffen, und nur den Schein, kein Gold. Gren bemühte ſich nicht, die Vergoldung abzulöſen, weil er fand, daß ſie vom Scheidewaſſer leicht aufgelöſt werde, wobei an Gold nicht mehr zu denken war. Daſſelbe beſtätigten auch andere Chemiker. Vergl. Gren's Handbuch der Chemie, Th. III. S. 236.

Ihren Prüfungen zufolge iſt das Conſtantini'ſche Pulver nichts weiter als weinſaures Merkuroxyd, wenn es nach Meyer's Vorſchrift bereitet wird, oder ein Tripelſalz mit Boronſäure, wenn man die erſte Vorſchrift befolgt. Wenn im Feuer die Weinſteinſäure zerſtört wird, ſo reißt der Glutſtrom das ausgeſchiedene Merkuroxyd nicht weit mit ſich fort, und dann amalgamirt ſich etwas rother Präcipitat mit dem Silber oder Blei zur Goldfarbe. Vergl. Macquer's Chymiſches Wörterbuch, Th. IV. S. 231. f.

Die längſt vergeſſene Sache kam vor wenigen Jahren wieder vor, da man in mehren Zeitungen las, daß ein Mann im Neapolitaniſchen das Blei gelb zu färben erfunden habe.

Die Literatur dieſes Zeitraums nimmt einen gewiſſen Aufſchwung, indem die Vertheidiger der Alchemie, ermuthigt durch die bekannt gewordenen Vorakten, jetzt mit großer Zuverſicht auftraten. Indeſſen muß man geſtehen, daß ſie von dem, was Seton, Laskaris und Sehfeld geleiſtet haben, nicht den rechten Gebrauch machten. Der Glanz, welchen ſie der Alchemie zu geben trachteten, war nur eine Conſtantini'ſche Vergoldung ohne innern Gehalt. Daher konnte ihr verkehrtes Streben auch nur einen unerwünſchten Erfolg haben, und jenes Aufleben der Literatur kann füglich dem Auflodern einer Flamme verglichen werden, die bald verlöſchen wird.

Karl Friedrich Wenzel, Profeſſor der Hüttenkunde an der Bergakademie zu Freyberg, war eigentlich Derjenige, welcher den Aufflug nahm, die Alchemie, über deren praktiſche Wirklichkeit man noch gar nicht im Reinen war, zum Range einer Wiſſenſchaft zu erheben. Das geſchah in einer Schrift unter dem Titel: Einleitung in die höhere Chemie, Leipzig, 1773, 8. Er betrachtet darin die Metalle ſämmtlich als zuſammengeſetzte Subſtanzen, führt Beſtandtheile auf, die aus ihnen abgeſchieden, und aus welchen ſie ebenſo wiederhergeſtellt werden könnten. Dieſes Unternehmen von einem Manne, der in einem praktiſchen Lehramt angeſtellt war, ward von den Alchemiſten mit frohem Siegesruf, von den Chemikern aber mit Befremdung aufgenommen. Beide Parteien betrachteten jene Einleitung als Prolegomena zu wichtigen Aufſchlüſſen, und erwarteten dieſe mit Begierde.

Als die erwarteten Aufſchlüſſe nicht ſogleich erfolgten, forderte man Rechenſchaft und Beweiſe von ihm. Dieſe blieb er nun zwar nicht ſchuldig; aber ſeine Verſuche, die Metalle durch Reverberation in ihre Beſtandtheile zu zerlegen, welche in der Erſten Sammlung der Abhandlungen der Königlich-Däniſchen Societät der Wiſſenſchaften (Kopenhagen, 1781, 8.) bekannt gemacht wurden, befriedigten die Kenner keinesweges. Auch die von ihm behauptete Verwandlung des Arſeniks in Silber, durch wiederholtes Abziehen des Salmiakgeiſtes über denſelben und darauf folgendes Zuſammenſchmelzen des Arſeniks mit Bleiglas, (Lehre von der Verwandſchaft der Körper, S. 378.,) bewährte nur, daß man den Triumph zu früh angekündigt habe.

Der Name höhere Chemie, den Wenzel, im Gegenſatze der Chemia vulgaris, ſeiner alchemiſtiſchen Theorie beilegte, war eigentlich nur ein Lärmſchlag und „Platz da!“, ein eitler Verſuch, die Alchemie über die läſtige Kritik der Chemiker zu erheben. So wol dieſe Erhebung den Alchemiſten gefiel, welche das hochtönende Wort fleißig nach-

gebrauchten: so nachtheilig ward es ihrer Sache, nachdem der Ausfall aus ihrer belagerten Burg mißlungen war; denn es gab dem Spotte der Widersacher willkommene Nahrung, wie denn jede wissenschaftliche Uebertreibung durch den Widerstand, welchen sie hervorruft, das Fortschreiten der Forschungen nicht nur aufhält, sondern Wind und Wellen preis gibt, die den Nachen weit zurückschleudern.

Selbst dann, wenn man mit siegenden Beweisen aufgetreten wäre, wie Lavoisier zu derselben Zeit, würde jeder Unbefangene in jenem Ausdruck eine unstatthafte Prätension erkennen. Hätte man die Metallverwandlung zu einem gewöhnlichen Experiment gemacht, so konnte sie freilich aus der vorhandenen chemischen Theorie nicht erklärt werden; aber man hätte fragen dürfen, welche bessere die Alchemisten hätten.

Wol wird dereinst, wenn die Wahrheit durchgebrochen seyn wird, die jetzige Theorie umgestaltet werden, wie schon mehrmals geschah; aber es wird keine höhere und niedere geben, sondern die berichtigte wird fortbestehen, die andere aber mit den Zeitgenossen, die sie nährte, absterben. Finge man mit dem Höheren an, so würde man mit einer höchsten und allerhöchsten Chemie fortfahren, oder jährlich die alten Büchertitel umdrucken müssen.

Friedrich Joseph Wilhelm Schröder, Professor der Chemie und Arzneikunde zu Marburg, war Wenzel's tapferer Waffengefährte, und ward durch sein Beispiel noch mehr angefeuert, die Alchemie zu vertheidigen. Allerdings blieb er mehr in den Schranken der Erfahrung und gab sich nur im historischen Theile ausschweifenden Ideen hin. Wol nicht mit Unrecht zählt man ihn zu der Partei der Gold- und Rosenkreuzer, welche damals in die Logen der Freimaurer Eingang gefunden hatten, und unter Leitung gewisser unbekannten Oberen Zwecke befördern halfen, welche sie größtentheils selbst nicht kannten. Vergl. Geschichte der Rosenkreuzer in meinen Allotrien.

Hamburgſchen Magazin zum Unterricht und Vergnügen aus der Naturforſchung, Hamburg, 1761, 8., St. II. N. 6.

Ein Ritter Johann Anton Moſcheroſch von Wiſtelsheim ſchrieb: Wolmeinende, treue und ſehr nützliche Ermahnungen an die Anfänger in dem tiefſinnigen Studio der hermetiſchen Philoſophie, wobei das ſchwerſte Räthſel aufgelöſt wird, in welchem alle Anfänger ſtecken bleiben und kleinmüthig werden, Leipzig, 1764, 8.

Ein Philotheus de Limitibus (Gottlieb Märker?) ſchrieb: Tractatus duo, 1) Schema universale totius creati, sive genealogiae mundi triplicis, 2) Triclinium hermeticum, sive Dialogus tripartita de Lapide philosophorum, Noribergae, 1774, 8.

Von der Alchemie der Araber findet ſich aus dieſem Zeitraume eine nicht ſehr tröſtliche Nachricht bei Niebuhr:

„Wenn den arabiſchen Gelehrten ein Buch von der „Goldmacherkunſt in die Hände fällt, ſo bekommen ſie bis„weilen Luſt, dieſes edle Metall, woran ſie eben ſo großen „Mangel haben, als die europäiſchen, ſelbſt zu machen. Wir „trafen zu Beit el Fakih zwei von dieſen Alchemiſten an, von „denen jeder ein beſonderes Buch hatte, nach welchem er Gold „machen wollte. Der eine, ein verſtändiger und ſehr artiger „Mann, glaubte ſeiner Kunſt gewiß zu ſeyn, wenn er nur „ein gewiſſes Kraut finden könnte, welches ſeiner Meinung „nach in der bergigen Gegend um Jemen wachſen müſſe. „Allein der gute Mann, der bereits ſein ganzes Vermögen „mit der Alchemie zugeſetzt hatte, und zu unſerer Zeit für „einen reichen Herrn zu Beit el Fakih in der Goldmacher„kunſt arbeitete, hatte nicht das Glück, das Kraut zu finden. „Der andere war gewiß verſichert, daß er Gold machen kön„ne, wenn er nur die Erklärung von einem einzigen ihm un„bekannten Wort erhielte; und da er hörte, daß Herr von „Haven ſich von uns allen am meiſten auf Sprachen gelegt „habe, ſo wendete er ſich vornehmlich an ihn, um zu er-

„fahren, was das Wort bedeute. Aber auch Dieſer war „nicht im Stande, ſeinem Verlangen zu genügen. Dieſer „Araber war ein Arzt, und lebte in ſo großer Armuth, daß „er nicht einmal einen gläſernen Kolben bezahlen konnte, „ſondern unſern Arzt erſuchte, zu Mockha einen zu kaufen „und ihm zu ſchenken.“ Vergl. Carſten Niebuhr Beſchreibung von Arabien, (1772, 4.,) S. 140.

Achtzehntes Kapitel.

Alchemie des achtzehnten Jahrhundertes.

Viertes Viertel.

Wenn Britannia mit Gallien und Germanien, wie vordem drei eiferſüchtige Göttinnen, um den goldenen Apfel ſtritte, ſo würde Paris ihr den Preis zuerkennen, weil ſie gewiß für die Geſchichte der Goldkunſt das Wichtigere beigetragen hat. Nicht zu gedenken, was Merlin, Michael Skotus, John Duns, Daſtyn, Cremer und die Northons gethan, auch den Raimund Lullus als Fremdling ungerechnet, ſo haben doch Kelley, Roger Baco, Richard, Ripley, Setonius, Butler, Philaletha und Robert Boyle mehr für die Alchemie geleiſtet, als die Söhne der Nebenbuhlerinnen zuſammen. Ein Britte iſt es auch, der noch im letzten Akt als Hauptperſon erſcheint.

Doktor James Price, Arzt zu Guilford, ein reicher und gelehrter Mann, dem die Alchemie Lieblingſtudium war, hatte im Jahre 1781 durch eignes Nachdenken und vielfältig abgeänderte Verſuche den Weg gefunden, den ſo Viele verfehlten. Es war ihm gelungen, eine Tinktur des Goldes und des Silbers darzuſtellen; aber die Ausbeute war gering, ſeine Tinkturen beſaßen nur eine ſehr beſchränkte tingirende Kraft, und außerdem fand er die Bearbeitung bei ſeinem Verfahren ſo nachtheilig für die Geſundheit, daß er nicht Willens war, ſie noch einmal zu wiederholen.

Indeſſen hatte er ſeinen Freunden Kenntniß von dem Erfolge dieſer Verſuche gegeben; und da ſie begierig waren,

„fahren, was das Wort bedeute. Aber auch Dieſer war „nicht im Stande, ſeinem Verlangen zu genügen. Dieſer „Araber war ein Arzt, und lebte in ſo großer Armuth, daß „er nicht einmal einen gläſernen Kolben bezahlen konnte, „ſondern unſern Arzt erſuchte, zu Mockha einen zu kaufen „und ihm zu ſchenken.“ Vergl. Carſten Niebuhr Beſchreibung von Arabien, (1772, 4.,) S. 140.

Achtzehntes Kapitel.

Alchemie des achtzehnten Jahrhundertes.

Viertes Viertel.

Wenn Britannia mit Gallien und Germanien, wie vordem drei eiferſüchtige Göttinnen, um den goldenen Apfel ſtritte, ſo würde Paris ihr den Preis zuerkennen, weil ſie gewiß für die Geſchichte der Goldkunſt das Wichtigere beigetragen hat. Nicht zu gedenken, was Merlin, Michael Skotus, John Duns, Daſtyn, Cremer und die Northons gethan, auch den Raimund Lullus als Fremdling ungerechnet, ſo haben doch Kelley, Roger Baco, Richard, Ripley, Setonius, Butler, Philaletha und Robert Boyle mehr für die Alchemie geleiſtet, als die Söhne der Nebenbuhlerinnen zuſammen. Ein Britte iſt es auch, der noch im letzten Akt als Hauptperſon erſcheint.

Doktor James Price, Arzt zu Guilford, ein reicher und gelehrter Mann, dem die Alchemie Lieblingſtudium war, hatte im Jahre 1781 durch eignes Nachdenken und vielfältig abgeänderte Verſuche den Weg gefunden, den ſo Viele verfehlten. Es war ihm gelungen, eine Tinktur des Goldes und des Silbers darzuſtellen; aber die Ausbeute war gering, ſeine Tinkturen beſaßen nur eine ſehr beſchränkte tingirende Kraft, und außerdem fand er die Bearbeitung bei ſeinem Verfahren ſo nachtheilig für die Geſundheit, daß er nicht Willens war, ſie noch einmal zu wiederholen.

Indeſſen hatte er ſeinen Freunden Kenntniß von dem Erfolge dieſer Verſuche gegeben; und da ſie begierig waren,

ſich mit eignen Augen zu überzeugen, ſo willigte er ein, den noch übrigen Vorrath zu ihrer Belehrung zu verwenden. Zehn Verſuche wurden im Frühjahr 1782 in ſeinem Laboratorium angeſtellt.

Zugegen waren anfänglich nur der Pfarrer Anderſon, ein eifriger Naturforſcher und erfahrner Chemiker, der Goldarbeiter Ruſſel, Rathsherr zu Guilford, und der Kapitän Groſe, der ſich als Schriftſteller im Fache der Alterthumskunde gezeigt hatte. Dieſen Zeugen ſchloſſen ſich, da die Sache bekannt wurde, bei den folgenden Verſuchen immer mehre an, ſo daß ſpäterhin alle Diejenigen daran Theil nahmen, welche in und um Guilford ein wiſſenſchaftliches Intereſſe hegten.

Namentlich werden außer jenen Dreien noch aufgeführt: Lord Onslow, Lord King, Lord Palmerſtone, Esquire Gartwaide, Sir Robert Parker, Sir Manning, Sir Polle, Doktor Spence, Kapitän Auſten, die Lieutenants Groſe und Hollamby, die Herren Phil. Clarke, Phil. Norton, Fulham, Robinſon, Godſhall, Gregory, Smith, u. ſ. w.

Wennſchon unter dieſen Namen ruhmvoll ausgezeichnete vorkommen, ſo ſind doch die Perſonen uns unbekannt; nur darf man vorausſetzen, daß ſie damals in der Gegend als gebildete Männer geachtet waren, weil ſie zur Beglaubigung folgender Verſuche öffentlich genannt wurden.

Erſter Verſuch, den 6. März. Ruſſel hatte ein Stück Borax mitgebracht, Groſe wählte ein Stück Kole aus einem großen Haufen, und Anderſon ein Stück Salpeter aus einem großen Vorrath davon. Dieſe drei Stücke wurden in einem Mörſer, den Alle zuvor unterſuchten, feingeſtoßen. Man drückte das Pulver, ohne daß Price dabei Hand anlegte, in einen heſſiſchen Schmelztiegel ein. Auf dieſe Grundlage goß Ruſſel Ein Loth Queckſilber, welches Groſe in der Stadtapotheke gekauft hatte. Dazu gab Dr. Price ein dunkelrothes Pulver, welches von Ruſſel

genau abgewogen und einen halben Gran ſchwer befunden ward.

Nachdem das rothe Pulver auf das Queckſilber geworfen worden war, wurde der Tiegel in eine mäßige Glut geſetzt. Nach einer Viertelſtunde glühte der Tiegel; aber das Queckſilber rauchte nicht, wie es ſonſt unter dieſen Umſtänden zu thun pflegt. Das Feuer wurde ſtufenweiſe verſtärkt. Als der Tiegel weiß glühte, tauchte man die Spitze eines Eiſenſtäbchens einen Augenblick hinein und zog es wieder heraus. Nach dem Erkalten des Stäbchens wurde die anhängende Schlacke abgebrochen, unter welcher man kleine Kügelchen eines weißlichen Metalles fand, die kein Queckſilber mehr waren. Dr. Price nannte das den Uebergang aus Queckſilber zu edlem Metalle.

Man warf noch etwas von Ruſſel's Borax zu und verſtärkte das Feuer. Nachdem der Tiegel noch eine Viertelſtunde im Weißglühen geſtanden hatte, nahm man ihn heraus und ließ ihn erkalten. Sodann wurde er zerbrochen. Man fand auf dem Boden deſſelben ein Kügelchen gelbes Metall, nebſt einigen kleineren Körnern. Sie wurden zuſammen von Ruſſel mit der Wage aufgezogen und zehn Gran ſchwer befunden. Zu fernerer Prüfung wurden ſie in einer Phiole aufbewahrt, deren Hals Anderſon mit ſeinem Petſchaft verſiegelte.

Am folgenden Tage früh Morgens wurde das Siegel erbrochen, und das Metall hydroſtatiſch unterſucht. Das größere Kügelchen, welches allein ſich dazu eignete, wog in der Luft $9\frac{1}{4}$ Gran, in deſtillirtem Waſſer verlor es aber bei + 50 F. Wärme etwas über $\frac{7}{10}$ Gran, wonach die Eigenſchwere auf 20,0 geſchätzt ward. Darauf wurde daſſelbe Kügelchen zu Blech geſchlagen. Ruſſel prüfte es nach der Weiſe der Goldarbeiter, und erklärte es für feines Gold, dergleichen mit dem höchſten Preiſe bezahlt würde.

Zweiter Verſuch, d. 7. März. Das kleine Goldblech wurde in zwei Hälften getheilt. Die eine Hälfte wurde

dem Goldscheider Higgins zur Prüfung übergeben, welcher sie für ganz feines Gold erkannte. Die andere Hälfte wurde von der Gesellschaft selbst zu chemischen Probeversuchen verwendet, wie folgt. Man bereitete ein Königswasser aus Salpetersäure und Salmiak, worin das Goldblech sich in vier Stunden gänzlich auflöste. Die erhaltene Auflösung theilte man in drei Theile.

Der erste Theil wurde mit destillirtem Wasser verdünnt, dann aber mit ätzendem Salmiakgeist versetzt. Es fiel ein Niederschlag zu Boden, welcher abgesondert und getrocknet wurde. Ein Gran dieses Knallgoldes wurde auf eine Zinnplatte gelegt. Es knallte stark, als man sie erhitzte. Dieser Versuch wurde mit demselben Erfolge noch einmal wiederholt.

Der andere Theil der Auflösung wurde gleichfalls mit Wasser verdünnt, darauf aber von der Auflösung des Zinnes in Königswasser zugegossen. Ein karmoisinrother Niederschlag fiel in reichlicher Menge nieder. Fünf Gran dieses Cassischen Goldpurpurs wurden mit einem halben Lothe eines Glassatzes vermischt, der aus Kieselpulver und dem gewöhnlichen Flusse zum Rubinglase bestand. Man erhielt davon im Glasofenfeuer ein durchsichtiges Glas, welches nach wiederholtem Erhitzen eine schöne Karmoisinfarbe annahm.

Der dritte Theil der Auflösung wurde mit Vitriolnaphthe vermischt, welche davon eine goldgelbe Farbe annahm. Als man sie in einer flachen Schale abdunsten ließ, blieb ein gelbgeflecktes Purpurhäutchen zurück.

Dritter Versuch, den 8. Mai. Man bereitete einen Fluß aus zwei Loth Kolenstaub, einem halben Loth Borax und einem Skrupel Salpeter. Nachdem dieser Fluß in einen Schmelztiegel eingedrückt worden war, goß man Ein Loth Queckſilber darauf, welches in der Stadtapotheke gekauft worden war. Als das Queckſilber über dem Feuer warm ward, trug man darauf Einen Gran eines weißen Pulvers, welches Dr. Price dazu hergegeben hatte.

Da der Tiegel ſchon glühte, ſah man, daß das Queckſilber weder kochte noch rauchte. Nach dreiviertelſtündigem Weißglühen ſetzte man einen kleineren Tiegel, der, wie alles Uebrige, zuvor genau unterſucht ward, als Deckel umgeſtürzt in den glühenden, hob dieſen aus dem Feuer und ließ ihn erkalten. Beim Zerbrechen deſſelben fand man in der Schlacke zerſtreut viele weiße Metallkügelchen. Sie wurden ausgeſucht, gewogen und dreizehn Gran ſchwer befunden.

Dr. Price war nicht zufrieden mit dieſem Verſuche. Nach ſeinem Urtheil war ein Theil des Pulvers auf die Seiten neben das Queckſilber gefallen, und es hatte deshalb nicht ſeine ganze Kraft auf das Queckſilber ausgeübt, von welchem darum zuviel verflogen ſey. Es ward daher beſchloſſen, dieſen Verſuch den folgenden Tag zu wiederholen.

Ein Tiegel wurde, wie zuvor, mit Fluß beſchickt und dann Ein Loth Queckſilber eingegoſſen. Von der weißen Tinktur wog Ruſſel einen halben Gran ab, und er ſtreute dieſe Stäubchen auf das Queckſilber, welches, einer zufälligen Verzögerung wegen, unterdeſſen ſchon angefangen hatte zu kochen. Augenblicklich hörte das Kochen auf, wiewol man das Feuer verſtärkte. Als der Tiegel zum Weißglühen gekommen war, hob man ihn aus und ließ ihn erkalten. Beim Zerſchlagen des Tiegels fand man auf dem Boden ein ſchönes Korn von ſehr weißem Metall, vierzehn Gran ſchwer.

Vierter Verſuch. An ebendemſelben Tage, den 9. Mai, wurde von Ruſſel ein Quentchen feines Silber abgewogen, welches er von dem Goldſcheider gekauft hatte. Man trug dieſes Silber in einen Tiegel, der mit dem ſchon bekannten Fluſſe beſchickt worden war. Als das Silber floß, warf man von der beim erſten Verſuche gebrauchten rothen Tinktur einen kärglich abgewogenen halben Gran darauf. Man ſetzte den Tiegel wieder ins Feuer und ließ ihn darin eine Viertelſtunde ſtehen. Dann ward ein Stück Borax in den Tiegel geworfen. Durch die Feuchtigkeit deſſelben zu

durch man ein gelbes Metallkorn von $2\frac{1}{4}$ Gran Gewicht erhielt. Das gelbe Metall wog alſo zuſammen $6\frac{1}{4}$ Gran, und verhielt ſich zu dem Gewichte der angewendeten Tinktur wie 25 zu 1, oder nach Abzug der eingegangenen Tinktur eigentlich wie 24 zu 1.

Der Strich von dieſem gelben Metall auf dem Probirſteine ließ ſich mit Scheidewaſſer nicht wegnehmen. Etwas davon löſte man in Königswaſſer auf. Die Auflöſung gab mit der des Zinnes in Königswaſſer einen purpurrothen, mit der des Eiſenvitriols aber einen braunen Niederſchlag. Das gelbe Metall ward demnach als Gold anerkannt.

Derſelbe Verſuch wurde noch in einem anderen Verhältniß wiederholt. Zwei Quentchen von demſelben Queckſilber wurden nach ebenderſelben Vorbereitung mit $\frac{1}{8}$ Gran der rothen Tinktur zuſammengerieben. Nachdem es einige Zeit geſtanden hatte, wurde es durchgepreßt und das Amalgama abgetrieben. Man erhielt davon etwas über 1 Gran gelbes Metall, welches auf dem Probirſtein angeſtrichen wurde. Der Strich ward mit Scheidewaſſer geprüft, davon aber nicht weggenommen und demnach für Gold erkannt.

Siebenter Verſuch, den 25. Mai. Vier Loth Queckſilber wurden aus dem genannten Troge genommen und im Mörſer mit wenigen Tropfen Naphtha gerieben. Man warf Einen Gran von der weißen Tinktur darauf und rieb beide zuſammen. Das zuvor ſehr glänzende und dünnflüſſige Queckſilber war nun matt und dickflüſſig geworden. Man goß es in ein Glas aus und ließ es 45 Minuten ſtehen. In dieſer Zeit ward es ſo dick wie Grützebrei. Es wurde nun durch ein Tuch gepreßt. Von dem Amalgama, welches darin zurückblieb, nahm man den vierten Theil und trieb ihn vor dem Löthrohr ab. Das zurückbleibende Silberkügelchen ließ man noch einige Minuten in der Weißglühhitze ſtehen. Darauf wurde es gewogen und zehn Gran ſchwer befunden.

Demnach würden, wenn man das Amalgama ganz abgetrieben hätte, vierzig Gran Silber erhalten worden ſeyn,

einer Viertelſtunde ward es dick und klümperig, ſo daß man es kaum noch ausgießen konnte. Nun wurde es wiederholentlich durch ein Tuch gedrückt, worin ein ſteifes Amalgama zurückblieb.

Dieſes Amalgama ward auf eine Kole gelegt und mit dem Löthrohr zum Glühen gebracht, wodurch das noch darin enthaltene Queckſilber verflüchtigt wurde. Es blieb am Ende ein ſchönes weißes Metallkorn zurück, welches neunundzwanzig Gran wog.

Später nachgekommenen Zeugen zu gefallen wurden nochmals vier Loth Queckſilber genau ebenſo behandelt. Um von den nachtheiligen Queckſilberdämpfen weniger beläſtigt zu werden, nahm man dieſes Mal nur die Hälfte des erhaltenen Amalgama's zum Abtreiben, und erhielt daher auch nur ein weißes Metallkorn von zwölf Gran. Auch war das verdickte Queckſilber dieſes Mal nicht ſo oft durchgedrückt worden, ſo daß wol etwas Amalgama darin zurückgeblieben ſeyn mochte, welches die Ausbeute der Hälfte verminderte.

Das weiße Metall von beiden Arbeiten wurde darauf chemiſch unterſucht und in allen Proben als feines Silber erkannt.

Sechster Verſuch. An ebendemſelben Tage wurden aus demſelben Troge fünf Quentchen Queckſilber genommen und, wie beim vorigen Verſuche, mit einigen Tropfen Naphtha gerieben. Sodann wurde der vierte Theil eines Grans von der rothen Tinktur darauf getragen und durch Reiben im Mörſer mit dem Queckſilber vereinigt.

Nach einer Viertelſtunde wurde das unterdeſſen merklich verdickte Queckſilber durch ein Tuch gepreßt. Von dem darin zurückbleibenden Amalgama ward das Queckſilber, wie beim vorigen Verſuche, vor dem Löthrohr abgetrieben. Es blieb ein gelbes Metallkorn von vier Gran Gewicht zurück.

Nachdem das ſchon durchgepreßte Queckſilber noch einige Zeit geſtanden und ſich wiederum verdickt hatte, ward es nochmals durchgepreßt und der Rückſtand abgetrieben, wo-

durch man ein gelbes Metallkorn von $2\frac{1}{4}$ Gran Gewicht erhielt. Das gelbe Metall wog also zusammen $6\frac{1}{4}$ Gran, und verhielt sich zu dem Gewichte der angewendeten Tinktur wie 25 zu 1, oder nach Abzug der eingegangenen Tinktur eigentlich wie 24 zu 1.

Der Strich von diesem gelben Metall auf dem Probirsteine ließ sich mit Scheidewasser nicht wegnehmen. Etwas davon löste man in Königswasser auf. Die Auflösung gab mit der des Zinnes in Königswasser einen purpurrothen, mit der des Eisenvitriols aber einen braunen Niederschlag. Das gelbe Metall ward demnach als Gold anerkannt.

Derselbe Versuch wurde noch in einem anderen Verhältniß wiederholt. Zwei Quentchen von demselben Queckſilber wurden nach ebenderselben Vorbereitung mit $\frac{1}{6}$ Gran der rothen Tinktur zusammengerieben. Nachdem es einige Zeit gestanden hatte, wurde es durchgepreßt und das Amalgama abgetrieben. Man erhielt davon etwas über 1 Gran gelbes Metall, welches auf dem Probirstein angestrichen wurde. Der Strich ward mit Scheidewasser geprüft, davon aber nicht weggenommen und demnach für Gold erkannt.

Siebenter Versuch, den 25. Mai. Vier Loth Queckſilber wurden aus dem genannten Troge genommen und im Mörser mit wenigen Tropfen Naphtha gerieben. Man warf Einen Gran von der weißen Tinktur darauf und rieb beide zusammen. Das zuvor sehr glänzende und dünnflüssige Queckſilber war nun matt und dickflüssig geworden. Man goß es in ein Glas aus und ließ es 45 Minuten stehen. In dieser Zeit ward es so dick wie Grützebrei. Es wurde nun durch ein Tuch gepreßt. Von dem Amalgama, welches darin zurückblieb, nahm man den vierten Theil und trieb ihn vor dem Löthrohr ab. Das zurückbleibende Silberkügelchen ließ man noch einige Minuten in der Weißglühhitze stehen. Darauf wurde es gewogen und zehn Gran schwer befunden.

Demnach würden, wenn man das Amalgama ganz abgetrieben hätte, vierzig Gran Silber erhalten worden seyn,

ohne das, was noch etwa im Queckſilber blieb. Ein Theil der Tinktur hatte hier alſo neununddreißig Theile tingirt.

Lord Palmerſtone ließ dieſes Silber durch einen Probirer prüfen, der es für ganz feines Silber erklärte.

Bei Zuſammenhaltung des ſechsten Verſuches mit dem ſiebenten widerlegt ſich von ſelbſt die gar bequeme Erklärung einiger Zweifler, daß jenes Queckſilber aus der pneumatiſchen Wanne die edeln Metalle ſchon in ſich aufgelöſt enthalten habe; denn wäre dieſes der Fall geweſen, wie hätte man dann ein Mal nur Silber, das andere Mal nur Gold erhalten können?

Beide Verſuche ſind höchſt merkwürdig, inſofern ſie die ausnehmende Kraft darlegen, welche die Tinkturen ſchon bei der gewöhnlichen Temperatur entwickeln, wenn ſie nur flüſſiges Metall vorfinden. Wol ſtimmt das mit der allgemeinen Ausſage der Alchemiſten, daß die leichtflüſſigſten Metalle bei der Transmutation den beſten Vortheil gewähren.

Bemerkenswerth iſt auch die Analogie, welche zwiſchen den hier beſchriebenen Erfolgen und der galvani'ſchen Bildung des bis zum vierfachen Volum aufquellenden Hydrogenamalgams ſtattfindet, wennſchon letzteres nur vorübergehend exiſtirt und keine Transmutation zur Folge hat.

Achter Verſuch. An demſelben Tage brachte der Pfarrer Anderſon ein Loth Queckſilber mit, welches aus Zinnober wiederhergeſtellt worden war. Man bereitete einen Fluß aus Holzkole und Borax, die zuvor genau unterſucht und dann in einem Mörſer zuſammengerieben wurden. Man drückte denſelben in einen kleinen engliſchen Schmelztiegel ein, der aus einer großen Anzahl ausgewählt worden war. In eine vorgerichtete Vertiefung des Fluſſes goß man das Queckſilber, und Lord Palmerſtone warf darauf einen genau abgewogenen halben Gran von der rothen Tinktur. Der Tiegel wurde mit einem paſſenden, gleichfalls zuvor unterſuchten Deckel bedeckt und mitten in die glühenden Kolen des Schmelzofens geſtellt.

Als der Tiegel in voller Glut ſtand, nahm man den Deckel ab, und ſah, daß das Queckſilber ganz ruhig ſtand und weder kochte noch rauchte. Man ſetzte den Deckel wieder auf, und verſtärkte das Feuer, bis der Tiegel weiß glühte. In dieſer Glut ließ man ihn dreißig Minuten ſtehen, nahm ihn dann heraus, und zerſchlug ihn nach dem Erkalten. Man fand unter der Schlacke ein gelbes Metallkügelchen, und viele zerſtreute Körner, die unter die Anweſenden vertheilt wurden.

Das größere Metallkorn wog zehn Gran. Lord Palmerſtone ließ daſſelbe, wie das Silber vom ſiebenten Verſuche, kunſtmäßig probiren, und es ward für vollkommen reines Gold erklärt. Ebendaſſelbe Gold probirte nachher auch der Goldarbeiter Lock zu Oxford, welcher es gleichfalls für ganz fein erkannte.

Neunter Verſuch. Einige Tage ſpäter unternahm Dr. Price nach dem Wunſche der Geſellſchaft einen Verſuch mit der weißen Tinktur in größerer Maſſe, wobei er eine noch größere Wirkung darzulegen verſprach.

Sechzig Loth Queckſilber wurden, wie beim dritten Verſuche, mit zwölf Gran von der weißen Tinktur im Feuer bearbeitet. Zwar hatte Dr. Price dieſes Mal ſelbſt und allein die Arbeit vor dem Tiegel übernommen, ward aber deſto aufmerkſamer von den Umſtehenden beobachtet.

Man erhielt nach dem oben beſchriebenen Verfahren einen Silberkönig von dritthalb Loth oder ſechshundert Gran, welcher alſo zu der verwendeten Tinktur dem Gewichte nach ſich verhielt wie 50 zu 1. Dieſes Silber wurde von den anweſenden Lords nachher dem Könige von England, Georg dem Dritten, vorgelegt.

Zehnter Verſuch. An ebendemſelben Tage wurden zwei Loth Queckſilber, wie bei dem erſten Verſuche, mit zwei Gran der rothen Tinktur im Feuer bearbeitet. Man erhielt davon ein halbes Loth oder hundertundzwanzig Gran eines hochgefärbten und vollkommen feuerbeſtändigen Goldes.

Das rothe Pulver hatte mithin ſechzig Theile Queckſilber in Gold tingirt. Dieſes Gold wurde gleichfalls dem Könige nachher überreicht.

Wiewol dieſe Verſuche unter den angeführten Umſtänden keinem ſcheinbaren Zweifel Raum gaben, auch die ſämmtlichen achtbaren Zeugen von der Wahrheit der Wirkungen überführt wurden, und kein Bedenken trugen, mit ihren Namen dafür einzuſtehen; ſo wurde doch die Kunde davon mehr und mehr entſtellt, je weiter ſie ſich ins größere Publikum verbreitete. Dieſes bewog den Dr. Price, den wahren Verlauf in einer beſondern Schrift bekannt zu machen.

Dieſe Schrift führt den Titel: An account of some experiments on Mercury, Silver and Gold, made at Guilford in May 1782 in the Laboratory of James Price, M. D. F. R. S., Oxford, 1782, 4. Eine zweite Ausgabe erſchien ebenda, 1783; eine deutſche Ueberſetzung zu Deſſau, 1783, 8. Einen Auszug daraus lieferte Gmelin im Göttingſchen Magazin der Wiſſenſchaften von Lichtenberg und Forſter, 1783, St. III. S. 410—452.

Die Abhandlung des Dr. Price wurde mit den zugehörigen Proben Gold und Silber der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu London übergeben. Die Societät beauftragte ihr Mitglied, den Chemiker Kirwan, die Sache zu unterſuchen. Das war allerdings ein mißlicher Auftrag, bei welchem leichter zu verlieren als zu gewinnen war; denn es gab da nichts weiter zu unterſuchen, als ob das eingelieferte Gold und Silber ächt ſey, und damit war die eigentliche Frage weder bejahet noch verneint.

Kirwan, Higgins und andere Chemiker verlangten vom Dr. Price, daß er entweder ſeine Verſuche in ihrer Gegenwart wiederholen, oder ſeinen Proceß ihnen mittheilen ſolle. Indeſſen lehnte er beides ab: erſteres, weil ſein Vorrath an beiden Pulvern völlig aufgegangen ſey, und er ſich nicht entſchließen könne, deren Ausarbeitung noch einmal zu übernehmen; letzteres aber wahrſcheinlich darum, weil er, wie

ſein Titel F. R. S. andeutet, zur Geſellſchaft der Roſenkreuzer, mithin zu der Partei der Arkaniſten, gehörte, deren Grundſätze mit denen der Societät im Widerſpruche ſtanden.

Gegen Ende des Jahres 1782 war Price lange in London, um den dortigen Naturforſchern Rede zu ſtehen und ihre etwanigen Zweifel gegen ſeine Verſuche aufzuklären. Ihr Anführer, Sir Joſeph Banks, drang ſehr in ihn, ſich offener mitzutheilen; denn ſeine Ehre erfordere das. Alle ſeine Freunde waren derſelben Meinung. Er drückte ſein Erſtaunen darüber aus, daß man den vielen von ihm aufgeführten Zeugen nicht glauben wolle. Indeſſen beunruhigte die Möglichkeit eines ſchimpflichen Verdachtes ſein Ehrgefühl ſo lebhaft, daß er endlich verſprach, die beiden Pulver nochmals auszuarbeiten und dann ſeine Verſuche in London zu wiederholen.

Im Januar 1783 ging er zu dieſem Zwecke nach Guilford, und verſprach, in ſechs Wochen nach London zurückzukommen; man erwartete aber ſeine Rückkehr vergebens. Er lebte in ſeinem Hauſe höchſt eingezogen und arbeitete. Unter anderem hatte er eine große Menge Kirſchlorbeerwaſſer deſtillirt und daſſelbe durch wiederholtes Abziehen bis auf einen hohen Grad koncentrirt. Eine damit angefüllte Flaſche gab er ſeiner Haushälterin aufzuheben. Auch machte er in dieſer Zeit ſein Teſtament, welches mit den Worten anhebt: „Da „ich vermuthlich bald an einem beſſeren Orte ſeyn werde,“ u. ſ. w.

Bitterlich mochte wol Dr. Price bereuen, daß er ſeine Perlen zu wolfeil gegeben und nicht einen Theil der Pulver für die Lords der gelehrten Welt aufgeſpart habe. Dagegen fanden ſeine Freunde und die Gentlemen von Guilford ſich kompromittirt dadurch, daß man ſeine Verſuche in London verworfen hatte, und noch mehr dadurch, daß er die verſprochene Wiederholung ſchuldig blieb, welches viele Spöttereien veranlaßte. Sie zogen ſich demnach auffallend von ihm zurück, wie von Einem, der ſeinen guten Ruf verloren

Bekannten aus arithmetiſchen Gründen für einen Adepten erklärten, den aber die Naturforſcher nicht angriffen, weil ſie nichts von ihm wußten. Er hieß Rollesson, und hatte früher in Thames-street eine unbedeutende Materialhandlung gehabt. In ſeinem fünfzigſten Jahre gab er dieſe plötzlich auf, miethete ein großes Haus in Grosvenor-square, kaufte Güter in Northampton, Kent, Eſſex, Suffolk und Norfolk, auch eine Plantage auf Jamaika, und legte ſo viele Kapitalien in die Fonds, daß er jährlich dreitauſend Pfund Zinſen aus der Bank zog. Man rechnete ihm nach, daß ſein Aufwand ſich jährlich auf zwölf- bis fünfzehntauſend Pfund belaufe. Soviel man wußte, hatte er nie Erbſchaften gethan, auch weder im Handel noch in der Lotterie einen Glücksfall gehabt.

Das alles würde nichts beweiſen. Man könnte glauben, daß er durch klüglich verhehlte Spekulationen, vielleicht eben durch wolberechnetes Kaufen und Verkaufen der Landgüter ein großes Vermögen erworben habe. Eines nur gibt der Vermuthung einigen Wahrſchein: Bei dieſem Wolſtande unterhielt er in ſeinem Hauſe ein großes Laboratorium, und hatte neben demſelben noch ein kleineres, worin er ganz allein arbeitete. Das große Laboratorium will noch nicht viel ſagen, denn es könnte dem Rentirer zum Zeitvertreibe gedient haben, wie Andere pflanzen, fiſchen oder jagen; aber das kleine, das Allerheiligſte, worin er machte, man wußte nicht, was, erinnert freilich an Benjamin Jeſſe mit ſeinem Betſtübchen, und dieſe Auslegung wird durch folgenden Umſtand noch plauſibler.

Price's Verſuche, die Auflehnung der Societät dagegen, die Erwartung der nochmaligen Beweiſe auf der einen, und die beharrliche Verwerfung auf der anderen Seite, hatten die Alchemie zum Geſpräch des Tages in London gemacht. Dabei kam manches Andere mit zur Sprache, auch Rolleſſon's Reichthum und doppeltes Laboratorium. Man ſchenkte dem Mitbürger mehr Aufmerkſamkeit, als einem Adepten lieb ſeyn

beitet hatten. Vergl. Klaproth's Chemiſche Annalen, Bd. I., 1787, St. IV. S. 337.

Der Bergrath Lehmann in Berlin war nicht abgeneigt, ſich aus einem anderen Grunde für die eben zur Sprache gekommene Metallveredlung zu erklären. Er glaubte feſt, daß er aus dem ſchweißtreibenden Spießglanzoxyde künſtliches Silber machen könne. Er hatte es ſchon oft gemacht, und der Verſuch gelang jedes Mal, ſo oft er ihn mit Spießglanz von derſelben Sorte wiederholte. Als er aber auf Anrathen eines Freundes aus einer anderen Apotheke Spießglanz holen ließ, erhielt er gar kein Silber. Nun prüfte er das zuvor gebrauchte Antimonium und fand es ſilberhaltig. Vergl. Berliner Monatsſchrift, Bd. IX. S. 585.

In dieſe Irrungen ward auch ein würdiger Mann verwickelt, den die Geſchichte hier nur mit Rückſicht nennt, da ſie in anderen Fächern ſeinen Ruhm verkündigt.

Johann Salomo Semler, ein berühmter Lehrer der Theologie zu Halle, hatte ſchon als Knabe Mancherlei von Alchemie gehört und geſehen, da der Alchemiſt Taubenſchuß zu Saalfeld ein Hausfreund ſeines Vaters war. Dieſer Umſtand gab ihm die beſondere Richtung, daß er neben ſeinen theologiſchen Studien und Berufsarbeiten die Stunden der Erholung Verſuchen widmete, zu welchen es ihm an hinreichenden Vorkenntniſſen mangelte. Vgl. Semler's Lebensbeſchreibung, Th. I. S. 68. f.

Seine ungemein ausgebreitete Gelehrſamkeit bot dieſer Liebhaberei nicht wenig Nahrung in den Schriften des Mittelalters. Vornehmlich aber befeſtigte ſeinen Glauben an die Möglichkeit der Metallveredlung ein ſpäterer Vorfall, der wenigſtens in Beziehung auf ihn ſelbſt angemerkt zu werden verdient.

Als Semler ſchon in Halle lehrte, führte ein dortiger Jude ihm einen Fremden zu, der eben aus Afrika gekommen war und ſeine Hülfe in Anſpruch nahm. Er zeigte ein Papier vor, auf welchem ein Dutzend Zeilen jüdiſcher Schrift ſtand,

Man widersprach ihm von mehren Seiten. Wiewol man ihn mit schonender Achtung behandelte, reizte ihn doch der Widerspruch zur Heftigkeit. Auf die billige Anforderung, daß er die Zuthaten angeben solle, damit man seinen Versuch nachmachen könne, ging er zwar nicht ein; doch sandte er seinem Kollegen Gren zur Prüfung ein Glas, voll einer bräunlichen Salzmasse, welche das Gold erzeugen sollte. Schon bei der ersten Ansicht fand Gren darin Blattgold eingemengt; aber das glaubte Semler nicht. Vergl. Berliner Monatsschrift, 1787, Bd. IX. S. 306.

Dasselbe Gemisch sandte Semler an Klaproth in Berlin, mit der Versicherung, das darin sichtbare Gold sey nicht hineingethan, sondern aus dem Salze entstanden. Klaproth fand außer dem Golde darin nur Glaubersalz und Bittersalz, in ein Harnmagma eingehüllt, bekannte seine Ungläubigkeit, und verlangte, daß Semler ihm die Ingredienzien in dem vor der Golderzeugung vorhergehenden Zustande übergeben solle, damit er sich mit eignen Augen von der Entstehung des Goldes überzeugen könne.

Darauf erhielt er von Semler, in zwei Gläser abgesondert, eine braune, schmierige Salzmasse, und einen Liquor, „welcher den Samen des Goldes enthalte und das Salz beim Aufgießen in der Wärme befruchten werde“. Die Untersuchung zeigte bald, daß das braune Salz schon mit Blattgold vermengt war, welches, ohne Beihülfe des Liquors, schon durch reines Wasser ausgewaschen werden konnte. Eine nachfolgende Sendung enthielt ebendenselben Liquor und ebendieselbe braune Salzmasse, worein aber weit weniger Gold gemischt war, weshalb es auch nicht sonderlich wachsen wollte. Vergl. Berliner Monatsschrift, Bd. IX. S. 574. Bd. XIII. S. 484. f.

Semler hatte unterdessen seinen Versuch mit immer gleichem Erfolge wiederholt, und meinte, Klaproth müsse es wol in der Behandlung versehen haben. Er hatte sogar zunehmende Ausbeute, und schrieb frohlockend: „Ich bin

die Worte waren aber arabisch und türkisch. Er wies auf zwei Wörter und seufzte kläglich. Diese Wörter machten ihn unglücklich, wenn er nicht einen Gelehrten finde, der sie ihm deuten könne.

Das zu erklären, erzählte er nun, in Fez, Tunis, Tripoli u. s. w. wohnten viele Juden, und manche Familie habe von den Vorfahren her ihr Geheimniß in der Alchemie. Sie machten davon Gebrauch im Stillen, aber nur zur Nothdurft, um die Habsucht der Barbaren nicht zu reizen. Bei einem solchen Juden habe er lange gedient und oft Gold machen helfen. Auf dem Zettel wären die Zuthaten genannt, aber zum Unglück habe er die Bedeutung der beiden Namen vergessen; und wenn nur ein einziges Stück dabei fehle, so könne nichts daraus werden.

Semler gab sich alle mögliche Mühe, die Namen herauszubringen, und zog befreundete Orientalisten zu Rathe, aber umsonst. Als er dem nach fünf Tagen wieder anfragenden Juden keinen Aufschluß geben konnte, wehklagte dieser jämmerlich, daß er nun wieder nach Afrika gehen müsse, um seinen Herrn darum zu befragen.

Die Aussage des Juden ist ganz unverbürgt, und wird noch verdächtiger, wenn man die neueren Berichte von Ali Bey damit zusammenhält. Vielleicht diente die afrikanische Alchemie zum Vorwande für eine feine Bettelei. Indessen erzählt Semler die Sache ganz ernsthaft in seiner Lebensbeschreibung, Th. I. S. 324 — 327.

Im Jahre 1786 beschäftigte ihn die von dem Baron Leopold von Hirschen angepriesene Universalarznei, das sogenannte Luftsalz, mehr als alles. In rascher Folge gab Semler drei Abhandlungen „Von ächt hermetischer Arznei“ heraus, empfahl das Luftsalz als probat, und ging sogar noch weiter als Hirschen selbst, indem er behauptete, daß man vermöge desselben auch Gold erzeugen könne, und zwar ohne Tiegel und Kolen, in warmgehaltenen Gläsern.

Man widerſprach ihm von mehren Seiten. Wiewol man ihn mit ſchonender Achtung behandelte, reizte ihn doch der Widerſpruch zur Heftigkeit. Auf die billige Anforderung, daß er die Zuthaten angeben ſolle, damit man ſeinen Verſuch nachmachen könne, ging er zwar nicht ein; doch ſandte er ſeinem Kollegen Gren zur Prüfung ein Glas, voll einer bräunlichen Salzmaſſe, welche das Gold erzeugen ſollte. Schon bei der erſten Anſicht fand Gren darin Blattgold eingemengt; aber das glaubte Semler nicht. Vergl. Berliner Monatsſchrift, 1787, Bd. IX. S. 306.

Daſſelbe Gemiſch ſandte Semler an Klaproth in Berlin, mit der Verſicherung, das darin ſichtbare Gold ſey nicht hineingethan, ſondern aus dem Salze entſtanden. Klaproth fand außer dem Golde darin nur Glauberſalz und Bitterſalz, in ein Harnmagma eingehüllt, bekannte ſeine Ungläubigkeit, und verlangte, daß Semler ihm die Ingredienzien in dem vor der Golderzeugung vorhergehenden Zuſtande übergeben ſolle, damit er ſich mit eignen Augen von der Entſtehung des Goldes überzeugen könne.

Darauf erhielt er von Semler, in zwei Gläſer abgeſondert, eine braune, ſchmierige Salzmaſſe, und einen Liquor, „welcher den Samen des Goldes enthalte und das Salz beim Aufgießen in der Wärme befruchten werde“. Die Unterſuchung zeigte bald, daß das braune Salz ſchon mit Blattgold vermengt war, welches, ohne Beihülfe des Liquors, ſchon durch reines Waſſer ausgewaſchen werden konnte. Eine nachfolgende Sendung enthielt ebendenſelben Liquor und ebendieſelbe braune Salzmaſſe, worein aber weit weniger Gold gemiſcht war, weshalb es auch nicht ſonderlich wachſen wollte. Vergl. Berliner Monatsſchrift, Bd. IX. S. 574. Bd. XIII. S. 484. f.

Semler hatte unterdeſſen ſeinen Verſuch mit immer gleichem Erfolge wiederholt, und meinte, Klaproth müſſe es wol in der Behandlung verſehen haben. Er hatte ſogar zunehmende Ausbeute, und ſchrieb frohlockend: „Ich bin

nun bekannt, daß er sein großes Vermögen dem sogenannten Mineralkermes verdankte, den er vorzüglich schön darstellte. Schon als Student hatte er dessen Bereitung, wo nicht erfunden, doch mit besonderm Glücke betrieben, worin er seine Subsistenz, auch Mittel fand, die Mutter zu ernähren. Der Verkauf dieser Farbe war der Hauptzweck seiner Reisen, so wie nachher Gegenstand seines Meßgeschäfts. Vergl. Bücking's Biographie von Beireis, in den Zeitgenossen, Bd. II. Abth. III. S. 69 — 122.

Die Literatur dieses Zeitraumes beginnt mit einem entschiedenen Widersacher der Alchemie, Johann Christian Wiegleb, Oberkämmerer und Rathsherrn zu Langensalze, einem trefflichen Chemiker der Stahlschen Schule. Er schrieb eine „Historisch-kritische Untersuchung der Alchemie, oder der eingebildeten Goldmacherkunst, von ihrem Ursprunge sowol als Fortgange, und was nun von ihr zu halten sey.“ Weimar, 1777, 8. Neue Ausgabe: 1793, 8.

In der Vorrede bemerkt er richtig, daß Zweifel der Anfang zur Wissenschaft sey, und wer nicht zweifle, prüfe nichts. Möchte er seinen Gegenstand nach diesem Grundsatze abgehandelt haben; aber im voraus verwerfen ist nicht zweifeln. Der Zweifler wägt behutsam das Für und Wider ab, sucht beides aus den Quellen zu begründen, und läßt dem Leser bis zum Schlusse die Freiheit des Urtheils. Ein so philosophischer Zweifler ist aber Wiegleb nicht. Vorläufig fängt er damit an, die Sache zu verwerfen, auch wol ein wenig zu schimpfen, und dann gibt er sich das Ansehen, zu untersuchen; aber sein Streben ist nur dahin gerichtet, die ausgesprochene Verwerfung zu rechtfertigen.

Nach einer weit ausschweifenden Einleitung kommt er S. 77. zur Sache, mengt S. 81. die Alchemie, welche geprüft werden soll, unter alle Arten des Aberglaubens, und paart sie mit Hexerei, Teufelsbannen, Geistersehen, Zeichendeuten und Wahrsagen, worin er also von Athanasius Kircher wenig abweicht. Eine solche Ansicht müßte eigentlich

jede

nale, von großem Einfluſſe auf die öffentliche Meinung. Hier hatte man ganz beſondere Fälle zur Waffe gegen die Vertheidiger der Alchemie. So wie das verſchleierte Geheimniß des Luftgoldes ſich endlich als ein Poſſenſpiel aufdeckte, hatte man die Lacher gewonnen. Die Menge, die ſo gern vom Einzelnen auf das Ganze ſchließt, dehnte die Verwerfung auf alle Adeptengeſchichten aus, ohne dieſe weiter prüfen zu mögen.

Dieſer Unglaube konnte um ſo leichter Boden gewinnen, als in dieſem Zeitraume in Deutſchland kein namhafter Adept auftrat, um ſo glänzenden Autoritäten das Gegengewicht zu halten. Einen gab es wol, den Manche nicht abgeneigt waren für einen deutſchen Rolleſſon zu halten, weshalb er hier nicht übergangen werden darf. Das war:

Gottfried Chriſtoph Beireis, Hofrath und Profeſſor zu Helmſtädt, geboren 1730, geſtorben 1809. Ganz mittellos verließ er 1750 ſeine Vaterſtadt Mühlhauſen, um in Jena zu ſtudiren, und doch unterſtützte er ſchon in Jena ſeine Mutter. Nach Vollendung ſeiner Studien brachte er drei Jahre auf Reiſen zu, bevor er ſich in Helmſtädt habilitirte. Hier wendete er unglaubliche Summen auf Gemälde, Antiquitäten, Gemmen, Münzen, Automaten, Mineralien, anatomiſche Präparate u. ſ. w., wodurch er ein Vermögen kund gab, welches er in Helmſtädt weder durch ärztliche Praxis noch durch Vorleſungen erwerben konnte. Zudem wußte man, daß er jedes Mal zur Braunſchweiger Meſſe beträchtliche Sendungen in Gold erhielt. Da er nun ein Laboratorium beſaß und oft darin beſchäftigt war, ſo glaubten Viele, daß er auf ſeinen Reiſen das Geheimniß, Gold zu machen, erlernt habe, weil nur das jene Räthſel aufzuklären ſchien. Wenn man ihn darüber ausholen wollte, ſagte er nicht Ja, nicht Nein; denn es machte ihm Vergnügen, daß man ihm Ungemeines zutraute. Jedoch hat ſich unter ſeinem Nachlaß keine Spur davon gefunden, daß er in der eigentlichen Alchemie gearbeitet habe. Vielmehr iſt

aber unwürdig des Referenten vor dem Richterstuhle der Wahrheit, als welcher ein Schriftsteller handeln soll.

Ferner sagt Wiegleb, S. 359., das historische Zeugniß könne überhaupt bei keiner Sache, die sich auf natürliche Kräfte gründen solle, auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen, als nur dann, wenn die bezeugte Sache nicht wider die natürliche Möglichkeit laufe. Diese Bedingung ist sonderbar genug, weil er nicht bestimmen konnte, wie weit diese Möglichkeit gehe. Damals war noch nicht einmal in Umlauf, was Lavoisier leistete! Er würde selbst, wenn er jetzt einmal zur Erdscholle zurückkehrte, über die Vermessenheit lachen müssen, mit welcher er 1777 der Natur ihre Schranken setzen wollte.

Die Prüfung zeigt, daß Wiegleb, wennschon ein verdienstvoller Chemiker, doch wenig Anlage zur Kritik besaß, und darin dem Gegenstande nicht gewachsen war, den er zu bearbeiten unternahm. Allein er durfte leicht wagen, für eine mächtige Partei zu reden. Man zollte ihm gern Beifall, weil er mit kräftigen Worten aussprach, was man gesagt wissen wollte. Viele lobten ihn wol, ohne sein Buch zu lesen. Die sogenannte zweite Ausgabe stimmt mit der ersten von Wort zu Wort, sogar im Druckfehlerverzeichniß auf dem letzten Blatte, überein. Man hat also nur den Titel umgedruckt, und diese merkantilische Nachhülfe deutet nicht auf zahlreiche Leser.

Ein verständiger Zeitgenosse Wiegleb's urtheilt über ihn und seine Kritik: Wer vorschnell Andere zu Betrügern oder einfältigen Leuten mache, und dabei unsichere Urtheile über verstümmelte Thatsachen mit Geräusch als geprüfte Wahrheiten vorbringe, könne vielleicht auch des Betruges beschuldigt werden. Vergl. Möhsen's Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften u. s. w., (1783,) S. 52.

Ein Ungenannter lieferte eine Sammlung der neuesten und merkwürdigsten Begebenheiten, die sich mit unterschiedlichen, vermuthlich noch lebenden Adepten und ihrer

philoſophiſchen Tinktur zugetragen haben; nebſt der ausführlichen Geſchichte des großen Adepten Nikolai Flamelli, Hildesheim, 1780, 8.

Innocenz Liborius ab Indagine, der eigentlich Jäger hieß, ſchrieb: Chymiſch-phyſikaliſche Nebenſtunden, ausgefertiget von einem in der wahren Chymie und geheimen Naturkunde ſich übenden Naturforſcher. Zwei Lieferungen. Hof, 1780, 8.

Adama Booz, eigentlich Dr. Adam Michael Birkholz, ſchrieb:

1) Compaß der Weiſen, von einem Mitverwandten der ächten Freimaurerei. Berlin und Leipzig, 1779, 8. Neue Ausgabe: 1782, 8.
2) Von der Natur und Kunſt, nebſt einem Auszuge aus etlichen ſehr rar gewordenen, deutlich und aufrichtig abgefaßten Werken des berühmten Adepten Hermann Fiktuld. Leipzig, 1781, 8.

Bernhard: „Abhandlung von der Natur des philo„ſophiſchen Eyes“. Hildesheim, 1781, 8.

Sternanker: „Verſuch über den Zweck und Nicht„zweck des Steines der Weiſen“. Amſterdam, 1782, 8.

Joſeph Ferdinand Hervordi ſchrieb: „Er„klärung des mineraliſchen Reichs, ein Beitrag zur Ge„ſchichte der Alchemie“, Berlin, 1783, 8.

Siegmund Heinrich Güldenfalk, Heſſendarmſtädtſcher Oberlandkommiſſar, ſchrieb eine „Sammlung von „mehr als hundert Transmutationsgeſchichten, oder Bei„ſpielen von Verwandlung der Metalle in Gold oder Silber“, Frankfurt und Leipzig, 1784, 8.

Ein Ungenannter ſchrieb den „Beitrag zur Ge„ſchichte der höheren Chemie oder Goldmacher„kunde in ihrem ganzen Umfange. Ein Leſebuch für Al„chemiſten, Theoſophen und Weiſenſteinsforſcher, auch für „Alle, die, wie ſie, die Wahrheit ſuchen und lieben“. Leipzig, 1785, 8.

Wenceslaus Johann Guſtav Karſten, Profeſſor der Mathematik und Naturlehre zu Halle, ſchrieb: „Phyſiſch-chymiſche Abhandlungen, durch neuere „Schriften von hermetiſchen Arbeiten und andere neue Unterſuchungen veranlaßt“, Halle, 1786, 8.

Ein Ungenannter gab heraus: „Magazin für die „höhere Naturwiſſenſchaft und Chemie“, zwei Bände, Tübingen, 1784 — 1787, 8.

Karl Arnold Kortum ſchrieb eine „Vertheidigung der Alchemie gegen die Einwürfe einiger neueren Scheidekünſtler, beſonders gegen Wiegleb“, Duisburg, 1789, 8. „Noch ein Paar Worte über Alchemie und „Wiegleb“, Duisburg, 1791, 8.

Ein Ungenannter, wahrſcheinlich der Verfaſſer des obigen Beitrags u. ſ. w., redigirte ein „Taſchenbuch für „Alchemiſten, Theoſophen und Weiſenſteinsforſcher, die „es ſind und werden wollen“, Leipzig, 1790, 8.

G. Nemo von Langenheim, ein Pſeudonymus, ſchrieb: „Naturgeſetzmäßige Unterſuchung des ſonderbaren „phyſiſchen Nichts. Zur Steuer der hermetiſchen Philoſophie“. Ohne Druckort, 1790, 8.

Johann Friedrich Henckel, kurſächſiſcher Bergrath, ein bekannter Metallurg, gab heraus: „Mineralogiſche, chymiſche und alchymiſtiſche Briefe“, zwei Theile, Dresden, 1792 — 1794, 8.

Chriſtoph Bergner, Laborant in Prag, ſchrieb:

1) Chymiſche Verſuche und Erfahrungen. Drei Theile. Prag, 1790 — 1792, 8.
2) Iſt es möglich, aus Metallen, worin weder Gold noch Silber enthalten, ein dichtes, in allen Proben beſtändiges Gold und Silber hervorzubringen? u. ſ. w. Prag, 1794, 8.

In der Mitte dieſes Jahrzehends hört die alchemiſtiſche Literatur auf. Dieſes Verſchwinden der Alchemie vom Büchermarkt deutet nicht auf ihre Vernichtung. Sie zog ſich

in eine concentrirte Stellung zurück. Ihre noch immer zahlreichen Freunde wünschten sich einander mitzutheilen, ohne sich dem Hohne der Verächter bloszustellen. So trat in die Stelle der Literatur die Hermetische Gesellschaft, welche sich von früheren Vereinen zu ähnlichen Zwecken darin unterschied, daß sie nicht auf einen besondern Ort beschränkt seyn, sondern ganz Deutschland umfassen sollte.

Man gab der Welt nur so viel Kunde, als eben hinreichend war, das Daseyn der Verbindung außer Zweifel zu setzen, damit Gleichgesinnte Veranlassung und Gelegenheit finden möchten, sich anzuschließen. Thüringen, das Herz von Deutschland, schien auch, wenigstens anfänglich, der Mittelpunkt der Wirksamkeit zu seyn. Der Plan war 1795 schon entworfen, und entwickelte sich in den folgenden Jahren, so wie man sich zusammenfand und die Idee zur Wirklichkeit wurde; denn die anonyme Publicität, welche man der Sache gab, verfehlte ihre Wirkung nicht.

Im Jahre 1796 wurden, um zu jenem Zwecke eine Verhandlung einzuleiten, in der gelesensten Zeitschrift, dem Reichsanzeiger, N. 234., hermetische Fragen aufgestellt. Darauf erschien:

Neun Sätze der höheren Chemie, welche von einer hochgelehrten Gesellschaft vorgelegt wurden, beantwortet von Joseph Ferdinand Friedrich. Frankfurt, Leipzig und Wien, 1797, 8.

Bald gewann die Unterhaltung mehr Lebhaftigkeit, und der Reichsanzeiger lieferte eine ganze Folge von Aufsätzen im Jahrgange 1798, N. 70., N. 72., N. 75., N. 76. und N. 77. In der Folge wurden diese Mittheilungen seltener, und hörten ganz auf, weil der Zweck erreicht war.

Schluß.

Man dürfte glauben, daß die produktive Alchemie ſeit 1800 zu den Arabern zurückgekehrt ſey, von welchen ſie ausging.

Von den afrikaniſchen zwar iſt wenig zu rühmen. Ein gelehrter Spanier, Don Domingo Badia y Leblich, welcher im Jahre 1803, als Muſelmann verkleidet, unter dem Namen Ali Bey Nordafrika bereiſete, berichtet über Tanger und Fez an zwei verſchiedenen Stellen beinahe gleichlautend:

„Die Chemie iſt für dieſe Völker ſo gut als gar nicht „vorhanden; doch haben ſie Begriffe von der Alchemie, weil „man bei ihnen noch einige armſelige Adepten antrifft.“ Vergl. Ali Bey Reiſe durch Afrika, Weimar, 1816, 8., S. 43. 99.

Dagegen möchte ſich im Mutterlande, bei dem Kern der Nation, mehr Kenntniß bergen, wennſchon Niebuhr's Nachrichten kaum ſo etwas erwarten ließen; denn von daher haben wir die neueſte Kunde von einer bewirkten Metallveredlung.

Im Jahre 1814 erſchien bei dem engliſchen Reſidenten zu Baſſora, Sir Colquhoun, ein alter Araber, und bat um ſeinen Schutz gegen den Schech von Grane, der ihn verfolge, weil er Gold machen könne. Als der Reſident

das lächelnd bezweifelte, erbot ſich jener zur Probe, die ſogleich angeſtellt wurde.

Colquhoun warf vier Bleikugeln von ſeinem Vorrath, die er zuvor abgewogen hatte, in einen glühend gemachten Schmelztiegel. Der Araber gab ihm dazu vier Papierchen, in welche ein weißes Pulver eingeſchlagen war. Sie wurden alle vier auf das fließende Blei geworfen. Als dieſes zwanzig Minuten getrieben hatte, ward der Tiegel vom Feuer abgehoben und ausgegoſſen. Der Araber hatte bis dahin den Tiegel nicht berührt.

Das ausgegoſſene Metall war gelb, und wog eben ſo viel, als die vier Bleikugeln zuvor gewogen hatten. Der Goldarbeiter des Bazars ward herbeigerufen, es zu prüfen. Er erklärte es für gutes Gold und ſchätzte den Werth deſſelben auf neunzig Piaſter.

Der Reſident verſprach nun dem Araber ſeinen Schutz; allein in der erſten Nacht ſchon, da dieſer ausgegangen war, um ſeine Sachen in des Reſidenten Haus zu bringen, ward er von den Leuten des Schechs, die ihm auflauerten, auf der Straße ergriffen, auf ein Schiff gebracht und nach Grane entführt.

Colquhoun erzählte dieſen Vorfall ſeinem Freunde, Macdonald Kinneir, welcher ihn auf ſeiner Reiſe bald darauf beſuchte. Vergl. Kinneir's Reiſe durch Kleinaſien, Armenien und Kurdiſtan, in Bertuch's Neuer Bibliothek der Reiſebeſchreibungen, Bd. 27. S. 348. f.

Die angeführten Umſtände machen dieſe Thatſache ſo glaublich, daß zu wünſchen wäre, wir hätten von dem Zeugen ſelbſt eine umſtändliche Erzählung ſtatt der mitgetheilten Notiz von einem Reiſenden, welchen die Sache, wie es ſcheint, wenig intereſſirte. Eine weiße Goldtinktur iſt ungewöhnlich, doch nicht ohne Beiſpiel. Möchte

Herr Colquhoun, wenn er vielleicht ſeitdem zurückkehrte und noch lebt, über ſeine Erfahrung mehr mitzutheilen bewogen werden.

Die Transmutation von Baſſora liefert einen Anfang zum neunzehnten Kapitel; doch fehlt es an der Fortſetzung, indem Europa nichts Bemerkenswerthes darbot. Von dem Fortbeſtehen und Wirken der Hermetiſchen Geſellſchaft hört man ſchon lange nichts mehr. Die Literatur iſt bis auf ein einziges Schriftchen zuſammengeſchrumpft, das ſind die „Literariſchen Nachrichten zur Geſchichte des ſogenannten „Goldmachens“, von Chriſtoph Gottlieb v. Murr, Leipzig, 1806, 8. Der Verfaſſer verſteht die Kunſt, Allen alles zu ſeyn; denn auf der einen Seite bekennt, auf der anderen bezweifelt, und auf der dritten verſpottet er die Alchemie. Unter mancherlei Nürnberger Tand findet man doch auch brauchbare Notizen.

Die hiſtoriſche Unterſuchung iſt für jetzt nicht weiter zu verfolgen. Die Reſultate derſelben würde ich in folgende Sätze zuſammenziehen:

Es gibt ein chemiſches Präparat, durch welches andere Metalle in Gold verwandelt werden können.

Es iſt in mancherlei Geſtalten und in verſchiedenem Grade der Vollkommenheit vorgekommen.

Es gibt ein chemiſches Präparat, durch welches andere Metalle, auch Gold, in Silber verwandelt werden können.

Die von den Aerzten des Mittelalters gerühmte Heilkraft jener beiden Produkte iſt in neueren Zeiten zweifelhaft geworden, indem einige der größten Meiſter von ihr ſchweigen.

Abgeſehen von überwieſenen Betrügern und Verdächtigen, ſo haben Andere eine gute Anzahl von Beweiſen ab-

gelegt, welche an der Wahrheit der Alchemie nicht länger zweifeln laſſen; aber

Die allermeiſten Probeſtücke ſind von Perſonen abgelegt worden, welche die Tinkturen von Anderen erhielten, nicht ſelbſt zu bereiten wußten. Dahin gehören: Kelley, Güſtenhöver, Dubois, Butler, Sendivog, Berigard, Helmont, Richthauſen, Schweitzer, Delisle, Böttticher, Cajetan, Aluys, Horter, Reuſſing u. A.

Wennſchon die neun erſten Kapitel der Geſchichte manches Beachtenswerthe enthalten, ſo ſind doch die dort genannten Adepten zweifelhaft, z. B. Arnald von Villanova, Raimund Lullus, Flamellus, Baſilius Valentinus, Bernhard, Ripley und Zacharias. Daſſelbe gilt von manchen Neueren, als: Monte Snyders, Helbig, Stahl, Price u. A.

Der wahren Adepten hat es wenige gegeben. Nur fünf ſind uns namentlich bekannt geworden, und die ſind: Setonius, Philaletha, Wagnereck, Laskaris und Sehfeld. Sie folgen chronologiſch ſo auf einander, daß jedes Jahrhundert nur drei zählt und auf jedes Menſchenalter nur ein Einziger kommt. Das dürfte auf die Vermuthung führen, daß Einer von dem Anderen gelernt und Jeder ſein Geheimniß nur Einem Nachfolger überantwortet habe.

Nach Sehfeld's Zeit hat man keinen großen Adepten mehr kennen gelernt; denn Stahl iſt gewiß kein ſolcher, ſondern wahrſcheinlich ein untreuer Gehülfe, der mehr ablernte, als gut war. Daß die Kunſt mit Sehfeld ausgeſtorben ſey, iſt ſchwerlich zu glauben. Nach jener chronologiſchen Progreſſion darf man vielleicht annehmen, daß nach Sehfeld ſchon zwei Nachfolger im Beſitze waren.

Warum dieſe Nachfolger unbekannt blieben, wird nicht ſchwer zu errathen ſeyn, wenn man ſich in ihre Stelle verſetzen will. Sie ſcheinen davon zurückgekommen zu ſeyn,

uns von der Wahrheit ihrer Kunſt überzeugen zu wollen. Für Diejenigen, welche ſich überzeugen laſſen wollen, glauben ſie genug gethan zu haben, und das mit Recht. Uebrigens befinden ſie ſich wol dabei, wenn niemand an ihr Daſeyn glaubt.

Bei dem allen wird die Geſchichte nicht geſchloſſen bleiben. Hier und dort mag ſich etwas gezeigt haben; aber die zur Satzung gewordene Verachtung der Alchemie hält zu Viele ab, es mitzutheilen. Was ſie vielleicht im Stillen aufzeichneten, wird dennoch den Nachkommen bekannt werden, und dann wird auch der Folgende nicht fehlen, um dieſe Arbeit fortzuſetzen und, wo ich irrte, zu berichtigen.

Register.

Die Zahlen bedeuten die Seiten.

Abraham, ein Alchemiſt, 189
Abu Dſchafar Ibn Tofail 98
Abu Ismael 99
Abu Juſuf Alchindi 94
Abu Muſſah Giabr 93
Abul Chaſſem 102
Abul Pharagi 107
Acqueville 462
Adepten 1
Adfar 99
Aegyptiſche Alchemie 22
Agricola, Georg, 269
Agricola, Joh., 378
Agricola, Jonas, 287
Agrippa v. Nettesheim 263
Aimo 116
Ainaias Gazaios 63
Alanus 128
Albinus, Nathan., 418
Albrecht Achilles 225
Albrecht der Große 132
Alchemie (Name) 1. 86
Alchemiſten, fahrende, 249
Alchiabdachi 103
Alchindi 94
Alembik 86
Alembroth 86
Alfarabi 96
Alkaheſt 35. 86
Almiſadir 86
Alphager 107
Alphidius 130
Alphonſus X. 141
Al Raſi 95
Alter v. Panopolis 69
Aluys von Ciſteron 518. 601
Ambroſius Merlin 113
Amthor, Kaspar, 377
Anderſon 572
Andreä, J. V., 366
Anepigraphos 75
Angélique, de l', 359
Angelus, G., 238
Anna, Kurfürſtin, 310
Annaberg, Mönch von, 210
Anthony, Francis, 309
Antonio di Fiorenza 223
Antonius de Abbatia 184
Antonius Tarviſinus 291
Aquinas, Thomas, 137
Arabiſche Alchemie 82
Arabiſten 119
Arabizanten 119
Archelaos 70
Arisläus 124
Ariſtoteles, ein Alchemiſt, 119
Arlenſis, Petrus, 276
Arnald v. Villanova 146. 601
Artephius 125
Aſheton, Thom., 217

Aſhmole, Elias, 395
Atremont 432
Attogrehi 101. 110
Aubry, Jean de, 431
Augmentation 2. 520
Augurelli 258
Auguſt II., K. v. Polen, 474
Auguſt I., Kurf. v. Sachſen 310
Aurach, Georg, 236
Aurelia 207
Aurum potabile 3
Aurum ſophiſticum 219
Avicenna 97
Aytelmayer, St. A., 514
Azot der Weiſen 207

Bachuone, Arn., 146
Baco, Roger, 142
Balbian, Jooſt van, 299
Baldewein, Chr. Ad., 448
Banks, Joſeph, 582
Barbara, Kaiſerin, 223
Barchuſen, Joh. Conr., 427. 512
Barnaud, Nik., 298
Baſilius Valentinus 197. 601
Batsdorf, H. v., 377
Bauer, der Kleine u. Große, 351
Bauhof in Wien 441
Beauſoleil, Baron, 385
Becher, Joh. Joach., 416
Beireis, Gottfr. Chriſtoph, 591
Belias, Johannes, 130
Bergner, Chr., 596
Berigard, Claude, 379. 601
Bernhard, Graf, 230. 601
Bernhard 595
Beſard, J. Bapt., 259
Beuther, Dav., 311
Beyer, Albr., 289
Birelli, G. B., 355
Birkholz, A. M., 595
Blank, Wilh., 565
Blankaart, St., 462
Blauenſtein, S. v., 413
Bletz, Andr., 330
Blon, Charles, 439
Blut, Saturn's, 62
Bodenſtein, Ad. v., 268. 278
Bodowsky, Joh., 368
Böhm, Joh., 546
Boerhave, H., 21
Bolton, Robert, 217
Boodt, Anſ. Boët. de, 360
Booz, Adama, 595
Borel, P., 431
Born, Ign. v., 586
Borri, G. Fr., 462
Borrich, Olaus, 420. 429
Boſſet Honius 395
Böttticher, J. Fr., 471. 601
Boyle, Rob., 455
Braceſchi 260
Brachel, P. van, 360
Bragadino 292
Braun, G. H., 479
Brebis, J. Fr., 514
Brenzi, Andr., 355
Brie, de la, 435
Brückner, Joh., 350
Brunner, Balth., 320
Bulle Spondent 160
Bureau in Genf 383
Burkhardt, Mſtr., 247
Butler, James, 361. 601

Cäſar, Theoph., 322
Caëtano, D. M., 484. 601
Cappel 586
Carnobe 390
Carolus a petra alba 321
Carreri, Aleſſ., 294
Carter, Rich., 240
Chadlat 378
Champier, Symph., 148

Chaos, Freih. v., 399. 402
Chartier, Jf., 431
Chataigne, Gabr. de, 359
Chema 23
Chemie, höhere, 566
Chevaliers, guerre des, 254
Childe, Dr., 390. 392
Chineſiſche Alchemie 83
Chortolaſſäus 351
Chriſtian IV., K. v. Dänem. 395
Chriſtian I., Kf. v. Sachſen 316
Chriſtian II., Kf. v. Sachſen 342
Chriſtoph von Paris 140
Chryſippus Fanianus 280
Chryſogomus Polydorus 269
Chryſomallos 52
Chryſopoeia 258
Chymiphilus, J. J., 517
Clajus, Joh., 352
Clangor Buccinae 245
Clauder, Gabr., 413
Claváus 296
Clobes, Nik., 287
Clopinell 163
Clos, Domin. du, 433
Cobbe, John, 217
Colleſſon, Jean, 385
Colquhoun 598
Colſon, Lancelot, 416
Comarius 40
Comitibus, L. de, 433
Concius, Andr., 418
Condeſyanus 351
Conring, Herm., 379
Conſtantini, Dr., 563
Conti, L. de, 433
Cor, Jaques le, 220
Corteſe, Iſab., 295
Cramer, Kasp., 419
Cramoiſi 195
Cremer, Abt, 169. 172. 182
Creuz, Freih. v., 492
Crinot, Hier., 269
Croll, Oſw., 350

Dammy, Matth., 522
Daſtyn, John, 164
Dee, John, 303. 306. 308
Deliſle von Sylanez 502. 601
De Luc 383
Delle, de, 274. 301. 332
Demokritos 54. 64
Demokritus, Chriſtianus, 511
Denſinger, A. B., 93
Denys Zachaire 272
Desnoyers 344. 367. 373
Dickinſon, Edm., 459
Dienheim, J. W., 327
Dierbach, Schmolz v., 490
Digop, Jean, 296
Diokletian in Aegypten 43
Dionyſius Zacharias 272
Dippel, J. K., 486. 491. 501. 510
Dorn, Gerh., 276. 321
Doux, le, 296
Drebbel, Corn., 359
Drechsler, J. G., 419
Dſchafar 86
Dubois 356. 601
Dulco 296
Duns, John, 157
Dürbach 501

Eduard III., K. v. Engl. 170. 171
Eduard IV., K. v. Engl. 240
Efferarius 129
Eidemir Geldeki 103
Elixir, groß u. kl., 2
Engelleder, J. K., 452
Eraſtus 290
Erbach, Gräfin, 497
Eremit v. Jeruſalem 121
Ernſt Ludwig, Landgraf von Heſſen 493

Eschenreuter, H., 238
Espagnet, Jean de, 357
Ettner von Eiteritz, J. Chr., 512
Euferarius 129

Fabre, P. J., 385
Fanianus 280
Farabi 96
Fauceby 217
Ferber, J. J., 13
Ferdinand III., Kaiser, 397
Fernel, Jean, 271
Ferrarius 129
Ficinus 235
Fictuld, Herm., 544
Figulus, Bened., 349
Fioravanti, Leon., 295
Firmicus 61
Fischer, Joh., 228
Flamellus 188. 601
Fludd, Rob., 364
Focet 549
Forberger, G., 276
Franke, J., 301. 377
Franz I., Kaiser, 531
Fresnoy, N. L. du, 545
Freyberg, H. v., 225
Friedrich, J. F., 597
Friedrich I., K. v. Preußen 473. 486
Friedrich II., K. v. Preußen 547
Friedrich, Herz. v. Würtemberg 320. 368
Furich, J. N., 354

Galerazeya 270
Gallus, Fr., 281
Gaßmann, Franz, 442
Gaston de Claves 296
Geber 86. 93
Geister, chemische, 6
Geldeki 103
Geoffroy d. Aelt. 517
Georgios Kedrenos 77
Georgios Synkellos 49. 55
Georgius Angelus 238
Georg Aurac 236
Georg, Meister, 386
Gerhard, J. G., 543
Gerhard, J. K., 353
Germain, Cl., 432
Gesellschaft, Alchemische, 414
Gesellschaft, Hermetische, 597
Giabr 86
Giovanni de Padua 355
Glauber, J. R., 408
Glissenti, Fab., 295
Gmelin, Joh. Fr., 14. 581
Göbicke, A. O., 543
Goldmachen 1
Goldsame 8
Goldseele 8
Goldtinktur 2
Gossenhauer 331
Gottfried von Stendal 228
Gottmann, Adept, 429
Gradirglas 536
Grandeville 460
Graffäus 351
Graßhof, Joh., 351
Gratarolus 293
Gratianus 130
Gren, Fr. A. K., 540. 589
Grewer, Jod., 261
Griechische Alchemie 52. 231. 434
Grill, ein Alchemist, 429
Grimaldi, Jac., 385
Groß, Pfarrer, 382
Großschedl v. Aicha 377
Grummet, Chr., 450. 454
Gualdo, Fr., 464
Guibert, N., 357
Guido de Montanor 155
Guillaume 405

Güldenfalk, Siegm. H., 549. 595
Güſtenhöver, Ph. Jak., 331. 601
Guſtav Adolph, König von Schweden 376

Hagiz, Juſuf Bul, 108
Haimo, Biſchof, 116
Hamilton, W., 334. 363
Hannemann, J. L., 455
Hanſſen, Jak., 326
Harpach, Kasp., 395
Harprecht, Joh., 410
Hayeck, Th. v., 301. 304
Headrich, John, 460
Heilmann, J. Jak., 332
Heinrich IV., K. v. Engl. 215
Heinrich VI., K. v. Engl. 216
Helbig, J. O. Freih. v., 453. 601
Heliodoros 69
Helmont, J. Bapt. v., 387. 601
Helvetius, J. Fr., 421
Henckel, J. F., 596
Henſſing, J. Th., 517
Hermes Trismegiſtos 24. 28
Hermetiſches Siegel 523
Hermon, Prieſter, 26
Hervordi, J. F., 595
Hieronymus Scotus 309
Hierotheos 73
Hirſchen, L. v., 588
Hirſching, W. S. E., 568
Hoghelande, Th. v., 339. 360
Hollandus, V. u. S., 210
Homberg, W., 509
Honauer, G., 320
Horlacher, K., 479. 514
Horter, Apotheker, 533. 601
Hortulanus 517

Jäger 595
Jamblichos 61
Ibn Waſchia 104
Jean le Meun 163
Jean Roquetaillade 186
Jebſenius, Jod., 379
Jeſſe, Abraham, 526
Jeſſe, Benjamin, 523
Joch, J. G., 499
Johann, der Alchemiſt 225
Johannes Andreas 147
Johannes Anglicus 158
Johannes Damaskenos 74
Johannes der Evangeliſt 50
Johannes de Fontina 320
Johannes de Garlandia 117
Johannes Piſcator 228
Johannes der Prieſter 75
Johannes XXII., Papſt, 159
Johannes Rhenanus 353
Johannes de Rupeſciſſa 186
Johannes Ticinenſis 209
Johannes Trithemius 237
Johann Iſaak Hollandus 214
Johann Philipp, Kurf. von Mainz, 402
Johann Philipp, Kurf. von Trier, 553
Johann Wilhelm, Kurf. v. d. Pfalz, 485
John Duns 157
Johnſon, Will., 431
Irenäus Philaletha 389
Iſaak Hollandus 210
Jugel, J. Gottfr., 527. 546
Jungfernerde 52
Jungfrau Alchymia 543
Juſti, J. H. Gottl. v., 16. 532
Juſuf Bul Hagiz 108

Kalid, Sultan, 104. 121
Kalid Ben Jazichi 104
Kalled Rachaidib 105
Kallias von Athen 58
Kardiluck, J. Hisk., 447

Karl VI., K. v. Frankreich, 195
Karl VII., K. v. Frankreich, 220
Karſten, W. J. G., 596
Kebrat al ahmad 98. 127
Kedrenos, Georgios, 77
Keil, Chr. H., 544
Kelley, Edw., 302. 601
Kellner, Dav., 513
Kempen, H. v., 337
Kerkring, Th., 208. 480
Kerzenmacher, P., 280
Keßler, Thom., 378
Kibrit, ſ. Kebrat.
Kinneir, Macd., 599
Kircher, Athan., 412
Kirchmaier, G. Kasp., 455. 474
Kirkeby 217
Kirwan, Rich., 581
Kiuperli, Mah., 435
Klaproth, M. Benj., 589
Kleopatra, Königin, 40
Klettenberg, J. Hekt. v., 515
Knör, L. W. v., 209
Koch, Materialiſt, 333
König, Em., 330
Koſſsky, Vinc., 239
Komanos, Komarios, 40
Koran, ob darin Alchem.? 83
Korinthiſches Erz 111
Korndörffer, Barth., 268
Kortum, K. A., 596
Kosmas 73
Kosmopolit 325
Krapit, G., 247
Kratzenſtein, Ch. G., 586
Kraus, R. W., 455
Kreiling, J. K., 544
Krohnemann, Ch. W. v., 446
Kunkel, Joh., 449
Kunrath, H., 322
Kunſt, J. Ch., 544
Laaz, Joh. v., 223
Lacini, Giov., 260
Lávinus Lemnius 404
Lagneau, Dav., 359
Lambſpring, Edler v., 229
Lana, Fr. T., 433
Lancilotti, C., 465
Langenheim, G. Nemo v., 596
Lapis Ignis 228
Lapis Philosophorum 28. 79
Laskaris, Adept, 470. 601
Lasnienoro 223
Lateiniſche Alchemiſten 111
Lavinius, Wenz., 270
Lazarel, L., 296
Leblich, Don Domingo Badia y, 598
Lehmann, J. G., 587
Leibnitz, Gottfr. W., 414
Leo, Johannes, 109
Leopold I., Kaiſer, 485
Lewis, Will., 458
Leyſſer, Fr. W. v., 539
Libav, Andr., 348
Liberius, Bened., 378
Liborius, J., 595
Lieber, Thom., 290
Liebknecht, Rath, 480
Löhndorf, H., 335
Löwenblut 251
Löwenſtern, Kunkel v., 449
Lucas, Paul, 465
Ludwig v. Neiß 248
Lullus, Raim., 166. 601
Lunaria 504
Luther, Dr. M., 262
Magie, älteſte, 38
Magiſterium 2
Makarius 200. 228
Mamugnano 292

Manget, J. J., 382. 513
Maria Prophetiſſa 48
Maria Thereſia 530
Marini Giuſ., 385
Marquard, H., 301
Marſilius Ficinus 235
Martin von Fritzlar 480
Martini, Kornel., 340
Martini, Valer., 385
Maskurat 191
Maximilian, Kaiſer, 197. 283
Maximilian Emanuel, Kurf. v. Baiern, 485
Mayer, Mich., 353
Mazotta, Bened., 433
Mehun, J. de, 163
Meidinger, K. v., 551
Meisner, Lor., 208
Melanchthon Ph., 262
Meluſinus Baſſ., 357
Memphitiſche Tafel 67
Mennens, van, 360
Merdhin Emrys 113
Merkurialwaſſer 251
Merkurius d. W. 7. 143. 243
Merlin Ambroſ., 113
Metternich, Freih. Wolf v., 494
Metternich, Graf E. v., 494
Meun, J. le, 163
Meutha, Ad., 162
Meyer, J. Fr., 564
Michael Skotus 139
Midas, König, 54
Milz, von, 554
Mirandulanus 259
Miſtleton, John, 217
Mohieddin 102
Monconys 403
Mondenſtein, Freih. v., 568
Montanor, Guido de, 155
Monte Snyders 403. 601
Moreſinus, Thom., 318
Morgenbeſſer, Mich., 380
Morhof, D. G., 419
Morienes 121
Morſius, Joach., 360
Morveau G. de, 586
Moſcheroſch v. Wiſtelsheim 569
Moſes, ob Adept? 45
Müllenfels, v., 369
Müller, Ambroſ., 376
Müller, J. El., 514
Mundan, Th., 242. 460
Murr, Ch. G. v., 542. 600
Myſterien, ägypt., 22
Myſtiker 7

Nazari, G. B., 294
Neri, Ant., 354
Neus, L. v., 248
Niebuhr, Carſt., 569
Nikephoros Blemmidas 79
Nikolaus de Cuſa 228
Noll, H., 350
Northon, Sam., 364
Norton, Thom., 246
Nüſſenſtein, Freih. v., 568
Nuyſement, J., 358

Oberberg, Mönch v., 210
Odomarus 185
Ohakan Alvarez, 261
Olympiodoros 70
Orſchall, J. Ch., 454
Ortholanus 188
Oſiander, J. A., 410
Oſſa, Jak., 159
Oſten, J. v., 210
Oſthanes I., der Große, 87
Oſthanes II. 88
Oſthanes III. 71
Ottmar 185

Paganus 149
Paliſſy, Bernh., 295

Karl VI., K. v. Frankreich, 195
Karl VII., K. v. Frankreich, 220
Karſten, W. J. G., 596
Kebrat al ahmad 98. 127
Kedrenos, Georgios, 77
Keil, Chr. H., 544
Kelley, Edw., 302. 601
Kellner, Dav., 513
Kempen, H. v., 337
Kerkring, Th., 208. 480
Kerzenmacher, P., 280
Keßler, Thom., 378
Kibrit, ſ. Kebrat.
Kinneir, Macd., 599
Kircher, Athan., 412
Kirchmaier, G. Kasp., 455. 474
Kirkeby 217
Kirwan, Rich., 581
Kiuperli, Mah., 435
Klaproth, M. Benj., 589
Kleopatra, Königin, 40
Klettenberg, J. Hekt. v., 515
Knör, L. W. v., 209
Koch, Materialiſt, 333
König, Em., 330
Koſſsky, Vinc., 239
Komanos, Komarios, 40
Koran, ob darin Alchem.? 83
Korinthiſches Erz 111
Korndörffer, Barth., 268
Kortum, K. A., 596
Kosmas 73
Kosmopolit 325
Krapit, G., 247
Kratzenſtein, Ch. G., 586
Kraus, R. W., 455
Kreiling, J. K., 544
Krohnemann, Ch. W. v., 446
Kunkel, Joh., 449
Kunrath, H., 322
Kunſt, J. Ch., 544
Laaz, Joh. v., 223
Lacini, Giov., 260
Lávinus Lemnius 404
Lagneau, Dav., 359
Lambſpring, Edler v., 229
Lana, Fr. T., 433
Lancilotti, C., 465
Langenheim, G. Nemo v., 596
Lapis Ignis 228
Lapis Philosophorum 28. 79
Laskaris, Adept, 470. 601
Lasnienoro 223
Lateiniſche Alchemiſten 111
Lavinius, Wenz., 270
Lazarel, L., 296
Leblich, Don Domingo Badia y, 598
Lehmann, J. G., 587
Leibnitz, Gottfr. W., 414
Leo, Johannes, 109
Leopold I., Kaiſer, 485
Lewis, Will., 458
Leyſſer, Fr. W. v., 539
Libav, Andr., 348
Liberius, Bened., 378
Liborius, J., 595
Lieber, Thom., 290
Liebknecht, Rath, 480
Löhndorf, H., 335
Löwenblut 251
Löwenſtern, Kunkel v., 449
Lucas, Paul, 465
Ludwig v. Neiß 248
Lullus, Raim., 166. 601
Lunaria 504
Luther, Dr. M., 262

Magie, älteſte, 38
Magiſterium 2
Makarius 200. 228
Mamugnano 292

Rudolph II., Kaiſ., 300. 332. 367
Ruggiero, Conte de, 484. 485
Ruglandius 278
Rutzke, M., 301

Sabor, Freih. v., 517
Sachs, Hans, 283
Sachs v. Löwenheim 418
Sal der Alchemiſten 7
Sala, Angelo, 355
Salentinus 127
Salmana 96
Salmon 462
Same des Goldes 8
Saturnblut 62
Saturnus 214
Schaubert, J., 238. 352
Schlüter's Ilſe 290
Schmid, R. J. F., 544
Schmolz v. Dierbach 490
Schobinger, D., 330
Schönſtein, H. v., 227
Schröder, F. J. W., 567
Schröder, W. v., 438
Schüler, K., 208
Schwefelbach 568
Schweitzer, J. Fr., 421. 601
Schwertzer, Seb., 316
Scipione, Sev., 465
Scotus 139. 157. 309. 325
Seele des Goldes 8
Seger v. Weidenfeld 455
Sehfeld, Adept, 527. 601
Semler, J. S., 587
Sendivogius, M., 343. 366. 601
Senior, Zadith, 105
Senſophar, Michal, 366
Sereskau, Freih. v., 369
Setonius Scotus 325. 601
Seyler, Wenzel, 445
Sidonius 325
Siebenfreund, Sebaſt., 286
Siebenſtern, Freih. v., 517
Siebert, Laborant, 472
Siebmacher, Ambroſ., 352
Sigillum Hermeticum 525
Sincerus Renatus 515
Snoy, Reyner, 261
Söldner, D., 513
Sonnenfels, Freih. v., 546
Spagiriſche Kunſt 1
Spinoza, Bened., 427
Stahl, G. E., 508
Stahl, J. G., 551. 601
Starkey, G., 391. 394
Stein der Weiſen 2. 28. 79
Stephanos Alexandrinos 72
Sternanker 595
Stolle, Wolf G., 482
Suchten, Alex. v., 268. 279
Sulphur d. Alchemiſten 7. 143. 187
Sulzburg, Edler v., 132
Syberg, Freih. v., 526
Syneſios, der Abt, 79
Syneſios, der Biſchof, 66

Taaut 25
Tabula smaragdina 28
Tachen, Otto, 285. 413
Tafel, Memphitiſche, 67
Tafel, Prager, 367
Talbot 302
Tank, Joach., 235. 350
Tarviſinus, Antonius, 291
Tarviſinus, Bernardus, 230
Taubenſchuß, Alchemiſt, 587
Terra foliata 265
Tetzen, Joh. v., 209
Themiſtios Euphrades 63
Theophraſtos 71
Theophraſtus Paracelſus 265
Theut, Thoyt 24. 25
Thograi 99
Thomas v. Aquino 137

Thomas de Bononia 232
Thornburg, John, 363
Thurneyſſer, Leonh., 284
Ticinenſis, Johannes, 209
Tinktur, roth u. weiß, 2
Toiſon d'or 253
Toll, Jak., 461
Töpfer, Bened., 349
Torites, M., 268
Trafford, Th., 217
Transmutation 2
Trautmannsdorf 280
Treviſanus 230
Trimaterialiſten 7
Trinkgold 3
Trismegiſtos 25. 301
Trismoſinus, Sal., 249
Trithemius, Joh., 237
Tſchirnhauſen, Freih. v., 477
Turba Philosophorum 124
Tutia 89
Tutſchky 319
Tyrianos 59

Ulſted, Phil., 254
Univerſal 2
Urbiger (Borgheſe) 391
Urſinus, J. H., 418

Vallenſis, Robertus, 278
Vanderlinden 327
Vanghan, Th. de, 390
Vansleb 465
Vellus aureum 253
Ventura Lorenzo, 293
Veradianus 130
Verdemann, Ant., 335
Vierorth, Jak., 429
Vigenère, Blaiſe de, 296
Vitriolum Basilii 202
Vließ, goldenes, 53. 253
Vreeswyk, Goſen van, 430

Wagenkreuz, G., 546
Wagnereck, Freih. v., 439. 601
Waitz, Jak., 209
Wallich Doroth. Jul., 513
Wansleben Pat., 465
Waſſerſtein d. W. 352
Wedel, G. Wolfg., 452
Wegner, G. W., 546
Weidenfeld, J. Seger v., 455
Weitbrett, J. G., 209
Wenzel, K. Fr., 566
Wiegleb, J. Chr., 592
Wildeck, Freih. v., 515
Wiſtelsheim, v., 569
Wittſtein, K., 321
Wlömen, G. T., 568
Würben, Graf Joſ. v., 494
Wurzer, Ferd., 14. 16

Xiphilinos 78

Yang von Quantong 83

Zacharias, Dionyſius, 272. 601
Zadith Senior 105
Zheil, D., 390
Ziegler, Anna Maria, 290
Zorn, ein Alchemiſt, 471
Zoſimos 69
Zulnun Ibn Ibrahim 97
Zwelffer, Joh., 340. 400
Zwinger, Jak., 328. 330

Rudolph II., Kaiſ., 300. 332. 367
Ruggiero, Conte de, 484. 485
Ruglandius 278
Rutzke, M., 301

Sabor, Freih. v., 517
Sachs, Hans, 283
Sachs v. Löwenheim 418
Sal der Alchemiſten 7
Sala, Angelo, 355
Salentinus 127
Salmana 96
Salmon 462
Same des Goldes 8
Saturnblut 62
Saturnus 214
Schaubert, J., 238. 352
Schlüter's Ilſe 290
Schmid, R. J. F., 544
Schmolz v. Dierbach 490
Schobinger, D., 330
Schönſtein, H. v., 227
Schröder, F. J. W., 567
Schröder, W. v., 438
Schüler, K., 208
Schwefelbach 568
Schweitzer, J. Fr., 421. 601
Schwertzer, Seb., 316
Scipione, Sev., 465
Scotus 139. 157. 309. 325
Seele des Goldes 8
Seger v. Weidenfeld 455
Sehfeld, Adept, 527. 601
Semler, J. S., 587
Sendivogius, M., 343. 366. 601
Senior, Zabith, 105
Senſophar, Michal, 366
Sereskau, Freih. v., 369
Setonius Scotus 325. 601
Seyler, Wenzel, 445
Sidonius 325
Siebenfreund, Sebaſt., 286
Siebenſtern, Freih. v., 517
Siebert, Laborant, 472
Siebmacher, Ambroſ., 352
Sigillum Hermeticum 525
Sincerus Renatus 515
Snoy, Reyner, 261
Söldner, D., 513
Sonnenfels, Freih. v., 546
Spagiriſche Kunſt 1
Spinoza, Bened., 427
Stahl, G. E., 508
Stahl, J. G., 551. 601
Starkey, G., 391. 394
Stein der Weiſen 2. 28. 79
Stephanos Alexandrinos 72
Sternanker 595
Stolle, Wolf G., 482
Suchten, Alex. v., 268. 279
Sulphur d. Alchemiſten 7. 143. 187
Sulzburg, Edler v., 132
Syberg, Freih. v., 526
Syneſios, der Abt, 79
Syneſios, der Biſchof, 66

Taaut 25
Tabula smaragdina 28
Tachen, Otto, 285. 413
Tafel, Memphitiſche, 67
Tafel, Prager, 367
Talbot 302
Tank, Joach., 235. 350
Tarviſinus, Antonius, 291
Tarviſinus, Bernardus, 280
Taubenſchuß, Alchemiſt, 587
Terra foliata 265
Tetzen, Joh. v., 209
Themiſtios Euphrades 65
Theophraſtos 71
Theophraſtus Paracelſus 265
Theut, Thoyt 24. 25
Thograi 99
Thomas v. Aquino 137

Berichtigungen.

Seite	79.	Zeile	8.	lies	Blemmibas.
‚	350.	‚	29.	‚	H. Noll.
‚	432.	‚	13.	‚	Recherches.
‚	434.	‚	22.	‚	phosphorſaures.
‚	464.	‚	10.	‚	Romolo.

Halle,
gedruckt in der Buchdruckerei des Waiſenhauſes.

Der vorliegende Neudruck wurde in der Offizin der Omnitypie-Geſellſchaft, Nachf. Leopold Zechnall, Stuttgart, hergeſtellt